Digitized by Google

2403 e. 84

Digitized by Google

50

24

1490

Indian Institute, Oxford.

THE MALAN LIBRARY
PRESENTED
BY THE REV. S. C. MALAN, D.D.,
VICAR OF BROADWINDSOR,
January, 1885.

Digitized by Google

Die

Deutsche Geschichte.

Für Schulen bearbeitet

von

F. Kohlrausch.

In zwei Abtheilungen.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis 1½ Thlr.

Elberfeld, 1833.
Büschler'sche Verlags-Buchhandlung und Buchdruckerei.

2403 . 84

Digitized by Google

BODLEIAN
-9 JUN 1928
LIBRARY

Digitized by Google

Vorrede zur achten Auflage.

Die gegenwärtige neue Auflage meiner deutschen Geschichte für Schulen hat wesentliche Veränderungen und Erweiterungen erfahren. Ein etwas längerer Zwischenraum zwischen der vorigen und dieser Auflage hat es mir möglich gemacht, das Ganze genauer im Einzelnen nochmals durchzuarbeiten, als bei den meisten frühern möglich war, und dabei die wichtigen Werke über unsere Geschichte, welche im Laufe der letzten zehn Jahre erschienen sind, vollständiger zu benutzen. Wie bedeutend die Veränderungen, und besonders die Zusätze, geworden sind, zeigt schon die Stärke dieses ersten Theiles, welcher, bei engerem Drucke, mehr als drei Bogen gewonnen hat. Einzelnes darüber anzuführen, dürfte überflüssig seyn; doch verweise ich diejenigen, welche vielleicht vergleichen möchten, beispielsweise auf die Einleitung über das alte Deutschland und seine Bewohner, welche gänzlich umgearbeitet ist, auf die Römerkriege, die Geschichte der Hohenstaufen, und die der letzten Kaiser des Mittelalters.

Der wesentlichste Zusatz aber ist die Ausführung der Quellen-Schriftsteller für unsere Geschichte, sowohl der römischen für die älteste Zeit, als der übrigen vor jedem neuen Zeitraume. Dieses Verzeichniß, auch über die späteren Perioden, bis auf unsere Zeiten, fortgesetzt, wird eine Uebersicht des Wichtigsten aus der Literatur unserer vaterländischen Geschichte gewähren, und dem Studirenden, so wie dem jüngeren Lehrer, die ihre Studien auch einigermaßen auf die Quellen ausdehnen wollen, ein Wegweiser seyn. Und schon der Schüler der oberen Gymnasial-Klassen wird dadurch ein vorläufiges Bild von demjenigen erhalten, was der Geschichtsforscher durcharbeiten muß, um zu einer gründlichen Einsicht in die Geschichte des Vaterlandes zu gelangen. Nur wolle man, für jenen rein praktischen Zweck, keine Vollständigkeit dieser litterarischen Zugabe erwarten!

Indem ich so nach besten Kräften mich bestrebt habe, meinem Buche immer mehr innern Werth zu geben, und dadurch dem Vertrauen zu entsprechen, welches mir, vom ersten Erscheinen desselben an, von Lehrern und Lernenden, und aus den übrigen Kreisen des geschichtsliebenden Publikums, so ermunternd entgegengekommen ist, fühle ich zugleich das Bedürfniß, mich von Neuem über die eigentliche

Digitized by Google

Bestimmung meines Buches, so wie über dessen Verhältniß zu andern ähnlichen, welche seitdem erschienen sind, hier auszusprechen. — Mein Buch war das erste in dieser Art und diesem Umfange über unsere Geschichte. Es hatte recht eigentlich die Bestimmung, die Liebe der vaterländischen Geschichte in die Herzen der Jugend zu pflanzen, so wie auch außer dem Kreise der Schule den empfänglichen Gemüthern, welche sich mit ihr bekannt zu machen wünschten, die wichtigsten Erscheinungen derselben in möglichst anschaulicher Gestalt vor Augen zu bringen. Daher die Form zusammenhängender, das Allgemeine durch das Einzelnste bezeichnender, möglichst lebhafter Erzählung, untermischt mit Betrachtungen, Uebersichten und Vergleichungen; daher die Entfernung alles gelehrten Apparats. Ich hatte die Jugend, mit ihrer gemüthlichen Lernbegierde und ihrer regen Phantasie, nicht die schon Kundigen mit ihren höhern Bedürfnissen, vor Augen.

Es sind nach und nach viele andere Lehrbücher der deutschen Geschichte für den Schulgebrauch erschienen. Die mehrsten Verfasser derselben haben mehr die Form der Kompendien gewählt, haben durch Uebersichten und Andeutungen, in der Weise der akademischen Lehrer nur den Inhalt des Vorzunehmenden angegeben und dem mündlichen Vortrage die Ausführung des Einzelnen überlassen. Ohne Zweifel haben sie geglaubt, auf diese Weise dem Unterrichte des Lehrers zweckmäßiger in die Hand zu arbeiten, als wenn sie selbst lebendig und zusammenhängend erzählten und dadurch den mündlichen Vortrag überflüssig machten. Nach ihrer Meinung soll das Buch in des Schülers Hand ihn nicht vollständig befriedigen; es soll ihn vielmehr, indem er es vor der Stunde liest, auf die Ausführung des Lehrers begierig machen; indem er es in der Stunde vor sich liegen hat, ihm den Gang dessen, was vorgetragen wird, kurz anzeigen; und zuletzt, nach dem Unterrichte, zur Wiederholung dienen; das Gedächtniß soll alsdann die Lücken, die das Kompendium läßt, ausfüllen. — Allein ich fürchte, diese ganze Berechnung wird sich nicht bewähren. Der Schüler von 12 bis 15 Jahren in den mittlern Klassen, wohin die deutsche Spezialgeschichte gehört, liest sein Kompendium nicht vor der Stunde, um sich dadurch auf den Vortrag des Lehrers zu spannen; in der Stunde soll er gar nichts vor sich haben, was seine Aufmerksamkeit theilt, sondern ganz Ohr seyn, und der Lehrer es verstehen, ihn zu fesseln. Zur Repetition nachher wird ihn aber das Handbuch auch nicht anregen. Die kurzen Sentenzen und Uebersichten prägen sich nicht ein, weil sie kein anschauliches Bild geben. Das Sentenziöse hat überhaupt viel weniger Reiz für den Knaben und angehenden Jüngling, als für den Mann; jener will das Gemüthvolle. Er verlangt Stoff, anziehend und mit Wärme dargestellt; er will in den Gegenstand hineinversetzt, ja begeistert seyn, wo der Ort dazu ist. Wenn ihn der mündliche Vortrag des Lehrers ergriffen hat, so will er noch einmal

Digitized by Google

den angenehmen Eindruck der lebendigen Schilderung genießen; dazu nimmt er sein Lehrbuch in die Hand. Findet er nur Andeutungen und abgerissene Gedanken, oder wie in manchen andern dieser Bücher, wenn auch Sachen, doch diese nur in der abstrakten Weise unserer gewöhnlichen Büchersprache vorgetragen, so läßt ihn das Buch sicher kalt.

Auch für die Wiederholung des Vorgetragenen in der Schule, die erste und häufigste nemlich, welche das Wiedererzählen der Thatsachen fordert, damit das Einzelne sich einpräge und der Schüler in der mündlichen Darstellung geübt werde, ist ein Lehrbuch welches zusammenhängend erzählt, das rechte Hülfsmittel. Wir versäumen es nur zu häufig in den Schulen, den Knaben sprechen zu lehren; mögen dann wenigstens die Geschichts-Repetitionen dazu benutzt werden!

Nach den obigen Ansichten über die Beschaffenheit eines geschichtlichen Lehrbuchs für Schulen, welche sich auf bald zwanzigjährige Beobachtung des Unterrichts gründen, habe ich mich nicht entschließen können, meinem Buche eine andere Gestalt zu geben und dasjenige in Andeutungen und Auszüge zusammenzudrängen, was einmal als lebendige Schilderung dastand. Das Buch verdankt seinen Ursprung der bewegtesten Zeit des öffentlichen, wie meines eigenen Lebens, einer Zeit, da ich zugleich in mehreren Klassen der Schule die deutsche Geschichte mündlich vortrug und in den Stunden des Abends und der Nacht, noch in der Bewegung des lebendigen Vortrages, dieselbe niederschrieb. Dadurch hat die Darstellung den von Freunden und öffentlichen Beurtheilungen ausgesprochenen Charakter einer eigenthümlichen Wärme erhalten, welchen ich ihm durch keine Kunst zu anderer Zeit würde haben geben können. Diesen Hauch einer erhebenden Zeit wegzuwischen und durch Abkürzung in der Form vielleicht mehr Raum für Citate und unwichtigere Mittelglieder zu gewinnen, hielt ich so sehr für ein Unrecht gegen den Geist, der ursprünglich, fast möchte ich sagen ohne mein Zuthun, dem Ganzen gegeben war, daß ich selbst die kurze Darstellung der deutschen Geschichte, welche ich im Jahre 1822 für Bürgerschulen und für die unbemittelten Schüler der Gymnasien herausgegeben habe, nicht als Auszug oder Skizze, sondern ebenfalls als zusammenhängende Darstellung zu bearbeiten mich gedrungen fühlte.

Freilich folgt aus dieser Anlage eines geschichtlichen Schulbuches nothwendig eine gewisse Ungleichheit der Behandlung einzelner Theile gegen andere. Denn wenn die wichtigeren Abschnitte mit der gehörigen Ausführlichkeit behandelt werden sollen, um die volle Theilnahme des Lesenden für die geschilderten Personen und Begebenheiten zu erwecken, so muß dagegen das minder Wichtige kurz abgemacht werden, und die Gränzen eines Schulbuches nicht überschreiten. Allein jene Ungleichheit

Digitized by Google

der Behandlung, weit entfernt, ein Fehler eines solchen Schulbuches zu seyn, stimmt vielmehr mit seinem eigenthümlichen Zwecke ganz überein. Der Schüler soll vor der Hand auf das Wichtigere seine volle Aufmerksamkeit concentriren, um wenigstens dieses nicht wieder zu vergessen. Die Jugend in unsern Schulen hat so vielerley zu lernen, daß wir wohl darauf sinnen mögen, ihr durch jedes Erleichterungsmittel zu Hülfe zu kommen, und im mündlichen, wie schriftlichen Vortrage da die Farben stärker aufzutragen, wo der stärkere Eindruck gemacht werden soll. Auch lernt die Jugend doch immer nur Bruchstückweise, wir mögen noch so vollständig im Vortrage seyn. Und welcher Kundigste selbst weiß am Ende aus dem ungeheuern Gebiete der Geschichte mehr als Bruchstücke? Möge ihm nur das Wichtigere nicht darunter fehlen! damit für dieses der Lernende Raum behalte, dürfen wir denselben nicht schon früh mit Nebensachen ausfüllen, welche ihm die freie Aussicht und Uebersicht versperren. Manche Geschichtsbücher enthalten, wie manche Grammatiken der neuern Zeit, zu viel am unrechten Orte, welches, wenn auch an sich gut und richtig, doch gerade an dieser Stelle noch nicht gelernt werden soll, weil es Wichtigerem den Raum wegnimmt und mehr verwirrt als aufklärt. Für den praktischen Gebrauch kann nur der praktische Schulmann, den ganz passenden Maaßstab finden.

Ich lebe der Hoffnung, daß der praktische Schulmann, welcher mit dem Bedürfnisse der Jugend bekannt ist, jenen Maaßstab von mir nicht verfehlt finden und das gegenwärtige Buch auch ferner mit Nutzen für denjenigen Theil des Geschichtsunterrichts gebrauchen wird, welcher der Mittelpunkt der historischen Bildung unserer Jugend seyn und bleiben muß.

Münster, im Juni 1828.

Der Verfasser.

Vorrede zur zehnten Auflage.

Ich füge für diese neue Auflage zunächst die Bemerkung hinzu, daß auch in dieser die Frucht einer genauen Durchsicht, unter Benuzung der neuerschienenen Bearbeitungen einzelner Theile der deutschen Geschichte, hoffentlich nicht vermißt werden wird, und verweise zu diesem Ende unter Anderm auf die Geschichte des salischen Kaiserhauses, bei

Digitized by Google

welcher das treffliche Werk von Stenzel, mit dankbarer Anerkennung der Verdienste dieses gründlichen Geschichtsforschers, benutzt worden ist.

Ebenfalls werden die Lehrer, welche mein Buch bei ihrem Unterrichte gebrauchen wollen, bei aufmerksamer Betrachtung gewiß die Sorgfalt nicht verkennen, mit welcher ich die Geschichte der neuesten Zeit, wenn auch nur im Umrisse, für den Unterricht der Jugend zu bearbeiten gesucht habe. Die Erscheinungen der Zeit rufen es uns als eine ernste Pflicht zu, gerade diesen Theil des Geschichtsunterrichts mit gewissenhafter Aufmerksamkeit zu behandeln. Die Begebenheiten der letzten Jahrzehende in der Schule ganz zu übergehen, was unter andern Umständen das Richtige seyn möchte, da eigentlich nur dasjenige, was ein klares Resultat gewonnen hat, in die Schule gehört, ist gegenwärtig doch nicht rathsam. Die Schule würde sich dadurch eines wichtigen Mittels berauben, auf das Gemüth ihrer Schüler, im rechten Augenblicke, zum Guten zu wirken. Sie darf die Beurtheilung der Gegenwart nicht den zufälligen äußern Einwirkungen auf den Jüngling überlassen, denn leider sind diese in der Regel so verworren und verwirrend, von der Leidenschaft der Partheien getrübt, und drängen sich ihm auf jedem Schritte so unberufen, ja gewaltsam, auf, daß gerade aus der Gewalt dieser unreinen Eindrücke viele der traurigsten Erscheinungen unserer Tage abzuleiten sind.

Darum suche der gewissenhafte Lehrer durch eine ruhige Darstellung dessen, was wirklich Gehalt gewonnen hat und als ein fruchtbarer Keim für die Zukunft in der Geschichte unserer Zeit liegt, den Jüngling gegen das Blendwerk täuschender Systeme, wie gegen die stürmische Ungeduld der Partheien, im Voraus zu schützen, vor Allem aber ihn zu dem Bewußtseyn zu bringen, daß diese furchtbaren Erscheinungen und ernsten Verhältnisse viel zu verwickelt und schwierig, zum Theil zu unklar in sich und durch vielfach zusammenwirkende Ursachen entstellt sind, als daß der unerfahrene Jüngling sich in ihre Beurtheilung oder gar Lösung mischen dürfte. Er suche ihn dadurch zu dem Entschlusse zu führen, sich von diesen verwirrenden Elementen frei zu erhalten und sich ganz der Erfüllung seiner nächsten Pflicht, der Ausbildung durch gründliche wissenschaftliche Studien, zu widmen. Nicht, als solle er sich in einem einseitigen Brodstudium gänzlich verlieren und den Blick vom Leben abwenden, sondern er soll das Leben da suchen, wo es für ihn aus gesunder Quelle strömt, im Kreise geistesverwandter Freunde, im Genusse solcher Freuden, welche der jugendliche Frohsinn von selbst darbietet, im Wetteifer frischer Entwicklung geistiger und körperlicher Kraft, und auf dem großen Felde reinmenschlicher Interessen, welches noch außer der Geschichte des Tages, Gott sey Dank, vor uns liegt, in der reichen Welt des Geistes

und Gemüthes, welche die Philosophie, die Kunst, die Geschichte der Menschheit, und die Religion, zu ergründen bemüht sind.

Aber freilich, um der Jugend durch überwiegenden geistigen Einfluß eine solche Richtung, gegen den Strom des Tages, zu geben, bedarf es der ausgezeichnetsten Lehrer gerade für den Geschichtsunterricht. Darum sehe doch jede Schulbehörde und jeder Direktor vor allen Dingen dahin, daß dieser Unterricht, namentlich in den oberen Klassen, nur in der Hand der gereiftesten Lehrer sey, die durch gründliche Studien, durch Beobachtung des Menschen, durch Lebenserfahrung und Läuterung ihres eignen Innern, auf einen Standpunkt gelangt sind, daß sie durch das Uebergewicht ihres Geistes und Charakters eine Gewalt über die Gemüther üben können. Und jeder Lehrer, der sich eines solchen kräftigen Einflusses auf die Jugend bewußt ist, biete gern die Hand dazu, sich des Geschichtsunterrichts anzunehmen, wenn derselbe auch bisher nicht zu seinem nächsten Berufe gehört hat. Leider ist dieser Unterricht, verbunden mit dem geographischen, häufig nur als eine Zugabe betrachtet worden, welche der gerade am wenigsten beschäftigte, oft jüngere, Lehrer übernehmen mußte, sey er dazu wirklich gereift, oder nicht. Kenntnisse, wo es hauptsächlich auf sie ankommt, lassen sich auch recht wohl durch den jüngeren, weniger durch das Leben gereiften, Lehrer mittheilen, wenn er nur selbst gründlich unterrichtet ist, und darum können einem solchen auch unbedenklich Sprachlectionen, selbst in oberen Klassen, anvertraut werden; allein diejenigen Zweige des Unterrichts, welche vorzüglich im Schüler den Menschen ergreifen und emporheben sollen, vor Allen der Unterricht in Religion und Geschichte, fordern die vorzüglichste Ausbildung des Menschlichen im Lehrer selbst; darum müssen die Besten an jeder Anstalt es sich zur Ehre rechnen, gerade diese in ihren Händen zu halten.

Es ist die warme Liebe zur Jugend und die leider nur zu begründete Sorge um dieselbe, es ist eine dreißigjährige, nicht arme, Erfahrung in Ertheilung und Leitung des Jugendunterrichts, welche mich diesen dringenden Rath und diese herzliche Bitte an alle diejenigen, welche sich der Bildung der Jugend widmen, hier aussprechen lassen. Und gewiß, dieses Wort wird bei recht vielen Ehrenmännern des Standes, in welchem ein so guter und treuer Wille, wie nur in irgend einem Stande, lebt, seine Wirkung nicht verfehlen!

Hannover, im April 1833.

Der Verfasser.

Einleitung.

Das alte Deutschland und seine Bewohner.

1. Die Quellen unserer ältesten Geschichte.

Die Geschichte des Ursprunges und der frühesten Schicksale unsers Volkes ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Keine Urkunde sagt uns, wann und unter welchen Umständen unsere Vorfahren aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, in unser Vaterland eingewandert sind, welche Ursachen sie zur der Aufsuchung des Landes im Norden getrieben haben, noch welche Stamm-Verwandte sie in den Gegenden, aus welchen sie kamen, zurück ließen. Sparsame und dunkle geschichtliche Spuren, so wie die Verwandtschaft der Sprachen, deuten auf eine Verwandtschaft mit den Persern, bestimmter mit den Griechen.

Diese Dunkelheit unserer ältesten Geschichte kann uns nicht befremden, denn jedes Volk, so lange es, ohne Schrift, in einem halbrohen Zustande lebt, entbehrt jeder Kunde seiner Geschichte, außer etwa in Sagen und Liedern, welche von Geschlecht zu Geschlechte gehen. Aber wie diese schon in ihrem Ursprunge das Wahre mit der Dichtung vermischen, so werden sie noch dazu im Laufe der Jahrhunderte vielfach entstellt, so daß kaum der Faden geschichtlicher Wahrheit darin zu entdecken ist. Und selbst von jenen Liedern und Sagen, in welchen auch unsere Vorfahren, nach dem Zeugnisse der Römer, die Thaten und Schicksale des Volkes besangen, ist kein Laut auf uns gekommen.

So fängt unsere Geschichte erst mit dem Augenblicke an, da unsere Vorfahren, nachdem sie Jahrhunderte, ja vielleicht ein Jahrtausend, in unserm Vaterlande gewohnt hatten, mit einem

Volke in Berührung kamen, welches schon Geschichtschreibung kannte und übte. Dieses geschah durch den Zug der Cimbern und Teutonen gegen das römische Gebiet, im Jahre 113 vor Christi Geburt. Aber diese Berührung war nur vorübergehend, und die Fremdlinge waren den Römern zu unbekannt und zu fremdartig, als daß sie, die mit sich selbst genug zu thun hatten, und dazu auf alles Fremde hochmüthig herabsahen, sich von deren Herkunft und Geschichte gründlich hätten unterrichten sollen.

Und selbst die Erzählung dieses Kampfes gegen die deutschen Völker, so wichtig er für die Römer war, müssen wir mühsam aus vielen Schriftstellern zusammensuchen; denn die Quelle, aus welcher wir am reichsten würden schöpfen können, ist gerade hier versiegt; die Bücher des römischen Schriftstellers Livius, welche von diesem Kriege ausführlich handeln, sind mit vielen andern verloren gegangen; wir haben nur, — und selbst dieses ist ein Glück, — die dürren Inhaltsanzeigen derselben erhalten, nach denen, namentlich des 63. bis 68. Buches, wir wenigstens die Reihe der Haupt-Begebenheiten des Krieges verfolgen können. Außerdem schöpfen wir das Einzelne aus römischen Geschichtschreibern des zweiten und dritten Ranges, welche nur kurze, zum Theil verstümmelte Nachrichten geben und sämmtlich zu lange Zeit nach den Begebenheiten selbst lebten, um als Quellen betrachtet werden zu können. Dahin gehören: 1) des Florus epit. rer. rom (nach einigen ein Buch aus dem August. Zeitalter, nach Andern ein Werk des L. Annaeus Florus, der im Anfang des zweiten Jahrhund. unter Hadrian lebte); 2) des Vellej. Paterculus Weltgeschichte, in kurzen Umrissen bis auf Tiber. (lebte um Chr. Geb.); 3) Frontinus (um 100 n. Chr.) de stratagematibus, enthält gute Notizen über den Cimbrischen Krieg; 4) des Valer. Maximus (um 20 n. Chr.) dicta et facta memorabilia, 5) des Justinus (um 150) Weltgeschichte und 6) des Eutropius (um 375) Abriß der römischen Geschichte, liefern auch manches; manches andere römische Schriftsteller, die nicht gerade Geschichte geschrieben haben, gelegentlich.

Unter denen, die griechisch geschrieben, steht oben an 1) Plutarchos (um 100 v. Chr.) in der Lebensbeschreibung des Marius; ferner geben gute Einzelheiten: 2) Diodor von Sizilien (um Chr. Geb.) in seiner histor. Bibliothek; 3) Appian (um 160) in

seiner ethnographisch geordneten Geschichte der Römer, besonders in den Kap. de reb. Celt. und de reb. Illyr.; 4) Dio Cassius (um 222) in den Fragmenten, die von seiner römischen Geschichte erhalten sind; unter den Geographen vorzüglich Strabo, (um Chr. G.)

Nach der cimbrischen Zeit vergeht wieder ein halbes Jahrhundert, ehe die Römer von Neuem der Deutschen erwähnen. Erst in der Mitte des letzten Jahrhunderts vor Chr. kömmt Julius Cäsar an die Gränzen des eigentlichen Deutschlands; er selbst erzählt uns, wie er mit Ariovist in Gallien und dann mit deutschen Völkerschaften an der linken Rheinseite gekämpft; wie er die Ufer dieses Stromes zweimal durch eine Brücke verbunden und den Fuß auf die rechte Seite gesetzt habe; ferner, was er durch Nachforschungen bei Galliern, bei reisenden Kaufleuten und bei deutschen Gefangenen, über Germaniens Beschaffenheit und des Volkes Art und Natur in Erfahrung brachte. Seine Nachrichten sind für uns unschätzbar, obwohl sie immer noch dürftig, abgerissen und zum Theil unzuverlässig sind. Denn der große Feldherr, der nach der Herrschaft strebte, der die Menschen, — er ist nicht davon frei zu sprechen, — als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchte, der von der Höhe einer schon verdorbenen Kultur den einfachen Natur-Zustand eines Volkes nicht zu würdigen vermochte, und der endlich, um in Allem glaubwürdig zu seyn, viel zu sehr die Kunst verstand, die Begebenheiten zu seinem Vortheile darzustellen, — dieser Schriftsteller darf nicht ohne einiges Mißtrauen von uns zu Rathe gezogen werden.

Nach ihm tritt wiederum ein Zwischenraum von bald 50 Jahren ein, in welchen das Dunkel unserer Geschichte fast durch gar keinen Lichtstrahl fremder Beobachtung erhellt wird, bis in den nächsten Jahrzehenden vor und nach Christi Geburt die Römer auf längere Zeit den deutschen Boden betreten. Sie lernen das südwestliche und nordwestliche Deutschland ziemlich genau kennen, hätten es wenigstens so kennen lernen können, wenn ihr befangener, eigensüchtiger fremder Eigenthümlichkeit verschlossener Sinn dazu recht fähig gewesen wäre, und wenn nicht die vielfältige Noth, welche sie in Deutschland erleiden mußten, sie theils zu sehr beschäftigt, theils ungerecht in ihrem Urtheile über Land und Menschen gemacht hätte. Von denen, welche sie Barbaren

nannten, durch Gewalt der Waffen mehrmals hart beschädigt, selbst durch Klugheit und Kriegslist oft übertroffen, zuletzt, trotz entschiedener Siege, deren sie sich rühmten, vom deutschen Boden vertrieben, mußten sie, um nicht mit zu großem Schimpf zu bestehen, ihr Unglück verkleinern, das der Feinde vergrößern, diese oft der Hinterlist beschuldigen, wo vielleicht ein ganz anderes offenes Verhältniß stattgefunden hatte, und überhaupt auf die Deutschen und ihr Land vielfache Beschuldigungen häufen. Kein unpartheiischer Mann aus ihrer Mitte, der Augenzeuge ihrer Züge gewesen, schildert uns treu die Begebenheiten und unser Volk. Der einzige Geschichtschreiber jener Zeit, der es gekonnt hätte, Vellejus Paterculus, Diener des Kaisers Tiberius und Freund seines Günstlings Sejan, der im Heere Tibers in den nächsten Jahren vor und nach Christi Geburt selbst in Deutschland, namentlich an den Ufern der Elbe, gewesen ist, zeigt sich in den übrigens auch ganz dürftigen, Nachrichten, die es giebt, als einen Schmeichler seines despotischen Herrn, dessen Thaten er in einer schwülstig übertreibenden Sprache bis in den Himmel erhebt.

Ein zweiter römischer Schriftsteller, der Deutschland selbst gesehen, ist Plinius der ältere, (st. im J. 79 nach Chr.) er ist an der Nordküste Deutschlands, im jetzigen Ostfriesland oder Oldenburg bei den Chauken gewesen, sicher aber nicht weit in's Land gekommen. Er giebt uns in seiner hist. natur., welche eine Encyklopädie gemeinnütziger Kenntnisse ist, manche schätzbare Nachrichten über die natürliche Beschaffenheit unseres Vaterlandes und die Stämme und Völker desselben. Doch müssen seine Nachrichten und Urtheile mit Vorsicht benutzt werden, da sein kritischer Scharfsinn oft zweifelhaft erscheinen muß. Ein unersetzlicher Verlust für uns ist aber der seiner 20 Bücher über alle Kriege der Römer mit den Deutschen, von welchen nichts auf uns gekommen ist. Er lebte der Zeit der That noch so nahe, daß er die Nachrichten so gut, als sie irgend zu haben waren, sammeln konnte. Trösten mögen wir uns einigermaßen damit, daß Tacitus, (um 100 n. Chr.) der seinen Vorgänger als Zeugen aufführt, des Plinius Werk benutzt hat; aber Tacitus erzählt die deutschen Kriege nur zum Theil, und nicht als Hauptsache, und auch von ihm ist uns viel Wichtiges verloren gegangen. Seine Annalen, welche die rö-

mische Geschichte vom Tode August's bis zum Tode Nero's erzählen, fangen erst nach der Zeit der großen deutschen Freiheits-Schlacht gegen Varus an, und auch von ihnen ist das 7te bis 10te Buch verloren, und das 5te und 16te nur unvollständig auf uns gekommen. Gleichwohl erkennen wir in ihm bei weitem den Hauptschriftsteller für unsere Vorzeit, und verehren sein erhabenes Gefühl für sittliche Würde, für Wahrheit und Recht, auch in dem, was er über den Kampf der Römer und Deutschen, wenngleich ohne seine Schuld nicht immer aus lauterer Quelle, erzählt. Am höchsten jedoch verehren wir ihn wegen des Kleinods, welches er uns in seiner Beschreibung unseres Landes und Volkes (de situ ac moribus Germ.) hinterlassen hat. Sein tiefes Gefühl für Sitten-Einfalt und gesunde Naturkraft hatte ihn zum warmen Freunde des deutschen Volkes gemacht, und eine getreue Schilderung desselben schien ihm ein seiner würdiges Werk zu seyn, so wie sie auch seinen verdorbenen Landsleuten ein Bild vor Augen stellen mußte, welches manches noch nicht ganz unempfängliche Gemüth zur Erkenntniß des eigenen widernatürlichen Zustandes bringen konnte. Er sammelte zu diesem Ende, was er in früheren Schriftstellern fand und durch mündliche Nachrichten von Römern, die in Deutschland gewesen, und Deutschen, die in römischen Kriegsdiensten waren, erfahren konnte. So entstand dieses für uns unschätzbare Buch, welches ein Ehrentempel des deutschen Volks genannt werden darf und gleich einem hellen Sterne den Anfang unserer, sonst dunklen, Laufbahn erleuchtet. Zwar mag einiges von ihm mit zu großer Vorliebe dargestellt seyn; allein wenn auch vieles abgerechnet wird, so bleibt doch des Ruhmwürdigen genug übrig, und daß die Hauptsache wahr sey, dafür bürgt uns die aus allen seinen Schriften siegreich sprechende, unbestechliche Wahrheitsliebe des edeln Römers.

Zu den übrigen, minder bedeutenden, Geschichtschreibern, welche Beiträge zu unserer ältesten Geschichte liefern und schon bei Gelegenheit des cimbrischen Krieges genannt sind, — Dio Cassius ist unter ihnen wichtig, — kommen für spätere Kriege noch: Suetonius (110 n. Chr., geachtet von Trajan und Hadrian,) in seinen Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser; Die Scriptores hist. augustae, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, unter ihnen

Aelius Spartianus, Julius Capitolinus und Flavius Vopiscus; Aurelius Victor (330) in den Lebensbeschreibungen der Kaiser von August bis Constantius; Paulus Orosius (417) in seiner Geschichte. Unter den Geographen ist, außer Strabo und Pompon. Mela, (48) besonders Claudius Ptolemäus zu nennen (140,) der ein System der Geographie auf ein verlornes Werk des Tyriers Marinos baute und besonders sorgfältig in Bestimmung der Längen- und Breiten-Grade ist. *)

Nehmen wir nun aber auch das Beste zusammen, was uns die alten Schriftsteller über unsere Vorfahren geben, und trösten uns über die großen Lücken, welche sie lassen, mit den Gedanken, daß

*) Ein besonders schätzbares Hülfsmittel für die alte Geographie ist uns noch in einer ächt römischen Wegkarte erhalten, bestehend aus einem etwa 20 Fuß langen und einem Fuß breiten Pergament-Streifen, auf welchem alle Hauptörter des römischen Reichs in seiner Ausdehnung, nach ihren Entfernungen von einander, aber ohne alle astronomischen und geometrischen Verhältnisse, verzeichnet sind. Sie wird zum Gebrauch für die römischen Heere gedient haben, deren Standlager und Straßen sorgfältig darauf angegeben sind. Nach der Meinung einiger Gelehrten, stammt sie aus dem dritten, nach andern vom Ende des vierten Jahrhunderts her. Eine mit longobardischer Schrift im 13ten Jahrhundert gemachte Abschrift, (die sich gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien befindet,) wurde im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Staube einer Klosterbibliothek hervorgezogen und erhielt von einem ihrer ersten Besitzer, dem Augsburgischen Stadtschreiber Conrad Peutinger, den Namen Tabula Peutingeriana. Kopien davon sind mehrmals gemacht. Eine ähnliche Bestimmung hatten die geschriebenen Reise-Routen, von denen wir noch die Itineraria Antonini besitzen.

Ebenfalls mag hier der ältesten geographischen Nachrichten Erwähnung geschehen, welche über den Norden Europa's existiren und von dem Astronomen Pytheas in Massilia, (dem jetzigen Marseille,) herrühren, welcher um das Jahr 320 vor Chr. Geb. eine Forschungsreise auf einem Handelsschiffe seiner Vaterstadt in die nördlichen Meere unternahm. Leider sind uns von dem ganzen wichtigen Reiseberichte desselben nur wenige Bruchstücke durch Strabo und Plinius erhalten. Merkwürdig für uns ist es, daß er schon den Namen der Gothonen, die er Guttonen nennt, an den Ostsee-Küsten, und eben so den der Teutonen, wie es scheint weiter im Lande, an der Weichsel, anführt. Wahrscheinlich bezeichnet er damit überhaupt nur deutsche Völkerschaften, und so wäre dieses die älteste Erscheinung unsers Volksnamens in der Geschichte.

uns doch einiges, und zwar recht Großes und Wichtiges, durch sie überliefert ist, — so sind es doch immer nur die Zeugnisse Fremder, der deutschen Natur an Bildung und Wesen fern stehender Südländer, unserer Sprache unkundig und, bis auf Einen, gleichgültig oder gar feindselig gegen uns gesinnt. Kein einziges Wort aus deutschem Munde, das römische Urtheil berichtigend, oder die Fäden der Begebenheiten auseinanderlegend, welche die Römer nicht sehen noch verstehen konnten, redet zu uns aus jener Zeit. Wie viel reicher und sicher noch ehrenvoller würde das Gemälde derselben sich vor uns ausbreiten, wenn wir auch deutsche Quellen besäßen! Aber erst mehrere Jahrhunderte später, nachdem vielfache Umwälzungen vorgegangen, und die meisten Bestandtheile der alten Zeit von ihrem Flecke gerückt waren, fangen einzelne, sparsame Quellen der Geschichte an aus deutschen Zeugnissen zu fließen, von Schriftstellern, welche mit ihrem Volke auf fremden Boden verschlagen, die Schicksale desselben zu erzählen versuchen. Ihre Namen werden im Anfange des zweiten Zeitraumes genannt werden.

Nach allem Obigen müssen wir uns daher begnügen, aus den römischen und griechischen Schriftstellern, und durch Schlüsse aus späteren Zeugnissen auf frühere Zeiten, ein möglichst getreues Bild unserer Vorzeit aufzustellen, uns dabei bescheidend, daß sehr Vieles dunkel, abgerissen, im Widerspruche gehüllt, erscheinen muß, und daß die Meinungen über manches Einzelne wohl immer getheilt bleiben werden. Die Zeit, für welche die folgende Schilderung gehört, ist die Zeit um Christi Geburt und die nächsten Jahrhunderte darnach.

2. Die Beschaffenheit des Landes.

Unser Vaterland war in den Zeiten, da die Römer dasselbe zuerst kennen lernten, nach ihrer Beschreibung ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große herzynische Wald dehnte sich, nach Cäsars Angabe, von den Alpen in einer Länge von 60 und einer Breite von 9 Tagereisen weit durch dasselbe hin, und darnach müßten alle Haupt-Gebirge und Wälder des jetzigen Deutschlands die Ueberbleibsel dieses ungeheuren Waldgebirges seyn. Allein Cäsar

überträgt, nach den unbestimmten Nachrichten, die er erhielt, in der Unkunde der deutschen Sprache, den allgemeinen deutschen Gebirgs-Namen Hart oder Harz auf die sämmtlichen Waldgebirge des Landes, die doch gewiß bei den Einwohnern schon durch besondere Namen unterschieden wurden. Spätere Schriftsteller, namentlich Plinius und Tacitus, schränken den herzynischen Wald auf die Gebirgsreihen ein, welche im Süden des Thüringer Waldes Böhmen umschließen und nach Osten Mähren und Ungarn berühren. Auch nennen sie und der spätere Ptolemäus manche einzelne Gebirge mit eignen Namen, z. B. mons Abnoba, der Schwarzwald (Ptolem. scheint darunter die Gebirge zwischen Main, Rhein und Weser zu verstehen); das Melibokos-Gebirge, der jetzige Harz, der Semana-Wald, im Süden des Harzes nach dem Thüringer-Walde zu; das Sudeta-Gebirge, ein Theil des Thüringer-Waldes; der Gabreta-Wald, der Böhmer-Wald; das Askiburgische Gebirge, nach Einigen das Erz- doch besser das Riesen-Gebirge; der Taunus, die Höhe zwischen Wiesbaden und Homburg; der Teutoburger-Wald, die Gebirgs- und Wald-Strecke, die sich von der Weser in das Lippische und weiter nordwestlich bis nach Osnabrück ausdehnt. Cäsar nennt auch noch den Bacenis-Wald, wahrscheinlich der westliche Theil des Thüringer-Waldes, der sich bis in das Fuldaische erstreckt und im Mittelalter Bocauna oder Buchonia hieß; und Tacitus nennt die silva Caesia, zwischen der Ems und Yssel, wovon noch der Häser-Wald und die Baumberge bei Coesfeld Ueberbleibsel sind und vielleicht die Stadt Coesfeld den Namen erhalten hat. Mehrere andere, minder wichtige oder ungewisse, Namen übergehen wir.

Die großen deutschen Waldungen haben ohne Zweifel, wie jetzt hauptsächlich aus Eichen, Buchen und Nadelholz bestanden. Vor allem bewunderten die Römer die ungeheuren Eichen, die ihnen gleich alt mit der Erde zu seyn schienen. Plinius, der selbst im nördlichen Westphalen, im Lande der Chauken, gewesen war, drückt sich so über sie aus: „Mit der Erde selber entstanden, von den Jahrhunderten unberührt, übersteigen die ungeheuren Stämme durch ihr kräftiges Leben alle sonstigen Wunder der Natur.“

Auch von deutschen Flüssen kennen die Römer schon die meisten; Danubius, Donau; Rhenus, Rhein; Moenus, Main; Albis,

Elbe; Visurgis, Weser; Viadus, Oder; Vistula, Weichsel; Nicer, Neckar; Luppia, Lippe; Amisia, Ems; Adrana, Eder; Salas, (nur bei Strabo,) Saale; und einige andere. Auffallend ist es, daß die Römer die Lahn und die Ruhr', welche sie bei ihren Feldzügen im nördlichen Deutschland doch sicher kennen lernten, gar nicht nennen. — Die deutschen Ströme waren damals noch nicht durch Brücken gangbar; der Deutsche bedurfte derselben nicht, da er jene leicht durchschwamm und für größere Uebergänge seine Schiffe hatte.

Der Boden des Landes war nicht bearbeitet wie jetzt; doch nennen ihn die Römer stellenweise recht fruchtbar, und Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeschäftigungen der Deutschen. Roggen, Gerste, Hafer, und nach einiger Meinung auch Waizen, wurden gezogen; Flachs war allgemein verbreitet; mehrere Wurzeln- und Rüben-Arten gab es gewiß; die Römer bewunderten Rettige von der Größe eines Kinderkopfes, und nennen Spargel, den sie freilich nicht rühmten, und eine Art Zuckerwurzel, die ihnen wohlgefiel. — Die edlen Obstarten der Südländer, welche später auch zu uns verpflanzt sind, mochten damals nicht gedeihen, doch erwähnt Plinius einer Kirschenart am Rheine, und Tacitus rechnet wilde Baumfrüchte, (agrestia poma,) welche doch wohl besser als unsere Holzäpfel gewesen sein müssen, unter die Speisen der Deutschen.

Die Weiden waren grasreich und schön, und das Rindvieh, so wie die Pferde, wenn gleich klein und unansehnlich, doch von sehr guter, dauerhafter Art.

Das edelste aller Gewürze, das Salz, quoll den Deutschen aus ihrem vaterländischen Boden empor. Auch das nützlichste aller Metalle, das Eisen, versagte er ihnen nicht, und sie verstanden die Kunst, es zu gewinnen und zu verarbeiten. Nach Silber scheinen sie noch nicht gegraben zu haben.

Der stärkenden Heilquellen, deren unser Vaterland so viele zählt, erwähnen die Römer schon bei Spaa und Wiesbaden.

Das Klima war wegen der unabsehlichen Waldungen, deren Dickicht die Sonnenstrahlen nicht durchdrangen, und wegen der unausgetrockneten Sümpfe und Moore, kälter, neblichter und rauher, als jetzt; doch wohl nicht ganz so schlecht, wie die im üppi-

gen Italien verwöhnten Römer es schilderten. Nach ihnen standen die Bäume acht Monate im Jahre blätterlos, und die großen Ströme regelmäßig so fest vom Eise, daß sie Heereslasten tragen konnten. „Nur drei Jahreszeiten," sagt Plinius, „kennen die Deutschen: Winter, Frühling und Sommer; vom Herbst kennen sie weder Namen noch Gaben." — Ueberhaupt fanden die Römer das Land so unfreundlich, daß sie es für unmöglich hielten, jemand könne Italien verlassen, um in Deutschland zu wohnen.

Unsere Vorfahren aber liebten dieses Land über Alles, weil sie als freie Männer darin geboren waren, und weil des Landes Beschaffenheit ihre Freiheit schützen half. Die Wälder und Sümpfe schreckten den Feind; die rauhe Luft, so wie die Jagd der wilden Thiere, stärkten die Körper der Männer, und bei einfacher natürlicher Kost wuchsen sie zu hohen Gestalten empor, daß die andern Völker sie staunend bewunderten.

3. Die Menschen.

Die Römer hielten das deutsche Volk, mit Recht, für ein uraltes, reines, ungemischtes Stammvolk. Es war nur sich selbst gleich; und wie die gleichartigen Gewächse des Feldes, die aus reinem Samen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, sondern in dem gesunden, freien Boden draußen emporwachsen, durch Ausartung nicht von einander abweichen, so war auch unter den Tausenden des einfachen deutschen Stammes nur Eine, feste, gleiche Gestalt. Ihre Brust war breit und stark; ihr Haar gelb, bei den Kindern im frühesten Alter blendend weiß. Auch ihre Haut war weiß, ihr Auge blau, ihr Blick durchdringend und kühn. Der starke, riesenartige Körper, welchen die Römer und Gallier nicht ohne Schrecken ansehen konnten, zeugte, welche Kraft die Natur in dieses Volk gelegt hatte; nach den Angaben einiger Alten war ihre gewöhnliche Höhe sieben Fuß.

Von Jugend auf härteten sie ihren Körper auf alle Weise ab. Die neugebornen Kinder wurden in kaltes Wasser getaucht, und das kalte Bad blieb für Knaben und Jünglinge, für Männer und Frauen, das Stärkungsmittel das ganze Leben hindurch. Ihr Kleid war ein weiter, kurzer Rock, mit einem Gurt befestigt, oder Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden; bei beiden

war ein großer Theil des Leibes unbedeckt, und auch der Winter brachte sie nicht dahin, sich wärmer zu kleiden. Die Kinder liefen fast ganz nackend umher, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die früheren Jahre hindurchbrachten, wunderten sich, wie die Knaben der Deutschen ohne Wiege und Windeln in solcher Fülle der Gesundheit emporblüheten.

Die Römer nannten unser Volk nach seiner kriegerischen und tapfern Sinnesart Germanen,*) Wehr- oder Kriegsmänner, ein Name, den die Tungern, ein Haufe deutscher Wehrmänner, die in früher Zeit über den Rhein gingen und sich mit den Waffen in der Hand unter den Galliern niederließen, allen ihren Stammgenossen beilegten, um ihre kriegerische Weise dadurch zu bezeichnen und ihren Feinden Furcht einzuflößen. Dieser Name, als ein Ehrenname, wurde nun von allen Deutschen gern anerkannt und blieb.

Der uralte Volks-Name ist aber ohne Zweifel derselbe, den wir bis auf den heutigen Tag führen. Er stammt von dem Worte Teut, Thiet, Tiot, Diot, her, welches Erde und auch Volk bedeutet. Nach der religiösen Sage trug der Stammvater des Volkes, der erdgeborne Gott Teut, nach der römischen Aussprache Tuisko, diesen Namen, und von dessen Sohne Man benannte das Volk alle seine männlichen Nachkommen. Ein Teutscher oder Deutscher, je nach der härteren oder weicheren Mundart, wäre also ein von Teut stammender, oder ein dem Volke, welches sich vorzugsweise so nennt, Angehöriger.**)

Verdrängt durch den, von den Galliern und Römern gebrauchten Namen Germanen, kam der ursprüngliche Volks-Name erst

---

*) Von dem Worte Ger, Krieg und auch Spieß, wovon die Worte Heer, Wehr nnd das französische guerre, abstammen, — und dem Worte Man, der Mann, der Herr. Merkwürdig ist es, daß der Name Germanen, den vor Cäsar kein römischer Schriftsteller nennt, auf einer im Jahr 1547 entdeckten Marmorplatte vorkommt, welche zu den berühmten Fastis Capitolinis gehört, und zwar für das Jahr 223 vor Chr. Geb. Der Consul Marcellus trug in diesem Jahre einen Sieg über den gallischen Heerführer Viridomar davon, der auf der Marmorplatte ein Anführer der Gallier und Germanen genannt wird.

**) Die Abstammung durch das Adjectiv auszudrücken, ist nicht so ungewöhnlich. Der Engländer nennnt sich: Englishman, und der Däne

Digitized by Google

nach Jahrhunderten wieder zum Vorschein, nachdem die römische Herrschaft zu Grunde gegangen war; doch erscheint er vor Otto I. nur in wenigen Urkunden, von denen die früheste aus dem Jahre 813 ist.

Daß der ursprüngliche Gesammtname des Volkes in frühern Zeiten wenig in Gebrauch und den Römern vielleicht gar nicht bekannt war, darf uns nicht befremden. Bei einem, in so viele Stämme getheilten, Volke kam im Verkehr der einzelnen Stämme gewiß nur der Name eines jeden vor, und später, als sich die Völkerschaften in Bundesgenossenschaften vereinigten, nur der Name des Bundes: Sueven, Markmannen, Allemannen, Gothen, Franken, Sachsen. Uebrigens ist der alte Volks-Name in dem der Teutonen, den schon Pytheas, 300 Jahre vor Chr. Geb. anführt, und der bei dem cimbrischen Kriege wieder erscheint, nicht zu verkennen; und aller Wahrscheinlichkeit nach bezeichnet er auch an beiden Stellen kein einzelnes Volk, sondern den Gesammtnamen aller.

4. Die deutschen Stämme.

Es werden uns von den alten Schriftstellern die Namen vieler deutscher Völkerschaften genannt und ihre Wohnsitze, zum Theil genauer, zum Theil unbestimmter, bezeichnet. Auch reden mehrere unter ihnen von Hauptstämmen, unter welchen die einzelnen Völkerschaften sich vereinigten. Allein ihre Angaben sind weder übereinstimmend noch genau genug, um daraus eine feste Uebersicht zu gewinnen, die wir uns doch so gern bilden möchten! Denn wie wichtig wäre es für uns, schon in der Wiege unserer Geschichte die Stamm-Unterschiede nachweisen zu können, welche sich noch jetzt finden und durch die verschiedenen Mundarten der deutschen Sprache, so wie durch manche wesentliche Verschiedenheit in der Lebensweise des Volks, besonders des der Natur näher gebliebenen Landvolks, darthun? Aber wir wandeln hier auf zu unsicherm Boden, und nur einige, immer noch wichtige, Grundzüge werden sich als festes Resultat ergeben.

---

schlichtweg en Dansk. Das römische Tuisco scheint auch nichts weiter, als das Adjectiv von Teut zu seyn, welches noch im Munde des Nieder-Deutschen, Dübsk, Düsk, lautet, und nach römischer Schreibart, um das deutsche ü auszudrücken, Tuisk geschrieben werden mußte. S. Luden d. Gesch. I. pag. 597.

Am wenigsten geschichtlichen Werth und Einfluß hat die fünffache Stamm-Eintheilung, welche Plinius giebt, Es sind nur Namen, die er aufzählt. Von der äußersten Nordküste, also etwa an der Weichsel-Mündung, anfangend, nennt er zuerst die Viniler oder Windiler; weiter westwärts, an der Ostseeküste her, und über die cymbrische Halbinsel hinaus, an der Nordsee bis zur Mündung der Ems, die Ingävonen; in den Rheingegenden bis zum Maine, und an der linken Rheinseite noch weiter hinauf, die Istävonen; in der Mitte Deutschlands, besonders in den Hochländern an der obern Weser, der Werra, Fulda und nach Süden zu bis in den Herzynischen Wald, die Hermionen-Völker. Dem fünften Stamme giebt er keinen allgemeinen Namen, rechnet aber dazu die Peuciner und Bastarner in den Nieder-Donau-Gegenden bis nach Dacien.

Tacitus kennt dreie dieser Namen auch, aber er leitet sie von dem mythischen Ursprunge des Volkes her. Der Sohn Tuisko's, Man, hatte drei Söhne, Ingävon, Istävon, und Hermion, deren Nachkommen die drei Hauptstämme der Ingävonen, Istävonen und Hermionen bildeten.

Allein diese Namen haben keine weitere Bedeutung für die Geschichte. Keine Eigenthümlichkeit der Sprache und Sitten knüpft sich daran, keine denkwürdige That ist von den Deutschen unter dem Namen von Hermionen oder Istävonen verrichtet. Wir lassen sie daher als Räthsel stehen, welche die Geschichte wohl nie lösen wird.

Viel wichtiger dagegen ist, was uns die Alten, am bestimmtesten Cäsar und Tacitus, über die Eigenthümlichkeit eines deutschen Hauptstammes, welcher viele einzelne Völker umfaßte, der Sueven nemlich, erzählen. Aus der Zusammenstellung des von ihnen entworfenen Bildes mit manchen andern Schilderungen deutscher Sitten und Einrichtungen, können wir die Eigenthümlichkeit eines zweiten Stammes mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, wenn gleich die Römer ihm keinen allgemeinen Namen geben. Wir stellen zuerst die Sueven dar, wie Cäsar und Tacitus sie schildern.

1) Die Völker suevischen Stammes wohnten in einem großen Halbkreise vom Ober- und Mittel-Rhein und von der Donau, durch die Mitte Deutschlands und weiter nach Norden bis an die Ostsee, so daß sie die Flußgebiete des Neckars, des Mains,

der Saale, dann am rechten Elbufer der Havel, Spree und Oder inne hatten; ja, Tacitus setzt Sueven Völker noch bis über die Weichsel hinaus, sowohl im innern Lande, als an den Ostsee-Küsten, und jenseits derselben in Schweden. Gründe der Wahrscheinlichkeit lassen zwar zwischen Oder und Weichsel, und an letzterem Flusse, noch einen dritten, den gothisch-vandalischen Stamm, erkennen; allein wir können, da die festen Nachrichten fehlen, nur darauf hindeuten, wovon weiter unten ein Mehreres. — Die Sueven waren, wie Cäsar berichtet, schon früh zu einem großen Bunde vereinigt, dessen Grundzüge durchaus kriegerisch waren. Die Liebe der Waffen sollte in allen lebendig erhalten werden, auf daß sie zu jeder Unternehmung stets bereit seyn möchten. Daher hatten die Einzelnen kein bestimmtes Maaß an Länderei, sondern die Fürsten und Vorsteher theilten den Familien jährlich ihr Land zu, wie und wo es ihnen gut däuchte; auch durften sie nicht einmal denselben Acker zwei Jahre hintereinander bestellen, sondern mußten mit andern tauschen, damit keiner sich an den Boden gewöhnen und den festen Wohnplatz liebgewinnen möchte, und die Lust des Krieges mit dem Ackerbau vertauschte. Wenn der Einzelne ein weites Gebiet erwürbe, so fürchteten sie, möchte der mächtige den Armen verdrängen, sich zierliche Häuser erbauen, und es möchten durch Begierde nach Reichthum, Partheiungen und Spaltungen entstehen. Außerdem mußten jährlich aus jedem ihrer hundert Gaue tausend Männer in den Krieg ziehen, die übrigen aber, die zu Hause blieben, den Acker für diese mitbestellen. Im folgenden Jahre waren umgekehrt die andern unter den Waffen, und jene zu Hause; so daß sowohl der Feldbau als auch die Kunst der Waffen in beständiger Uebung war.

Sie hielten es für einen Ruhm, wenn an ihren Grenzen das Gebiet weit herum wüst lag, zum Zeichen, daß die Nachbar-Völker ihrer Gewalt nicht hatten widerstehen können. Auch mochte es ihnen also sicherer scheinen gegen plötzlichen Ueberfall.

In diesen, wenn gleich rohen, Grundzügen des suevischen Bundes zeigt sich schon ein großer Gedanke, und beweiset, daß unsere Vorfahren zur Zeit von Christi Geburt keineswegs zu den wilden Völkern gezählt werden dürfen. Was Lykurg durch seine Gesetzgebung bei den Spartanern bewirken wollte, und weshalb auch

er seinen Bürgern kein festes und abgesondertes Eigenthum gestattete, das sollte auch die Grundlage und die zusammenhaltende Kraft des suevischen Bundes seyn: Ein so starker, durchgreifender Gemeinsinn, daß der Einzelne sich durchaus dem Ganzen unterordnen, nur in dem Ganzen und für dasselbe leben sollte. Nicht durch Eigennutz, nicht durch Partheisucht, nicht durch Trägheit sollte sich irgend einer von den übrigen absondern, oder sein eigenes Wohl für wichtiger achten, als das des gesammten Bundes.

2) Im nordwestlichen Deutschland, zwischen der Nieder-Elbe und dem Nieder-Rhein, also um die Aller, Leine, den Harz, die Weser, Lippe, Ruhr und Ems, bis an die Küsten der Nordsee, (später auch jenseits des Rheins in den Maas- und Schelde-Gegenden), nennen uns die Römer viele einzelnen Völkerschaften, ohne sie mit einem gemeinschaftlichen Namen zu bezeichnen. Späterhin, im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb., kommt in diesen Gegenden der Name Sachsen vor, und in noch späterer Zeit ist er der herrschende in dem oben bezeichneten Landstriche; denn im dritten Jahrhunderte breitete sich das Volk der Sachsen aus Holstein über Nieder-Deutschland aus und gab den Völkern, die es bezwang oder zum Bunde vereinigte, seinen Namen. Man hat den Namen der Sachsen auch für die frühere Zeit zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller Völkerschaften in Nieder-Deutschland gebrauchen und durch ihn den Gegensatz bezeichnen wollen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise gegen die Sueven standen. Denn wie diese sich ungern an feste Sitze binden und durch die größere Beweglichkeit in allen ihren Gliedern zu jeder kriegerischen Unternehmung bereit halten wollten, so hatten im geraden Gegensatze die Völker in Nieder-Deutschland sich früh an feste Wohnsitze gewöhnt und den Ackerbau zu ihrer Hauptbeschäftigung gemacht. Sie wohnten auf Höfen zerstreut; jeder Hof hatte seine Feldmark um sich herum und war mit Hecke und Erdwall eingehegt. Der Hausvater war Herr und Priester in seinem Gehöfe und durch freiwilligen Bund mit einer Anzahl anderer Hofherrn zu einer Gemeinde verbunden; mehrere Gemeinden wieder zu einem Gau. Der Name der Sachsen, den man von Sitzen ableitete und mit Einsassen gleichbedeutend hielt, schien die Eigenthümlichkeit dieser Völker recht treffend zu bezeichnen, so wie dagegen der Name

Sueven, der das schweifende Leben der übrigen ausdrücken sollte, sehr gut für diese zu passen schien. Allein diese Ableitungen sind mehr sinnreich als geschichtlich begründet. Der Name Sachsen ist vielmehr, nach aller Wahrscheinlichkeit, von den kurzen Schwertern dieses Volkes, Saxen genannt, abzuleiten; und der der Sueven kann eben so wahrscheinlich von dem Worte See, welches in einigen Mundarten Sewe lautete, herkommen und die ursprünglichen Wohnsitze dieses Stammes an der Ostsee andeuten.

Gleichwohl haben sich diese Namen einmal ein geschichtliches Ansehen erworben, und der Name Sassen bezeichnet so treffend die Natur des niederdeutschen Volks-Stammes, daß es zweckmäßig ist, ihn zu seiner gemeinschaftlichen Bezeichnung beizubehalten, ohne ihn jedoch mit dem des Sachsen-Volkes zu verwechseln.

Gegen die Sueven bildeten die Sassen in ihrer Verfassung den geraden Gegensatz. Hier die größte Freiheit und Selbstständigkeit des Einzelnen; dort die Kraft und Einheit des Ganzen, in welchem sich der Einzelne verlieren mußte; hier Familien-Leben in seiner vollen Geschlossenheit; dort Staats-Leben in dem Lichte einer scharfaufgefaßten Idee.

Für die Kraft des ganzen Volkes gegen Fremde war die sassische Einrichtung nicht die günstigste; aber dem einzelnen Manne giebt es einen starken und selbstständigen Sinn, wenn er in seinem Hause und Hofe der alleinige Herr ist, und Frau und Kind durch seine eigene Kraft beschützen muß. In Dörfern oder gar Städten, wo er dicht unter vielen wohnt, verläßt er sich auf den Schutz der andern, und wird darüber gar leicht feige und träge. Auch ist der einzelne Wohner, in seiner oft trotzigen Einsamkeit, dennoch menschlich und gastlich gesinnt und beut dem Nachbar und Freunde, ja sogar dem Fremden, an seinem Heerde eine immer bereite Stätte. Denn er fühlt es inniger, wie der freundliche Anblick des Menschen und die Erquickung geselliger Rede dem Gemüthe wohl thun; da hingegen der Städter, der auf jedem Schritte einer Menge begegnet, sich gewöhnt, an dem menschlichen Antlitze kalt vorüber zu gehen. Wenn der Sachse mit dem Jagdspeere in der Hand, durch Schnee und Sturm über die Haide geschritten war, so lachte ihm, gleich einem glücklichen Eilande auf wüstem Meere, die Hütte des Gastfreundes willkommen entgegen.

Die einzelnen Völker, welche die alten Schriftsteller aus dem einen oder andern Stamme, und noch außerdem, aufzählen, werden wir später nennen. Hier schien es nöthig, gleich anfangs des Einen Hauptunterschiedes zwischen den deutschen Völkern zu gedenken, weil viele Schilderungen der Alten von ihren Sitten und Einrichtungen nur auf den einen, andere nur auf den andern Stamm passen und sich in ihrem Widerspruche nur aus der Verwechslung der Nachrichten erklären lassen. Cäsar z. B. hat hauptsächlich die Sueven, Tacitus die sassischen Völker im Auge. Doch wird sich bei der Darstellung des Einzelnen, zu welcher wir uns jetzt wenden, zeigen, daß der wesentliche Grundcharakter beiden gemein war.

5. Lebensart und Sitten.

Die Deutschen liebten das Leben in der freien Natur über Alles. Städte baueten sie nicht, sie verglichen sie den Gefängnissen. Die wenigen Oerter, welche bei den römischen Schriftstellern unter dem Namen von Städten vorkommen, — der spätere Ptolomäus nennt die meisten, — waren wohl nichts als die Wohnsitze der Vornehmen, etwas größer und kunstreicher gebaut, als die der gemeinen Freien, um welche sich die Dienstmannschaft angebaut hatte; das Ganze mogte noch mit Wall und Graben gegen feindliche Angriffe umgeben seyn.

Die sassischen Völker legten nicht einmal gern zusammenhangende Dörfer an, so groß war ihre Liebe zur uneingeschränkten Freiheit. Die Hütte lag, wie schon erwähnt, in der Mitte der Feldmark, die zu ihr gehörte und mit einem Gehege umschlossen war. Nicht künstlich war der Bau dieser Hütte. Mit der Art zugehauene Balken wurden aufgerichtet und verbunden, die Fächer mit geflochtenen Weiden-Zweigen, (Welgern,) gefüllt und mit Lehm und Stroh zu einer festen Wand beworfen. Ein Strohdach deckte das Ganze, welches, (wie noch in Westphalen,) auch das Vieh mit in sich faßte; und zur Zierrath färbten sie die Wände mit hellglänzenden Farben.

Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockt, sagt Tacitus, da wählen sie ihren Wohnplatz. Also mußte oft der Nutzen und die Bequemlichkeit der Liebe zu der freien und schönen Natur nachstehen; und auch deshalb mogten sie ihr Vaterland so sehr lieben, weil es eine

so große Mannigfaltigkeit an Berg und Thal, an Wald und Wiese, und an Gewässern aller Art ihnen darbot.

Dieses starke Natur-Gefühl, welches in unsern Vorfahren von Anfang an gelebt hat, ist ein Grundzug des deutschen Wesens. Es wird uns, so lange wir es bewahren, vor der Erschlaffung der Sinne und der Sitten schützen, in welche die gebildetsten Völker des Alterthums, durch Ueberverfeinerung und Ueppigkeit, und durch das Zusammendrängen in große Städte, versunken sind.

Der Deutschen Lieblingsbeschäftigung war, nächst dem Kriege, die Jagd; und sie war selbst ein Krieg. Denn die Wälder bargen, außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde, auch Wölfe, Bären, Auerochsen, Wisentthiere, (Bison-Ochsen), Elenthiere, wilde Schweine, und viele Arten der großen Raubvögel. Daher wurde der Knabe von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, und das war sein festlicher Tag, wenn er zuerst mit dem Vater im Walde den reißenden Thieren nachjagen durfte.

„Ackerbau und Viehzucht und die Geschäfte des Hauses, sagt Tacitus, überlassen sie den Weibern und Knechten. Denn man mag den Germanen leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und Wunden zu holen, als die Erde zu pflügen und die Erndte zu erwarten; ja, es scheint ihnen sogar feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen kann." Allein diese Schilderung unserer Vorfahren stellt, wie so oft die Darstellungen der römischen Schriftsteller, das Einzelne als etwas Allgemeines auf. Der kleinere Eigenthümer mußte ohne Zweifel, wie unser Bauer, selbst mit Hand anlegen, seinen Acker zu bauen, während der größere Gutsbesitzer Zeit zur Jagd, zum geselligen Herumstreifen mit Gastfreunden, und zu Festlichkeiten übrig behielt. — Und was die Schilderung des vorherrschend kriegerischen Sinnes betrifft, der lieber durch Blut als Schweiß des Lebens Güter gewinnen wollte, so ist diese vorzugsweise von den erobernden Kriegsgefolgen kühner Anführer wie eines Ariovist, und den Gränzwehren der Deutschen gegen die Römer, z. B. den Markomannen, zu verstehen. Denn wenn bei einem Volke einmal Ackerbau und Viehzucht zum Hauptgeschäft geworden sind, und ohne sie das Leben nicht bestehen kann, so können sie nicht zu den vom freien Manne verachteten Beschäftigungen gehören, welche er nur Weibern und Knechten überläßt.

Gleichwohl bleibt unbezweifelt wahr, daß bei den Deutschen der ältern Zeit kriegerischer Sinn und gewaltiger Trieb der Natur zu kühnen Unternehmungen, und überhaupt die ungebändigte Kraft mit ihren heftigen Fehlern, vorgeherrscht habe. Allein durch alle diese Züge drängt sich das erhebende Bild größerer Tugenden hervor. Bei keinem Volke der Geschichte zeigt sich, neben den Fehlern der ungebundenen Naturkraft, die edle Anlage, die Zucht und Ordnung, die großartige Vaterlands-Liebe, die Treue und Keuschheit, wie bei den Deutschen. „Dort lächelt Niemand", so sagt der edle Römer, der für die Würde der unverdorbenen Natur empfänglichen Sinn bewahrt hatte, — „dort lächelt niemand über das Laster, und verführen oder sich verführen lassen, heißt nicht vornehmer Ton; denn bei den Deutschen vermögen gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze."

Diese sittliche Würde der Deutschen, welche durch alle Züge der Rohheit hervorleuchtet, hatte ihren wahren Quell und Mittelpunkt in der Heiligkeit der Ehe und der daraus entspringenden Innigkeit des Familienlebens; — wie denn überhaupt an diesen beiden Zügen die eigentliche Sittlichkeit eines Volkes am reinsten erkannt werden kann. In der Abhärtung seiner rauhen Jugend kräftig herangewachsen, gleich der kernigten Eiche in seinen Wäldern, durch Keuschheit und Zucht rein erhalten von entnervenden Begierden, wählte der junge Mann im reiferen Alter, wenn seine körperliche und sittliche Natur ihr Gleichgewicht gefunden hatte, die Jungfrau, an Alter wenig von ihm verschieden, zur Gattin. Nur seltene Ausnahmen gab es, wie Tacitus sagt, daß etwa ein Fürst, um durch Verbindung mit andern mächtigen Häusern sein eignes Ansehn zu mehren, eine zweite Gattin nahm. —

Nicht die Frau brachte dem Manne eine Aussteuer, sondern dieser bezeugte den Werth, den er auf die Verbindung mit ihr legte je nach seinem Vermögen, durch reichere oder einfachere Geschenke; und auch in dieser Sitte sprach sich die Achtung der Deutschen gegen das weibliche Geschlecht aus. Zu der Morgengabe der Frau gehörte, außer einem Rindergespann, auch ein Schlachtroß, Schild und Waffe; eine Gabe, die bei einem Volke nicht unnütz war, wo die Frau, besonders bei großen Zügen, dem Manne oft in den Krieg folgte. Sie sollte Tapferkeit, Krieg und Waffen nicht für etwas

ihr durchaus Fremdes halten, und wurde daher durch diese heiligen Zeichen der beginnenden Ehe erinnert, sie komme als Gefährtin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, im Kriege, wie im Frieden, und so müsse sie leben, und so sterben. Sie empfange etwas, das sie unverletzt ihren Kindern übergeben und was ihre Schwiegertochter wiederum erhalten solle, um es den Enkeln zu überliefern. Und so war diese Gabe gleichsam, wie Tacitus sagt, die geheime, heilige Weihe und die Schutzgottheit der Ehe.

Eine solche Verbindung, auf Liebe und Tugend gegründet, und auf festes Zusammenhalten in allen guten und schlimmen Fällen des Lebens, bis in den Tod, berechnet, mußte heilig und unverletzlich seyn; und in der That war Verletzung der ehelichen Treue, nach Tacitus Zeugniß, fast unerhört. Die tiefste und allgemeinste Verachtung folgte dem sehr seltenen Verbrechen.

Die Kinder aus solcher Ehe waren den Eltern ein theures Pfand der Liebe. Sie wurden von ihrer Geburt an als freie menschliche Wesen geachtet. Von der tyrannischen Gewalt des römischen Vaters über seine Kinder war in Deutschland keine Spur. Die Mutter ernährte ihre Kinder an der eigenen Brust; sie wurden nicht Ammen und Mägden überlassen. Dafür verehrten auch die Deutschen die tugendhaften Frauen sehr hoch; ja, sie glaubten, es sey ihnen etwas Heiliges und Ahndungsvolles eingeboren, so daß sie ihren Aussprüchen oft in entscheidenden Augenblicken folgten.

Die Achtung des weiblichen Geschlechts in seiner menschlichen Würde, bei der so stark eingeprägten Liebe der Waffen, des Krieges und der Manneskraft, dieser großartige Zug in der Natur des deutschen Namens, der ihn über die in anderer Hinsicht so hochbegabten Griechen und Römer erhebt, er zeigt am klarsten wie die Natur ihren deutschen Sohn zum g a n z e n Menschen bestimmt hatte, der durch allseitige Ausbildung der menschlichen Kräfte ein neues, in dieser Freiheit und Vielseitigkeit Griechen und Römer übertreffendes, Zeitalter dereinst herbeiführen sollte.

D i e L e b e n s w e i s e der alten Deutschen in Kleidung und Nahrung war einfach, der Natur gemäß. Der Frauen Schmuck bestand in dem gelben langen Haare, in der frischen Farbe ihrer reinen Haut, und in dem selbstgesponnenen und gewebten leinenen Gewande, mit einem Purpurstreif als Gürtel verziert. Der Mann

kannte keinen Schmuck als seine Waffen; seinen Schild und seinen Helm, wenn er einen trug, verzierte er, so gut er konnte. Bei den Sueven trug er das Haar in einem Büschel auf dem Scheitel zusammengebunden, des kriegerischen Ausdrucks wegen; bei den Sachsen wurde es gescheitelt und hing, zu mäßiger Länge verschnitten, auf die Schultern herab.

Die einfache Kost bestand vorzüglich aus Fleisch- und Milchspeisen. Aus Hafer und Gerste bereiteten sie ihr Lieblingsgetränk, das Bier. Auch Meth, aus Wasser und Honig, kannten sie; denn Honig bereiteten ihnen die wilden Bienen in den Wäldern in vorzüglicher Güte und Menge. Am Rheine verschmähten sie auch den von den Römern gebrachten Wein nicht.

Kein Volk ehrte die Rechte der Gastfreundschaft höher, als die Deutschen. Einen Fremden, wer er auch sey, von seinem Hause zurückzuweisen, wäre sehr schimpflich gewesen. Ein jeder nahm ihn an seinem Tische auf, nach seinem Vermögen; war sein Vorrath aufgezehrt, so wurde der, welcher noch eben Wirth gewesen, der Wegweiser und Begleiter des Gastfreundes, und ungeladen traten beide in das nächste, beste Haus ein. Auch da wurden sie gleich freundlich empfangen. Wenn der Fremde Abschied nahm, so erhielt er als Gastgeschenk, was er nur begehrte; und der Geber forderte seiner Seits eben so frei und offen. Das gutmüthige Volk hatte Freude an Geschenken; aber sie rechneten weder die Gabe hoch an, noch hielten sie sich durch diejenige sehr verpflichtet, dir sie empfangen hatten.

Nicht selten rathschlagten die Deutschen **bei ihren Gastmählern** über die wichtigsten Angelegenheiten, über die Versöhnung zwischen Feinden, über Bündnisse und Freundschaften, über die Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden; weil die Fröhlichkeit des Mahles und der Gesellschaft die Geheimnisse der Brust aufschloß. Aber am folgenden Tage wurde das, was so an's Licht gekommen war, in endliche Ueberlegung genommen, so daß das Verhältniß beider Zeiten richtig gestellt war; sie rathschlagten, wenn sie sich nicht verstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie zu ruhiger Ueberlegung fähig waren.

Bei ihren Mahlen hatten sie eine eigene Art von Schauspielen. Nackte Jünglinge tanzten zwischen bloßen Schwerdtern und aufge-

richteten Spießen; nicht um Lohn und Gewinnst; sondern der Lohn dieses fast kühnen Muthwillens war das Vergnügen der Zuschauer und die Ehre solcher gefahrvollen Kunst.

Das Würfelspiel trieben sie, — wie uns Tacitus voll Verwunderung erzählt, — nüchtern, als ein ernstes Werk, und mit solcher Begierde um Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und sich selbst wagten. Der Verlierende ging in die freiwillige Knechtschaft; wenn gleich jünger und stärker als der Gegner, ließ er sich doch geduldig binden und als Knecht verkaufen. So standhaft hielten sie ihr Wort, selbst in einer schlechten Sache; „sie nennen das Treue," sagt der römische Schriftsteller.

6. Die bürgerlichen Einrichtungen.

Das ganze Volk bestand aus Freien und Unfreien. Unter den letztern scheint wieder ein wesentlicher Unterschied statt gefunden zu haben. Die eine Klasse, welche man mit den hörigen Leuten auf dem Gute eines Grundherrn vergleichen kann, und zu denen auch des Tacitus Freigelassene gehören mochten, empfingen von dem Grundherrn Haus und Hof und ein Stück Land, und entrichteten ihm dafür eine bestimmte Abgabe von Korn oder Vieh oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung selbst verfertigt wurde. Die zweite Klasse dagegen, die eigentlichen Knechte, welche gekauft und verkauft wurden, mögen zu den gröbern Arbeiten des eigenen Hauses und Feldes gebraucht seyn. Aber auch ihr Loos war gewiß erträglich; denn ihre Kinder wuchsen mit denen des Herrn, fast ohne Unterschied heran, und so bildete sich in dem einfachen Leben ein Verhältniß gegenseitiger Anhänglichkeit. Der Waffen aber wurde der Knecht für unfähig gehalten; sie waren das Vorrecht und die Ehre der freien Männer.

Unter diesen gab es vornehme Geschlechter, nobiles, wie Tacitus sie nennt, und gemeine Freie, ingenui. In späterer Zeit unterscheiden die deutschen Urkunden Adellinge und Frilinge. Das erste Wort kommt wahrscheinlich von Od, Gut her, und würde also den großen Gutsbesitzer bezeichnen, der auf seinem Gute Hintersassen und hörige Leute zählte, und in seinen Gütern schon die Mittel besaß, einen größern Einfluß zu üben. Der Friling

war dagegen der gemeine freie Mann, der sein kleines Gut mit eignen Händen und vielleicht wenigen Knechten bebaute. Wenn Tacitus, wie wahrscheinlich, mit seinen Benennungen nobiles und ingenui diesen Unterschied bezeichnet, so liegt darin der Ursprung des deutschen Adels, wie er in der Natur aller gesellschaftlichen Verhältnisse begründet ist. Aus dem Ansehen, welches Güter und Verdienste, eigene sowohl, als die der Vorfahren, geben, entwikkeln sich die Vorzüge vor den ärmern, unbeachteten Geschlechtern, welche im Laufe der Zeiten, gleichsam durch Verjährung des Besitzes, in Rechte übergehen. Die Nachrichten des Tacitus reden jedoch noch nicht von eigentlichen Rechten, z. B. auf die Vorsteher-Stellen in Gemeinden und Gauen, sondern nur von der Gewohnheit, dieselben aus den angesehenen Geschlechtern zu besetzen.

Eine Anzahl von Höfen großer und kleiner Gutsbesitzer nemlich, durch engere Bande vereinigt, bildete eine Gemeinde; mehrere Gemeinden eine Markgenossenschaft, die in einem größeren Bezirke gemeinschaftliches Recht der Hut und Weide übte; eine Anzahl dieser endlich die größere Genossenschaft des Gaues, welche zum Schutz gegen jeden Feind, und für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums im Innern, rechtlich verbunden war.

Dem Gau stand ein, aus den Alten und Erfahrenen gewählter Richter vor, der wohl schon in den ältern Zeiten den Namen Grav, (von grau, alt) geführt haben mag.*) Unterabtheilungen des Gaues waren die Centen oder Hundreden, wohl ursprünglich aus hundert Höfen bestehend, denen die Centner oder Centgrafen vorstanden. Sie entschieden in kleineren Sachen; in größeren waren sie Beisitzer der Gaugrafen. Nicht nur die Rechspflege, sondern auch die Leitung anderer gemeinschaftlichen Angelegenheiten war Geschäft dieser Vorsteher; und sie zusammen waren die Principes des Gaues, die Vordersten und Ersten unter den Gleichen, wovon unser Wort Fürst herstammt. Die Belohnung für ihre Mühe bestand nicht in regelmäßiger Besoldung, sondern in Geschenken der Hausväter.

---

*) Von andern wird das Wort Grav anders abgeleitet und in eine spätere Zeit gesetzt.

Ueber Allen war die Volksversammlung, welche über alle wichtigern Angelegenheiten Rath und Beschluß fassen mußte; und jeder freie Mann, der Vornehme, wie der Geringe, war ein Glied der Volksversammlung und hatte Theil an dem Gedeihen des Ganzen.

In manchen Gegenden und bei friedlichen Verhältnissen mag hin und wieder kein größerer Verein, als der der Gaue, statt gefunden haben; äußere Gefahr aber und Verwandschaft der Volksstämme hat ohne Zweifel meistentheils Vereine ganzer Völkerschaften gestiftet, welche ihrer Gesammtheit auf verschiedene Weise eine Gestalt gegeben haben mögen. Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Formen entsprach der angestammten Freiheits-Liebe der Deutschen. Die meisten dieser Völker scheinen eine einfache Bundes-Verfassung zur Zeit des Friedens gehabt zu haben, indem die gemeinschaftlichen Angelegenheiten von der Volksgemeinde berathen und beschlossen wurden. In den einzelnen Gauen ging Alles nach der herkömmlichen Verwaltungsweise, und so bedurfte es keiner fortdauernden oberen Regierungsbehörde. Für den Krieg dagegen wurde der gemeinschaftliche Herzog, (der vor dem Heere zog,) nach Tapferkeit und Mannes-Tugend gewählt, dessen Amt mit dem Kriege aufhörte. (Duces ex virtute sumunt. Tac.)

Bei andern Völkern hatte auch die Friedenszeit ihre Vorsteher, ursprünglich von der Volksgemeinde aus den Verdienstvollsten gewählt, dann, im Laufe der Zeit, da ein natürliches Gefühl den Sohn an die Stelle des Vaters brachte, durch ein beinahe erbliches Recht eingesetzt. (Reges ex nobilitate sumunt. Tac.) Ob diese Vorsteher schon überall oder bei einigen Völkern den Königs-Namen geführt haben, ist nicht ersichtlich; der Römer nannte sie, weil er diesen Namen am schicklichsten fand, Reges, im Gegensatz der mit dem Kriege vorübergehenden Herzogs-Würde. — Der König konnte natürlich auch Anführer im Kriege seyn und dann war der Herzog überflüssig. Bei kleineren Unternehmungen aber, die nicht als Volkskrieg zu betrachten waren, oder wenn der König wegen Alter oder natürlicher Schwäche es nicht vermochte, mag auch ihn ein Herzog vertreten haben.

Bei einigen Völkern sehen wir auch einen Wechsel der Verfassung. So kömmt bei den Cheruskern, als sie gegen die Römer

kämpfen, nie ein König vor; Armin ist der von der Gemeinde anerkannte Herzog. Später aber, im Jahr 47 nach Chr. G., berufen die Cherusker seines Bruders Flavius Sohn, Italicus, der bei den Römern erzogen war, zu ihrem Könige, um die innern Partheiungen zu schlichten.

Ueberhaupt entsprach der sassischen Volksthümlichkeit mehr die freie Form der Verfassung, da das gesammte Volksleben von dem Bunde freier Hausväter, deren jeder seinen Hof nach patriarchalischer Weise regierte und vertrat, ausgegangen war. Den gemeinsamen Anführer forderte nur der Krieg, und dieser war, bei dem ruhigern Landbauer, in der Regel nur der Vertheidigungs-Krieg, wenn ein fremder Feind angriff, und dann also ein Volkskrieg. Bei den Sueven dagegen, deren Verfassung ein kriegerisches Ganze darstellte, wo der Einzelne dem Ganzen anzugehören sich früh gewöhnte, war das Königthum die natürliche Form der Verfassung, und so finden wir auch bei ihnen Ariovist, Marbod, Vannius, als Könige eines Kriegsstaates.

Aus diesen Unterschieden mögen wir uns die verschiedenen Bezeichnungen und Formen der öffentlichen Einrichtungen erklären, deren die Römer gedenken, und die nicht immer klar zu unterscheiden sind, weil jene das Einzelne verwechselten.

Bei der größeren Volksgemeinde waren gewiß auch Versammlungen des ganzen Volkes, wenn gleich seltener, als in den einzelnen Gauen, und von diesen größeren Versammlungen gilt manches, was die Römer erzählen, wogegen die Hauptsachen den größern und kleinern Versammlungen gemein waren.

Ueberhaupt wurden dieselben gern an Vollmonden und Neumonden gehalten; diese Zeiten hielten sie für die glücklichsten zu irgend einem Geschäft. Sie kamen bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit, und lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erschienen wäre. Das Recht, sie auch in Friedenszeiten als Schmuck zu tragen, wurde dem Jüngling, wenn er das Alter erreicht hatte und würdig befunden war, in der Volksversammlung selbst ertheilt; dort schmückte ihn einer der Fürsten, oder sein Vater, oder ein Verwandter, feierlich mit Schild und Speer. Dieses war bei ihnen das Männer-

Kleid, dieses der Schmuck der Jugend; vorher erschienen sie nur als Glied des Hauses, hinfort des Vaterlandes.

Der Gemeinde standen Priester vor; nur Gott war der allgemein gefürchtete Herr, dem zu gehorchen kein Abbruch der Freiheit war; und unter seinem Ansehen hielten die Priester die Menge in Ordnung. Sie geboten Stillschweigen; der König, der Herzog, die Grafen, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Edlen, die von Voreltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten sey, die Tapfersten, die durch Kriegsthaten bei allen in Achtung standen, redeten einfach, kurz, nachdrücklich; nicht im Tone des Befehlens, sondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorschlag, so verwarf ihn die Menge durch Zischen und Gemurmel, gefiel er, so schlugen sie die Waffen klirrend zusammen; die ehrenvollste Weise des Beifalls war, mit den Waffen zu loben.

Bei wichtigen Angelegenheiten rathschlagten erst der König und die Fürsten, ehe sie die Sache vor das Volk brachten; und so geziemt es sich für eine gute Verfassung, weil die Menge nur über eine einfache und klar vorgelegte Sache einen Beschluß fassen kann.

In diesen wenigen Zügen uralter germanischer Einrichtungen zeigt sich der verständige Sinn unserer Vorfahren, welcher die Grundlage jedes Gemeinwesens darin suchte, daß in jedem Gliede des Volkes Gemeinsinn, Gehorsam gegen das Gesetz und Ehrfurcht gegen die Religion, genährt werden müsse. So werde dem ganzen Gebäude eine innere Festigkeit gegeben, welche durch kein noch so künstlich berechnetes äußeres Mittel ersetzt werden könne.

Es ist noch übrig, auch über die größeren Vereinigungen mehrerer Völkerschaften zu Einem Bunde einige Worte zu sagen. Sie bildeten sich in gemeinschaftlicher Gefahr als eine Eidgenossenschaft, an deren Spitze eines der stärkeren Völker stand. So der Cherusker-Bund gegen die Römer; so die Sueven, an deren Spitze in früherer Zeit die Semnonen standen; so später die Eidgenossenschaften der Gothen, Franken, Allemannen. — In Allem, was den allgemeinen Bund anging, waren die Gesetze sehr streng. Jede Treulosigkeit, desgleichen Feigheit, wurde mit dem Tode bestraft.

Es galt der Grundsatz: „Einer für Alle und Alle für Einen, auf Leben und Tod!“ — Möge er für alle Jahrhunderte aller Deutschen Wahlspruch seyn!

7. Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geschehen sollte, so wurden alle freien Männer zu den Waffen gerufen, und das war der Heerbann. Er zog aus unter dem Banner des Nationalgottes, welches die Priester vorantrugen. Die Fürsten und Richter eines jeden Gaues waren auch seine Anführer im Kriege; die Genossen Einer Mark und Eines Geschlechtes fochten zusammen und wenn der Zug eine förmliche Wanderung war, oder der eindringende Feind Alle aus ihren Sitzen aufschreckte, so schlossen auch Weiber und Kinder sich an. Auf solche Weise war alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuern konnte, neben jedem Streiter seine nächsten Verwandten, Genossen und Freunde, und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf sie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten sie verwundet zurück, und diese untersuchten und zählten unerschrocken die Wunden. Man liest, wie die Weiber einige schon wankende Schlachten wieder hergestellt haben durch ihr standhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenschaft, ja, indem sie selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurück trieben.

Außer dem allgemeinen Aufgebote des Heerbannes gab es noch eine, auf freiwilliges Zusammentreten gegründete, Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Jünglinge sammelten sich um den bewährten hochgeachteten Anführer, und schwuren, vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Unter diesem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei seinem Kriegsfürsten die erste Stelle hätte; denn das Gefolge hatte seine Stufen.*) Nicht nur bei seinem Volke, sondern auch bei den Benachbarten war es dem Anführer eines Gefolges ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit seiner Genossen glänzte; man rief

*) Wahrscheinlich ist der Krieg im Gefolge wie eine Kunst erlernt worden und daher vielleicht schon hier der Keim zu den späteren Graden und Stufen des Ritterthums zu suchen, wobei die Buben- und Knappenschaft vorausgehen mußte, ehe einer Meister werden konnte. —

ihn zu Hülfe, man schickte ihm Gesandschaften, man ehrte ihn mit Geschenken, oft wehrte er blos durch den Ruf seines Namens einen Krieg ab. Wenn es zur Schlacht kam, so war es dem Führer eine Schande, an Tapferkeit besiegt zu werden, dem Gefolge aber, es der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber war es ein Schimpf, seinen Fürsten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu seyn. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beispiel dieser Art gefunden wurde. Den Waffenherrn vertheidigen, beschirmen, die eigenen tapferen Thaten seinem Ruhme zulegen, war die heiligste Pflicht. Die Fürsten stritten für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn der Stamm, zu welchem sie gehörten, in langem und trägem Frieden saß, so zogen die meisten kühnen Jünglinge mit einem solchen Waffenherrn freiwillig zu den Völkerschaften, die Krieg hatten; Ruhe war ihnen verhaßt, und unter Gefahren war Ruhm und Beute des Tapfern Lohn. Auch forderte das Gefolge von seinem Fürsten jenes kriegerische Roß, jenen blutigen und siegreichen Speer; und so erhielt sich ein großes Gefolge am leichtesten durch Krieg und Beute. — In obiger Weise schildert Tacitus diese kriegerische Einrichtung bei den Deutschen. Er schrieb jedoch zu einer Zeit, wo längere Kriege und Kriegsgefahren schon manches an derselben mochten geändert haben. Ursprünglich ist das Verhältniß des Gefolges zu seinem Waffen-Herzog wahrscheinlich nur für einzelne Kriegszüge bindend gewesen, und hörte mit ihrer Beendigung auf. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die auf ihre Freiheit so eifersüchtigen Völker gestattet haben, daß einzelne Fürsten sich mit einer solchen Schaar, wie mit einer Leibwache, umgaben. In längerer Zeit der Kriegsgefahr aber, da es wünschenswerth, ja nothwendig schien, auf jeden Zufall gerüstet zu seyn, blieben die Gefolge dauernd zusammen, sie bildeten den Kern des Heeres zum Angriff, zur Abwehr, zur Verfolgung. — In den Zeiten der Völkerwanderung sind durch die Gefolge Reiche gestiftet, und aus der Natur ihrer innern Gliederung sind die Gesetze hervorgegangen, nach welchen diese neuen Staaten geordnet wurden. (Lehnswesen.)

Wir sehen in beiden Theilen der deutschen Kriegsordnung das Vorbild des ganzen spätern Kriegswesens, wie es in der deutschen Volks-Eigenthümlichkeit gegründet ist. Zuerst ist Wehr- und Waf-

fenfähigkeit eines jeden Mannes heiligste Pflicht. Das Recht der Waffen muß er sich nicht nehmen lassen, denn mit ihnen gäbe er sein bestes Theil, die Mannhaftigkeit der eigenen Brust, dahin; und in der Meinung, die Tugenden der Tapferkeit und der Todesverachtung dem eigentlichen Kriegerstande übertragen zu haben, dessen alleiniger Beruf sie seyen, würde er bald in feige und knechtische Gesinnung versinken. Daher soll ein jeder Mann auch Krieger seyn, und in der Gefahr des Vaterlandes sich nicht scheuen, aus seiner Werkstatt und hinter seinem Pfluge weg, heranzutreten, die Wehre zu ergreifen, und gegen den Feind zu stehen. Das ist der Heerbann unserer Vorfahren, und das ist jetzt Landwehr und Landsturm. Aber es muß daneben auch solche geben, die aus der Waffenkunst ihr eigentliches Geschäft machen, die durch Fleiß und Uebung in allen Fertigkeiten und Kenntnissen, die dazu gehören, es zu der höchsten Vollkommenheit bringen, damit sie der andern Vorbild und Lehrer seyn können, und damit jeder unvorhergesehene Anfall des Feindes eine immer bereite Schaar in den Waffen finde. Eine solche Schaar waren die Waffenbrüder bei den alten Germanen und eine solche sollen die stehenden Heere der neueren Zeit seyn.

Die Haupt-Waffen der alten Deutschen waren Schild und Speer, von ihnen Pfriemen genannt, mit einem schmalen und kurzen Eisen, aber so scharf und zum Gebrauche geschickt, daß sie mit derselben Waffe, wie es eben Noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Auch lange schwere Lanzen kommen bei der Schilderung mancher Schlachten vor. Zum Kampf in der Nähe sind gewiß auch die Streitart von Stein, welche noch häufig in der Erde gefunden wird, und die gewöhnliche Keule, gebraucht worden. Aus Mangel an Eisen trugen wenige Panzer, und kaum einer oder der andere einen Helm; selbst Schwerdter waren selten, und die Schilde nur von Holz, oder aus Weidenruthen zusammengeflochten. Und dennoch richteten sie mit so einfachen Waffen so großes aus, weil der Arm und der Muth mehr thun, als die Waffen.

Ihre Pferde waren weder durch Schönheit noch durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, aber sehr dauerhaft; und die Deutschen wußten sie so gut abzurichten, daß sie oft die vollkommen

bewaffnete und berittene römische und gallische Reuterei über den Haufen warfen. Sie achteten diese gering, weil sie Sättel gebrauchten: das schien ihnen unmännlich und weichlich, sie selbst saßen auf dem bloßen Rücken der Pferde. Doch war die Stärke der Schaaren im Fußvolk, und sie stellten die hurtigsten und kräftigsten ihrer Jünglinge, vermischt mit den Reutern, ins Vordertreffen, um den Reihen der letzteren Festigkeit zu geben. Die Reuter wählten sich diese ihre Gefährten selbst unter den Fußkämpfern, und so hatten bei ihnen, in der rohen Arbeit des Krieges, auch das Gemüth und die wechselseitige Liebe ihre Stimme. Diese nun hielten zusammen im Getümmel der Schlacht, und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit schweren Wunden bedeckt vom Pferde, so umstanden ihn schnell die Fußgänger und beschützten ihn. Wenn man rasch und weit vorwärts oder zurück sollte, so war die Geschwindigkeit derer zu Fuß durch anhaltende Uebung so groß, daß sie, an den Mähnen der Pferde sich haltend, diesen im schnellsten Laufe gleich kamen.

Ihre Schlachtordnung war meistens keilförmig, damit sie die Reihen der Feinde schnell durchbrechen könnten. Vor der Schlacht sangen sie den Schlachtgesang von den Thaten der Vorfahren und dem Ruhme des Vaterlandes. Auch kriegerische Instrumente, Hörner von Erz oder Auerochsen, und große Pauken, nämlich Felle über Wagenkörbe gespannt, ertönten zum Tact der zusammengeschlagenen Schilde. Die Gemüther wurden immer mehr entflammt. Im Anmarsch gegen die Feinde wurde der Gesang rauher und wilder, ein muthiges, kampflustiges Geschrei, welches Barrit genannt wurde, erst dumpfbrausend, dann stärker und voller, und im Augenblicke des Zusammentreffens mit dem Feinde bis zum Gebrüll wachsend. Der Feldherr hoffte, oder fürchtete, je nachdem der Barrit kräftiger oder matter ertönte. Oft hielten sie, um den Schall fürchterlicher zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund. Dieser furchtbare Schlachtgesang, verbunden mit dem Anblicke der riesigen Gestalten und der furchtbar drohenden Augen der Deutschen, war Römern und Galliern so schrecklich, daß sie sich nur sehr schwer daran gewöhnen konnten.

Den Schild im Stiche zu lassen, war eine unauslöschliche Schande; wer sich so beschimpft hatte, durfte weder dem Gottes-

dienste beiwohnen, noch in der Volksversammlung erscheinen, und viele, die der Schlacht glücklich entronnen waren, konnten ein so trauriges Leben nicht tragen, sondern endigten es durch freiwilligen Tod.

8. Die Religion.

Der Deutschen Gottesdienst schloß sich an die Natur an; er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erscheinungen; aber dabei war er viel einfacher und erhabener, als der Gottesdienst der andern alten Völker, und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühles. Wenn gleich noch roh, trugen sie doch die Ahndung der unendlichen und ewigen göttlichen Kraft in ihrer Brust; denn sie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, sie in Mauern einzuschließen, oder irgend einer menschlichen Gestalt nachzubilden. Nicht Tempel baueten sie, sondern sie weiheten Haine und Wälder, denen die Natur die Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel selbst war, zu Heiligthümern, und benannten nach dem Namen der Gottheit das Geheimniß, welches sie allein durch gläubige Andacht schaueten. Selbst ihre uralten, dichterischen Erzählungen aus ihrer Götterwelt zeugen von der edleren Sinnesart der Deutschen, welche nicht, wie Griechen und Römer, ihren Gottheiten alle Schwächen der menschlichen Natur andichteten, um ihre eigene Sünde damit zu bedecken, sondern die Bilder der Stärke, der Erhabenheit, der Tapferkeit und Großmuth in ihnen aufstellten. Und noch mehr unterscheiden sie sich von allen alten Völkern durch den festen, heiteren Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, der bei ihnen alle Todesfurcht vertilgte. In der Hoffnung eines andern Lebens gaben sie sich selbst den Tod, wenn das Leben nur durch Knechtschaft erkauft werden konnte.

Diese edle Naturanlage und diese Reinheit ihrer Religionsbegriffe machte die deutschen Völker späterhin besonders geschickt zu der Aufnahme des Christenthums. Sie wurden das Gefäß, welches sich Gott für die reine Bewahrung seiner Lehre ausersehen hatte. Denn Juden und Griechen und Römer waren schon durch Sinnlichkeit und Laster entkräftet; sie konnten die neue Lehre nicht fassen noch halten, wie, nach dem Bilde der Schrift, der alte Schlauch den neuen Most nicht halten kann.

Die alten Deutschen verehrten gleich den Persern, Sonne und Feuer; als obersten Gott aber den Wodan (Guodan, den Goden, Guten, Gott). Sie nannten ihn auch mit einem schönen Namen Allvater. — Der Sonne hielten sie in den heiligen Hainen weiße Pferde, welche vor den geweihten Wagen gespannt, von dem Priester oder dem Fürsten geführt wurden. Diese achteten sorgfältig auf ihr Wiehern, denn das galt ihnen, wie gleichfalls den Persern,*) als eine Vorbedeutung der Zukunft und als ein Zeichen des Willens der Gottheit.

Als die wohlthätigste Göttin verehrten sie die Mutter Erde; sie nannten sie Hertha,**) und von ihrer Verehrung wird uns folgendes erzählt: „Es war auf einer Insel im Meere ein heiliger Hain, und in demselben ein geweihter mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen, (das merkten die Priester), stieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab, dann fuhr der Wagen mit geweihten Kühen bespannt, vom Priester in tiefer Ehrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart würdigte, dann zogen sie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verschlossen ruhte alles Eisen; man kannte nur Friede und Ruhe, und liebte sie allein, bis der Priester die, des Umgangs der Sterblichen gesättigte, Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich, und, wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimnißvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienst, die sogleich derselbe See verschlang. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das seyn möge, das nur, die sterben mußten, erblickten."

„Jene Insel des heiligen Haines steht noch im Meere, (erzählt ein Jetziger), das liebliche Eiland der Ostsee. Ihr Name heißt Rügen, und noch wird Germanisch in ihr gesprochen. Ein anderes Geschlecht und ein anderer Gott haben die alten verdrängt, aber die unsterbliche Sage bleibt lebendig. Noch zeigt der Einge-

*) Man denke an die Wahl des Darius Hystaspis.

**) Tacit. Germ. XL. Die Lesart Hertha ist zwar nur eine Conjectur, und Herthus oder gar Nerthus die ursprüngliche; allein die Beschreibung der Gottheit und ihres Dienstes weiset deutlich auf die genannte Göttin hin.

derne dem Fremdling den heiligen Hain, wo einst freudige und freie Menschen sich zum Frühlingsfeste der Mutter Erde versammelten, und der Priester mit dem Wagen den fröhlichen Umgang hielt. Noch ruht der Herthasee mit seinen tiefen Wassern, zirkelrund, von moosigen Hügeln umschlossen, und von dukeln Buchen beschattet; heilige Schauer wehen um ihn, stille Füße umwandlen ihn: nur das Geläut der Heerden oder eine Ente oder ein Taucher, der aus den Binsen aufrauscht, stören die feierliche Stille. An seinem nördlichen Ende liegt mit ihren hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward, auch sie ist jetzt mit Binsen bewachsen; umgestürzte Altäre und Opfersteine erinnern an frühere Zeiten: tausend Schritte davon das offene Meer, und die Schiffe, und die herrliche Stubbenkammer, und der Königsstuhl mit seinen erhabenen Pfeilern." —

Auf Weissagungen und Vorbedeutungen hielten die Deutschen viel, wie schon des Wieherns der heiligen Sonnen-Pferde gedacht ist. Wenn sie einen Krieg hatten, so nahmen sie oft von dem feindlichen Volke einen Gefangenen und ließen ihn mit einem von ihren Landsleuten, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg des einen oder des andern wurde als eine Vorbedeutung oder als ein Gottesgericht angenommen. — Der Rabe und die Eule waren ihnen unglückbringende Vögel; der Kukuk verkündete die Lebensdauer. Auch mit Stäben, aus dem Zweige eines Fruchtbaums geschnitten, deuteten sie die Zukunft, indem besondere Zeichen, (Runen), auf jedes Stäbchen geschnitten und diese dann auf ein weißes Gewand gestreut wurden. Dann betete, bei öffentlichen Angelegenheiten der Priester, bei Privatsachen der Hausvater, zur Gottheit und nahm, mit aufgehobenen Augen, dreimal einzelne Stäbe, aus deren Zeichen die Deutung geschah.

Sehr hoch wurden heilige Seherinnen geehrt, deren einige die Geschichte nennt, welchen der Glaube der Völker einen großen Einfluß auf die öffentlichen Beschlüsse einräumte. Tacitus nennt eine Aurinia, (vielleicht Alruna, mit dem Geheimniß der Runenzeichen vertraut), dann die berühmte Weleda, welche an den Ufern der Lippe von einem Thurme die Völker des Nieder-Rheins leitete; endlich eine Gauna zu den Zeiten Domitians. Auch bei

dem Zuge der Cimbern und dem Heere des Ariovist kommen weissagende Frauen vor.

Bei den Begräbnissen war kein Gepränge; nur wurde der Leichnam des Vornehmen wohl mit kostbarem Holze verbrannt, und zugleich mit ihm seine Waffen oder ein Streitroß. Das Grabmal, welches die Asche und die Gebeine des Verstorbenen deckte, war, ein Hügel von Rasen. Prächtige Denkmäler verschmähten sie, als den Todten lästig. Wehklagen und Thränen legten sie bald, die Traurigkeit aber spät ab. Den Frauen hielten sie die Klage für geziemend, den Männern aber Erinnerung.

9. Künste und Fertigkeiten.

Wenn wir, nach allem Obigen, auch nach der Ausbildung der alten Deutschen in den Künsten des Lebens fragen, so sind darüber die Nachrichten der römischen Schriftsteller leider sehr dürftig. Von ihrem Standpunkte verfeinerter Bildung herabsehend hielten sie es nicht der Mühe werth, die Anfänge von Künsten, Gewerben und Kenntnissen zu beachten, welche sich bei solchen Völkern fanden, die ihnen Barbaren heißen. Dieses Stillschweigen hat zu dem Glauben verleitet, die Deutschen um die Zeit von Chr. Geburt seyen als Halb-Wilde, den nordamerikanischen Huronen ähnlich, zu betrachten. Allein die Geschichte darf, wo sie kein ausdrückliches Zeugniß findet, Schlüsse ziehen aus dem, was unbestrittene Thatsache ist. Und so dürfen wir mit voller Wahrheit also schließen: die Deutschen um und bald nach Christi Geburt, die in Waffen und Klugheit einem Feinde die Spitze boten, der in fünfhundertjährigen Kriegen mit allen Völkern der Erde die höchste Stufe der Kriegs- und Unterjochungs-Kunst erlernt hatte; die Deutschen, die schon weit in ihren bürgerlichen Einrichtungen vorgeschritten waren; denen Ehe und Häuslichkeit, die Ehre des Volks und der Vorfahren, heilig war; die in ihren religiösen Vorstellungen ein tiefes Gefühl für die höchsten Ideen des Menschengeistes zeigten; die endlich durch eine edle Natur-Anlage und schöne Züge der Sitten, trotz unläugbarer Wildheit ungebändigten Leidenschaften, jenen edlen Römer zu begeistern vermochten, welchem ein hoher Sinn für das Tüchtige und Große in der menschlichen

Natur einwohnete, diese Deutschen können nicht rohe Barbaren, nicht nordamerikanische Wilde gewesen seyn. Ihre Ausbildung stand schon, so weit ihr Natur-Leben und ihre zerstreute Wohnart erlaubten, auf einer nennenswerthen Stufe.

Ackerbau und Viehzucht in Verbindung, also eine geregelte Landwirthschaft, setzt die erforderlichen Geräthe voraus, wenn sie auch noch so einfach waren. Der Deutsche verfertigte sie sich selbst. Das Eisen dazu, wie zu seinen Waffen, mußte er zu bearbeiten verstehen, und die Bearbeitung des schwerflüssigen Eisens ist nicht leicht; mochten sie auch nur das zu Tage liegende Eisen benutzen und nicht eigentlichen Bergbau kennen. Doch nennt Tacitus schon Eisen-Gruben bei den Gothinen im jetzigen Schlesien.

Bei den Zügen und Schlachten der Deutschen, namentlich schon der Cimbern und Teutonen, kommen viele Wagen und Karren vor, auf denen die Weiber und Kinder fuhren und zur Verschanzung des Lagers umhergestellt wurden. Eben so erscheinen die Deutschen auf den Flüssen und an den Küsten ihrer Meere mit Schiffen und liefern sogar den Römern Schlachten zu Schiffe. Völker, welche künstliche Geräthe dieser Art zu verfertigen verstehen, können nicht mehr Wilde seyn.

Die Kunst des Spinnens und Webens ist ebenfalls nicht ohne zusammengesetzte Geräthe möglich; sie gehörte zu den täglichen Geschäften der Frauen.

Wenn auch die Kunst des Häuserbauens nicht in's Große getrieben wurde, so war doch gewiß die Burg des Vornehmen, deren einige in den Geschichtserzählungen vorkommen, von der Hütte des gemeinen Mannes schon wesentlich verschieden, und daß vielleicht schon das Mauern mit Steinen dabei angewendet ist, möchten wir aus den unterirdischen Gruben schließen, in welchen die Vorräthe verwahrt wurden und die Frauen häufig ihr Leinen webten und welche daher wohl ausgemauert seyn mußten.

Handel und Verkehr war den alten Deutschen nicht fremd; sie kannten sogar schon den Hebel alles Verkehrs, ein allgemeines Tauschmittel, das Geld. Tacitus bemerkt, daß sie die alten guten Münzsorten der Römer recht wohl zu unterscheiden wußten und lieber Silber als Gold nahmen, zum Verkehr im Kleinen. Die große Menge römischer Münzen, die nach und nach aus deutscher

Erde gegraben sind, beweiset, daß der Verkehr nicht ganz gering gewesen, wenn auch Vieles bei den Niederlagen der Römer als Beute den Deutschen in die Hände gefallen seyn mag. Armin bietet vor der Schlacht von Idistavisus jedem römischen Ueberläufer täglich 200 Sestertien.

Die Tonkunst beschränkte sich wohl auf den Schlachtgesang und die rohen kriegerischen Instrumente, die früher genannt sind, und auf das Heldenlied bei festlichen Mahlen. Gewiß hat die deutsche Vorzeit auch ihre begeisterten Sänger gehabt, wie die der Griechen ihre Homeriden; das Zeugniß des Tacitus sagt es uns, und der Sinn des Volkes für Großes und Ruhmwürdiges, wie er in den Thaten selbst hervortritt, würde uns auch ohne jenes Zeugniß dafür bürgen.

Es ist darüber gestritten worden, ob die Deutschen um Christi Geburt Schrift gehabt haben oder nicht? Tacitus sagt ausdrücklich, daß Männer und Frauen die Schreibekunst nicht verstanden, (literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant. Germ. 19.) Und wenn diese Stelle auch etwa in einem beschränkteren Sinne gedeutet werden könnte, falls ausdrückliche Zeugnisse für das Gegentheil vorhanden wären, so ist sie doch, bei deren Ermangelung, sprechend genug für die Unkenntniß der Schreibekunst bei den alten Deutschen. Es kommen freilich Briefe von Marbod und Adgandaster, einem Katten-Fürsten, nach Rom vor; allein diese waren offenbar lateinisch geschrieben, und beweisen nur, wenn sie von den Fürsten selbst geschrieben sind, daß die Vornehmen, welche mit den Römern verkehrten und vielleicht in Rom selbst längere Zeit lebten, der Römer Schreibekunst zum Theil selbst erlernt haben mögen. Das Volk war ihrer ohne Zweifel unkundig.

10. Die deutschen Völkerschaften.

A. Die Wohnsitze der sassischen Völkerschaften sind schon im 4. Kapitel im Allgemeinen angedeutet; hier folgen die Namen und Sitze der Einzelnen:*)

*) Die Geographie des alten Deutschlands ist sehr in Dunkelheit gehüllt. Die römischen und griechischen Geographen geben meistens zu kurze Notizen und die Geschichtschreiber stehen oft mit ihnen und unter sich im Widerspruche. Viele Gelehrte, alter und neuer Zeit, haben mit großem Fleiße

1. Die Sigambrer, ein angesehenes Volk in den Gegenden der Sieg, wovon sie wahrscheinlich den Namen haben, und weiter landeinwärts in den Gebirgsgegenden Westphalens, die späterhin das Süderland oder Sauerland genannt werden. Hier findet sie Cäsar um das Jahr 56, hier Drusus im Jahr 12 v. Chr. G., zu welcher Zeit sich ihr Gebiet bis an die Lippe ausdehnte. Geschwächt durch die Angriffe der Römer, denen sie zunächst ausgesetzt waren, mußte sich ein Theil von ihnen durch Tiberius auf das linke Rheinufer, bis an die Mündung des Rheins und der Maas, versetzen lassen, ein anderer blieb in den alten Wohnsitzen und kämpfte mit den Cheruskern gegen Germanicus. In den folgenden Jahrhunderten erhält sich der Name nur bei dem Theile des Volkes, der an den Rhein-Mündungen wohnte; er gehörte zu den Salischen Franken und machte ein Hauptvolk im Bunde der Franken aus.*)

2. Die Usipeter und Tenchterer, fast immer Nachbaren und gleiche Schicksale mit einander theilend. Aus ihren Stammsitzen, wahrscheinlich in der Wetterau, dem Landstriche zwischen Mayn, Rhein und Lahn, um das Jahr 56 vor Christi Geburt

Licht in die Verworrenheit zu bringen gesucht; dennoch ist noch immer Vieles durchaus zweifelhaft und wird es auch wohl bleiben. Von den Gelehrten, die über alte deutsche Geographie geschrieben haben, mögen hier nur: Grupen, Cluver, Junker, Adelung, Mannert, Barth und Reichard genannt werden. Das vollständigste neuere Werk ist: Germanien und seine Bewohner von A. B. Wilhelm. 1823. Aus diesem ist hier das Meiste genommen. Der merkwürdigste Theil des alten Deutschlands aber, weil die wichtigsten Römerkriege hier geführt sind, Westphalen nemlich, ist am gründlichsten behandelt von Leop. v. Ledebur, in seinem Werke über das Land und Volk der Brukterer, 1827. Er hat den neuen, sehr richtigen, Weg eingeschlagen, die Geographie des Mittelalters, so viel wir von der Gau-Eintheilung wissen, und die Diöcesan-Eintheilung der Bisthümer Münster, Osnabrück, Paderborn, Cöln und Utrecht, zur Aufhellung der alten Deutschen Völkergränzen zu benutzen und hat dadurch unstreitig vieles in's Klare gebracht. Wir folgen ihm in Beziehung auf Westphalen meistentheils.

*) Claud. Claudianus, (um 400 nach Chr.) de IV Cons. Honor. 449. Gregor von Tours II. 31. und andere. Klodwig wird bei der Taufe vom Bischof Remigius angeredet: mitis Sicamber.

von den Sueven weiter nach Norden gedrängt, wurden sie, als sie über den Rhein gingen, von Cäsar zurückgeschlagen und zum Theil vernichtet. Der Rest wurde von den Sigambrern aufgenommen; und zur Zeit des Drusus wohnen die Usipeter in dem Landstriche nördlich von der Lippe am Rheine, die Tenchterer aber hatten schon um das Jahr 36 vor Christi Geburt, als die Ubier an das linke Rheinufer versetzt wurden, deren Gebiet am rechten eingenommen, so daß also beide Völker wieder Nachbaren waren und in dem Herzogthum Berg und einem Theile von Cleve wohnten. — Zuletzt erscheinen auch die Tenchterer als ein Theil der Franken.*)

3. Die Brukterer, ein mächtiges Volk in dem Lande nördlich der Lippe, bis an die mittlere Ems, und von der Nähe des Rheins bis nahe an die Weser, also recht eigentlich im heutigen Münsterlande und einigen angrenzenden Landstrichen. Nach den neuesten Untersuchungen wird auch das Land im Süden der Lippe bis in die sauerländischen Gebirge, also der sogenannte Hellweg, zum Lande der Brukterer gerechnet.**) Sie wurden in die großen und kleinen Brukterer getheilt, nahmen als Bundesgenossen der Cherusker thätigen Antheil an dem Freiheitskriege gegen die Römer, und erhielten aus der Beute nach der Varus-Schlacht einen der drei eroberten Legions-Adler. Um das Jahr 98 nach Christi wurden sie in einem innern Kriege von ihren Nachbaren fast vernichtet, so daß Tacitus die Chamaver und Angrivarier sich in ihr Gebiet theilen läßt. Allein diese Erzählung war sicher übertrieben, denn ihr Name kommt später bei Ptolemäus in denselben Gegenden vor, und nachher erscheinen sie als Theil des Frankenbundes. Nachdem der Sachsenbund sich immer weiter über Westphalen ausbreitet, wird auch das Land und Volk der Brukterer von demselben umfaßt, ob durch Waffengewalt oder Bund ist nicht zu entscheiden. — Ihren Namen mögen die Brukterer von den Brüchen in ihrem Lande erhalten haben.

4. Die Marsen, Nachbaren der Brukterer, treten ebenfalls als thätige Feinde der Römer um die Zeit von Chr. G. auf.

*) Gregor von Tours II. 9.

**) S. das oben angeführte Werk von Ledebur.

In der Varus-Schlacht erbeuteten sie einen Adler, den Germanikus nachher wiedergewann; und eben dieser Feldherr eröffnete seine Feldzüge gegen Nieder-Deutschland im J. 14 nach Chr. G. mit einem Zuge von Vetera Castra (bei Xanten) durch den Cäsischen Wald in das Gebiet der Marsen, wobei er das berühmte Heiligthum der Tanfana zerstörte. Diese Begebenheiten zeigen uns die Marsen als ein westphälisches Volk, nicht sehr weit vom Rhein wohnend. Weiter läßt sich nichts mit Bestimmtheit über ihre Wohnsitze aussagen und die Alterthumsforscher sind daher verschiedener Meinung über dieselben. Einige setzen sie an die Lippe, andere östlich von der Ems in das Tecklenburgsche und Osnabrücksche, was wohl die wahrscheinlichere Meinung ist. Das Heiligthum der Tanfana, welches an verschiedenen Orten, unter andern auch bei Münster, gesucht wird, würde dann etwa im Teklenburgschen zu suchen seyn.

5. Die Tubanten, ebenfalls Nachbarn der Brukterer werden von Einigen in das Land zwischen Paderborn, Hamm und dem Arnsberger Walde, (die Soester Börde,) gesetzt, von Andern, und zwar mit mehr Wahrscheinlichkeit, an die entgegengesetzte Seite des Brukterer-Landes, nordwestlich an den Rhein und an die Vechte, in die heutige Twente.

6. Südlich von den zuletzt angegebenen Wohnsitzen der Tubanten am Rheine, wohnten die Chamaven und stießen wieder südlich an die Usipeter, denen sie einen Theil des Weidelandes an dem Rhein und der Issel, noch vor des Drusus Zeit, abgetreten hatten. Um das Jahr 98 n. Chr. nehmen sie den Brukterern ein Stück ihres Landes weg, und späterhin kommen sie als Theil des Franken-Bundes vor. Im Mittelalter heißt ihr Gebiet das Hamaland. Ptolemäus nennt auch Kamaven neben den Cheruskern am Fuße des Harzes, die aber wahrscheinlich ein ganz anderes Volk sind.

7. Die Ansibarier oder Amsivarier, nördlich von den Brukterern an der Ems, (daher Emsgauer oder Emsbauern). Im Jahr 59 nach Chr. wird ein Theil von ihnen durch die mächtigen Chauken vertrieben, sucht lange vergeblich andere Sitze bei den Nachbar-Völkern und verschwindet endlich bei den Cheruskern. Ein Theil muß aber in den alten Sitzen geblieben seyn und kommt später als Theil des Frankenbundes vor.

8. Die Chasuaren und Chattuaren waren nach Einigen zwei Völker, von denen die erstern an der Hase, nördlich von den Marsen wohnten, und daher Hasegauer genannt wurden, die andern aber an der Ruhr-Mündung, wo im Mittelalter noch der Gau Hatterun von ihnen zeugte, nach Andern aber nur Ein Volk, welches nördlich von den Katten an der Diemel seinen Sitz, und seinen Namen vielleicht von seiner Bestimmung im Cherusker-Bunde hatte, Wehren gegen die Catten, also Chat-Wehren zu seyn, so wie die eben genannten Amsivarier Ems-Wehren gegen die Chauken.*)

9. Die Dulgibiner werden mit Wahrscheinlichkeit in die Wesergegend gesetzt, vielleicht gerade in das Lippesche, wo die Legionen des Varus vernichtet wurden. Sie gehörten im engern Sinne zum Cheruskerbunde. Ptolemäus kennt sie auf dem rechten Ufer der Weser; sie mögen also wohl beide Ufer bewohnt haben. Auch nennt Ptol. in dieser Gegend Tulisurgium, vielleicht falsch abgeschrieben für Teutiburgium, in der Gegend von Detmold, und Tropaea Drusi, das Siegesdenkmal des Drusus an der Weser, vielleicht in der Nähe von Hörter.

Einige andere Oerter, welche Ptolemäus in Westphalen nennt, leider ohne das Volksgebiet zu bezeichnen, worin sie lagen, und die daher von den Alterthumsforschern sehr verschieden gedeutet werden, sind:

a. Bogadium, nach Einigen Münster, nach Andern Bocholt, oder auch Beckum, nach Ledebur Bochum an der Lippe, auf der großen Römerstraße zwischen Vetera und Aliso.
b. Mediolanium — auch für Münster genommen, aber viel wahrscheinlicher Meteln an der Vechte.
c. Munitium — soll Osnabrück, oder das Schloß Ravensberg, oder Stromberg im Münsterschen seyn.
d. Stereontium — Warendorf, Stromberg, Steinfurt oder Steveren, alle im Münsterlande.
e. Amasia, wahrscheinlich derselbe Ort mit dem Amisia des Tacitus, dem Kastell am linken Ufer der Ems, nicht weit von ihrer Mündung, welches Drusus anlegte.

*) S. Ludens deutsche Gesch. I. 3, 4. Anm. 10.

Digitized by Google

f. Ascalingium bei Minden an der Weser.

g. Ueber Aliso, das von Drusus im J. 2 vor Chr. Geb., nach der Nachricht des Dio Cassius, am Zusammenflusse des Aliso und der Lippe angelegte Schloß, sind die Meinungen insofern einig, daß es an der obern Lippe gelegen habe, nicht sehr weit vom Eingange des Teutoburger Waldes. Die meisten Stimmen wiederum haben sich für Elsen bei Paderborn, nicht weit vom Zusammenflusse der Alme und Lippe entschieden; die neueste, sehr gründliche, Untersuchung von Ledebur hat es bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben, daß Aliso im jetzigen Kirchspiele Liesborn gelegen habe, in dem Raume der durch den Einfluß der Liese in die Glenne und der Glenne in die Lippe gebildet wird, beim Stifte Cappeln.*)

h. Arbalo, wo Drusus von den Deutschen auf der Gränze des Landes der Cherusker, Sigambrer und Katten, ins Gedränge gebracht wurde, war höchst wahrscheinlich zwischen Rühden und Gesecke, wo das Haargebirge in die Ebenen des Hellweges ausläuft, und wo sich im Mittelalter ein Gau Arpesfeld befand. Die Endsylbe Lo am Namen bedeutet Wald; Feld, im Gegensatze von Wald, deutet also auf urbar gemachten Wald.

Dicht am linken Ufer der Weser wohnten, außer den Dulgibinern, auch die übrigen kleinern Bundesvölker der Cherusker; und jenseits dieses Flusses:

10. Die Cherusker selbst, das berühmteste germanische Volk der früheren Zeit. Um Chr. Geb., zur Zeit ihrer größten Blüthe, hatten sie ein weites Gebiet inne. Vom Harze, dem Mittelpunkte desselben, wohnten sie östlich bis an die Saale und Elbe, nördlich bis an die Aller, westlich bis an die Weser, südlich bis an die Werra und den Thüringer Wald. Von der Zeit des Drusus bis zur Befehlshaberschaft des Varus, in den 20 Jahren, da die Römer in Niederdeutschland fast heimisch wurden und

*) Der einsichtsvolle Chef des Generalstabes des 7. Armee-Corps, der verstorbene Oberst von Wollzogen, hat dem Verfasser schon vor mehreren Jahren aus militärischen Gründen diese Meinung für die richtige erklärt.

schon von einer römischen Provinz sprachen, hielten die Cherusker Freundschaft mit den Römern, ihre Fürsten-Söhne traten in römischen Kriegsdienst, Augustus hatte eine deutsche Leibwache, und alles schien friedlich. Allein unter Varus traten die Cherusker an die Spitze fast aller Völker zwischen Rhein und Weser; besonders schlossen sich die kleineren Völkerschaften an der linken Seite der Weser an sie an, welche die Römer oft Clienten der Cherusker, oft auch geradezu Cherusker nennen, woraus der Irrthum entstanden ist, als hätten die Cherusker selbst an beiden Seiten der Weser gewohnt. — Später, als Hermann gegen Marbod zog, verbanden sich ihre mächtigen Nachbarn in Osten, die Longobarden und Semnonen, mit ihnen. — Aber nach Hermanns Tode verfiel der Glanz der Cherusker. In langer Unthätigkeit erschlafften sie und wurden von den Longobarden, Chauken und Chatten nach und nach so geschwächt, daß nur der Schatten ihrer vorigen Größe übrig blieb. Nur noch einmal kommt ihr Name als Bestandtheil im Bunde der Franken vor. Ptolemäus nennt in ihrem Gebiete Lupia oder Lupta, jetzt Eimbeck? Calagia, Halle an der Saale, Bicurdium, Erfurth.

Mit den Cheruskern versanken auch ihre Bundesgenossen:

11. Die Fosen, an der Fuse, im heutigen Braunschweigischen.

12. Die Angrivarier, auf beiden Seiten der Weser unterhalb Minden, die Nachbarn und treuen Bundesgenossen der Chauken, mit denen sie auch später als ein Bestandtheil des Sachsen-Bundes, unter dem Namen der Engern, auftreten. Der sächsische Landstrich an der Weser hieß Angaria.

13. Die Chauken wohnten an der Nordsee, von der Mündung der Ems bis zur Elbe, die Weser umschließend, und wurden von dieser in die größern und kleineren getheilt. Plinius, der selbst ihr Land betreten hatte, entwirft von den Küsten-Bewohnern ein trauriges Bild. „Hier überströmt der Ozean zweimal des Tages einen großen Landstrich, und bringt einen ewigen Streit in der Natur hervor, so daß man zweifelhaft wird, ob man diese Gegend Land oder Meer nennen soll. Das armselige Volk bewohnt die Hügel der Küste oder Erdhaufen, so hoch als das Wasser steigt mit Händen aufgeworfen. Da wohnen sie bei der Flut Seefahrenden ähnlich, bei der Ebbe Schiffbrüchigen. Die vom Meer hergetrie-

denen Fische fangen sie mit Netzen von Binsen und Seegras. Sie haben kein Vieh und nähren sich nicht, wie ihre Nachbarn, von Milch; nicht einmal Wild zu jagen ist ihnen vergönnt, da kein Strauch bei ihnen zu sehen ist. Den mit der Hand gewonnenen Schlamm (Torf) trocknen sie mehr an der Luft, als an der Sonne, um damit ihre Speisen zu kochen und ihre vom Nordwinde erstarrten Eingeweide zu wärmen. Sie haben kein anderes Getränk als Regenwasser, in Gruben aufbewahrt. Und dennoch, wenn diese Völker von den Römern sollten überwunden werden, so würden sie sagen, sie wären Sklaven geworden!" — Tacitus dagegen, welcher das ausgebreitete Volk der Chauken mehr im Innern des Landes im Auge hat, rühmt sie als das angesehenste Volk unter den Germanen, friedlich gesinnt und doch kriegerisch und tapfer. Sie waren lange treue Bundesgenossen der Römer, die mehrmals durch ihr Land gegen die Völker an der mittleren Weser zogen, wahrscheinlich aus einer Stamm-Feindschaft gegen die Cherusker. Ja, unter Nero's Regierung verdrängen sie die gegen die Ems vorgeschobene Wehrmannei des Cherusker-Bundes, die Angibarier, und dehnen sich weit nach Süden aus, so daß Tacitus sie sogar bis zu den Catten hinaufreichen läßt. Im dritten Jahrhundert verheeren sie Gallien unter dem Kaiser Didius Julianus, und endlich verschwinden sie unter dem Bundes-Namen der Sachsen.

Ptolemäus nennt einige Oerter bei den Chauken: Tuderium, wahrscheinlich Meppen, Tuliphurdum, Verden; Phabiranum, Bremen oder Bremervörde; Leuphana, Lüneburg? und andere.

14. Die Frisen, an der Nordsee, von der mittleren Rhein-Mündung bis zur Ems, Bundesgenossen der Römer in den deutschen Kriegen. Im vierten und fünften Jahrhundert erscheinen sie in dem Bunde der Sachsen wieder und schiffen mit diesen sogar nach Britanien über.*). Die Römer nennen die Inseln Borkum Burchana, und Ameland, Austeravia, an ihrer Küste und in ihrem Lande: Fleum oder Flevum, am Dollart.

15. Die Sachsen, späterhin so wichtig, werden zuerst von Ptolemäus in der Mitte des zweiten Jahrhunderts als Bewohner des jetzigen Holstein genannt. Sie waren sehr geschickte Schiffer

*) Procop. Goth. IV. 20.

und im vierten und fünften Jahrhundert furchtbar durch ihre Seeräubereien. Tacitus und Plinius nennen sie nicht, wahrscheinlich, weil sie sie mit unter dem Namen der Cimbern begreifen. Von dem Völkerbunde, den sie stifteten und mit ihrem Namen benannten, wird später die Rede seyn. Dieser ihr Name wird von Einigen von ihren kurzen Schwerdtern oder Messern, Sax genannt, abgeleitet;*) von Andern von dem Angelsächsischen Seax die Erde, Seat der Sitz, so daß sie wirklich die Sassen, oder Ansässigen genannt werden dürften.

16. Die Cimbern werden auch mehrere Jahrhunderte nach ihrem großen Zuge, mit welchem unsere Geschichte anfängt, noch in ihren alten Sitzen, der cimbrischen Halbinsel, dem heutigen Jütland, genannt, besonders sagt Strabo**) ausdrücklich, daß sie noch ihre alten Sitze bewohnten.

Zwischen den sächsischen und suevischen Völkerschaften findet sich noch eines der merkwürdigsten deutschen Völker, welches keinem Theile anzugehören scheint, nemlich:

Die Katten oder Chatten, das sind die jetzigen Hessen, (Chatten, Chässen, Hessen). Sie sind sehr häufig mit den Römern, mit denen sie gränzten, in Berührung gekommen und werden oft von ihnen genannt. Schon Cäsar kennt sie, denn die Sueven, gegen welche er die Ubier schützt und die er durch seinen Rheinübergang bedroht, müssen, der Wohngegend nach, die Katten gewesen seyn. Vielleicht gehörten sie auch damals zum großen suevischen Bunde. Tacitus dagegen trennnt sie ausdrücklich von den Sueven, und wir mögen sie daher wohl am richtigsten als ein selbstständiges, eine Scheide zwischen den beiden großen Volksstämmen der Sueven und Sassen bildendes, Volk betrachten. Zur Zeit der großen Kriege unter August wird ihr Land oft von den Römern heimgesucht; zu Tacitus Zeit aber, nach der gänzlichen Schwächung der Cherusker, scheint ihr Gebiet den größten Umfang gewonnen zu haben, denn sie dehnen sich von der Gegend bei Hanau und wo sie an das römische Zehntland gränzten, über den Spessart und das Rhön-Gebirge bis an den Thüringer Wald und nach Südosten

*) Schon Wittekind von Corvey, in seinen Analen. 1.
**) Geogr. VII. 2, 1.

bis an die fränkische Saale aus; dann nach Norden bis etwas über die Gegend, wo die Werra und Fulda zusammenfließen, und nach Nordwest bis auf die Höhen des Wester-Waldes.

Tacitus rühmt die Katten besonders wegen ihrer Tapferkeit und besonnenen Kriegführung. Ihr Fußvolk war das beste unter allen Germanen. Sie waren mehr, als alle andere, an Kriegszucht und Ordnung gewöhnt, und wußten befestigte Lager aufzuschlagen; dabei waren sie besonders groß, kraftvoll und unerschrokken, und ihr kriegerischer Blick flößte Schrecken ein. „Schlagen können sie alle, sagt Tacitus, nur die Katten wissen Krieg zu führen; und was sehr selten bei barbarischen Völkern ist, sie setzen mehr in den Feldherrn, als in das Heer. Das Glück zählen sie unter die zufälligen, die Tapferkeit unter die gewissen Dinge."

Ihre Jünglinge ließen Haar und Bart lang wachsen und trugen einen eisernen Ring, das Zeichen der Unfreien, am Arme, bis ein erschlagener Feind ihre Mannhaftigkeit erwies; über seinem Leichnam und der Waffenbeute machten sie das Gesicht wieder frei, und rühmten sich dann erst, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben, und des Vaterlandes und der Vorfahren würdig zu seyn.

In späterer Zeit traten die Katten zu dem großen Bunde der Franken. *)

Die alte Hauptstadt der Katten war Mattium, welches viele für Marburg gehalten haben. Es ist aber wahrscheinlich das jetzige Dorf Maden bei Gudensberg am Flusse Eder.

Die Mattiaker, ein Zweig der Katten, welche bei den Kriegszügen des Drusus und Germanikus auch nur unter diesem Namen vorkommen, von Tacitus aber mit ihrem Special-Namen genannt werden, wohnten zwischen Lahn und Mayn bis an den Rhein, also im heutigen Nassauischen und etwas weiter an der Lahn. Die Römer setzten sich früh in ihrem Lande fest, legten Verschanzungen auf dem Taunusgebirge an und betrachten die Mattiaker als unterworfenes Volk. An der Empörung des Civilis nehmen sie noch Theil und belagern Maynz. Später verschwindet ihr Name und Allemannen nehmen ihr Land ein. Plinius kennt hier warme

---

*) Gregor Turon. II. 9.

warme Quellen, die er Fontes Mattiaci nennet, ohne Zweifel Wiesbaden, wo viele Ueberbleibsel römischer Bauanlagen, Bäder u. s. w. gefunden werden. Arctaunum, die Römer-Kastelle auf der Höhe bei Homburg, deren Spuren auch noch vorhanden. Ptolemäus nennt auch Mattiacum, wahrscheinlich das heutige Marburg.

B. Suevische Völkerschaften.

1. Die Semnonen nennt Tacitus die ältesten und angesehensten unter den Sueven, und Ptolemäus bestimmt ihre Sitze zwischen der Elbe und Oder, im südlichen Theile des Brandenburgschen und in der Lausitz, bis an die böhmische Gränze. Es wird erzählt, daß bei ihnen das Bundesheiligthum, ein heiliger Hain, gewesen sey, in welchem die Bundes-Opfer gefeiert wurden. Sie selbst scheinen deshalb in der älteren Zeit in besonderer Achtung bei allen Sueven-Völkern gestanden zu haben. Nach dem zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung kommt ihr Name aber gar nicht mehr in der Geschichte vor; die Ursachen dieses Verschwindens kennen wir nicht.

2. Die Longobarden, gering an Zahl, aber die kriegerischsten aller Sueven. Sie wohnten, als die Geschichte sie zuerst nennt, um Christi Geburt, westlich von der mittleren Elbe, den Semnonen gegenüber, in der Alt-Mark und dem Lüneburgschen, wo der Name der Stadt Bardewik und das Bardengau ihr Andenken erhält. Dann ziehen sie sich auch an das östliche Elbufer bis an die Havel. Mit Hermann streiten sie gegen Marbod, später tragen sie aber auch zur Verkleinerung der Cherusker bei, die eine Zeitlang in gewisser Abhängigkeit von ihnen gewesen zu seyn scheinen. Ptolemäus gibt ihnen im zweiten Jahrhundert ein sehr großes Gebiet, von der Elbe über das Cherusker-Land und das der Tubanten und Marser hin bis an den Rhein. Sie mögen, wenn des Ptolemäus Angabe richtig ist, glückliche aber kurze Eroberungs-Züge gemacht haben. Dann schweigt die Geschichte von ihnen, bis gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, da sie an der Donau in Ungarn erscheinen; *) und im sechsten gründen sie ihr Reich in Italien.

*) Procop. bell. Goth. II. 15.

Ihren Namen sollen sie nach der Meinung ihres ältesten Geschichtschreibers, Paulus Diaconus, von ihren langen Bärten, nach Andern von ihren Hellebarden, erhalten haben. Wahrscheinlicher wohl von ihren Wohnsitzen am Bord der Elbe, wo noch ein Landstrich die lange Börde heißt. — Ptolemäus nennt bei ihnen Mesuium, das jetzige Magdeburg.

3. Nördlich von Longobarden und Semnonen, im heutigen Lauenburg, Mecklenburg und Pommern, wohnten, nach Tacitus, die suevischen Völkerschaften der Variner, Angeln, Reudinger, Avioner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen; wenig bekannt und merkwürdig. Ihres gemeinschaftlichen Gottesdienstes der Göttin Hertha auf der Insel Rügen ist schon früher gedacht.

Der Name der Variner erinnert an den Fluß Varne im Mecklenburgischen, und wirklich nennt Ptolemäus in ihrem Gebiete eine Reihe von Städten, welche nach seiner geographischen Bestimmung den Landstrich an der Nordseite der Elbe von Hamburg bis zum Ausfluß der Varne einnehmen. Hamburg selbst scheint unter dem Namen Marionis vorzukommen, Lübeck unter dem von Marionis altera. Laciburgium kann Wismar, Alistus Schwerin seyn.

Die Angeln, Nachbarn der Variner, erscheinen später in Verbindung mit den Sachsen, an welche sie sich angeschlossen haben, in der Gegend von Schleswig und auf den benachbarten Inseln; dann in England, welches ihren Namen bis auf den heutigen Tag ruhmvoll erhalten hat.

An der Küste der Ostsee weiter nach Osten fortschreitend, nennt Tacitus noch eine Reihe von Völkern, die er zu dem suevischen Stamme rechnet; vielleicht ist aber in denselben noch ein dritter, nämlich der gothische Stamm zu erkennen, und wir verlassen daher für jetzt jene Richtung, um zu den unbestritten suevischen Völkerschaften im innern Deutschland uns zu wenden. Hier treffen wir, im Südwesten der Longobarden und Süden der Cherusker, zuerst:

4. Die Hermunduren. Die Nachrichten über die Wohnsitze dieses Volkes, welches übrigens vom Vellej. Paterculus bis Dio Cassius, (mit Ausnahme des Ptolemäus,) fast von allen Schriftstellern, welche der Deutschen erwähnen, genannt wird, sind sehr widersprechend, was von mehreren Veränderungen in ihren

Wohnsitzen herrühren mag. Tacitus kennt sie als Freunde und Nachbarn der Römer am nördlichen Donau-Ufer von wo aus sie mit den Römern im friedlichen Handels-Verkehr standen, namentlich in der Hauptstadt Rhätiens, Augusta Vindelicorum, Augsburg, und läßt sie ferner an der fränkischen Saale mit den Catten um die Salzquellen streiten, so daß sich also ihr Gebiet zwischen Donau und Main über das jetzige Franken erstreckte. Hierin waren sie zur Zeit von Chr. Geb. gekommen, als die Markomannen unter Marbod sich nach Böhmen zogen; sie waren von dem römischen Feldherrn Domitius Aenobarbus aufgenommen worden. Daher ihre Freundschaft mit den Römern. Vorher wohnten sie wahrscheinlich weiter nordöstlich im fränk. und böhm. Gebirgslande bis an die Elbe. — Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an erscheinen die Hermunduren nur unter dem Stammnamen der Sueven, und sie sind es wahrscheinlich, die denselben, weiter nach Südwesten ziehend, als Schwaben bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Ptolemäus nennt im heutigen Frankenlande: Segodunum, vielleicht Würzburg, Bergium, Bamberg, Menosgada, Baireuth, u. a.

5. Die Narisker in der Oberpfalz, zwischen Hermunduren und Markomannen.

6. Die Markomannen, der wichtigste unter den südlichen Suevenstämmen, oder wohl besser die vorgeschobene Wehrmannei des Suevenbundes gegen die Gallier und später gegen die Römer, — daher Mark- oder Gränz-Mannen, — bewachten die Gränzen Germaniens zwischen dem Rhein, dem Main und der Donau. Bei der zunehmenden Schwäche der Gallier versuchten sie es, im Lande ihrer Feinde Eroberungen zu machen; Ariovist war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Markomanne. Wie sie sich um Chr. G. unter Marbod vor den Römern nach Böhmen zogen und später furchtbare Feinde der Römer waren, wird die Geschichte erzählen. Ihr Name verschwindet in der Völkerwanderung wahrscheinlich wiederum in dem der Sueven, unter welchem Stamm-Namen sie mit andern Sueven-Völkern nach Spanien gewandert seyn mögen.

7. Die Quaden, das südöstlichste suevische Volk, an der Donau in Oestreich und Mähren bis zum Grauflusse in Ungarn, wo sie an das sarmatische Volk der Jazygen stießen. Sie lebten in Frieden mit den Römern bis zu dem großen markomannischen

kriege unter Mark Aurel, an welchem sie Theil nahmen. Von da an immer Feinde der Römer. Im 5. Jahrhundert verschwindet ihr Name gleichfalls wieder in dem der Sueven, unter denen sie noch einmal in Spanien genannt werden. — Ptolemäus nennt in ihrem Lande viele Ortsnamen, da eine große Handelsstraße von Carnuntum, Preßburg, durch das Quaden-Land führte und Leben in dasselbe brachte. Wir nennen nur Phurgisatis, Coridorgis und Philecia, wahrscheinlich Znaim, Brünn und Olmütz.

8. Im Rücken dieser Völker, nach Osten zu, zeichnen die alten Schriftsteller noch viele Namen von Völkerschaften auf, ohne jedoch genauere Kunde von ihnen geben oder auch nur bestimmt sagen zu können, daß sie deutschen Stammes seyen. So die Gothiner und Osen, in den Gebirgen, die an Mähren und Böhmen nach Oberschlesien hinlaufen, von denen Tacitus selbst angibt, daß jene die gallische, diese die pannonische, also sarmatische Sprache redeten.

Die Marsinger nennt Tacitus allein; ihre Wohnsitze scheinen nach ihm in einem Theile von Nieder-Schlesien, östlich vom Riesengebirge, gewesen zu seyn. Zweifelhaft ist es jedoch, ob die Marsinger des Tacitus nicht ein wandalischer Stamm gewesen sind. In das Gebiet obiger Völker gehören mehrere Städte-Namen des Ptolemäus z. B. Strevinta in der Gegend von Neisse, Casurgis in der von Glatz.

9. Die Lygier, ein mächtiger Völker-Verein im östlichen Theile von Schlesien und in dem Theile Polens, der von dem Bogen der Weichsel von ihrer Quelle bis nach Bromberg umschlossen wird. Tacitus hält sie, wohl mit Recht, für Sueven, wenn gleich Sitten und Lebensweise schon sehr an die wilden sarmatischen Nachbarn erinnern, weshalb auch einige neuere Geschichtsforscher sie zu dem slavischen Stamme rechnen. Sie gehörten, da wir zuerst von ihnen hören, zu Marbods Völker-Verein, und ihre Verbindung mit den Markomannen und Hermunduren scheint auch später fortgedauert zu haben. Im dritten Jahrhundert erscheinen sie mit den Burgundern am Rheine und werden vom Kaiser Probus geschlagen; *) der Hauptstamm aber, der im Lande zurückgeblieben war, hat sich wahrscheinlich zur Zeit der Völkerwanderung den Gothen angeschlossen; ihr Name wird nicht weiter genannt.

*) Zosim. 1, 67.

Von den lygischen Völkerschaften nennt Tacitus die Arier, Helveconen, Manimer, Elysier und Naharvalen; auch seine Burier, die er nicht zum lygischen Vereine rechnet, gehörten wahrscheinlich dazu. Sie wohnten an den Oder- und Weichsel-Quellen. Die Arier schildert Tacitus als die mächtigsten, aber wildesten der Lygier. Sie färbten ihre Schilde schwarz, bemalten den Leib und wählten dunkle Nächte zu ihren Schlachten, und erregten durch den furchtbaren, gleichsam höllischen Anblick des leichenhaften Heeres Schrecken bei den Feinden.

Bei den Naharvalen war ein heiliger Hain, in welchem ein jugendliches Zwillingspaar, mit Castor und Polux zu vergleichen, unter dem Namen Alcis verehrt und von einem Priester in weiblicher Kleidung bedient wurde. Name und Gottesdienst erinnern an slavischen Ursprung.

Durch das Gebiet der Elysier, die wahrscheinlich in Schlesien gewohnt und dem Fürstenthum Oels den Namen gegeben haben, ging gewiß eine römische Handelsstraße, was die vielen römischen Münzen beweisen, die man daselbst in der Erde gefunden hat und noch findet.

In dem großen lygischen Gebiete giebt Ptolemäus viele Städte-Namen an, unter andern: Budorgis, wahrscheinlich Ratibor, Lygidunum, Liegnitz, Calisia, Kalisch, u. a.

10. Die Gothen. Tacitus, der nur Sueven und Nicht-Sueven unter den deutschen Völkern kennt, rechnet auch dieses Volk, welches er Gothonen nennt, zu den Sueven; Plinius dagegen, der eine fünffache Stamm-Eintheilung macht, zu dem Stamme der Windiler, das ist der wandalische Stamm. Daß die Völker dieses Stammes sämmtlich im äußersten Osten des alten Germaniens wohnten, darin stimmen diese, wie die übrigen Schriftsteller, welche die Namen derselben nennen, überein. Die spätere Geschichte findet mehrere dieser Völker ebenfalls in Vereinigung, oder doch in gleichen Richtungen und Bestrebungen; sie sind es, welche dem Koloß des römischen Reiches den Hauptstoß versetzen. Wenn daher auch über so dunkle Verhältnisse, für deren Beleuchtung das Licht der Geschichte fehlt, nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann, so wird es doch auch nicht verwerflich, vielmehr zur leichtern Uebersicht des bunten Gemisches förderlich seyn, wenn wir diese Völker, als

wahrscheinlich einen dritten, den Sueven verwandten, Hauptstamme zugehörig, den man den wandalischen mit Plinius, oder nach dem spätern Hauptvolke den gothischen nennen mag, hier zusammenstellen.

a) Die eigentlichen Gothen oder Gothonen kennt Pytheas,*) um das Jahr 300 vor Chr. an der Bernstein-Küste, in der Nähe der Weichsel-Mündung. Tacitus setzt sie jenseits der Lygier, also auch noch an die Weichsel, aber nicht mehr bis an das Meer reichend, denn an der Küste nennt er Rugier und Lemovier. Ptolemäus, beinahe 50 Jahre später, setzt sie ebenfalls an die Weichsel, mitten in's Land, und nennt an der Küste die Veneden oder Wenden. Daraus dürfen wir schließen, daß schon um diese Zeit die große Bewegung der wendischen und slavischen Völker von Nordosten nach Südwesten, wodurch die Deutschen in derselben Richtung fortgedrängt wurden, ihren Anfang genommen hatte. Im Anfange des dritten Jahrhunderts finden wir die Gothen schon wieder südlicher, in Dacien nämlich, wo sie sich festsetzten. In dieser Zeit erschienen sie auch in zwei große Zweige, die Ostro-Gothen und Wese-Gothen, Ost- und West-Gothen, getheilt. Ihre Schicksale zur Zeit der Völkerwanderung werden in der Geschichte weiter erzählt werden.

Als einzelne Völkerschaften werden noch die Gepiden, Mösogothen, Therwinger und Greuthunger genannt, Zweige des gothischen Stammes, über deren Verwandtschaft und Stellung zu einander noch verschiedene Meinungen herrschen.

b) Die Burgundionen werden von Plinius an die Spitze des wandalischen Stammes gestellt, von Tacitus gar nicht genannt. Ptolemäus weist ihnen als Stammsitz das Land zwischen Oder und Weichsel, wo die Netze und Warthe fließen, an. Von den Gepiden aus diesen Gegenden vertrieben, wendete sich ein Theil von ihnen, wie Jornandes erzählt, nach Norden und ließ sich auf der Insel Bornholm, (Burgunda-Holm,) zwischen Schweden und Dänemark, nieder, der größte Theil zog nach Südwesten, griff Gallien an, wurde vom Kaiser Probus zurückgeschlagen, wohnte eine Zeitlang in den Main-Gegenden, dann am Ober-Rhein, und

*) Plinius hist. nat. 37, 11.

erhielt im Anfange des fünften Jahrhunderts von dem römischen Statthalter Aëtius Wohnsitze im südöstlichen Gallien, wo ihr Name noch fortdauert. In ihrem alten Gebiete kennt Ptolomäus die Stadt Ascaucalis, wo jetzt Bromberg liegt.

c) Die Rugier werden von Tacitus an die Ostsee gesetzt; er nennt neben ihnen die Lemovier, die kein anderer nennt, und die auch in der Völkerwanderung nicht wieder erscheinen. Der Name der Rugier lebt in der Insel Rügen und einigen benachbarten Namen fort. Tacitus nennt sie nicht unter den Völkern, die an dem Hertha-Dienste auf der Insel Rügen Theil nahmen, vielleicht haben sie sich erst nach Tacitus Zeit so weit nach Westen hin ausgedehnt und der Insel Rügen den Namen gegeben, den Tacitus noch nicht kennt. Zur Zeit der Völkerwanderung kommen sie im Heere des Attila vor, als er gegen Gallien zieht; nach seinem Tode lassen sie sich auf der Nordseite der Donau in Oestreich und Ungarn nieder, welche Gegend nach ihnen Rugiland genannt wurde, und bald darauf tritt Odoaker, König der Heruler, Rugier, Sciren und Turcilinger, — bald wird er mit dem einen, bald dem andern Namen genannt, seiner Geburt nach war er ein Scire, — auf und vernichtet 476 das weströmische Kaiserthum. Die vier genannten Völker waren aller Wahrscheinlichkeit nach nahe Stamm-Verwandte, von den Ostsee-Gegenden zwischen Weichsel und Oder herstammend, die sich, nach mancher Trennung und nach verschiedenen Schicksalen, von denen abgerissene Notizen in der Geschichte vorkommen, unter Odoaker wieder zusammenfanden. Die Heruler sind, nächst den Rugiern, die merkwürdigsten; sie kommen als ein Theil des großen Reiches des Ostgothen-Königs Hermanrich vor, gründen nach Attila's Tode selbst ein mächtiges Reich an der Donau, und verlieren sich zuletzt nach abentheuerlichen Schicksalen nach verschiedenen Seiten hin.*) Ein Theil scheint sich mit den Bojoariern (Baiern) zu einem Volke vereinigt zu haben.

d) Die Wandalen kommen als einzelnes Volk nur beim Dio Cassius vor, der auch das Riesengebirge das wandalische nennt, in welchem die Elbe entspringe; und wirklich finden

*) Procop. de bell. Goth. II. 11 und 12.

sich auf der Nord-Ostseite desselben die Stammsitze der wandalischen Völkerschaften. Daß der Windiler-Stamm des Plinius der wandalische sey, so wie, daß Tacitus denselben, als von Einigen angenommen, wirklich den wandalischen nennt, ist früher angegeben; spätere Schriftsteller sagen ausdrücklich, daß die Wandalen mit den Gothen eines Stammes gewesen seyen und gleiche Gestalt, gleiche Gesetze und Einrichtungen gehabt haben. Ihre Schicksale zur Zeit der Völkerwanderung werden weiter unten erzählt werden.

11. Tacitus läßt sein Sueven-Land noch nicht mit den Küsten der Ostsee bis an die Weichsel-Mündung schließen, sondern führt seine Leser auch noch zu den Aestyern an der Bernstein-Küste. Sie sollten den Sitten und der Tracht nach Sueven seyn, der Sprache nach aber den Britanniern näher stehen. Sie bauten mit Eifer Getraide und sammelten den Bernstein, den sie Glesum, (Glas) nannten, und empfingen mit Verwunderung den hohen Preis, den die römische Ueppigkeit dafür darbot. Tacitus beschreibt den Bernstein sehr genau und richtig.

12. Auch jenseits der Ostsee im heutigen Schweden wohnen ihm noch Sueven, die Suionen nemlich, „gleich stark, wie er sagt, durch ihre Flotten als durch ihre Männer und Waffen. Bei ihnen herrschen Könige mit unumschränkter Gewalt. Jenseits der Suionen ist ein anderes Meer, zäh und fast unbewegt. Daß dieses Meer den Erdkreis begränze, glaubt man deshalb, weil der letzte Glanz der untergehenden Sonne bis zum Aufgange fortdauert, so hell, daß er die Sterne verdunkelt." Man hatte also doch Kunde von den Polarländern. Auch auf die starken Nordlichter jener Gegenden scheint Tacitus hinzudeuten, indem er noch die Sage anführt, daß besondere Strahlen am Himmel gesehen und dabei Töne gehört würden. — An die Suionen schließen sich noch die Stämme der Sitonen an, über welche ein Weib herrscht. „So weit, sagt Tacitus, sind sie nicht nur von der Freiheit entartet, sondern auch in der Knechtschaft. — Hier ist das Ende von Suevien."

Daß die Schweden deutschen Stammes, mag als ausgemacht, und daß sie mit den Gothen am nächsten verwandt sind, als wahrscheinlich angenommen werden. Der Name der Insel Gotland und manche Namen in Schweden reden dafür. Der gothische Geschichtschreiber Jorandes läßt die Gothen geradezu aus Scanzien, so

heißt ihm Schweden, zu Schiffe auswandern und sich an der Weichsel niederlassen. Allein seine Nachrichten über die ältere Zeit sind zu wenig genau und glaubwürdig. Es mag wohl mit größerem Rechte angenommen werden, daß die Gothen von unserer Küste nach Schweden hinübergegangen sind.

C. In Westen war der Rhein nicht die eigentliche Gränze der deutschen Völker, sondern mehrere derselben waren schon vor Christi Geburt über den Fluß gegangen und hatten sich an seinem linken Ufer niedergelassen. Zu diesen gehören:

1. Vangionen, Nemeter und Tribocker, in dem Landstrich am linken Rheinufer von Breisach bis nach Bingen, unterhalb Mainz. In ihrem Gebiete finden sich mehrere Städte, die den Römern zum Theil ihre Entstehung, zum Theil ihre Vergrößerung verdankten, z. B. Monguntiacum, Mainz, eine alte gallische Stadt im Lande der Vangionen, unter den Römern ein wichtiger Waffenplatz. Schon im Jahr 70 n. Chr., brachte die 22ste Legion, welche von der Eroberung Jerusalems kommend hier ihr Standquartier erhielt, wahrscheinlich das Christenthum hierher. Bonconica, Oppenheim; Borbetomagus, Worms; Noviomagus, Hauptort der Nemeter, Speier; Taberna, Rheinzabern; Argentoratum, Straßburg, im Lande der Tribocker, die vorzüglichste Waffenfabrik für Gallien.

2 Die Ubier wohnten früher an der rechten Rheinseite, wurden aber von den Sueven so hart gedrängt, daß sie den Julius Cäsar zu Hülfe riefen, und, nachdem dieser ihnen nur kurze Zeit Ruhe verschafft hatte, im Jahr 36 vor Christo sich durch den römischen Feldherrn Vipsanius Apripva auf das linke Rheinufer versetzen ließen. Sie waren immer treue Bundesgenossen der Römer. Ihr Land fing am Ausflusse der Nahe in den Rhein an und hier war Bingium, Bingen, der erste Ort ihres Gebietes; ferner: Bontobrice, Boppart; Confluentes, Koblenz; Antunnacum, Andernach; Bonna, Bonn; gegenüber als Brückenkopf, von Drusus erbaut, Gesonia, das jetzige Dorf Geusen; Colonia Agrippina, Köln, eine Hauptstadt der Römer am Rheine, nach der Agrippina, der Tochter des Germanikus und Gemahlin des Kaisers Claudius, so benannt, die in dieser Stadt der Ubier geboren war, und im Jahr 50 nach Christo eine Kolonie von Veteranen

hierher schickte, um ihren Geburtsort auszuzeichnen. Konstantin ließ hier auch eine Brücke über den Fluß schlagen, deren Ueberbleibsel bei niedrigem Wasser noch sichtbar sind; auf der rechten Seite war Divitia, das heutige Deutz, der Brückenkopf. Novesium, Neuß; Gelduba, oft genannt bei den Römern, das jetzige Dorf Gelb bei dem Städtchen Uerdingen.

3. Die Gugerner, nördlich von den Ubiern, nicht weit von Gelduba anfangend, am Rheine hinunter bis dahin, wo die Waal sich von ihm trennt. Oerter: Asciburgium, Asburg bei Meurs; Vetera (castra), Xanten oder Büderich, Wesel gegenüber.

4. Die Bataver und Kanninefater, beide kattischen Stammes, waren nach Tacitus durch einen Aufruhr aus ihrem Vaterlande vertrieben und hatten sich an den Ausflüssen des Rheins in dem, von Gewässern umflossenen, Lande niedergelassen, welches nach ihnen die Insel der Bataver genannt wurde. Sie waren Bundesgenossen der Römer, bis sie sich im Jahre 70 n. Chr. unter Civilis empörten. In ihrem Gebiete lagen: Lugdunum, Leiden; Trajectum, Utrecht; Batavodurum oder Noviomagus, Nimwegen.

Außer diesen Völkern waren noch mehrere in den überrheinischen Gegenden, welche früher dahin ausgewandert und noch immer auf ihre deutsche Abkunft stolz waren, als wenn der Ruhm ihres Geschlechtes sie von der Aehnlichkeit und Feigheit der Gallier schiede. Die hauptsächlichsten unter ihnen waren: die Trevirer, Trierer, mit der Hauptstadt Augusta Trevirorum, das jetzige Trier, die wichtigste Stadt des römischen Reiches in unsern nördlichen Gegenden; und die Nervier, zwischen der Maas und Schelde.

Im Süden der Donau wohnten nicht mehr reine deutsche Völkerschaften, sondern solche, die aus gallischen und andern Einwanderern gemischt waren. Die Donau kann als die Gränze des damaligen Germaniens angesehen werden, und die römischen Provinzen an ihrer Mittags-Seite von der Schweiz bis über Kärnthen und Krain hinaus hießen: Helvetien, Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien.

D. Wichtiger für die alte Geographie unseres Vaterlandes ist aber die Betrachtung des südlichen Theiles von Deutschland, am Rheine hinunter bis etwas über den Main hinaus, nach Andern auch noch nördlicher, welcher das römische Zehntland, agri

decumates, genannt wurde. Aus diesen Gegenden hatten sich die Deutschen nach und nach vor der römischen Uebermacht, welche sie vom Rheine und der Donau her bedrohte, weiter in's Innere gezogen, — der Rückzug der Markomannen ist bekannt, — und nun betrachteten die Römer das Land als Theil ihrer Provinz und erlaubten gallischen und andern Kolonisten, sich hier, gegen Entrichtung eines Zehntens, anzubauen. Davon erhielt auch das Land, welches nun als ein Vorland des Reiches gegen die Barbaren betrachtet wurde, seinen römischen Namen. Tacitus kennt dasselbe schon als solches. Zur Sicherung gegen die räuberischen Einfälle der Deutschen wurde nach und nach eine lange Reihe von Gränzbefestigungen, Wälle, Graben, Mauern mit Thürmen u. s. w. angelegt, deren Spuren durch unermüdete Nachforschungen im ganzen südlichen und mitleren Deutschland wieder aufgefunden sind, so daß wir diese römischen Gränzwehren fast ununterbrochen verfolgen können.*)

Der Anfang derselben findet sich in sehr beträchtlichen Spuren von Verschanzungen drei Meilen oberhalb Regensburg, bei dem Einfluß der Altmühl in die Donau. Die Verschanzung läuft von hier, dem Volke sehr wohl bekannt unter dem Namen der Teufelsmauer und des Pfahlgrabens, zwölf Meilen ununterbrochen nach Nordwesten fort, oft drei bis vier Fuß über den Erdboden erhaben; dann wieder südwestlich und westlich, in's Würtembergische, bis in die Nähe des Neckars, und in der Entfernung einiger Meilen von diesem Flusse fast immer nördlich bis in den Odenwald. Die Mauer ist aus den Steinen, welche der benachbarte Boden lieferte, verfertigt und alle halbe Stunden fast regelmäßig mit Thürmen versehen gewesen. Wenn auch hin und wieder die Spuren der Linien von der Zeit verwischt sind, so finden sie sich doch bald wieder. Im Odenwalde sind nur die Spuren einzelner Kastelle aufzufinden; höchst wahrscheinlich waren sie hier, wo das Holz so reichlich war, durch eine Pfahlhecke, eine Pallisadenreihe, mit einander verbunden, deren Spuren natürlich ganz verschwunden sind. Wenn wir aber die Ueberbleibsel der einzelnen Verschanzungen verfolgen, so stößt die Linie endlich bei Obernburg, östlich von Aschaf-

*) Die genaue Beschreibung steht in Wilhelms Germanien.

fenburg, an den Main, nachdem sie von der Donau aus ungefähr eine Strecke von 40 Meilen gemacht hat.

Nördlich vom Main sind die Spuren nur schwach, doch führen sie durch das Hanau'sche und Darmstädt'sche bis nördlich von Nidda, wo der Pohl- und Pfahl-Graben wieder sichtbar beginnt und über Butzbach nach Homburg läuft. Hier liegt die Salburg, wahrscheinlich das von Drusus auf dem Taunus errichtete Kastell Arctaunum. In dieser Gegend ist der Gränz-Wall wohl 20 Fuß hoch und mit eben so alten Bäumen bewachsen, als der Wald selbst. Er läuft über den ganzen Taunus, dann durch die Gebirge am rechten Rheinufer bis zum Bade Ems, und von da wieder über Wald und Berg bis in die Gegend von Neuwied. Hinter dem Siebengebirge verliert sich seine Spur. Bis an die Sieg bei Siegburg erstreckte sich diese römische Gränzlinie wohl gewiß, vielleicht auch noch weiter nordwärts. Wenigstens legte Tiberius, wie Tacitus erwähnt, auch im Cäsinischen Walde einen Gränzwall, limes, an; doch ist von einem Zusammenhange desselben mit den südlichern Befestigungen noch keine Spur gefunden. — Gewiß wurde auch unter den spätern Kaisern immer von Neuem an den Befestigungs-Linien gearbeitet, bis die wiederholten Einbrüche alamannischer Kriegshaufen sie überwältigten. Im Anfange des vierten Jahrhunderts waren die Alamannen im Besitze des ehemaligen Zehntlandes.

Als römische Niederlassungen innerhalb der befestigten Gränzlinie werden außer denen, die im Norden des Maines schon früher genannt sind, noch folgende angeführt:

1. Castellum Valentiniani, in der Gegend von Manheim.

2. Civitas Aurelia Aquensis, auch blos Aquae genannt, das heutige Baden; wird zwar nicht in römischen Schriftstellern genannt, allein durch aufgefundene Stein-Denkmähler ist es ausgemacht, daß mindestens schon am Ende des zweiten Jahrhunderts hier eine römische Besatzung und Bäder waren.

3. Tarodunum, bei Freiburg im Breisgau, wo noch die Mark Zarten vorkömmt.

4. Ara Flavia, Rotweil, und mehrere andere. Ueberhaupt ist das Zehntland voll von Ueberbleibseln römischer Anlagen, Kastelle, Tempel, Brücken, Straßen, Säulen und Bade-Anlagen.

Aeltere deutsche Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Klodwig. 486.

1. Die Cimbern und Teutonen. 113—101 vor Christi Geburt.

Es war das hundert und dreizehnte Jahr vor Christi Geburt, als ein wildes und unbekanntes Volk über die Donau herangezogen kam und an den Alpen erschien, da wo die Römer die Zugänge nach Italien bewachten. Noch in diesem Jahre schlugen sie den römischen Konsul, Papirius Carbo, der hier das Heer befehligte, bei Noreja, in den Gebirgen des jetzigen Steiermark. Carbo hatte sich treulos gegen sie bewiesen; auf ihr Verlangen, mit ihm Freundschaft zu halten, hatte er ihnen falsche Wegweiser gegeben, die sie auf längerem Wege in den Gebirgen herumführten, während er auf kürzerem heranzog und sie überfiel. Für dieses Unterfangen bestraften sie ihn, und er würde mit allen den Seinigen umgekommen seyn, wenn ihm nicht ein schweres Gewitter zur Flucht behülflich gewesen wäre.

Woher die furchtbaren Schaaren ursprünglich kamen, wußte keiner; sie nannten sich, wie die Römer angeben, Cimbern und Teutonen. Wenn wir die abgerissenen Nachrichten der Schriftsteller zusammenstellen, so ergiebt sich, daß die Cimbern schon längere Zeit herumgezogen waren, schon mit mehreren Völkern, namentlich den Bojern, gestritten hatten, und jetzt von der Donau her an den römischen Gränzen erschienen. Ob sie als auf einer Wanderung begriffene Völkerschaften zu betrachten sind, oder nur als Kriegshaufen, welche auf Unternehmungen ausziehend, wie späterhin suevische Krieger unter Ariovist, sich immer mehr zu einer Volksschaar, mit Weibern und Kindern, bildeten, und nun auch eines Vaterlandes bedurften, wo sie sich anbauen konnten,— dieses Alles kann, bei dem Mangel bestimmter Zeugnisse, nicht

unzweifelhaft entschieden werden. Wenn die Cimbern, wie die allgemeinere Meinung ist, von der von den Römern nachher so genannten cimbrischen Halbinsel, dem jetzigen Jütland, herstammten; so ist so viel gewiß, daß nur ein Theil des Volkes ausgewandert seyn konnte, weil dasselbe noch später dort genannt wird. Bedeutet der Name Kimber aber, wie Andere geglaubt haben, nur so viel als Kämpfer, so können sie auch zu andern deutschen Völkern, vielleicht den Sueven, gehört haben. Ueber den Namen Teutonen sind ebenfalls die Meinungen getheilt. Einige glauben, er sey gar kein einzelner Volksname gewesen, sondern die Römer hätten, da sie vernahmen, diese Kimbrer seyen Teuten, Teutsche, ein zweites Volk vor sich zu haben geglaubt, welches sie nach ihrer Namenbildung Teutonen nannten. Nach Anderer Meinung waren die Teutonen Auswanderer mehrerer Völker zwischen der Elbe und Weichsel, welche, von dem Zuge der Cimbern als sie ihre nördliche Halbinsel verließen, fortgerissen, sich zu einem eigenen Haufen bildeten und mit dem alten Gesammt-Namen aller deutschen Stämme, Teuten oder Teutonen benannten. Diese Meinung hat vieles für sich. Da aber in den alten Schriftstellern, welche den cimbrischen Krieg erzählen, die Teutonen immer als eigenes Volk genannt werden, so folgen wir ihrer Erzählung, wie sie vor uns liegt.

Nachdem die Cimbern bei Noreja gestritten hatten, zogen sie durch die fruchtbaren Gefilde, welche zwischen der Donau und den Alpen liegen, nach dem südlichen Gallien, welches ursprünglich das Ziel ihres Strebens gewesen zu seyn scheint, und mehrere Völker aus Deutschland, Gallien und der Schweiz verstärkten ihren Haufen; besonders die Ambronen aus dem Emmegau, und die Tiguriner, (Zürcher), ein tapferes Volk am Fuße der Alpen. — Bei den Römern hielten sie um ein Land an; sie versprachen dafür Hülfe und Zuzug in jedem Kriege. Die Römer aber verweigerten ihr Begehren; da beschlossen sie, mit Schwerdt und Muth zu suchen, was sie durch Vertrag nicht erlangen konnten. Vier römische Heere nacheinander wurden von ihnen und ihren Bundesgenossen geschlagen und fast vernichtet; das eine unter dem Consul Junius Silanus, das zweite unter dem Consul Cassius Longinus, der selbst in der Schlacht umkam; das dritte unter dem Legaten Aurelius Scaurus, welcher gefangen wurde. Als dieser nun in den Kriegsrath der Deutschen geführt wurde, um von der Alpen Uebergange Kunde zu geben, mahnte er sie von diesem Zuge ab, und nannte die Römer unüberwindlich. Im Zorne über dieses Wort stand ein junger deutscher Fürst, Bajorix, auf und erschlug den Scaurus mit seinem Schwerdte.

Die Römer, die schon den Erdkreis zu erobern dachten, und nun von solchen geschlagen waren, deren Namen sie kaum kannten, brachten ein neues, großes Heer unter dem Consul Marcus Manlius zusammen und schickten dasselbe dem Consul Cäpio, dessen Legat Scaurus so eben geschlagen worden war, zu Hülfe.

Aber es war Neid und Zwietracht zwischen den Feldherren, und dieses benutzten die Deutschen wohl und brachten dem großen Heere eine solche Niederlage bei, daß der gefallenen Römer und Bundesgenossen 80,000 waren und der getödteten Knechte 40,000. Manlius fiel mit zwei Söhnen und Cäpio entkam, wie es heißt, nur mit zehn Mann. Dieser Tag wurde hinfort von den Römern zu den unglücklichsten gezählt, und die Stadt Rom, so wie das ganze Land, war von Schrecken voll, so daß man in Rom noch lange Zeit nachher eine ganz ungemeine Bestürzung einen „Cimbrischen Schrecken" nannte. Die Feinde aber benutzten diesen Augenblick nicht, — die Ursache ist nicht bekannt; — statt nach Italien zu gehen, wandten sie sich wieder nach dem südlichen Frankreich und nach Spanien, und ließen den Römern Zeit, sich zu erholen.

Diese hatten nur Einen Mann, auf welchen sie jetzt alle ihre Hoffnung setzten; das war Cajus Marius, ein stolzer und rauher Mann, aber ein tapferer Kriegsheld. Er war von niedriger Herkunft und allein durch seine Kraft emporgestiegen; deshalb haßten ihn die von alten, vornehmen Geschlechtern; nun aber mußten sie ihn, gegen die bisherige Ordnung und gegen das Gesetz, mehrere Jahre hinter einander zum Consul machen, damit er sie nur von den furchtbaren deutschen Feinden befreiete.

Marius sammelte sein Heer und führte es über die Alpen nach Gallien, an den Fluß Rhodanus, (Rhone) und schlug ein verschanztes Lager auf. Unter dem Heere stellte er die alte Zucht und Ordnung wieder her, die lange Zeit versäumt worden, wodurch hauptsächlich so großes Unheil über sie gekommen war. Dazu hielt er sich lange ruhig in seinem Lager, um seine Krieger erst an den Anblick der großen, riesigen Leiber der Fremdlinge und an den Ton ihrer furchtbaren Stimme zu gewöhnen. Und wenn er eine günstige Gelegenheit ersah, daß ein kleiner Haufe der Feinde allein war, so that er schnell einen Ausfall auf sie mit Gewalt und Ueberzahl, damit die Seinen nur erst im Kleinen siegen lernten. Solches Zaudern ermüdete die streitlustigen Deutschen, sie kamen oft an die Wälle des Lagers, höhnten das römische Heer und foderten es zum Kampfe heraus; aber Marius ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

Die Feinde nun hatten sich in zwei Haufen getheilt; die Cimbern waren an dem Rhodanus hinauf, durch die Schweiz und Tyrol nach Italien gezogen, die Teutonen aber waren gegen Marius geblieben. Als diese sahen, daß er ihre Herausfoderung zur Schlacht nicht annahm, brachen sie endlich auch auf, zogen an seinem Lager vorbei, des Weges nach Italien hin, und riefen spottend den römischen Soldaten zu: „Ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten?" — Ihre Menge war so groß, daß sie sechs Tage lang in ununterbrochenen Reihen an dem Lager vorüberzogen.

Marius folgte ihnen zur Seite nach, sich immer auf den

Höhen haltend, damit sie ihn nicht unversehens angreifen konnten; dann lagerte er sich ihnen gegenüber bei Aquae Sextiae, (das ist die jetzige Stadt Aix im südlichen Frankreich.) An dem Lagerplatze, den er gewählt, war wenig Wasser; und als seine Krieger unwillig über Durst klagten, zeigte er mit der Hand auf einen Fluß, welcher nahe bei des Feindes Lager floß, und sagte: „Dort ist euch ein Trunk für Blut feil." Sie erwiederten: „Warum führst du uns denn nicht gleich gegen sie, so lange unser Blut noch flüssig ist?" Er aber sagte mit gelassener Stimme: „Zuerst muß unser Lager befestigt werden." — Und die Krieger, obwohl unwillig, gehorchten; so hatte der strenge Feldherr die Kriegszucht herzustellen gewußt.

Von den Troßknechten eilte aber dennoch eine Menge an den Fluß, um für sich und die Lastthiere Wasser zu schöpfen, sie stießen auf einige wenige Feinde, welche sich mit Baden ergötzten, und wurden mit ihnen handgemein; und indem auf das Geschrei der Kämpfenden von beiden Seiten immer mehrere zur Hülfe herbeieilten, entspann sich mit den Ambronen, welche an dieser Seite ihr Lager hatten, ein heftiges Treffen. Die Ambronen wurden bis in ihre Wagenburg zurückgeschlagen; und da erst entstand noch ein harter Kampf mit den Weibern, die mit Schwerdtern und Beilen herausstürzten und zugleich auf die Ihrigen, die da flohen, und auf die verfolgenden Römer loshieben. Die Nacht trennte die Fechtenden. Aber diese Nacht war auf mancherlei Weise furchtbar und grauenvoll. Aus dem Lager der Deutschen tönte es im wunderlichen Gemisch der Stimmen herüber, nicht wie Wehklagen und Jammern, — obgleich es eine Todtenklage über die Gefallenen seyn mochte, — sondern gleich einem dumpfen Gebrüll, wie von wilden Thieren, daß die Gebirge umher und die Ufer des Stromes davon wiederhallten. Schrecken ergriff die Römer; sie fürchteten, jene möchten einen nächtlichen Angriff machen, welcher alles leicht in Verwirrung bringt; denn ihr Lager war wegen des Gefechtes noch ohne Wall und Graben. Aber die Feinde kamen nicht, und hielten sich auch ruhig beim Anbruch des folgenden Tages. Da traf Marius seine Vorkehrungen zur Schlacht. Das Fußvolk stellte er vor das Lager, die Reuter aber schickte er in die Ebene hinab, und den Unterfeldherrn Claudius Marcellus ließ er mit 3000 Schwerbewaffneten die mit Wald bewachsenen Höhen im Rücken der Feinde besetzen, mit dem Befehle, im Augenblicke des Kampfes aus seinem Hinterhalte hervorzubrechen.

Als die Teutonen die Römer in Schlachtordnung herausrücken sahen, waren sie von solcher Kampflust entbrannt, daß sie dieselben nicht in der Ebene erwarteten, sondern gegen sie die Anhöhen hinanrannten. Aber die Römer empfingen sie, da sie athemlos ankamen, herzhaft und in geschlossenen Reihen, und trieben sie wieder in die Ebene hinab. Diesen entscheidenden Augenblick versäumte Marcellus nicht, sondern brach mit seinen Dreitausend im Laufe und mit Geschrei aus dem Gehölze hervor,

den Feinden in den Rücken, die, von beiden Seiten gedrängt, bald in Unordnung geriethen und die Flucht nahmen. Die Römer verfolgten sie und fingen oder erschlugen über Hunderttausend. Es wurde auch bald nachher der Fürst der Teutonen, Teutobod, auf der Flucht in den Gebirgen gefangen und mußte späterhin des Marius Triumph in Rom zieren; ein Mann, so groß, nach der Römer Erzählung, daß er über alle Siegeszeichen hervorragte, und dabei so gewandt, daß er über vier bis sechs Pferde wegspringen konnte. Von den Waffen aber und der ganzen Beute verbrannte Marius dasjenige, was er nicht als das Seltenste und Kostbarste für den Triumph aufbewahrte, als ein großes und prächtiges Opfer den Göttern. — Diese Schlacht bei Aquae Sextiae war im Jahre 102 vor Christi Geburt, im 11ten Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Des Marius und der Seinigen Freude wurde bald durch die Bothschaft getrübt, daß der Consul Catulus in Ober-Italien von den Cimbern zurückgetrieben sey. Diese waren, obgleich spät im Jahre, über das Alpengebirge gegangen und trieben die Römer, welche in den Gebirgspässen Wache hielten, vor sich her. Staunend sahen diese, wie die gewaltigen Fremdlinge, in ihrer Lust an dem vaterländischen Schnee und Eise, so wie im Gefühle ihrer Abhärtung, sich nackend beschneien ließen, über Eis und tiefen Schnee auf die Spitzen der Berge stiegen und dann, auf ihren breiten Schildern sitzend, von den Spitzen steiler Felsen herabfuhren. — Der Consul mußte hinter die Athesis, Etsch, zurückweichen, ließ aber an beiden Seiten der Brücke, die er hatte schlagen lassen, Verschanzungen anlegen. Als die Cimbern, näher heranziehend, den Fluß besichtigt hatten, fingen sie an, Riesen gleich, Felsen von den herumliegenden Hügeln niederzubrechen, Bäume auszureißen, und diese, nebst Steinen und Erde, in den Fluß zu werfen, um sich einen Damm zu bilden; und die Pfeiler der römischen Brücke erschütterten sie mit großen Lasten, welche von den Fluthen krachend dagegen getrieben wurden, so daß die Römer in ihrem Schrecken ihre Schanzen und ihr Lager verließen und die Flucht ergriffen. Erst hinter dem Po-Flusse nahmen sie wieder eine Stellung.

Nun verbreiteten sich die Cimbern über die reichen und schönen Gefilde von Ober-Italien und versäumten dagegen, geradesweges auf Rom loszugehen; die Anmuth des Landes fesselte sie. Statt des rauhen Lagers unter freiem Himmel gewöhnten sie sich an Obdach und Bequemlichkeit; statt der kalten Bäder nahmen sie warme, statt des rohen Fleisches genossen sie leckere Speisen; vor allem aber versanken sie in Unmäßigkeit des Weintrinkens. — Catulus wartete indeß unter dem Po, bis Marius mit seinem siegreichen Heere aus Gallien herbeikam und zu ihm stieß. Hierauf rückten beide über den Fluß vorwärts. Als dieses die Cimbern erfuhren, sammelten sie ihre Haufen, und in Erwartung der Teutonen, deren Unglück sie nicht wußten oder nicht glaubten,

schickten sie zum Marius, um noch einmal von den Römern Land für sich und ihre Brüder zu fordern. Als sie ihre Brüder, die Teutonen, nannten, verspottete sie Marius und sprach: „Lasset nur die Brüder, die haben ihr Land, und ihr werdet es auch zur Genüge von uns empfangen.“ — Die Gesandten schalten ihn wegen seines Spottes, und sagten, er werde schon seine Strafe erhalten, von den Cimbern auf der Stelle, von den Teutonen aber, wenn sie herankämen. — „Sie sind da, sagte Marius, und es wäre nicht schön, euch ziehen zu lassen, ehe ihr die Brüder gegrüßt habt.“ Und damit ließ er die gefangenen Fürsten der Teutonen in ihren Fesseln vor sie führen.

Da kehrten die Gesandten betroffen zurück, und die Cimbern brachen auf der Stelle auf; Bajorix, ihr Fürst, ritt an das Lager, und forderte den Marius mit den Römern zur Schlacht an einem Platze, den er selbst bestimmen möchte. Marius erwiederte: „Die Römer seyen zwar nicht gewohnt, ihren Feinden die Schlacht vorauszusagen, doch wollte er auch hierin den Cimbern sich gefällig erzeigen; und so bestimmte er zum Platze ihres Kampfes die raudische Ebene zwischen Vercellae und Verona, und zum Tage desselben von da an gerechnet den dritten Tag.

Nachdem diese Zwischenzeit verflossen war, zogen die Cimbern in guter Ordnung aus ihrem Lager, ihr Fußvolk stellten sie in ein Viereck von gleichen Seiten, ihre Reuterei aber, 15,000 Mann stark, wandte sich rechts und suchte durch diese Wendung die Römer zwischen sich und das Fußvolk zu bringen. Diese Reuter waren zum Theil auf das prächtigste gerüstet; sie trugen Helme, welche die Gestalt von Rachen fürchterlicher Thiere oder sonst schreckliches Ansehen hatten, mit fliegenden Helmbüschen, welche ihre riesige Gestalt noch vergrößerten. Ihre eisernen Harnische und glänzenden Schilde strahlten weit hin. Jeder Reuter hatte einen doppelten Wurfspieß und für den Kampf in der Nähe ein großes gewichtiges Schwerdt. Diese ausgesuchten Waffen mochten sie auf ihren langen Zügen in siegreichen Schlachten erbeutet haben. So zogen sie heran. Das Fußvolk aber ergoß sich über die Ebene daher, wie ein unermeßliches, wogendes Meer. Da wusch Marius seine Hände, hob sie zu den Göttern empor, und gelobte ihnen ein großes Opfer, wenn er siegen würde; auch Catulus that, mit aufgehobenen Händen, dem Glücke dieses Tages ein Gelübde. Und als dem Marius die Eingeweide der Opferthiere von den Priestern gezeigt wurden, rief er mit lauter Stimme, daß es die Menge hörte: „Mein ist der Sieg.“

Nun begann ein harter und schwerer Kampf. Für die Römer kämpfte die Hitze und die Sonne, welche den Deutschen in die Augen schien. Denn diese, in kalten und schattigen Gegenden aufgewachsen, konnten sehr wohl die Kälte, aber nicht die Hitze ertragen; der Schweiß entkräftete ihre Körper und sie hielten die Schilde gegen die Sonne vor ihr Gesicht. Es war eben die heißeste Zeit des Sommers, im Augustmonat. Auch der Staub war ihnen

entgegen, der sie ganz umhüllte und den Römern ihre Zahl wie ihren furchtbaren Anblick verdeckte, so daß diese, ohne durch das Anschauen im Voraus erschreckt zu seyn, nur geradezu auf die feindlichen Reihen losgingen. Es kam zu dem schrecklichsten Handgemenge, in welchem die Römer durch die kurzen, breiten Schwerdter großen Vortheil über die Feinde hatten. Auch waren ihre Körper so an Kriegsarbeit gewöhnt, daß man in der erstickenden Hitze doch nicht Einen Römer Schweiß vergießen, oder außer Athem sah. Marius hatte ferner eine neue Waffe erfunden, lange Speere mit Widerhaken, welche die Römer in der Feinde Schilde warfen und diese damit herabzogen, so daß der Mann entblößt dastand.

Also geschah es, daß der größte und streitbarste Theil der Cimbern getödtet wurde. Die vorderste Reihe hatte sich, um nicht auseinander gerissen zu werden, mit langen Ketten oder Stricken, die an die Gürtel geheftet waren, zusammengebunden; und nun lagen sie wie an einer Schnur hingestreckt. Als die Römer die Flüchtigen bis in ihre Wagenburg verfolgten, erblickten ihre Augen ein sehr trauriges Schauspiel. Die Weiber der Deutschen standen, schwarz angekleidet, auf den Wagen, und tödteten selbst die Zurückfliehenden, ja ihre eigenen kleinen Kinder, sie unter die Räder der Wagen und die Füße der Lastthiere werfend, damit sie nur nicht den Römern in die Hände fallen sollten; und dann gaben sie sich selbst den Tod. Auch viele der Männer tödteten sich selbst, weil sie die Knechtschaft mehr fürchteten, als den Tod. Dennoch sollen 60,000 gefangen und noch einmal so viele an diesem Tage getödtet seyn.

Auf solche Weise endigte der große und schwere Krieg, der den Römern eben so gefährlich däuchte, als der frühere, vor fast 300 Jahren, da die Gallier unter Brennus Rom verbrannten; sie nannten den Marius den dritten Stifter der Stadt. — Aber die Knaben und Jünglinge der Cimbern und Teutonen, die in den Schlachten gefangen und zu Sklaven weggeführt waren, rächten nachher das Blut ihrer Väter und Brüder an Tausenden von Römern, die sie in den Sklavenkriege, unter Spartakus Anführung, erschlugen.

2. Cäsar und Ariovist. 58 vor Chr. Geb.

Noch nicht fünfzig Jahre nach der ersten Waffenprobe der Germanen mit den Römern waren jene schon wieder im Anrücken gegen die römischen Gränzen; zwar in geringerer Zahl, als das erste Mal, und wohl nicht mit dem deutlich gedachten Plane, bis nach Italien vorzudringen; allein der Sieg und die Aussicht der Beute würde ihre Zahl bald vermehrt haben; und fruchtbare Triften, so wie die vollen Speicher der Landbewohner, hätten sie von einer Provinz zur andern gelockt, bis der Ruf des lachenden Landes jenseits der Alpen ihnen auch den Weg über diese Gränz-

scheide gezeigt hätte. Aber sie fanden einen Gegner, der den Krieg wenigstens eben so gut verstand, als Marius.

Ariovist (Ehrenfest, oder auch Heerfest, nach andern Aar- oder Adler-Fürst,) ein König über Markomannen-Sueven zwischen Donau und Neckar, war von einem gallischen Volke, den Sequanern, gegen ein anderes, die Aeduer, zu Hülfe gerufen worden; er war im J. 72 vor Chr. an der Spitze eines Heeres über den Rhein gegangen und hatte den Sequanern den Sieg verschafft; allein die schönen Fluren des jetzigen Burgund gefielen ihm so sehr, daß er sie nicht wieder verlassen wollte. Gleich feindlich gegen Sieger und Besiegte, bemächtigte er sich einer Strecke Landes, und als sich die Gallier gegen ihn verbündeten, schlug er sie bei Magetobria (jetzt Mümpelgard) in die Flucht. Vielleicht war er Anfangs nur wie ein Herzog mit seinem Waffengefolge zu diesem Abenteuer auszogen, nun aber fanden sich, durch den Ruf des schönen Landes gelockt, immer mehr Deutsche bei ihm ein, so daß er bald ein Heer von 120,000 Mann zusammen hatte. Ganz Gallien zitterte vor ihm; schon glaubten sich die Völkerschaften besiegt, oder aus den alten Sitzen vertrieben. Die Römer aber, welche in Süd-Gallien schon eine unterworfene Provinz hatten, erkannten den Ariovist als König in seinem eroberten Lande an und nannten ihn Freund.

Allein bald nachher erschien Julius Cäsar, einer der größten und kühnsten römischen Feldherrn, in Gallien. Ein flammender Ehrgeiz trieb ihn zu großen kriegerischen Unternehmungen, und er war in keiner andern Absicht in diese Gegenden gekommen, als ganz Gallien den Römern zu erobern. An diesen wandten sich nun die Aeduer und andere gallische Völker und baten ihn um Hülfe gegen die Deutschen. Cäsar ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, tiefer in Gallien vorzudringen, versprach Hülfe und ließ den Ariovist zu einer Unterredung auffordern.

Ariovist antwortete stolz und kühn: „Wenn er etwas von Cäsar begehrte, so würde er zu ihm kommen; verlange jener daher etwas von ihm, so möge er das Gleiche thun. Uebrigens begreife er nicht, was in seinem Gallien, welches er durch der Waffen Gewalt bezwungen, sowohl Cäsar als das römische Volk überhaupt zu thun habe?“

Cäsar ließ ihm erwiedern: „Weil er seine Einladung zur Unterredung zurückgewiesen, so verlange er kurz von ihm dieses: Zuerst, daß er keine Deutsche weiter über den Rhein führe; dann, daß er den gallischen Völkern ihre Geißeln zurückgebe und sie auf keine Weise weiter feindlich behandle. Wenn er dieses geleistet, so werde das römische Volk beständig Frieden und Freundschaft mit ihm halten; wenn nicht, so werde Cäsar die Beleidigungen der Aeduer nicht gleichgültig ansehen.“

In seiner Antwort hierauf berief sich Ariovist kühn und offen auf das Recht der Waffen, nach welchem der Sieger mit dem Besiegten verfahren dürfe, wie es ihm gut dünke. So sey auch das römische Volk gewohnt zu handeln, und verstehe gar wohl, sich

seines Rechtes zu bedienen; nun möge man ihm dasselbe gestatten. Und auf Cäsars Wort, er werde die Beleidigungen der Aeduer nicht ungeahndet lassen, erwiederte Ariovist: es habe noch niemand mit ihm, als nur zu seinem Verderben, gestritten. Wenn Cäsar wolle, so möge er den Streit beginnen; er werde erfahren, was unbesiegte Germanen, in den Waffen auf's Beste geübt, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, vermöchten."

Wahrlich die Sprache eines Helden der Völkerwanderung, dem sein gutes Schwerdt statt Erbrecht und Urkunde gilt, und der mit seinen Waffenbrüdern unter kein Obdach tritt, bis er das gesuchte Land der neuen Heimath erkämpft hat. Bei einem andern Gegner möchte er mit dieser kühnen Erklärung durchgebrochen seyn; Cäsar aber, welcher selbst in Rom nicht der zweite zu seyn ertragen konnte, wurde um so mehr gereizt, sich mit solchem Feinde zu messen. Er rückte gegen ihn an, und besetzte Vesontio (Besançon) die Hauptstadt der Sequaner, welche sehr fest und mit allem Kriegsbedarf reichlich versehen war. Da er hier einige Tage verweilte, bemächtigte sich plötzlich seines Heeres eine sehr gefährliche Muthlosigkeit. Die Erzählungen der oft von den Germanen geschlagenen Gallier, die Schilderungen der Kaufleute, welche ihr Land durchreiset hatten, die Nähe des furchtbaren Feindes selbst, Alles stellte den Römern ein solches Bild von der Stärke, der Tapferkeit und der Wildheit der Deutschen, vor deren Blick man nicht einmal bestehen möge, vor die Seele, daß viele, die dem Cäsar freiwillig gefolgt waren, sich nicht scheuten, jeden Vorwand zu erfinden, um nur nach Hause kehren zu dürfen. Andere, welche die Scham zurückhielt, konnten sich doch so wenig beherrschen, daß sie oft in Thränen ausbrachen und traurig in ihren Zelten ihr Unglück beklagten. Im ganzen Lager wurden öffentlich Testamente gefertigt; und endlich wurden auch die von der Furcht angesteckt, welchen die Gefahren des Krieges doch keinesweges fremd waren. Allgemein aber murrte man gegen den verwegenen Feldherrn, der so gefährlichen Kampf ohne Noth aufsuchte.

Diese Stimmung seines Heeres zu überwältigen, bot Cäsar alle Kraft seiner Beredsamkeit auf. Er versammelte die Führer des Heeres und stellte ihnen vor, daß der Krieg mit Ariovist noch keineswegs gewiß sey: er hoffe vielmehr, dieser werde der Stimme der Billigkeit und des Friedens nachgeben; und sollte er dennoch aus rasender Lust am Kampfe diesen durchaus wollen, so möchten sie nur der Besiegung der Cimbern und Teutonen gedenken, und des eben geendigten Sklavenkrieges, in welchem auch Germanen besiegt seyen, so wie der Helvetier, die den römischen Waffen nicht zu widerstehen vermochten. — Und wenn alle diese Gründe sie dennoch nicht beruhigen könnten, und niemand ihm folge, so werde er mit der zehnten Legion allein dem Feinde entgegen gehen, an deren Treue zweifle er nicht.

Diese Rede machte tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die

zehnte Legion dankte ihm sogleich für sein Zutrauen, und die andern beeiferten sich nun um die Wette, ihre Bereitwilligkeit gleichfalls an den Tag zu legen. Sogleich brach Cäsar auf und rückte dem deutschen Heere näher. Eine Unterredung, die er noch mit Ariovist, auf dessen Verlangen, hielt, war eben so fruchtlos, als die frühern Verhandlungen, und nun wünschte Cäsar nichts mehr, als eine Schlacht. Aber Ariovist nahm eine Stellung an, in welcher er den Römern die Zufuhr abschnitt, und ließ täglich seine Reuterei, die den Römern durch die Vermischung mit den leichten Fußgängern überlegen war, kleine Gefechte liefern; allein die Schlacht, obgleich Cäsar sie täglich anbot, nahm er nicht an.

Da erfuhr Cäsar von den Gefangenen den Grund dieses Zögerns, welches der Deutschen Sitte sonst nicht war. Die wahrsagenden Frauen nämlich, nach deren Ausspruch sich das Heer richtete, hatten Unglück verkündet, wenn sie vor dem Neumond stritten. Nun suchte Cäsar noch eifriger, als vorher, die Schlacht und rückte zur Ausfoderung dicht an der Deutschen Lager. Da führten sie endlich ihre Schaaren heraus und jede Völkerschaft nahm ihren Platz ein: die Haruder, Markomannen, Tribocker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueven; ihre Schlachtordnung umringten sie mit Wagen und Karren, auf denselben saßen die Weiber mit fliegenden Haaren, die Vorüberziehenden anflehend, sie nicht in die Knechtschaft der Römer dahin zu geben. Die Schlacht nahm ihren Anfang. Bald war sie allenthalben auf's heftigste entbrannt. Die Deutschen rannten mit solcher Schnelligkeit vor, daß die Römer nicht einmal Zeit hatten, die Wurfspieße zu schleudern, und daß ihr linker Flügel in die Flucht getrieben wurde; aber ihr rechter siegte seinerseits, und nun zeigte sich der Vortheil und das Uebergewicht vollkommener kriegerischer Ordnung. Der geschlagene Flügel der Römer sammelte sich wieder, als das dritte Treffen zur Hülfe heranrückte; der der Deutschen aber nicht, weil ihr Heer, wenn auch auf's höchste tapfer, doch der strengeren Kriegszucht und Ordnung ermangelte. So wurden sie zuletzt auf allen Punkten in die Flucht getrieben und eilten dem Rheine zu. Aber die römische Reuterei holte sie größtentheils alle ein, und nur wenige, unter ihnen Ariovist, retteten sich durch Schwimmen oder auf Kähnen über den Fluß. Ariovists beide Frauen kamen auf der Flucht um, und von seinen beiden Töchtern wurde die eine getödtet, die andere gefangen.

3. Julius Cäsar am Rhein.

Als Cäsar den Ariovist über den Rhein zurückgetrieben hatte, begann er die Unterwerfung der gallischen Völker, welche den Deutschen an Tapferkeit nicht gleich waren. Er bezwang eines derselben nach dem andern und rückte dem Nieder-Rheine immer näher. Da kam auch Botschaft zu ihm, daß zwei deutsche Völkerschaften vom Nieder-Rhein, die Usipeter und Tenchterer,

von den Sueven, die sich für den Verlust ihrer gallischen Eroberungen in Deutschland schadlos halten wollten, gedrängt, über den Rhein gegangen wären, um sich neue Wohnsitze in Gallien zu suchen. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Heerden, und alle ihre Habe mit sich, und waren über 430,000 Köpfe stark. Weil Cäsar aber glaubte, Gallien gehöre ihm zu, so wies er sie wieder über den Rhein zurück. Sie antworteten ihm: „Sie seyen von den Sueven gezwungen worden, aus ihrer Heimath auszuwandern; sie verlangten nichts, als ein Land zum wohnen; er möge ihnen die Felder lassen, die sie mit den Waffen eingenommen hätten, oder ihnen andere zutheilen. Uebrigens sey es nicht germanische Weise, einen Krieg durch Bitten abzuwenden, sondern dem gegenüber zu treten, der den Streit wolle; daher stehe es ihm frei, ihre Freundschaft oder den Krieg zu wählen. Sie wichen niemanden, als den Sueven, denen selbst die unsterblichen Götter im Kampfe nicht gleich wären; sonst sey auf Erden keiner, den sie nicht überwinden könnten."

Dennoch wurden sie von Cäsar überwunden; aber durch wälsche Hinterlist. Als ihre Fürsten und Aeltesten zur Unterhandlung zu ihm kamen, nahm er sie plötzlich gefangen, überfiel das feindliche Lager und schlug und zersprengte das Volk, das ohne Führer war. Einige von ihnen waren über den Rhein zurück zu den Sigambern entflohen. Da verlangte Cäsar ihre Auslieferung. Die Sigambrer aber antworteten: „Wenigstens sey doch der Rhein die Gränze des römischen Reiches; wenn er nicht wolle, daß die Deutschen wider seinen Willen über den Rhein gingen, warum er sich denn auf ihrer Flußseite anmaße Befehle zu geben?"

Solche Sprache verdroß den stolzen Römer. Auch war es ihm noch im frischen Andenken, daß die Sueven unter Ariovist in Gallien eingefallen waren; daher beschloß er, eine Brücke über den Rhein zu schlagen und den deutschen Völkern in ihrem eigenen Lande der Römer Macht fühlen zu lassen. Er erbaute in zehn Tagen eine große hölzerne Brücke mit vieler Kunst im Lande der Ubier, unterhalb des Ortes, wo die Mosel in den Rhein fällt, nach Einigen bei Bonn, nach Andern bei Andernach, und ging mit seinem Heere über unsern vaterländischen Strom. Es war im J. 55 vor Chr. Er wollte den mächtigen Bund der Sueven angreifen; diese aber brachten Habe und Gut, und Weiber und Kinder in die Wälder zurück und sammelten alle streitbare Mannschaft in der Mitte ihres Gebietes; um hier den Feind zu erwarten. Sie hatten ihren Kampfplatz sehr klug ausgewählt, denn Cäsar hielt es nicht für rathsam, ihnen bis dahin zu folgen. Er verweilte nur 18 Tage auf der rechten Seite des Rheines, verwüstete die Gegenden an der Sieg, wo die Sigambrer damals wohnten, durch Sengen und Brennen, und kehrte dann über den Fluß zurück. Den Ubiern, die ihm bei dieser Gelegenheit treue Helfer gewesen waren, gab er den Namen römischer Bundesgenossen.

Die Sueven aber waren so wenig vor den Römern in Furcht,

daß sie bald nachher den Trevirern gegen sie Hülfe schickten. Daher beschloß Cäsar, zum zweitenmale über den Rhein zu gehen. Er baute eine zweite Brücke etwas oberhalb des vorigen Ortes, nach Einiger Meinung bei Neuwied, setzte aber nur eben den Fuß in Deutschland; denn die Sueven hatten ihre Anstalten eben so klug getroffen, als das erstemal.

Nach dem Zusammenhange der Begebenheiten und der Gegend, wo Cäsar den Rhein überschritt, müssen die, welche er Sueven nennt, die Katten gewesen seyn, und diese entweder damals zum suevischen Bunde gehört, oder Cäsar, in der Unkenntniß der deutschen Verhältnisse, sie dazu gerechnet haben.

Nach dieser Zeit ist Cäsar nicht wieder nach Deutschland gekommen, wohl aber hatte er die Deutschen als so starke und tapfere Männer kennen gelernt, daß er aus ihnen Mannschaft für seine Legionen zu werben trachtete. Dieses gelang ihm bei dem muthigen Volke sehr leicht, wo immer kühne Männer für Sold und Beute und Kriegslust auszuziehen bereit waren. Auch war Cäsar ein Held, der es wohl verstand die Herzen seiner Krieger zu gewinnen; er führte sie stets zum Siege. Deutsche Hülfsvölker halfen ihm von nun an seine Schlachten gewinnen, und bei Pharsalus, als er gegen Pompejus den letzten Kampf hatte und entschieden werden sollte, wer von beiden die Welt beherrschen werde, da leisteten sie ihm den wichtigsten Dienst. Nachdem lange und hart gestritten war, schickte Pompejus seine Reuterschaaren gegen den Feind, damit sie der Schlacht die Entscheidung gäben; es waren aber die Reuter meistens stolze römische Jünglinge, aus vornehmen Geschlechtern, die da glaubten, es könne ihnen niemand widerstehen. Da gab Cäsar seinen deutschen Fußvölkern Befehl, die Reuter zurückzutreiben, und rief ihnen zu: „Gesellen, hauet nur immer nach dem Gesicht!“ Er wußte wohl, daß die eitlen Jünglinge aus der Hauptstadt ihre glatten Gesichter lieber hatten, als Narben. Und die Deutschen, die groß und stark genug waren, liefen gegen die Reuter an, als wären sie zu Pferde, und die andern zu Fuß, und schreckten sie solchergestalt, daß sie schnell die Flucht ergriffen. Dadurch wurde die Schlacht für Cäsar gewonnen. — Von nun an blieben fortwährend deutsche Söldner im römischen Dienste und die nachherigen Kaiser bildeten sogar aus ihnen ihre Leibwache.

4. Der Anfang der grossen deutschen Kriege.

Julius Cäsar wurde ermordet, als er sich zum Alleinherrscher in Rom machen wollte. Aber die Römer waren nicht mehr würdig ein freies Volk zu seyn; darum kamen sie dennoch bald unter Herren, welche schlechter waren als Cäsar. Der erste unter ihnen war der Kaiser Augustus, und seine Regierung dauerte von dem Jahre 30 vor, bis 14 nach Christi Geburt.

Zu seiner Zeit hatten die Römer schon einen großen Theil des

damals bekannten Erdbodens unter ihr Joch gebracht; von Europa waren ihnen, außer Italien, auch Griechenland und Macedonien, Hispanien und Gallien unterthan. Damit ließen sie sich aber nicht genügen, sondern trachteten auch nach den Ländern, welche jenseits der Alpen und des Rheines liegen; denn die Herrschsucht und Habsucht der Römer kannte keine Gränze, und es mochte ihnen auch sehr wünschenswerth scheinen, über die kräftigen Männer des deutschen Stammes nach Willkühr verfügen und den Kern ihrer Heere aus ihnen bilden zu können, um so die übrige Welt mit ihrer Hülfe im Gehorsam zu halten. Zuerst griffen sie die Völkerschaften an, welche an der Nordseite der Alpen, nach Deutschland zu, in den Gebirgen von Graubündten, Tyrol, Salzburg und Oestreich wohnten; wilde Völker, theils gallischen, theils unbekannten Ursprungs, die der Uebermacht der Römer nicht widerstehen konnten, aber nicht sowohl bezwungen, als ausgerottet oder zu Sklaven verkauft wurden. Im Jahre 15 vor Chr. Geb. war dieser Kampf beendigt. — Von nun an wurde auf dieser Seite der Donau-Fluß die Gränze zwischen den Römern und den Deutschen. Von der andern Seite sollte es der Rheinstrom nicht mehr seyn; Augustus schickte seinen Stiefsohn Claudius Drusus nach Gallien, um die Deutschen in ihrem eigenen Lande anzugreifen; und dieser war ein Held, der Großes auszurichten im Stande war.

Drusus hat vier Feldzüge in Deutschland unternommen, in den Jahren 12 bis 9 vor Christi Geb. Er hat mit den Sueven, Katten, Sigambrern, Usipetern, Tenchterern, Bruckterern und Cheruskern gekriegt; er ist vom Niederrheine aus, an den Flüssen Lippe und Ems hin, bis an die Weser vorgedrungen, und auf dem vierten Zuge sogar von Mainz aus durch das Land der Katten und weiter bis an die Elbe, wahrscheinlich in die Gegend wo Barby liegt. Aber seine Züge waren keine Eroberungen. Die Deutschen verstanden es sehr wohl, wie sie gegen einen solchen Feind Krieg führen mußten; sie wichen zu beiden Seiten von dem Wege, den er nahm, in die Wälder, brachten die ihrigen in Sicherheit und harrten bis zum Herbst. Dann mußten die Römer wiederum den Rückweg suchen, weil sie in dem öden Lande, aus Mangel des Unterhalts, nicht überwintern konnten; und das war der Augenblick, welchen die Deutschen mit Ungeduld erwartet hatten. Nun beunruhigten sie den Feind auf jedem seiner Tritte; griffen, an den gefährlichsten Stellen plötzlich aus den Wäldern hervorbrechend, seine einzelnen Haufen an; erschlugen die Ermüdeten, raubten das Gepäck und den Troß, und gönnten ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe; und so kamen die Römer nie ohne beträchtlichen Verlust an den Rhein zurück.

Bei seinem zweiten Feldzuge kam Drusus selbst in große Gefahr, als er schon in das Land seiner Bundesgenossen, (damals wahrscheinlich die eben bekriegten und bezwungenen Brukterer,) zurückgegangen war und bei Arbalo von den Deutschen plötzlich

umringt wurde. Nur ihre zu große Zuversicht auf einen gewissen Sieg, die sie zu einem regellosen Angriffe verleitete, rettete ihn und sein Heer. Er bauete darauf, am Zusammenfluß des Aliso und der Lippe das feste Schloß Aliso, um hier einen Stützpunkt für seine Unternehmungen gegen die Völker an der Weser zu haben.*)

Bei diesen Kriegen war den norddeutschen Völkerschaften vor allen Dingen ihre zerstreute Wohnart günstig. Nach Dörfern müssen große Wege führen, durch diese findet sie der Feind leicht und erhält sich von ihrem Vorrathe; der einzelne Wohner aber baut sich nicht an der Heerstraße an, sondern sucht einen verborgenen Platz in Gehölzen. Der Feind darf sich nicht so sehr zerstreuen; und findet er auch ein einzelnes Haus, so ist es leer, und die Bewohner sind mit ihrer Habe in die Wälder gewichen.

So brachten die schnellen und weiten Züge in Deutschland dem Drusus zwar viel Ruhm bei den Römern, den Deutschen aber wenig Schaden. Im Herbst und Winter und Frühjahr wohnten sie ruhig an den Orten, welche die Feinde wiederum verlassen hatten. Doch hätte Drusus wohl endlich das Mittel gefunden, seine Herrschaft in Nieder-Deutschland zu befestigen, wenn er länger gelebt hätte. Einen Anfang dazu hatte er gemacht. Er baute feste Schlösser an den Mündungen der Flüsse, die in den Rhein und die Nordsee fließen, damit er die Schifffahrt auf denselben in seiner Gewalt hätte; denn auf einer Flotte von vielen kleinen Schiffen brachte er einen Theil des Heeres sicherer in das Land, und führte bequem die Lebensmittel nach. Zu diesem Ende legte er auch einen Kanal an, welcher nach ihm der Drusus-Graben hieß, (noch jetzt wird er Drusus-Vaart genannt,) und den Rhein zwischen Doesburg und Ysselort mit dem Yssel verband. Durch diesen Kanal wurde der Rhein mit dem Zuider-See, Flevum ostium der Alten, in Verbindung gebracht, und die Römer konnten nun aus allen ihren Anlagen am Rhein durch diese Ausfahrt in die Nordsee gelangen. Drusus selbst hat diesen Weg genommen, um sich mit den Friesen zu verbinden und zur See die Mündnug der Ems zu erreichen, und an der Mündung der Ems baute er, wahrscheinlich dem heutigen Emden gegenüber, ein Kastell. Am Rhein legte er wohl 50 solcher Kastelle an, befestigte vorzüglich Bonn und Mainz, letzteres auf der Gränzscheide gegen die Sueven, und versah sie mit Brücken und Flotten zu ihrer Vertheidigung, und auf dem Taunus-Gebirge gründete er das Kastell Arctaunum, gegen die Katten gerichtet, auf der jetzigen Höhe bei Homburg. Wäre er nun mit solchen Befestigungen von Jahr zu Jahre immer nur um ein Weniges in Deutschland vorgerückt, so, daß er im Herbste das befestigte Land nicht wieder zu verlassen brauchte, so möchte die Herrschaft der Römer, mit ihrer Sprache und ihren Sitten, auch in unser Vaterland eingedrungen seyn. Aber sein Ziel ward ihm schon in dem vierten

*) Ueber die Lage von Arbalo und Aliso s. die Einleitung.

Jahre seiner stürmischen Züge gesteckt. Als er von Mainz aus durch das Land der Katten und weiter bis an die Elbe vorgedrungen war, und einsam an ihrem Ufer stand, soll ihm ein wunderbares Weib erschienen seyn und ihn so angeredet haben:

„Wie weit willst du noch vordringen, unersättlicher Drusus! „Es ist dir nicht beschieden, alle diese Länder zu sehen. Weiche „von hinnen! Deiner Thaten und deines Lebens Ziel ist nahe."

Mag nun diese Erscheinung ein Werk seiner Einbildung, oder vielleicht die List einer der weisen, wahrsagenden Frauen unter den Deutschen gewesen seyn, welche die Schicksale ihres Volkes in bekümmerter Seele erwog; — Drusus stürzte auf dem Rückwege mit dem Pferde und starb nach einigen Wochen an den Folgen dieses Unfalls.

Nach ihm befehligte sein Bruder Tiberius die Legionen, welche gegen die Deutschen standen. Dieser, der ein listiges und verschlagenes Gemüth hatte, gebrauchte neben den Waffen noch andere, schlimme Mittel gegen uns; durch List entzweite er die Völker, durch Treulosigkeit führte er sie in's Verderben. Die Sigambrer, die eines der stärksten und tapfersten Völker am Rheine waren, mochte er mit den Waffen nicht bezwingen. Da forderte er eine Gesandtschaft von ihnen zu sich, des Friedens halber, wie er sagte; und als nun die Fürsten und Führer in großer Anzahl kamen, ließ er sie gefangen nehmen und in die gallischen Städte umher vertheilen. Und von dem Volke, welches seiner Führer beraubt war, verpflanzte er gleichfalls 40,000 über den Rhein nach Gallien, an die Mündungen des Rheins. Die Fürsten aber, denen das Leben bei einem fremden Volke eine unerträgliche Last war, und die nicht wollten, daß ihr Volk sich ihretwegen vom Rachekriege gegen die Römer enthalten sollte, tödteten sich selbst.

Durch solche Mittel war es freilich nicht schwer, die nächsten Gegenden am Rheine, und den Flüssen, die sich in ihn ergießen, im Zaune zu halten; ja, durch die festen Schlösser an den Flüssen und durch die Gränzwälle oder Landwehren (limites) welche das besetzte Land einfriedigten, schien der nordwestliche Theil des deutschen Landes bis nahe an die Weser schon unterworfen und eine römische Landschaft zu seyn. Domitius Aenobarbus, Großvater des nachherigen Kaisers Nero, der in den letzten Jahren vor Chr. Geb. den Befehl führte, drang sogar bis über die Elbe, vielleicht bis in die Gegend der sogenannten Römerschanze bei Potsdam an der Havel, vor. So weit war keiner gewesen. Eben dieser legte auch einen künstlichen Weg zwischen Rhein und Ems, pontes longi genannt, an, nemlich Dämme und Moorbrücken, welche von vetera castra bei Wesel nach der Emsgegend hin durch Moor und Sümpfe führten.*)

*) Nach den neuesten Untersuchungen sind die pontes longi in der bezeichneten Richtung zu suchen, und fanden sich höchst wahrscheinlich bei Bocholt.

Als Tiberius zum zweitenmal, vom Jahr 3 nach Chr. Geb. an in Deutschland war, bezwang er vollends einen neuen Aufruhr der niederdeutschen Völkerschaften, schiffte auf dem Ocean bis in die Elbe-Mündungen, bekämpfte die Longobarden, und hielt unter den beruhigten Völkern sein Winterlager nahe an den Quellen der Lippe, wahrscheinlich bei dem festen Aliso. Dieser Ort war von nun an der Mittelpunkt der Unternehmungen der Römer gegen das mittlere Deutschland, an dessen Gränzen sie jetzt angekommen waren; und mit dem nächsten Volke desselben, den Cheruskern, hatten sie schon eben die Verbindung unter dem Namen von Freundschaft und Bundesgenossenschaft angeknüpft, welche, noch sicherer als die Waffen, zur Unterwerfung der Völker zwischen Rhein und Weser geführt hatte. Das Werk der innern Anordnung dieser Provinz schien beginnen zu können. Aber in so großer Bedrängniß des Vaterlandes schlief der deutsche Muth nicht; wie er denn zu allen Zeiten wohl einmal gebeugt, aber niemals gebrochen worden ist. Die Helfer erstanden aus dem eigenen Volke.

5. Marbod, König der Markomannen.

Eine Anzahl edler, deutscher Jünglinge war durch mancherlei Veranlassungen nach Rom gekommen: im römischen Kriegsdienste, oder als Abgesandte, ferner als Geißeln, einige vielleicht aus Ehrgeiz. In der Hauptstadt der Welt aber sahen sie nicht Größe und Freiheit, sondern die Knechtschaft, welche die Sünde neben sich führt: Erniedrigung neben dem Uebermuth, Schmeichelei, Wollust, Erschlaffung und Faulheit. Von solchen Herren beherrscht zu werden, als die damaligen Römer waren, deuchte ihnen das schimpflichste zu seyn. — Zugleich lernten sie aber auch der Römer Kriegswesen, ihre Staatskunst, ihre Listen kennen; und was jene zu ihrer Unterdrückung angewendet hatten, beschlossen sie dagegen zur Befreiung ihres Vaterlandes zu gebrauchen.

Ein solcher Jüngling war Marbod, ein edler Sueve, von dem Gränzvolke der Markomannen. Von Gestalt beschreiben ihn die Römer groß und adelig, an Muth trotzig, und mehr seiner Geburt als seinem Geiste nach als einen Barbaren; mit welchem Namen sie in ihrem Stolze alle die, welche nicht Römer oder

---

in den Niederungen der Yssel, und dann wieder in der Gegend von Coesfeld bis in die Baumberge, die silva Caesia der Römer. Eine Hauptstraße der Römer führte nemlich von Wesel aus durch die Gegend von Bocholt und Borken, dann durch den Cäsischen Wald um Coesfeld, an die Ems hin, wo Flotte und Landheer zusammen zu treffen pflegten. Von hier aus führte dann eine Straße durch das Osnabrücksche nach der Weser bei Minden, eine andere an der Ems hinauf in die oberen Lippe-Gegenden. Eine zweite Hauptstraße ging von Wesel aus am Norduser der Lippe über Lippstadt nach Aliso hin.

Griechen waren, benannten. Er war früh nach Rom geschickt und dort am Hoflager des Kaisers Augustus vorzüglich geehrt worden. Er aber, als er genug in Rom gesehen hatte, kehrte zu den Seinigen zurück; und weil er einsah, daß sie in ihren jetzigen Sitzen am Neckar und am Rheine sich gegen die große römische Macht nicht wohl behaupten konnten, welche sie, nach Eroberung der Alpen, von der Donau her und, nach der fast vollendeten Unterwerfung Norddeutschlands, auch vom Maine her bedrohete, beredete er sein Volk, diese Gegenden zu verlassen und in andere Wohnplätze nach Osten hin zu ziehen. Die Markomannen, durch ihre kriegerische Verfassung zu jeder Bewegung leicht fertig und entschlossen, brachen auf, und Marbod führte sie nach Bojohemien oder Böhmen, dem Lande welches rundumher von Gebirgen wohl beschützt ist, vertrieb das gallische Volk der Bojer, das schon vor alters dort eingewandert war, unterwarf sich viele Völker umher und stiftete ein großes, wohlgeordnetes, markomannisches Reich. Seine Hauptstadt war Bubienum, auch Marobudum genannt, nach einigen das jetzige Prag, nach andern Budweis. Zu den römischen Kaisern aber sprach er von nun an nicht demüthig, als ein Schwacher, sondern wie zu seines Gleichen.

So weit hatte er seine Sache löblich geordnet, und er hätte nun eine Vormauer für die Freiheit des ganzen deutschen Landes seyn können; aber es scheint fast, als hätte er in Rom zu viel gelernt. Er hatte von den römischen Kaisern auch die Herrschsucht gelernt und ihnen zugleich die Künste abgesehen, wodurch man die Gewalt über sonst freie Menschen befestigen kann. Er hielt sich eine Leibwache und führte auch im Uebrigen die römischen Ordnungen ein; und noch niemals war im deutschen Volke von einem Einzelnen solche Gewalt geübt worden. Sein Heer war 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde stark, und er übte es in beständigen Kriegen gegen die Nachbarn, so daß man wohl sehen konnte, er bereite es zu noch größeren Zwecken vor. Das aber war der große Unterschied und der Tadel, weshalb man ihn nicht in Wahrheit einen großen Mann nennen kann, weil alles dieses nicht für die Freiheit und das Glück seines Volkes, sondern lediglich für ihn selbst geschah, auf daß er nur groß und mächtig hieße, und geehrt und gefürchtet wäre.

Den Römern schien er schon so gefährlich, daß Tiberius, des Kaisers Sohn, mit einer großen Heeresmacht gegen ihn aufbrach; er wollte ihn mit 22 Legionen von zwei Seiten angreifen, und schon war er in vollem Anzuge, als plötzlich Botschaft zu ihm kam, daß in Ungarn, in Dalmatien und Illyrien ein großer Aufstand ausgebrochen sey, und daß alle Völker vom adriatischen bis an das schwarze Meer, die an der Donau und die in den Gebirgen wohnten, sich gegen die Römer verschworen und 200,000 Mann zu Fuß und 9000 Reuter zusammengebracht hätten, mit denen sie Italien stürmen wollten. Zu Rom war Schrecken und

Furcht, und der Kaiser Augustus sagte im Senat: „Den zehnten Tag könne der Feind im Angesicht Roms stehen."

Sogleich schloß Tiberius mit Marbod einen Frieden, der für diesen günstig war, eilte mit dem ganzen Heere gegen die pannonischen Völker, und nach drei Jahren des hartnäckigsten Krieges wandte er die große Gefahr ab, und brachte die Völker wieder unter seines Vaters Herrschaft.

Aber dieser hatte wenig Freude an solchem Glücke; denn auf einer andern Seite seines Reiches hatten ihm die Deutschen den größten Verlust zugefügt, und den schwersten Kummer über ihn gebracht, den er in seinem Leben erfahren hatte.

6. Arminius oder Hermann.

Des Drusus Kriegszüge und Festungen und des Tiberius listig schleichende Künste hatten, wie wir oben gesehen, schon so viel in Niederdeutschland bewirkt, daß bis über die Weser hinaus kein gerüstetes Volk mehr offen widerstand. Alles war gebeugt, die Bündnisse der Völkerschaften zerrissen, und mancher Vornehmen Sinn durch die Lockungen der Römer vergiftet. Andere Menschen schienen sie schon zu werden, Gewohnheit und Umgang mit den Fremdlingen fingen schon an, die vaterländische Sitte zu verdrängen. Um die römischen Läger entstanden Märkte und reizten die Deutschen zu Kauf und Tausch. Ja, Erde und Himmel, sagt ein römischer Schriftsteller, schienen sanfter und milder zu werden; denn die Wälder waren durchbrochen, durch die Sümpfe Dämme und Brücken aufgeworfen. Drei vollständige Legionen, die besten des römischen Heeres hielten die Wache in den vielen Kastellen und Lägern, und mitten in unsern hohen Eichenwäldern war eine römische Statthalterschaft eingerichtet, waren römische Gesetze, Gerichte und Sachwalter. Vieles hatte zu diesen Veränderungen der römische Statthalter Sentius Saturninus beigetragen, der in den Jahren 5 und 6 nach Chr. Geb. in Deutschland war; ein Mann, der alt-römische Biederkeit mit Freundlichkeit vereinigte. Er liebte Feste und Genüsse und flößte auch den Deutschen immer mehr Liebe zu der verfeinerten Lebensweise der Römer ein. Ihm folgte im Herbst des Jahres 6 Quinctilius Varus, ein Mann von schwachem Gemüthe, der für die Geschäfte des Friedens geschickter war, als für den Krieg, und überdieß dem Geize ergeben. Denn es hieß von ihm, er habe die reiche Provinz Syrien, wo er vorher Statthalter gewesen, arm betreten, habe sie aber so wieder verlassen, daß er reich und sie arm war. Diesem wenig scharfsinnigen Manne schienen die Deutschen vollkommen unterworfen, weil sie ruhig waren, und er suchte die Knechtschaft unter ihnen durch jene stillwirkenden Mittel zu befestigen, welche verderblicher sind, als die Gewalt des Schwerdtes, weil sie unschuldiges Ansehen haben. Er saß unter den Germanen zu Gericht, als unter Römern, sprach über deutscher Männer Leib und

Gut, und die römischen Sachwalter suchten statt der geraden und einfachen deutschen Herkommen die feinen und verwirrenden Künste des römischen Rechtsganges einzuführen. Wenn man aber einem Volke einen heimlich fressenden, giftigen Wurm an die Seele setzen will, der es von allen großen Gedanken, von der Liebe des Vaterlandes und der Mitbürger, in ein kleinliches eigensüchtiges Treiben herabzieht, so muß man ihm die Liebe zu Rechtshändeln und Streitigkeiten einflößen, damit es sich unter einander erbittere und ein jeder nichts Größeres wisse, als den eigenen Vortheil. Und weil die gerichtlichen Verhandlungen alle in der römischen Sprache geführt wurden, so sollten sie auch das Mittel seyn, diese unter den Deutschen einzuführen. Denn um die Eigenthümlichkeit, die Freiheit und den selbstständigen Sinn eines Volkes zu vernichten und es in eine fremde Gestalt zu gießen, muß man ihm auch seine Sprache nehmen.

Darin aber hatte sich Varus sehr verrechnet, daß er glaubte, die rohen Deutschen hätten kein Gefühl für solche Kunstgriffe. Der Verstand der Naturvölker ist gar scharfsinnig gegen den, der sie mit Netzen umgarnen will, und die Germanen waren von der Natur mit gesundem Sinn und guter Einsicht ausgerüstet. Sehr scharf sahen sie den Quell und den Mittelpunkt des Verderbens, und vor allen Dingen wurden sie mit innerm Grimme erfüllt bei dem Anblick der Ruthen und Beile des römischen Statthalters, welche die Zeichen seines Rechtes waren, körperliche Strafen und selbst den Tod zu verhängen. Nichts war den freien Deutschen entehrender, als körperliche Züchtigung, die Schande der äußersten Knechtschaft, und das Recht der Todesstrafen räumten sie nicht einmal ihren Fürsten, sondern nur der Gottheit ein, welche das Urtheil durch den Mund der Priester aussprach.

Allein ihr Grimm durfte nicht laut werden und blieb lange in der Brust der einzelnen verborgen, weil keiner war, der mit kühnem Geiste die glimmenden Funken zu einer großen Flamme vereinigte. Da mußte Rom selbst den Retter deutscher Freiheit großziehen. Es war Hermann, oder Armin, der Sohn des Cherusker-Fürsten Segimer, ein Jüngling tapfern Armes und Herzens, von klarem und schnellem Geiste, aus dessen Auge das Feuer seiner Seele sprach. Er hatte durch ausgezeichneten Kriegsdienst die Würde eines römischen Bürgers und Ritters erlangt und war, wohlunterrichtet und geübt in allen Künsten des Krieges und Friedens, zu seinem Volke zurückgekehrt. Hier sah er die Schmach und das Verderben, welches dem Vaterlande bereitet wurde; sein Geist sann auf große Mittel. Er fand bald die gleiche Stimmung bei den Edelsten der Cherusker und der benachbarten Völker; sein flammendes Wort fachte ihren Muth noch mehr an; sie entwarfen den großen Rettungs-Anschlag, und um die Römer desto sicherer zu verderben, lockten sie den Varus durch absichtliche Empörung an den Gränzen, — so erzählen die römischen Schriftsteller, — immer weiter vom Rheine ab, in die Tiefen des großen

Teutoburger Waldes, welcher die Gegenden nach der Weser hin bedeckte.

Varus hätte seinem Schicksale entgehen können. Unter den Deutschen selbst war der Verräther; es war der Cheruskerfürst Segest, neidisch auf Hermanns großes Ansehen, weil der viel jüngere Mann durch seines Geistes Kraft und seine Heldentugend die Augen der Völker auf sich zog. Noch am Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung, als Varus die Fürsten bei einem Gastmahle vereinigt hatte, bat ihn Segest auf das dringendste, den Arminius gefangen zu halten; aber eine blinde Zuversicht auf seine Macht verdeckte ihm den Abgrund, der sich vor seinen Füßen öffnete. Er zog noch tiefer in das mit Wald bedeckte Weserland, und die Fürsten entfernten sich, mit dem Versprechen, mit ihren Hülfsvölkern alsbald zu ihm zu kommen. Sie kamen; — der Plan war groß und glücklich angelegt; mitten im Teutoburger Walde, (im heutigen Fürstenthum Lippe Detmold,) wo von allen Seiten Berge und enge Thäler waren, trafen sie auf ihn. Nirgends ein gebahnter Weg, überall dicht verwachsenes und undurchdringliches Gehölz. Die Bäume mußten umgehauen, Gräben und Moräste ausgefüllt und Brücken geschlagen werden. Es war die stürmische Herbstzeit des September-Monats; starker Regen hatte den Boden schlüpfrig und alle Tritte unsicher gemacht und der Sturmwind sauste in den Gipfeln der Eichen, aus denen die alten Schutzgötter des Landes zürnend herabzudrohen schienen. Krieger, Lastthiere, Gepäck und Troß, alles zog unbesorgt, wie in völliger Sicherheit, durcheinander.

Unter diesen Schrecknissen der Natur erschienen plötzlich, auf allen Höhen umher, die Deutschen als Feinde und schleuderten auf die zusammengedrängten Haufen der Römer ihre Geschosse herab. Diese konnten sich, in ihrer schweren Rüstung, auf schlüpfrigem Boden und mit Waffen, die durch den anhaltenden Regen schon verdorben waren, wenig vertheidigen. Dennoch setzten sie, unter beständigen Anfällen, ihren Zug fort, und gelangten am Abend zu einem Platze, wo ein Lager aufgeschlagen werden konnte. So ermüdet alle waren, boten sie doch die äußersten Kräfte auf, Verschanzungen zu errichten, die den Feind zurückhalten konnten, um sich wenigstens eine ruhige Nacht, vielleicht die letzte zu verschaffen. So wurde der Tag unter Furcht und Hoffnung erwartet. Am Morgen verbrannte man alles, was an Gepäck entbehrlich war; die Soldaten wurden dadurch leichter zum Kampf, der Troß kleiner; diesen, so wie die Weiber und Kinder, deren eine große Menge bei dem Zuge war, weil man keinen Krieg erwartet hatte, nahmen sie in die Mitte, und setzten nun ihren Rückzug, wahrscheinlich in der Richtung nach ihrer Festung Aliso zu, fort. Ihr Schicksal schien sich aufzuhellen; sie kamen auf einen freieren Raum, wo sie ihre Reihen ordnen konnten und die Deutschen keinen Angriff wagten; allein ihres Bleibens war hier nicht, sie mußten weiter, und der furchtbare Wald nahm sie wiederum auf.

Die Feinde erneuerten und verdoppelten ihre Angriffe; das Unwetter dauerte fort; die Deutschen riefen: „Siehe, das thut unser Gott, der uns heute an unsern Feinden rächen will.“ Viele der tapfersten Römer erlagen vor ihren zornigen und immer kühneren Anfällen.

In solcher Noth erschien die Nacht zum zweitenmale und sie suchten sich wiederum zu verschanzen. Aber die mit Siegesgeschrei anstürmenden Feinde ließen ihnen nicht Zeit. Da, als Himmel und Erde entgegen und nirgends Rettung zu hoffen war, entfiel auch den Tapfersten der Muth. Varus, da er Alles verloren sah und schon mehrere Wunden empfangen hatte, stürzte sich in sein Schwerdt; Viele der Anführer folgten seinem Beispiele; das ganze Heer wurde niedergemacht oder gefangen, und nur einzelne wenige entkamen. Dieses letzte Schlachtfeld war, nach den neuesten Untersuchungen, höchst wahrscheinlich zwischen dem heutigen Horn und Lippspringe, an der südlichen Gränze des Lippeschen Landes.*)

So war das schönste und tapferste unter allen römischen Heeren, mit den Hülfsvölkern an 40,000 Mann stark vernichtet. — Es war die Stunde schwerer Rache, die von der Wuth eines hartbeleidigten, freiheitsliebenden und noch rohen Volkes an solchem Tage zu erwarten war. Viele der vornehmsten Gefangenen bluteten als Opfer auf den Altären der vaterländischen Götter; andere, die das Leben behielten, wurden zu den niedrigsten Arbeiten gebraucht, so daß, wie die Römer selbst berichten, mehr als Ein vornehmer Mann, dem zu Hause schon der Eingang zum Senate offen stand, und der die Triumphe seiner Vorfahren zählte, als Hüter deutscher Heerden, oder Wächter an deutschen Thüren, sein trauriges Leben beschloß. Auch wird erzählt, wie die Deutschen sich besonders erbittert gegen die römischen Sachwalter zeigten, gleichsam in dem Gefühle, daß ihnen durch deren Künste die größte Gefahr für Freiheit und Selbstständigkeit bereitet sey; und wie ein Deutscher einem solchen Sachwalter im Zorne die Zunge ausriß, mit den bittern Worten:

„Nun höre auf zu zischen, Natter!“

So war der Hergang der großen deutschen Freiheits-Schlacht nach der Erzählung der Feinde selbst; in wie ganz anderm Lichte noch würde sie uns erscheinen, wenn wir das Zeugniß auch nur Eines deutschen Mannes über sie hätten! Der Besiegte beschönigt seine Unfälle und sucht oft im Verrathe der Feinde die Ursachen seines Unglücks, die doch in der Gewalt der Umstände und in der Verkehrtheit seiner eigenen Handlungen lagen. Aus diesem allgemeinen Grunde schon mögen wir mit Recht gegen manches Einzelne in der Römer Erzählung mißtrauisch seyn. Wir

*) Die drei Schlachttage sind von Ed. Schmidt nicht ohne Scharfsinn auf den 9., 10. und 11. September berechnet.

werden es noch viel mehr werden, wenn wir bedenken, aus wessen Munde diese Erzählungen zunächst gekommen und so bis zu den Geschichtschreibern gelangt sind, welche sie niedergeschrieben haben.

Zwei Punkte der Erzählung sind es vorzüglich, welche eine nähere Prüfung verdienen: die listig ausgesponnene Verschwörung der Deutschen gegen Varus, und ihre Grausamkeiten in und nach der Schlacht. Jene Verschwörung, durch welche die Römer in's Verderben geführt seyn sollen, wer hat sie späterhin kund gethan? Varus und seine Obersten waren gefallen; die deutschen Anführer würden sich ihrer nachher wohl nicht gerühmt haben; aber Einer war, welcher die triftigsten Gründe hatte, recht laut davon zu reden, das war Segest. Er, der späterhin des Beistandes und der Verzeihung der Römer bedurfte, — denn, obgleich er den Varus gewarnt haben wollte, so hatte er doch, bei dem allgemeinen Aufstande seines Volkes, gegen die Römer mitgekämpft, — er mußte den Hermann und seine Parthei so schwarz als möglich, sein Verdienst gegen Varus aber so groß als möglich schildern, um als ein Opfer seiner Römer-Freundschaft dazustehen. Wohl mag uns also diese Betrachtung vorsichtig machen, der ganzen Verschwörung nicht zu viel Gewicht beizulegen. Und es bedarf ihrer auch kaum zur Erklärung des Geschehenen. Die Römer hatten den, zu allen Zeiten höchst gefährlichen, Kampf gegen das innere Leben eines kräftiges Volkes unternommen; dieses Volk sollte sich selbst entfremdet, sollte seiner Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit beraubt werden. Der Lebenstrieb des Volkes empörte sich gegen diese Gewaltthätigkeit; um dieses allgemeine Gefühl zum Ausbruch zu bringen, bedurfte es keiner künstlichen Verschwörung und langen Vorbereitung. Als einmal das erste Zeichen der Empörung von dem uns nicht namentlich genannten Volke an der Weser gegeben war, als die Römer ihr Standlager verließen und sich unvorsichtig in ungünstige Wälder und Schluchten wagten, da konnte eine Reihe zufälliger Begebenheiten, Zank zwischen einzelnen römischen Haufen und den Eingebornen, schnell die Völker zu den Waffen rufen, welche stets mit Herz und Waffe zum Kriege bereit waren. Und diesen Augenblick rascher That ergreifen Hermann und seine Freunde, welche stillschweigend, oder auch in vertrauter Mittheilung, den gemeinschaftlichen Haß gegen die Fremdherrschaft an einander erkannt hatten. Auf diese Weise stellt sich das Ganze in natürlichem Zusammenhange dar.

Eben so können wir den Vorwurf allzubarbarischer Grausamkeit unseres Volkes gegen den überwundenen Feind um Vieles mildern. Mögen immerhin einzelne blutige Handlungen gegen die Besiegten vorgenommen, mögen selbst mehrere der Anführer nach altem heidnischen Brauche den Göttern geopfert seyn. Nach so lange verhaltenem Grimme gegen die Unterdrücker, nach deren tausend und abertausend Thaten des Uebermuths, welche die Geschichte nicht nennt, weil kein deutscher Mund zu uns redet, und weil die meisten gegen Einzelne, in der Stille der Hütte, verübt seyn mochten,

— da ist es nicht zu verwundern, wenn in dem Siegesrausche von Einzelnen Rache genommen wurde für die an Weib und Kindern, an Eigenthum und Ehre, verübten Frevel. Dieses Einzelne ist dann vergrößert und als allgemein dargestellt, von denjenigen, die allein Kunde davon bringen konnten, den wenigen aus der Schlacht entkommenen Römern nämlich, denen noch dazu Angst und Todesfurcht alle Begebenheiten im vergrößerten Maaßstabe vor Augen gestellt hatten. Doch, mögen auch die Meinungen verschieden seyn in dem, vorüber das vollständige Zeugniß der Geschichte fehlt, — darüber sind sie alle einig, und der Römer eigenes Geständniß bestätigt es, daß unser Vaterland dem Siege im teutoburger Walde seine Freiheit verdankt, und wir die Enkel, daß noch ungemischtes, deutsches Blut in unsern Adern fließt, und das reine, deutsche Wort auf unserer Zunge ist. In Rom aber war Bestürzung und Kummer. Während die Deutschen frohlockten, die Festen diesseits des Rheines erstürmten,*) und das ganze Land von der römischen Art säuberten, war der Kaiser Augustus außer sich, rannte in der Betäubung mit dem Kopfe gegen die Wand und rief beständig:

„Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder."

Einige Monate lang ließ er Haare und Bart wachsen, die Wachen der Stadt wurden verdoppelt, damit nicht etwa ein Aufruhr entstände; die Deutschen wurden aus Rom fortgeschafft, sogar die deutsche Leibwache übers Meer auf die Inseln gebracht. Endlich gelobte August seinem Jupiter große Feste, „wenn sein Reich in eine glücklichere Lage käme." So war es auch geschehen im Cimbrischen Kriege.

Um den größeren Unternehmungen der Germanen, die man als gewiß erwartete, zu begegnen, mußte Tiberius mit einem schnell zusammengerafften Heere an den Rhein eilen; zu seinem Erstaunen fand er Alles ruhig. Die Deutschen wollten nicht erobern, sondern nur ihre Freiheit schützen; wie denn schon die Natur eines Bundes es mit sich bringt, daß, nach abgewendeter Gefahr, jeder in seine Heimath zurückkehrt. — Tiberius hielt das wankende Gallien in Gehorsam und ging abermals über den Rhein, doch ohne tief einzudringen; und als er nach wenigen Jahren dem Augustus in der Herrschaft Roms folgte, trug er seinem Neffen **Germanikus**, des Drusus Sohn, den Krieg gegen die Deutschen auf.

Germanikus und Hermann 14—16 nach Chr. Geb. — Germanikus, ein junger feuriger Held, hatte das große Beispiel seines Vaters vor der Seele und beschloß, des Varus Niederlage zu

---

*) **Aliso** hielt sich am längsten. Es war so fest, daß die Deutschen, ohne Belagerungskunst und Werkzeuge, es nicht mit Gewalt erobern konnten. Sie wollten daher den Hunger zu Hülfe nehmen; aber die römische Besatzung wußte sich durch eine Kriegslist, im unbewachten Augenblicke, durchzuschleichen, und gelangte, wenn auch mit Verlust, an den Rhein.

rächen. Er unternahm drei Hauptzüge in Niederdeutschland, immer in dieselben Gegenden, wo auch früher der Krieg war, an der Lippe, und zugleich vom Meere her an der Ems hinauf, auf Weser und Elbe zu. Deutschland schwebte in neuer Gefahr; denn Germanikus war ein Kriegsheld, würdig der bessern Zeiten Roms. Aber wie Hermann gegen den schlechteren Feldherrn den vollständigen Sieg gewonnen hatte, so widerstand er dem besseren, welcher mit großer Heeresmacht herankam, mit solcher Klugheit und Tapferkeit, daß er, wenn auch immer nicht siegreich in den Schlachten, doch nach jedem Feldzuge den Gegner zwang, sich nach seinen Festungen am Rheine zurückzuziehen. Und so that er in diesen Jahren nicht weniger für des Vaterlandes Freiheit, als in der Vertilgung der Varianischen Legionen.

Den ersten Feldzug im Jahr 14 nach Chr. Geb. machte Germanikus mit 12,000 Mann Römer und einer Anzahl Bundesgenossen vom Rheine aus, da, wo jetzt Büderich und Wesel liegen, durch den Cäsischen Wald, in das Gebiet der Marsen, überfiel die Ungewarnten, die sich im tiefen Frieden glaubten und eben ein großes Fest feierten, hinterlistig von mehreren Seiten und verwüstete das Land zehn Meilen weit mit Feuer und Schwerdt. Kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont und ein weit umher berühmtes Heiligthum, der Tempel der Tanfane, (nach Einigen im Teklenburgischen, nach Andern in der Gegend des jetzigen Münster,) wurde zerstört. Weiter drang er nicht in Niederdeutschland ein, denn schnell erhoben sich die Brukterer, Tubanten und Usipeter, das Unglück der Freunde zu rächen. Der Rückzug der Römer war nicht ohne Beschwerde; nur durch kluge und feste Ordnung führte Germanikus die Legionen glücklich über den Rhein zurück.

Im folgenden Jahre befreite er, nachdem er zuerst die Katten, wie im vorigen die Marsen, überfallen hatte, den bei den Seinigen verhaßten Segest, der ihn um Hülfe anrief, aus den Händen seiner Gegner. Sie belagerten ihn in seinem Schlosse,*) Germanikus aber entsetzte ihn. Bei dieser Gelegenheit bekam er Hermanns Gemahlin Thusnelda gefangen und führte sie nach Rom; sie aber vergaß ihres Gemahles und der Hoheit ihres Standes niemals, und war in ihrer Gesinnung mehr ihm, als ihrem Vater, gleich. Segestes dagegen, der nun einen Beschützer gefunden hatte, redete zu dem Römer im gleichen Sinne, wie zu allen Zeiten solche, die das Vaterland verrathen haben:

„Dieses ist nicht der erste Tag meiner Treue und Beständigkeit gegen das römische Volk, — so sprach er. Seit ich von dem göttlichen Augustus mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt bin, habe ich bei der Wahl meiner Freunde und Feinde nur auf euren Vortheil gesehen; nicht etwa aus Haß gegen das Vaterland, —

---

*) Nach Ledebur die zur Zeit Karls des Großen so berühmte Eresburg.

Verräther sind ja selbst denen verhaßt, zu welchen sie übergehen, — sondern in der Ueberzeugung, daß Römern und Germanen dasselbe fromme, und weil ich Frieden dem Kriege, das Alte dem Neuen, und das Ruhige dem Stürmischen vorziehe. Zugleich kann ich nun, da ich bei dir bin, dem Volke der Deutschen ein nützlicher Fürsprecher seyn, wenn es lieber Reue als Verderben will."

So redete Segest. Der Cäsar versprach ihm Schutz und wies ihm einen Wohnsitz am Rheine an. Arminius aber fühlte den heftigsten Zorn in seiner Brust, und vor allem schmerzte es ihn auf's Tiefste, daß das Kind, welches seine Gemahlin unter dem Herzen trug, in der Knechtschaft der Römer das Licht der Welt erblicken sollte. Er flog durch das Land der Cherusker, Krieg gegen Segestes, Krieg gegen die Römer ausrufend. Voll bitterer Kraft sind seine Worte: „Der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer; deren Aller Hände ein schwaches Weib weggeschleppt haben. Vor mir sind drei Legionen und eben so viele Feldherrn erlegen; ich führe nicht durch Verrath, und nicht gegen schwangere Weiber Krieg, sondern offenbar, gegen Bewaffnete; und noch erblickt man in den deutschen Hainen die römischen Paniere, die ich den heimischen Göttern dort aufgehängt habe. — Mag Segest das unterjochte Rhein-Ufer bewohnen, mag er seinem Sohne dort wieder die Priesterwürde verschaffen; die Germanen werden es ihm niemals vergessen, daß sie zwischen Rhein und Elbe römische Ruthen und Beile und die römische Toga gesehen haben. Wenn euch Vaterland und Verwandte, und die alte germanische Sitte, lieber sind, als Herrn und neue Abkömmlinge, so folgt vielmehr dem Hermann, der euch zu Ruhm und Freiheit, als dem Segest, der euch zu Schande und Knechtschaft führt!

Durch solche Reden entflammte er die Cherusker und die verbündeten Völker; auch sein Oheim Inguiomar, wie ihn die Römer nennen, der in großem Ansehen bei dem Volke stand, trat auf seine Seite.

Germanikus hatte seine Legionen schon wieder an den Rhein zurückgeführt; bei der Nachricht von dem neuen, großen Aufstande der deutschen Völker beschloß er jedoch einen zweiten Zug in diesem Jahre, damit sie nicht selbst einen Angriff auf den Rhein machten. Um desto schneller und von mehreren Seiten in das Herz des feindlichen Landes einzudringen, führte er, nach seines Vaters Beispiele, einen Theil seines Heeres zur See in die Mündung der Ems; zwei andere Haufen unter Cäcina und Pedo zogen vom Rheine aus durch das Land, und so stießen Fußvolk, Reuterei und die Flotte mitten in Westphalen zusammen. Leider waren die Römer nicht ohne deutsche Hülfsvölker; sie hatten batavische Reuterei mit sich; ferner Männer aus den Gebirgen von Tyrol und Salzburg, und von dem linken Ufer des Rheines. — Was zwischen der Ems und Lippe lag, wurde verheert; die Brukterer verbrannten selbst ihr Land, damit vor den Römern eine Wüste läge; diese aber drangen dennoch vor, erbeuteten bei der Verfolgung

der Brukterer den Adler der (neunzehnten) Legion, den jene in der Varusschlacht gewonnen hatten, und kamen bis in die Gegend des Teutoburger Waldes, wo Varus umgekommen war. Den Germanikus ergriff die Begierde, dem gefallenen Feldherrn und Heere die letzte Ehre zu erweisen; er schickte den Cäcina voraus, um die Berge und Schluchten zu erforschen und Brücken und Dämme über die trügerischen Sümpfe zu legen; dann betraten sie die traurigen, durch Anblick und Erinnerung grausenvollen Orte. Varus erstes Lager konnte man an dem größern Umfange, für drei volle Legionen, noch erkennen; das zweite war kleiner, der Wall halb eingerissen, der Graben flach; man sah, daß die zusammengeschmolzenen Ueberbleibsel des Heeres sich dort gelagert hatten, bis sie endlich überwältigt wurden. In der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie die Haufen geflohen waren, wie sie Widerstand geleistet hatten: jene weiter auseinander liegend, diese auf einen Haufen zusammengedrängt; daneben Lanzensplitter, Pferdeknochen, an Baumstämme geheftete Köpfe. In den benachbarten Hainen standen noch die Altäre, bei welchen die Befehlshaber und Hauptleute den Göttern geopfert waren. Und einige, welche die Schlacht überlebt hatten und aus der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten, hier seyen die Anführer gefallen, dort die Adler erobert, da habe Varus die erste Wunde empfangen, und dort mit unseliger Hand sich den Todesstoß gegeben.

Darauf bestattete das römische Heer, im sechsten Jahre nach der Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, ohne daß Einer wußte, ob er die der Seinigen oder Fremder mit Erde bedeckte. Den ersten Rasen zu dem Grabhügel legte der Heerführer selbst; und das Heer zog nun, mit vermehrtem Grimme, gegen den Feind. Hermann hatte seinen Vortheil wohl verstanden und sich wieder in die Wälder und Sümpfe gezogen; und als die Römer ihm unvorsichtig dahin nachfolgten, brach er hervor, schlug die feindliche Reuterei und trieb sie auf das Fußvolk. Als aber Germanikus mit den geordneten Legionen heranzog, ließ er ab, und das Treffen blieb unentschieden. Dennoch war der Erfolg, wie der eines Sieges; die Römer traten sofort ihren Rückzug an; Cäcina, einer der Feldherrn, die unter Germanikus dienten, mit vier Legionen queer durch das Land, nach dem Rheine zu; Vitellius, ein anderer, mit zweien an des Meeres Ufer, und Germanikus mit dem dritten Haufen auf den Schiffen.

Der Weg des Cäcina waren die obengenannten Pontes longi, oder die langen Brücken, eine schmale Dammstraße, die durch unabsehliche Moräste lief. Rings umher waren sanft aufsteigende Waldhöhen;*) diese hatte Arminius besetzt, von ihnen herab

*) Wahrscheinlich die Waldhöhen des mons Caesius, die sogenannten Baumberge zwischen Horstmar, Schapdetten und Coesfeld, wo sich die Quellen der Aar, Stewer, Berckel und mehrerer Bäche befinden.

griff er die Römer herzhaft an, und wenig fehlte, daß Cäcina das Schicksal des Varus erlitten hätte. Der Damm und die Brücken waren vor Alter zerfallen, sie mußten ausgebessert, zugleich ein Lager aufgeworfen und der Feind abgewehrt werden. Viele der Römer versanken im Sumpf, denn die Cherusker, welche die Gegend genau kannten, trieben sie an die gefährlichsten Stellen, und da jene gewohnt waren, zwischen Sümpfen zu kämpfen, bei der Länge ihrer Leiber, mit ihren ungeheuren Wurfspeeren, die sie selbst aus der Ferne zu schleudern verstanden, brachten sie die Römer in große Noth. Nur die Nacht rettete die schon wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht. Aber auch da nahmen sich die Feinde keine Zeit zur Ruhe, sondern leiteten alle Quellen, welche auf den Bergen entsprangen, auf die unten gelagerten Römer herab.

Es war das vierzigste Jahr, das Cäcina im Dienste gehorcht oder befehligt hatte; ihm war Glück und Unglück des Krieges gleich wohl bekannt und eben deßhalb sein Geist in allen Lagen unerschrocken. Mit Ruhe ordnete er an, was in der Noth das Zweckmäßigste war. Die Nacht war auf verschiedene Weise unruhig; die Germanen erfüllten mit Freudentaumel und Jauchzen die unten liegenden Thäler, daß die Schluchten davon wiederhallten; bei den Römern nur einzelne, schwache Feuer, abgebrochene Stimmen, sie selbst zerstreut an dem Walle liegend, oder unter den Zelten umherschleichend, mehr weil sie schlaflos, als weil sie wachsam waren. Cäcina selbst wurde durch einen bösen Traum geschreckt. Es deuchte ihn, als steige Varus, mit Blut befleckt, aus dem Sumpfe empor, und rufe ihn; er aber folgte ihm nicht, und als jener die Hand nach ihm ausstreckte, stieß er sie zurück.

Beim Anbruch des Tages ward der Zug fortgesetzt, wie Cäcina ihn geordnet, indem zwei Legionen auf beiden Seiten ihn deckten. Sie verließen aber ihren Platz, als die Deutschen mit neuer Wuth den Angriff machten, geführt von Hermann, der ihnen zurief: „Hier Varus! hier die durch gleiches Geschick besiegten Legionen!“ Der Kampf war hart und heftig; Cäcina selbst stürzte mit seinem durchbohrten Pferde; er war verloren, hätte die erste Legion sich nicht vorgeworfen. Gepäck und Troß fielen in Feindes Hand; doch waren sie der Römer Rettung, sie lockten die raubbegierigen Deutschen vom Morden ab zu der Beute, und die Legionen konnten endlich das freie, offene Feld gewinnen,*) wo sie lagerten. Dennoch war ihr Zustand jammervoll, und schon klagten sie laut, daß so viel Tausenden nur noch Ein Tag zum Leben übrig sey; und so groß war die Furcht, daß, als ein Pferd sich losriß und einige im Wege Stehende umlief, alle glaubten, die Germanen seyen ins Lager gebrochen, und nach dem hinteren Thore desselben flohen. Cäcina, sie zum

*) Wahrscheinlich zwischen Coesfeld und Velen.

Stehen zu bringen, wandte Bitten, Befehl, Drohungen und Strafen an; vergebens. Da warf er sich mitten im Thore zur Erde nieder, daß die Fliehenden hätten über seinen Körper wegschreiten müssen; und dieser Anblick des alten, verehrten Feldherrn brachte sie zur Besinnung und hielt die Flucht auf.

Indessen hatten die Deutschen das Lager umzingelt. Hermann, der die Festigkeit römischer Verschanzungen kannte, wollte keinen Sturm wagen, sondern die Feinde durch Mangel bezwingen; sein Oheim Inguiomar dagegen rieth zum schnellen Angriff, und sein Rath, weil er kühner erschien, gefiel den Deutschen besser. Sie stürmten; aber im entscheidenden Augenblicke ließ Cäcina seine Römer hervorbrechen, schlug die Angreifenden zurück und trieb sie in die Flucht. Hermann verließ unverwundet, Inguiomar aber mit schwerer Wunde die Schlacht, und die Legionen, so viel von ihnen übrig geblieben war, gelangten glücklich an den Rhein.

Zu dem dritten Feldzuge im Jahr 16 nach Chr. Geb. machte Germanikus noch größere Rüstungen, als zu dem vorigen. Eine Flotte von tausend Schiffen, größeren und kleineren, mit tiefgehendem weiten Bauche, und andere mit flachem Kiel zum Landen, wurde zusammengebracht, um das ganze Heer, ohne die alten Schwierigkeiten des Landzuges, in das Herz von Norddeutschland und, wenn nöthig, auch wieder zurück zu bringen. Während dieser Zurüstungen machte Germanikus einen raschen Zug mit 6 Legionen, wahrscheinlich auf der Straße von Wesel nach Lippstadt, am Nord-Ufer der Lippe, bis nach Aliso, um diese, den Deutschen wieder entrissene und hergestellte Veste, die jetzt von ihnen belagert wurde, zu entsetzen. Es gelang, denn die Feinde zertreuten sich bei seiner Annäherung, und er befestigte die Heerstraße zwischen Aliso und dem Rheine mit neuen Gränzwähren und Dämmen. Da aber der Hauptangriff von einer andern Seite geschehen sollte, so kehrte er an den Rhein zurück und schiffte nun sein ganzes Heer von nicht weniger als 90,000 Mann vom Rheine aus durch die fossa Drusiana in die Nordsee und landete in der Mündung der Ems. Die Chauken mußten ein Hülfsheer stellen, die Angrivarier, an der Nieder-Weser, sich unterwerfen. Das Heer rückte bis in die Gegend des jetzigen Minden. Hermann, an der Spitze des Cheruskischen Bundes, stand ihm entgegen, und es kam zur Schlacht bei Idistavisus, an der Weser, (wahrscheinlich zwischen Preußisch Minden und Blotho.) Nach langem und heißem Streite mußten die Deutschen den Römern das Feld lassen, nachdem diese die Hügel gewonnen hatten, welche das Schlachtfeld beherrschten. Sie verdankten ihren Sieg aber vorzüglich den deutschen Hülfsvölkern von der Nordsee und von der Donau her, die mit ihnen waren; und so mußte es schon im Anbeginn unserer Geschichte sich ereignen, daß Deutsche den Fremden zur Bezwingung ihrer deutschen Brüder halfen. Doch mag dieses in jenen rohen Zeiten noch nicht so hart getadelt werden, weil sie von der Donau vielleicht kaum einmal den Namen

der Cherusker kannten. In dieser Schlacht wurde Hermann selbst verwundet und entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes; und so groß war das Blutvergießen, daß von Mittag an bis in die Nacht gemordet wurde, und das Land zehntausend Schritte weit mit Leichen und Waffen bedeckt war.

Schon hatten die gebeugten Völker dieser Gegenden beschlossen, ihre Sitze zwischen Weser und Elbe zu verlassen und über den letzteren Fluß zurückzuweichen; da erblickten sie die Siegeszeichen, welche die Römer nach der Schlacht mit dem Namen der besiegten Völkerschaften aufgerichtet hatten; und dieser Anblick entflammte ihren Zorn mehr, als die eigenen Wunden und die gefallenen Freunde. Das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greise, Alle griffen zu den Waffen und rückten von Neuem gegen die Römer. Eine zweite blutige Schlacht entspann sich in einer waldigen Gegend zwischen der Weser und dem Steinhuder See, welche bewies, daß des Volkes Kraft noch nicht gebrochen war; denn obgleich die Römer sich wiederum den Sieg zuschrieben, begaben sie sich doch gleich darnach auf den Rückweg, und das Vaterland war gerettet. Von der Zeit an sah die Weser kein römisches Heer wieder.

Den größten Theil seiner Krieger führte Germanikus auf dem Rückwege wieder zu Wasser, durch die Ems in die Nordsee. Dort aber überfiel ihn ein schrecklicher Sturm, zerstreute seine Flotte und zertrümmerte eine Menge der Schiffe an den britanischen Küsten. Er selbst wurde bald durch den Kaiser Tiberius, der auf seinen Kriegsruhm eifersüchtig war, von dem Oberbefehl des Heeres am Rheine abberufen und nach Asien geschickt, wo er in der Blüthe seiner Jahre durch Gift umkam.

Hermanns Ende. 21 nach Chr. Geb. So sah der deutsche Held, der im Siege wie in zweifelhaften Schlachten gleich groß war, sein Vaterland von der Gefahr des fremden Joches befreit; die Schnelligkeit und die Kraft mit welcher er sich selbst im Unglück wieder emporraffte und seinem Volke neuen Muth einzuflößen wußte, hatten es gerettet. Und nicht etwa hatte er mit der erst beginnenden oder schon gesunkenen römischen Macht zu kämpfen, sondern als sie in ihrer höchsten Blüthe und Ausdehnung dastand. Einem solchen Heere, wie bei Idistavisus und am Steinhuder See in schönster Kriegsordnung gegen den deutschen Landsturm kämpfte, hatten bis dahin die mächtigsten Reiche der Erde nicht widerstanden.

Nachdem er die Gränzen gesichert wußte, wandte sich Hermann gegen einen innern Feind, welchen der Kampf für deutsche Freiheit gleichgültig gewesen war, und den seine, den römischen Sitten nachgebildete, Herrscherweise bei den Seinigen, wie bei den Nachbarn, verhaßt gemacht: das war Marbod der Markomannen-König. Nach der Schlacht im Teutoburger Walde hatte Hermann den Kopf des Varus an Marbod geschickt, vielleicht als beschämendes Siegeszeichen, weil er an dem Bunde gegen Rom nicht

Theil genommen, vielleicht als eine Aufforderung, in diesem entscheidenden Augenblicke von seinem, dem römischen Kernprovinzen so nahen und gefährlichen, Standpunkte aus gegen die Römer loszubrechen. Marbod that es nicht. Ferner mag auch der Kaiser Tiberius, nach seiner Kunst, mehr durch List als Waffen die Deutschen zu besiegen, das Seinige dazu beigetragen haben, die beiden deutschen Fürsten zu entzweien. Diese stritten wahrscheinlich nicht mit dem Volks-Heerbann gegen einander, sondern mit dem Gefolge; Tacitus sagt ausdrücklich, daß nicht in ungeregeltem Anlauf, sondern mit eingeübter Kriegskunst gestritten sey. — Marbod mußte nach einer unentschieden gebliebenen Schlacht in sein Land zurückweichen, verlor dadurch noch mehr den Glauben seiner Völker und floh endlich, von dem Gothen-Fürsten Katualda vertrieben, zu den Römern; sie gaben ihm ein Jahrgehalt, vielleicht als Lohn dafür, daß er in dem Augenblicke der Entscheidung ruhig geblieben war, und er beschloß sein, durch römische Wohlthaten gefristetes, Leben nach 18 Jahren unrühmlich zu Ravenna in Italien.

Ueber Hermanns letzte Jahre haben wir keine Nachricht, außer daß Tacitus mit wenigen Worten erzählt, er sey selbst in den Verdacht der Herrschsucht gekommen; es sey eine Verschwörung gegen ihn entstanden, an welcher seine Verwandten, (wahrscheinlich Segest und Inguiomar,) Theil genommen, und er sey im Jahr 21 nach Chr. Geb., im 37sten seines Alters und im 12ten seiner Feldhauptmannschaft, ermordet. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß die Römer diese Erzählung wahrscheinlich von Hermanns Mördern, vielleicht von ihrem alten Freunde Segest selbst, hatten; denn der ganze Geist und Gehalt seines großen Lebens bürgen uns dafür, daß er für sich gewiß nicht mehr, als Rechtens war, begehrte. Wohl aber mag er gestrebt haben, dem norddeutschen Bunde, dessen Haupt er im Kriege gewesen war, auch für den Frieden Festigkeit und Dauer zu geben, und die Bande enger zusammenzuziehen, damit ein neuer Feind sie nicht unvorbereitet fände; und als darin seine große Absicht verkannt wurde, benutzte sein alter Feind Segest und sein Oheim, der des jüngeren Mannes großen Ruhm beneiden mochte, die Stimmung der Gemüther zu seinem Untergange. Am höchsten ehrt ihn das Zeugniß des großen Geschichtsschreibers unter seinen Feinden, der, nach jener kurzen Erzählung seines Todes, so von ihm redet: „Armin war ohne Widerrede der Befreier Germaniens. In Schlachten nicht immer Sieger, blieb er im Kriege unbesiegt. Noch wird er in Liedern bei den Deutschen besungen; den Jahrbüchern der Griechen ist er unbekannt, denn diese bewundern nur sich selbst, auch bei den Römern steht sein Ruhm nicht hoch genug, denn wir erheben nur das Alte und achten zu wenig auf das Neue."

7. Fernere Kriege zwischen Deutschen und Römern.

Von dieser Zeit an dachten die Römer nicht mehr daran, Deutschland zu bezwingen, sondern nur, wie sie sich der Einfälle der deutschen Völker in ihre Gränzländer erwehren möchten. Sie befestigten daher die Ufer des Rheines und der Donau immer mehr und hielten ein ansehnliches Heer, welches aus ihren besten Legionen bestand, als Wache an der Gränze. Der Kaiser Claudius ertheilte dem Hauptorte der Ubier die Ehre einer Colonie von Veteranen, und sie hieß von nun an, seiner Gemahlin Agrippina zu Ehren, Colonia Agrippina, (Köln). Das feste Lager am Taunusgebirge, welches die Römer gleichfalls als einen der wichtigsten Punkte in den Rheingegenden ansahen, ließ Claudius auch wieder einrichten. — Um das Jahr 70 hatten die Römer einen großen Aufstand der Bataver unter Civilis, einem Sprößling des alten batavischen Königsstammes, zu bekämpfen, an welchem auch die Brukterer, die an der Velleda eine begeisterte, hochverehrte Führerin hatten, und anderer deutsche Völkerschaften Theil nahmen. Köln und Trier waren schon von den Verbündeten erobert, der ganze Niederrhein besetzt; da gelang es den Römern endlich durch große Anstrengung, die Ruhe wieder herzustellen und die Deutschen wieder über den Rhein zurückzutreiben.

Nach dieser neuen Waffenprobe versuchte es nur hin und wieder ein Kaiser, ob er Kriegsruhm gegen die unbesiegten Nachbarn gewinnen könnte; es gelang aber meistentheils sehr schlecht und um die Schande zu verdecken, mußten sie manches zum Scheine künstlich aussinnen. Unverschämter und lächerlicher aber hat es wohl keiner begonnen, als der Kaiser Domitian, der zwischen den Jahren 80 und 90 regierte. Er hatte mit den Katten Krieg angefangen, wagte es aber nicht, sie ernsthaft anzugreifen, sondern zog unverrichteter Sache wieder zurück, und um nicht mit Schimpf und Schande nach Rom zurückzukehren, kaufte er in Gallien große und starke Sklaven, ließ sie wie Deutsche kleiden, ließ ihnen die Haare blond färben und nach deutscher Art ordnen, und führte sie nun, als wären sie deutsche Gefangene, im Triumphe in Rom ein.

Der markomannische Krieg. 167 bis 180. — Im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. hatten die Römer einen sehr schweren Krieg gegen die Deutschen zu bestehen, den sie den markomannischen Krieg nennen, weil die Markomannen ihnen noch von Alters her am besten bekannt waren, und weil die Angriffe derselben und der übrigen mit ihnen verbundenen Donau-Völker am unmittelbarsten Italien bedroheten. Es scheint aber eine noch größere Völker-Verbindung stattgefunden zu haben, denn auch am Rheine und selbst an den Küsten der Nordsee hatten die Römer Kämpfe zu bestehen. Leider sind aber die Nachrichten, die wir aus den späteren Geschichtschreibern (Amm. Marcellinus, Jul.

Capitolinus, Ael. Spartianus, Orosius, Dio Cassius im Auszuge des Xiphilinus, und andern) zusammensuchen müssen, sehr unvollständig. — Der Kaiser Markus Aurelius sah die Größe der Gefahr wohl ein; er ließ die Priester von allen Orten zusammenkommen, große Opfer und Gebete anstellen und die Orakel befragen wegen Ausgang des Krieges. Es wird auch erzählt *), daß ein Wahrsager Alexander aus Egypten, der sich großen Ruf erworben hatte, wegen des markomannischen Krieges gefragt wurde. Er antwortete, man sollte zwei Löwen, mit Specereien und wohlriechenden Kräutern gesalbt, über die Donau in des Feindes Land schwimmen lassen, dann werde der Sieg nicht ausbleiben. Es geschah nach seinen Worten. Die Deutschen aber, die diese Löwen für fremde Hunde hielten, schlugen sie mit Keulen todt und erfochten bald darauf einen Sieg über die Römer.

Der Krieg wurde nun so heftig, daß der Kaiser genöthigt war, Knechte, Fechter und andere Leute in sein Heer aufzunehmen, die sonst für unwürdig gehalten wurden, die Waffen zu tragen; sogar eine Bande Räuber aus Dalmatien wurde in Dienst genommen, und der Kaiser verkaufte, um das Geld zu dem schweren Kriege zusammenzubringen, die Kostbarkeiten seines Schatzes, seine Gemälde und sein Gold- und Silbergeschirr. Zwei Monate dauerte diese Versteigerung.

Dennoch drangen die Markmänner bis an die Stadt Aquileja vor, welche an der Gränze Italiens liegt, und in Rom war Schrecken und Verwirrung, wie zu der Zeit, als die Cimbern über die Alpen gekommen waren. Hätte damals ein schwacher Kaiser im römischen Reiche regiert, so wäre es vielleicht schon jetzt um dasselbe geschehen gewesen. Aber Markus Aurelius war ein verständiger und tapferer Mann und rettete Rom noch einmal aus großer Gefahr. Er führte 13 Jahre lang mit den verbundenen Völkern Krieg, hatte viele und mörderische Schlachten zu bestehen, mußte sogar mit den Jazygen ein hitziges Treffen auf der gefrornen Donau aushalten; und obwohl er manche der Völkerschaften zu einem besondern Frieden brachte und dadurch die Feinde schwächte, und obwohl es auch ihm gelang deutsche Völkerschafter gegen deutsche aufzureizen, so erlebte er doch nicht das Ende des Krieges, sondern starb von den Anstrengungen der Feldzüge mitten im Kriege, zu Windobona, dem jetzigen Wien, im Jahr 180 nach Chr. Geb.

Sein Sohn Kommodus sollte nun das Heer gegen die Feinde anführen und hielt auch über der Leiche seines Vaters eine Rede an die Soldaten, welche große Dinge er auszurichten gedächte, und daß nur der Ocean seinen Eroberungen eine Gränze setzen sollte; allein in seinem Herzen verlangte er nach den Annehm-

*) Lucian in Pseudomant.

lichkeiten Italiens und nach den Wollüsten seiner Hauptstadt. Das wußten auch seine Schmeichler und Höflinge wohl, und weil sie selbst der Beschwerlichkeiten des Feldlagers müde waren, so redeten sie also zu ihm: „Wie lange willst du noch Rom gegen die rauhen Ufer der Donau vertauschen, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum und nichts, was das Leben erheitern kann, anzutreffen ist? Wann wirst du aufhören, gefrorenes Donauwasser zu trinken, während andere sich in den warmen Bädern Italiens belustigen? Solcherlei Reden hörte Kommodus gern, und sprach: Wenn ich mein Leben schone, so kann ich die Macht der Feinde allmählig und sicherer schwächen, als wenn ich es im Kriege gegen sie der Gefahr aussetze." — Einige der Feinde waren durch seinen Vater so geschwächt, daß sie selber gern Frieden schlossen, von andern aber erkaufte er ihn schimpflicher Weise durch große Geschenke; dann kehrte er eilig nach Rom zurück. So tapfer aber hatten diese Völker gestritten, daß die Quaden allein über 50,000 und die Jazygen 100,000 römische Gefangene beim Frieden zurückgaben; und alles, was von den Römern durch so viel Blut erkauft war, bestand darin, daß es an diesen Gränzen des Reiches nun eine Zeitlang ruhig blieb.

8. Die deutschen Völkervereine.

Der Römer Nachbarschaft am Rheine, an der Donau, am Neckar hatten in den Sitten der Deutschen nach und nach manches geändert; mit vielen neuen Dingen waren sie bekannt geworden, guten und schlimmen. Durch die Römer lernten sie Geld und manche Bedürfnisse des Luxus kennen; die Römer hatten am Rheine Weinreben gepflanzt, Landstraßen, Städte, Fabriken, Schauplätze, Schlösser, Tempel und Altäre angelegt; römische Kaufleute brachten ihre Waaren nach Deutschland, und holten dagegen Bernstein, Federn,*) Pelzwerk, Sklaven, und — die Haare der Deutschen: denn es was jetzt in Rom der Gebrauch, blonde Perücken statt der eigenen Haare zu tragen. Von den Pflanzstädten, die die Römer anlegten, sind noch jetzt manche übrig, als Salzburg, Regensburg, Augsburg, Basel, Straßburg, Baden, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Bonn, u. a. Im Innern Deutschlands konnten aber weder die Römer noch ihre Lebensweise Freunde gewinnen, noch auch kamen dort Städte nach römischer Weise zu Stande.

Die wichtigste Veränderung, die in diesen Zeiten mit den Deutschen vorging, war ihre Vereinigung in einige große Völker-

*) Die Römer rühmten die weiße deutsche Gans, die sie sogar schon mit dem deutschen Namen Gant benennen. Plin. h. nat. X. 27.

bündnisse. Das ältere Beispiel der Sueven, die spätere Vereinigung der Markomannen und der Cherusker, und vielleicht mehrere glückliche Versuche auch in andern deutschen Gegenden, vorzüglich aber der Anblick des großen römischen Reiches, welches bei aller Verdorbenheit durch Vereinigung doch so stark war: das Alles, so wie die Uebermacht einzelner Völker, und noch wohl unbekannte Ursachen mehr, brachten vier große Völkervereine hervor, die vielleicht klein entstanden und schon länger vorhanden seyn mochten, aber erst im dritten Jahrhundert nach Chr. Geb. den Römern bekannt und furchtbar wurden. Ihr Ursprung wird wohl immer dunkel für uns bleiben. Die römischen Schriftsteller verlassen uns hier ganz oder sind so dürftig und unzuverlässig in ihren Andeutungen, daß nicht darauf zu bauen ist; und die Geschichtschreiber, welche nachher aus den deutschen Völkern selbst hervorgegangen sind, waren mit der früheren Geschichte derselben so unbekannt, daß sie, um nur etwas davon zu sagen, aus irgend einer Sage, ohne Sonderung des Wahren von der Dichtung, das Wunderbarste, zum Theil Ungereimteste, heraussuchten. — Die Völkervereine, wie sie in der Geschichte wirklich handelnd auftreten, sind folgende:

1) Die Alamannen, (wie der Name in den älteren Urkunden immer vorkommt,) nachmals auch Alemannen und Allemannen genannt, zwischen der Donau und dem Maine, und später, nachdem sie das römische Zehntland wiedergewonnen hatten, auch am Oberrhein und Neckar. Noch später dehnen sie sich nördlich bis an die Lahn aus. Sie waren ein Bund suevischer Völkerschaften, und ihren Namen sollen sie schon nach der Meinung einiger Alten davon erhalten haben, daß sie aus allerlei Männern zusammengesetzt waren; richtiger aber ist es wohl, den Namen Allmannen eben so als kriegerischen Bundesnamen zu betrachten, wie Markmannen die Kriegs-Mannei an der Gränze, Germanen die Heer- oder Germannei überhaupt, bedeuten, also Allmannen die Mannei die für das Ganze die Schutzwehr seyn soll. — Sie waren sehr kriegerisch, wild und tapfer, und machten den Römern nicht wenig zu schaffen. Dio Cassius nennt sie zuerst in der Geschichte des Kaisers Caracalla, also im Anfange des dritten Jahrhunderts, und von dieser Zeit an fielen sie, nachdem sie das Zehntland erobert, bald in das unkriegerische Gallien ein, bald über die Donau und sogar über die Alpen in Italien, und brachten jedesmal reiche Beute in ihre Heimath zurück. — Nördlich von diesen wohnten:

2) Die Franken, am Niederrheine bis nach den Niederlanden und an die Nordsee hin; gleichfalls ein Völkerverein, aus verschiedenen Völkern des nordwestlichen Deutschlands zusammengewachsen, den Katten, Cheruskern, Chamavern, Amsibariern, Sigambrern, Tenchterern, Usipetern, Brukterern, Tubanten und andern. Auch die Bataver schlossen sich ihnen später an. Der Name der Franken wird von älteren und neueren Gelehrten verschieden abgeleitet. Die verbreitetste Ableitung ist die, daß sie franke und freie Leute seyn wollten und darnach ihren Bund

benannten. Nach Anderer Meinung soll auch der Name der Franken, wie der Sachsen, ursprünglich einem einzelnen Volke, welches sich zum Haupte des Bundes machte, angehört haben und dann später Name des ganzen Bundes geworden seyn. Die Franken sollen, als ein wanderndes germanisches Kriegsvolk, — veilleicht die in den alten Schriftstellern vorkommenden Bastarnen, — von Osten her in das Gebiet der Sassenstämme eingewandert seyn, mehrere von diesen zu einem Bunde vereinigt haben und nachher von dem eigentlichen Sachsenbunde weiter nach dem Rhein zu gedrängt seyn. Der Name Franken rühre von ihrer besondern Waffe, einem mit Widerhaken versehenen Wurfspieße, den die Schriftsteller Franziska nennen, her. — Die Geschichte giebt keine bestimmte Entscheidung über diese Angaben, sondern zeigt uns mit Bestimmtheit die Franken erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts als eine Vereinigung norddeutscher Völker. Flavius Vopiskus nennt sie zuerst im Leben des Kaisers Aurelian um 242; dann der Kaiser Julian, und mehrere spätere Schriftsteller. Auch sie waren sehr stark und kühn und durchstreiften mehrere römische Länder, besonders Gallien, von einem Ende znm andern, so oft sie die Lust nach Raub und Beute trieb. Sie sind sogar über die Pyrenäen in Spanien eingefallen und haben die Hauptstadt Tarragona erobert. So weit war es schon im dritten Jahrhundert in diesen Gegenden mit den Römern gekommen, daß die Franken und andere deutsche Kriegshorden, unter denen auch Burgunder und Vandalen genannt werden, an siebenzig angesehene Städte in Gallien inne hatten. Da stand nach langen Zeiten wieder einmal ein Held unter den römischen Herrschern auf, der Kaiser Probus (276 — 282); der trieb die Deutschen über den Rhein zurück, fiel sogar in ihr Land ein und bezwang so viele von ihnen, daß er, um sie zu schwächen, mehrere Tausende in ganz andere Gegenden seines Reiches verpflanzen konnte. Von den Franken, die an der Nordsee ihre Sitze hatten, brachte er einen Haufen wohl dreihundert Meilen weit nach fremden Landen, an die Küsten des schwarzen Meeres. Er meinte, die deutschen Männer sollten ihr rauhes Vaterland hier wohl vergessen, wo sie unter dem schönsten, warmen Himmel, in einem köstlichen und anmuthigen Lande wohnten. Sie aber konnten ihre kalten Küsten an der stürmischen Nordsee nicht aus dem Sinne lassen, sondern trachteten nur darnach, wie sie wieder dahin kämen. Sie bemächtigten sich einiger Schiffe und fuhren mit ihnen, unter tausend Gefahren, durch unbekannte Gewässer, durch die Meere von Griechenland und Afrika, und an den Küsten von Italien, Spanien und Frankreich hin, ihrer Heimath zu. Sie mußten oft an das Land steigen und mit den Einwohnern um Lebensmittel kämpfen; sie eroberten sogar die große Stadt Syracus auf Sicilien, welche die Athenienser in alten Zeiten drei Jahre lang vergeblich belagert hatten; und kamen endlich durch den großen Ocean in die Nord-

BIBLIOTHECA BODLEIANA

see und an die deutschen Küsten zurück. — Dieses ist geschehen um das Jahr 280.*)

3) Der Sachsenbund, neben den Franken und aus den übrigen niederdeutschen Völkerschaften gebildet, die sich nicht zu den Franken geschlagen hatten, oder sich wieder von ihnen trennten, wird schon um 288 von Eutropius genannt; dann nennt Amm. Marcellinus die Sachsen als Nachbarn der Franken um die Mitte des vierten Jahrhunderts, und so nach ihm mehrere. In ihrer größten Ausdehnung, welche sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte, bis zur Zeit Karls des Großen, erreichten, erstreckten sie sich von den Dänen, von welchen sie durch die Eider getrennt wurden, über Niedersachsen und den größten Theil Westphalens, und hatten die Ufer der Elbe, Weser, Aller, Leine, Ems, Lippe und Ruhr besetzt. Die Geschichte dieser Ausbreitung der Sachsen ist uns völlig unbekannt. Wenn wir den Namen des kleinen Volkes der Sachsen festhalten, welches nur Ptolemäus schon im zweiten Jahrhundert kennt und an die Mündung der Elbe und nach Holstein setzt, so ist das Wahrscheinliche, daß diese mit den Kauchen, Friesen und Angrivariern, welche als Theile des Bundes genannt werden, vielleicht auch den Fosen und andern Völkern, einen Bund gegen die mächtige Eidgenossenschaft der Franken bildeten und diese, die früher den größten Theil Westphalens inne gehabt hatte, weiter an den Rhein drängten.

Die Sachsen erscheinen später in drei Kreise getheilt: in die Ostphalen, jenseits der Weser in den hannöverschen und braunschweigischen Ländern, die Westphalen, an der Ems und Lippe, in Münster, Osnabrück u. s. w. bis nach dem Rheine zu, und die Engern, in der Mitte zwischen beiden, in den Wesergegenden, vielleicht den Namen der Angrivarier, in abgekürzter Form, fortpflanzend. — Auch die Sachsen verstanden die Schifffahrt sehr wohl ob sie gleich in den älteren Zeiten nur schlechte aus Baumzweigen zusammengeflochtene und mit Rindshäuten überzogene Schiffe hatten. Sie machten viele Raubzüge zur See, wie sie denn den Römern zuerst am Ende des dritten Jahrhunderts an den gallischen Küsten als Seeräuber bekannt wurden. Wir werden späterhin sehen, wie sie auch nach England hinübergefahren sind und dort neue Reiche gestiftet haben.

Aber noch mächtiger, als alle diese Völker, wurden:

4) Die Gothen. Ihren Namen haben wir früher an den Ufern der Weichsel gefunden. Später aber wird derselbe von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu denen der Ostsee genannt, und es ist offenbar ein Völkerbund vieler, wie es scheint schon ursprünglich zum gothischen Stamme gehörigen, Völker untereinander, vielleicht schon zur Zeit des großen Krieges der östlichen Völker gegen Mark Aurel gestiftet. Und wie die Alemannen und

*) Zosimus I. 71. Eumenius Panegyr.

Franken und Sachsen die Länder der Römer angriffen, die nach Abend zu lagen, so wendeten die Gothen sich vielmehr nach Mittag und nach Sonnenaufgang gegen das schwarze Meer und die Donau hin. Schon im dritten Jahrhundert hatten die Römer schwere Kämpfe mit ihnen zu bestehen. Der gothische König Cniva fiel über die Donau in Mösien und Thracien ein, eroberte mehrere Städte, verwüstete das Land, und als der Kaiser Decius ihm entgegenzog, schlug er ihn bei Abrutum so aufs Haupt, daß der Kaiser selbst mit seinem Sohne auf dem Kampfplatze blieb. Von dieser Schlacht im Jahr 251 an wird das Uebergewicht der Deutschen und die Schwäche der Römer immer sichtbarer, wenn gleich noch mehrere kräftige Kaiser Siege über sie erfochten haben. Schon der Nachfolger des Decius, Kaiser Gallus, mußte den Frieden von den Gothen dadurch erkaufen, daß er ihnen alle Beute, selbst die vornehmen Gefangenen, ließ und dazu einen jährlichen Tribut versprach. — Nach dieser Zeit haben sie von der Nordküste des schwarzen Meeres aus viele kühne und gefährliche Raubzüge zur See gemacht und die Küstenländer am schwarzen Meere und weiter hinaus am mittelländischen, verheert. Athen, mit vielen Denkmälern seiner schönen Zeit, die Gegend von Troja, und der prachtvolle Tempel der Diana zu Ephesus, sind von ihnen heimgesucht und letzterer gänzlich zerstört worden.

Der große Fürst der Gothen, der ihre Herrschaft am weitesten ausgebreitet hat, war Armanarich oder Hermanrich und lebte im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung; er hat mehr denn zwei Menschenalter über sie geherrscht und ist hundert und zehn Jahre alt geworden. Sein Reich erstreckte sich vom schwarzen Meere und der Donau über die Moldau, Wallachei, Ungarn, Polen und Preußen bis an die Ostsee.

Die Gothen theilten sich schon früh in zwei Hauptheile, die Ostgothen und Westgothen. Ueber die Ostgothen herrschten Könige aus dem Geschlechte der Amaler, über die Westgothen der Königsstamm der Balten.

Die Gothen gehörten zu den edelsten und gebildetsten deutschen Völkern, und hatten schon sehr früh das Christenthum angenommen. Schon im vierten Jahrhundert zwischen 360 und 380 unternahm ihr Bischof Ulphilas oder Wulfila (Wölflein) das wahrhaft bewunderungswürdige Werk, in ihrer, zur Schrift noch wenig ausgebildeten, Sprache die Bibel zu übersetzen, *) und so breiteten sich, mit dem Glauben an den Heiland der Welt, mildere Gesinnungen und Sitten schnell unter ihnen aus.

*) Diese Uebersetzung ist das älteste und für uns ein unschätzbares Denkmahl unserer Sprache. Es sind noch zwei Handschriften davon vorhanden: der sogenannte Codex argenteus (von den silbernen Buchstaben) in Upsala und der Codex Carolinus in Wolfenbüttel. Sie enthalten aber nur die vier Evangelien und einen Theil des Römer-Briefes. Ulphilas hatte die ganze Bibel, mit Ausnahme der Bücher Samuelis und der Könige, übersetzt.

Außer diesen Völkervereinen fanden sich noch einzelne Völker in Deutschland, besonders aber zweie, die bald mit Kraft und Ansehen unter den übrigen auftreten werden; die **Burgunder**, früher an der Weichsel, die **Longobarden**, an der Elbe.

9. Der Verfall des römischen Reiches.

Zu derselben Zeit, als die deutschen Völker in ihrer Jugendkraft blüheten und ihre Macht in großen Vereinen sammelten, wurde das alternde römische Reich immer schwächer in sich selbst, und seine Größe war ihm eine Last. — Die meisten der römischen Kaiser, vom Jahr 180 an, waren träge und in ihrer Trägheit boshaft und argwöhnisch, oder sie waren offenbare Tyrannen und vergossen das Blut der besten Männer ohne Scheu und Scham. Und fand sich einmal ein guter, der auf Recht und Ordnung hielt, so wurde er von der wilden Rotte der Soldaten ermordet; denn diese waren es, die Rom regierten. Sie setzten nach ihrem Gefallen die Kaiser ein und wieder ab, und trieben es so schamlos, daß sie sogar die Kaiserkrone öffentlich feilboten, und demjenigen aufsetzten, der ihnen das meiste Geld gab. Im Laufe von 120 Jahren, von 180 bis 300 nach Chr. Geb., in welchen im ordentlichen Laufe der Dinge vielleicht sechs Regenten auf einander gefolgt wären, herrschten ihrer 36 im römischen Reiche, von denen 27 ermordet, 3 im Kriege gefallen und nur 6 eines natürlichen Todes gestorben sind. Und nicht genug, daß jeden Augenblick ein Kaiser umgebracht wurde; die Mörder richteten meistentheis seinen ganzen Anhang mit hin, so daß das Blut in Strömen vergossen wurde und die meisten sich in ihrer Selbstsucht wohl hüteten, ihren Fürsten treu und ehrlich anzuhangen. In solchen Zeiten mußten die Römer immer mehr ein verdorbenes, ruchloses und nichtswürdiges Volk werden, welches nur darnach trachtete, ohne Arbeit seine Tage in Wollust und Ueppigkeit hinzubringen. Denn wenn der Mensch keine Sicherheit für die Zukunft vor sich sieht, und nicht weiß, ob die Frucht seiner Arbeiten auf seine Kinder kömmt, so denkt er nur daran, wie er den Augenblick genießen will; er wird den Thieren gleich, deren Antlitz der Erde zugekehrt ist und die auch nicht an eine Zukunft, an ein Recht und eine Vergeltung denken.

Zwar hatte sich die Lehre Jesu im Stillen auch unter den Römern ausgebreitet und sicherlich Viele aus dem allgemeinen Verderben gerettet; sogar machte sie der Kaiser **Konstantin**, der seinen Kaisersitz von Rom nach Konstantinopel verlegte, im Jahr 311 zur herrschenden Religion seines Reiches; und wirklich ging es auch eine Zeit darnach besser mit den römischen Angelegenheiten; allein die Besserung war nicht gründlich. Die Römer hatten unter der Herrschaft der Sünde die höhere sittliche Kraft der Seele verloren, in welcher allein das göttliche Wort tiefe Wurzel schlagen kann; die alte Sündhaftigkeit vermischte sich mit

der neuen Lehre, und so verdarb Altes und Neues miteinander, wie in einem stehenden Sumpfe das gute frische Wasser mit dem alten zugleich verderben muß.

Bei diesem Zustande der Welt ist es leicht zu begreifen, wie die Anfälle der deutschen Völker auf das römische Reich immer siegreicher werden mußten, und wie sie gleichsam durch einen unwiderstehlichen Naturtrieb gedrängt wurden, so elende Nachbarn zu überwältigen, von denen sie zuerst angegriffen waren und die sich in ihrer Schlaffheit und Schlechtigkeit doch noch für ein edleres Menschengeschlecht hielten, als die unfeinen Deutschen, welche sie Barbaren nannten. Auch in der Natur ist es ein Gesetz, daß da, wo ein leerer Raum geworden ist, die lebendig bewegten Kräfte der Luft und des Wassers sogleich einzudringen streben.

10. Die Hunnen.

Anfang der Völkerwanderung. 375.

Um das Jahr 375, als Kaiser Valens in Konstantinopel regierte und der abendländische Theil des Reiches unter dem Jünglinge Gratian, seinem Neffen, stand, kam ein neues und fast unbekanntes, überaus wildes Volk aus Asien herangezogen, welches nicht von deutschem, sondern von mongolischem Ursprunge war und die Hunnen geheißen wurde. Schrecken und Angst gingen vor ihnen her und die Menschen, die sie gesehen hatten, beschrieben sie folgendermaßen: *) „Das Volk der Hunnen überschreitet jedes Maaß von Wildheit. Sie haben gedrungene, feste Glieder und dicke Hälse, und ihre ganze Gestalt ist so ungeschlacht und breit, daß man sie für zweibeinige Thiere oder für solche Pfosten ansehen möchte, die man grob ausgehauen als Brückengeländer hingestellt. Weil man sogleich nach der Geburt in die Wangen der Kinder tiefe Einschnitte macht, damit das Hervorkeimen der Haare durch die zusammenlaufenden Narben gehindert werde, so bleiben sie bartlos und sehr häßlich bis zum Greisenalter. Bei dieser unholden und widerwärtigen Gestalt sind sie so roh, daß sie weder des Feuers bedürfen, noch sich die Speisen zubereiten; sondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleisch des ersten besten Thieres, das sie unter sich auf des Pferdes Rücken legen und so ein wenig mürbe reiten, ist ihre Nahrung. In Häuser gehen sie nur, wenn die äußerste Noth sie treibt; sie scheuen sie, als vom Leben abgeschiedene Gräber; vielmehr Berge und Thäler unstät durchschweifend, lernen sie von der Wiege an Frost, Hunger und Durst ertragen. Sie kleiden sich in leinene Kittel oder in Pelze, von Mäusefellen zusammengenäht, ihren Kopf bedecken sie mit überhängenden Mützen, ihre Beine mit Bockshäuten.

*) Amm. Marcell. XXXI. 2. Jordanis, 24.

Ihre plump gemachten Stiefeln hindern sie am freien Gehen; deshalb taugen sie wenig für Fußgefechte; sondern beinahe festgewachsen an ihren Pferden, die zwar dauerhauft aber häßlich sind, richten sie auf ihnen alle ihre Geschäfte aus. Auf dem Pferde kauft und verkauft ein jeglicher dieses Volks, auf ihm ißt und trinkt er, und auf den Hals des schnellen Thieres gelehnt, sinkt er in tiefen Schlaf, bis zur Gaukelei der Träume; und ist über ernste Geschäfte eine Rathschlagung, so geschieht auch sie in diesem Aufzuge."

„Sie beginnen die Schlacht mit einem scheußlichen Geheul; mit Blitzesschnelle sind sie da, zerstreuen sich absichtlich in demselben Augenblicke, kommen rasch wieder, und schweifen so ohne geordnete Schlachtreihe im unstäten Morden hin und her, und ehe man sie wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit erblickt, stürmen sie schon den Wall oder plündern das feindliche Lager. In der Ferne fechten sie mit Wurfgeschossen, deren Spitzen mit seltener Kunst sehr sauber mit Knochen besetzt sind, in der Nähe aber mit dem Säbel; und indem die Feinde den Hieben ausweichen, werfen sie ihnen Schlingen über und schleppen sie mit sich fort."

„Niemand baut bei ihnen den Acker oder rührt nur den Pflug an; denn Alle schweifen umher ohne feste Sitze, ohne Heimath, ohne Gesetz und stehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich; die Weiber wohnen auf den Wagen, weben dort ihre groben Kleider und ziehen die Kinder groß. Auf die Frage, woher er ist, kann bei ihnen keiner antworten; anderswo entstanden, fernhin geboren, und weiterhin erzogen. — Treue der Verträge kennen sie nicht, und gleich den unvernünftigen Thieren, wissen sie kaum etwas von Recht und Unrecht; sondern sie fahren in ungestümer Wuth ihrer Begierden auf irgend ein Ziel los und sind bei jeder neu winkenden Hoffnung wieder wankelmüthig; ja, sie sind so veränderlich und jähzornig, daß sie zuweilen an demselben Tage, ohne die geringste Beleidigung, von ihren Bundesgenossen abfallen und eben so ohne alles Zureden sich wieder aussöhnen."

Diese leichtgerüstete und unbändige Menschenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, brach am Asovschen Meere hervor, wohin sie schon viel früher durch Kriege und Unruhen aus ihren alten Weideplätzen an den Gränzen Chinas vertrieben waren, und fielen zuerst auf die Alanen, welche von Einigen für ein asiatisches Volk, von andern für einen Stamm der Gothen gehalten werden; wahrscheinlich ist es ein Gesammt-Name, mit welchem die Römer die Völker östlich von den Gothen, an der Wolga und dem Don, bezeichnen, welche verschiedenen Stammes seyn mochten. Die Hunnen sollen den Geistern ihrer alten Fürsten die ersten gefangenen Europäer geopfert haben. Dann wälzte sich ihr ungeheurer Schwarm auf die Ostgosten. Der mehr als hundertjährige Hermanrich, da er sah, daß er den Hunnen nicht widerstehen könne, wollte seinen alterworbenen Ruhm nicht

überleben und tödtete sich selbst. Die Ostgothen mußten sich der hunnischen Macht unterwerfen; und die Westgothen, Widerstand für unnütz haltend, wichen aus ihren Sitzen und schickten Botschaft an den Kaiser Valens nach Konstantinopel: „Er solle ihnen Land und Weiden geben, jenseits der Donau, sie wollten Hüter der Gränze seyn.“ Der Kaiser nahm sie auf. Von den Hunnen wurden sie nicht verfolgt; diese trieben mehr als 50 Jahre Viehzucht, Jagd und Raub in den Steppen und Wäldern vom jetzigen Südrußland, Polen und Ungarn, kamen dabei in mancherlei Berührung mit den Römern, denen sie oft im Kriege dienten, und milderten durch den Verkehr mit ihnen, so wie mit den deutschen Völkern, vieles in ihren Sitten.

Den Westgothen waren ihre neuen Sitze in Thracien bald zu enge und ihre Heerden lieferten ihnen nicht den nöthigen Unterhalt; sie baten um Erlaubniß, sich die fehlenden Bedürfnisse erhandeln zu dürfen. Die römischen Statthalter aber, Lupicinus und Maximus, bedienten sich der Noth der Gothen so schaamlos, daß um ein Brod und etwa zehn Pfund elendes, manchmal Hundesfleisch, ihnen ein Sklave verkauft werden mußte. Die meisten Heerden waren hin, hin die Slaven, Hungersnoth bewog viele, um Brod ihre Kinder zu geben. Indeß das Volk unter diesem Jammer seufzte, wurde Fridigern, der gothische Fürst, von dem Lupicinus in Marcianopel zu Gaste gebeten. Er war ein tapferer Jüngling, des Heldenmuths der Balten, seiner Ahnherrn, voll; viele junge Leute, Waffenbrüder und Freunde, begleiteten ihn. Während er aß, erhob sich plötzlich das Geschrei seines Gefolges draußen, welches die Römer überfallen hatten und mordeten. Er, mit rachefunkelndem Blick, sein Schwerdt in der Hand, auf und hinaus, rettet seine Freunde und sprengt mit ihnen fort. *) Die Gothen, erbittert über der Römer Treulosigkeit, brachen alsdann auf, schlugen den Lupicinus auf's Haupt und durchzogen mit Mord und Brand die nächsten Provinzen; von den Mauern Konstantinopels sah man schon die Flammen der Dörfer und Landhäuser, die sie angezündet hatten.

Kaiser Valens zog mit einem Heere gegen sie; die Hülfe, welche ihm sein Neffe Gratian aus dem Abendlande herbeiführte, wollte er nicht abwarten, um den Ruhm des Sieges allein zu haben, und wagte vorschnell bei Adrianopel die Schlacht. Es wurde hart gestritten, aber das gothische Fußvolk warf endlich die römische Reuterei und dann auch die Legionen über den Haufen. Der Kaiser floh verwundet; sein Pferd stürzte; kaum vermochte er sich in eine benachbarte Bauerhütte zu retten. Die Gothen, weit entfernt zu glauben, daß unter diesem Strohdach der römische Kaiser sey, steckten diese Hütte, wie die andern, in Brand; Valens fand auf diese traurige Art seinen Tod. 378.

*) Amm. Marcell. und Jordanis.

In dieser großen Noth des Reiches sollte der Umsturz noch einmal abgewendet werden durch den kräftigen und klugen Kaiser Theodosius, einen Spanier von Geburt. Er wußte die Gothen durch Partheiungen zu schwächen, und brachte Fridigerns Nachfolger, Athanarich, zum Frieden. Er versprach den Gothen eine ansehnliche Lieferung an Lebensmitteln, und diese überließen ihm dafür 40,000 Mann an Hülfsvölkern.

11. Einbruch der Westgothen, Wandalen, Sueven, Burgunder und anderer Völker in das abendländische römische Reich.

Anfang des fünften Jahrhunderts.

Dieser Kaiser starb aber bald, im Jahr 395, und seine beiden Söhne, Honorius und Arkadius, theilten das Reich unter einander; Arkadius nahm seinen Sitz in Konstantinopel, Honorius in Italien, und des ersteren Antheil wurde das morgenländische, der des andern das abendländische Kaiserthum genannt.

Die Söhne waren dem Vater nicht gleich; zu träge, die Herrschaft selbst zu führen, ließen sie ihre Kanzler regieren, den Gallier Rufin und den Wandalen Stilicho. Rufin, welcher der Kanzler in Konstantinopel war, haßte den Stilicho, der in Italien herrschte, und um ihn recht in Noth zu bringen, reizte er den neuen König der Westgothen, Alarich, daß er von der Donau her in Italien einbrechen sollte. Die Gothen hatten große Lust, in neue Länder nach Mittag zu ziehen; auch waren sie aufgebracht, weil man ihnen die Geschenke, die ihnen Theodosius versprochen hatte, nicht zahlte. Zwar zog Alarich nicht gleich nach Italien, sondern wandte sich zuerst gegen das damals wehrlose Griechenland, welches seiner letzten Schätze und Herrlichkeiten beraubt wurde; auch wurde unterdeß Rufin selbst auf Stilicho's Veranstaltung ermordet; aber die Gothen hatten ihren Vorsatz gegen Italien nicht vergessen. Sie brachen im Jahr 402 auf und zogen über die Alpen. Noch einmal gelang es jedoch dem Stilicho, ob durch Widerstand, ob durch Vertrag, ist nicht bestimmt auszumachen, den gefährlichen Feind wieder über die Gränzscheide der Gebirge zurückzubringen. Und eben so rettete er im Jahr 405 Italien gegen den Angriff eines großen gemischten Heeres deutscher Völkerschaften, welches unter Radagaisus von einer andern Seite über die Alpen einbrechen wollte und vielleicht mit Alarich im Bunde war. Die Geschichte dieser Zeiten ist höchst verworren, und so ist es auch nicht klar, ob jener Haufen bei Fäsulä vernichtet ist, wie einige Schriftsteller erzählen, oder ob Stilicho es verstanden hat, auch ihn durch Verträge und Hinweisung auf Gallien zu entfernen. Gewiß ist, daß Stilicho, zum Dank für die Rettung Ita-

liens, auf Befehl des Kaisers Honorius, seines eigenen Schwiegersohnes, im Jahr 408 ermordet ward; seine Feinde hatten den schwachen Kaiser überredet, Stilicho trachte für seinen Sohn Eucharius nach der Kaiserkrone. Sobald Alarich Stilicho's Tod erfuhr, zog er wiederum gegen Italien, drang durch die Pässe der Alpen, ging über den Po und gerade auf Rom; den Kaiser, der in Ravenna saß, ließ er, denn er verachtete den schwachen Fürsten. In Rom war Verwirrung und Schrecken, die Römer hatten seit 600 Jahren keinen Feind vor ihren Mauern und seit 800 Jahren keinen in denselben gesehen, und die Stadt nannte sich die ewige Stadt. Zwar wollten sie den alten Hochmuth noch einmal laut werden lassen und sprachen zu Alarich:*) „Das römische Volk ist zahlreich und stark und ist durch beständige Uebung in den Waffen so bewehrt worden, daß es sich nicht vor dem Kriege fürchtet.“ Aber Alarich lachte überlaut und sagte nur: „Das dichtstehende Gras ist leichter abzumähen, als das dünne.“ — Darnach fragten die Gesandten nach den Bedingungen des Friedens. Er forderte alles Gold, Silber und Geräth in der Stadt, und alle Sklaven von deutscher Abkunft. Sie fragten: „Was willst du uns denn übrig lassen?“ „Die Seelen,“ antwortete er. So sprach ein Mann, auf der Insel Peuce, am Ausflusse der Donau, unter einem barbarischen Volke geboren, der auf dem ganzen Erdboden kein Gut besaß, als seine Tapferkeit, zu der Stadt, welche Jahrhunderte lang den Erdboden beherrscht hatte, und durch deren Thore und Straßen die kühnsten Helden im Triumphe eingezogen waren, mit Sieg über fremde Völker gekrönt und mit Siegesbeute aus Europa und Asien und Afrika beladen.

Darnach erboten sich Tuskische Wahrsager, die in der Stadt waren, sie wollten den Alarich durch Beschwörungen von Rom zurücktreiben, wenn man ihnen erlaubte, den alten Göttern öffentliche Feste und Opfer anzustellen. — Ueber solche ohnmächtige Anschläge mag der tapfere Alarich wohl noch lauter gelacht haben.

Als nun die Römer gar keine Rettung sahen, mußten sie des Feindes Willen erfüllen und ihm 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, und außerdem eine Menge kostbarer Waaren versprechen. Es war aber so viel Gold und Silber bei den Einwohnern der Stadt nicht zu finden; deshalb mußte man die Zierrathen der alten Tempel zu Hülfe nehmen, und da soll es geschehen sein, daß unter andern Götterbildern auch das Bild der Tapferkeit zusammengeschmolzen wurde, und es war, als wäre damit alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, gleichfalls vernichtet.

Der Kaiser Honorius wollte sich mit Alarich in keinen Vergleich einlassen; da kehrte dieser das nächste Jahr wieder zurück und setzte in Rom einen andern Kaiser, Namens Attalus, dem Honorius zum Widersacher, ein; als dieser aber auch nichtswürdig

*) Zosimus V. 39.

war, stieß er ihn nach einem Jahre wieder in den Staub, und die Stadt Rom, die sich widersetzte, nahm er mit Sturm ein. Dieses geschah den 23. August des Jahres 410. Die Gothen kamen in den kaiserlichen Pallast und plünderten ihn, so wie die Häuser der Großen; insofern aber mäßigten sie sich, daß sie die Stadt nicht anzündeten. Es war ein großes Glück für die Römer, daß die Gothen Christen waren. Was sich in die Kirchen flüchtete, wurde nicht angetastet. Ja, ein wunderbarer Zufall, welcher uns erzählt wird, zeigt recht offenbar die fromme Sinnesart des Volkes. Ein Krieger, der bei einer christlichen Frau einkehrte, fand bei ihr silberne und goldene Gefäße. Sie sagte ihm, es gehören dieselben dem heiligen Apostel Petrus, und seyen ihr für die Kirche in Verwahrung gegeben; er möge nun thun, was ihm gutdünke. Da meldete es der Soldat dem Könige. Dieser aber schickte sogleich hin und ließ die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurücktragen. Die Römer, begeistert durch solche Großmuth, begleiteten den Zug und stimmten festlichen, feierlichen Gesang an, und die gothischen Krieger, erstaunt über das unerwartete Schauspiel, ließen ab vom Plündern, schlossen sich mit an, und so ward die Wuth des Krieges durch christliche Rührung in Frieden verwandelt.

Alarich blieb nur sechs Tage in Rom, dann zog er weiter nach Unteritalien, mit großen Entwürfen in der Seele; denn es scheint, er wollte nach der schönen Insel Sicilien nnd von da nach Afrika hinüberschiffen, um diese Kornkammern Italiens auch zu erobern. Aber der Tod ereilte ihn in Casenza, da er erst 34 Jahre alt war. Das ganze westgothische Volk betrauerte ihn und bereitete ihm ein denkwürdiges Grab. Sie gruben dem dortigen Flusse, Busento, ein anderes Bett und leiteten das Wasser dahin ab, und nun begruben sie den König im Grunde des Flusses in voller Rüstung, mit seinem Streitrosse und den Denkmälern seiner Siege; dann leiteten sie den Fluß wieder darüber hin, auf daß nicht römischer Geiz oder Rachsucht den großen Alarich in dem Grabe, wo er von seinen Siegen ruhte, entweihe und störe.

An seiner Stelle erwählten die Gothen den schönsten ihrer Edlen, den Jüngling Athaulf oder Adolf, den Schwager Alarichs, zum Könige. Er zog aus Unter-Italien auf Rom. Der Kaiser Honorius mußte ihm seine Schwester Placidia zur Gemahlin geben; dann erst verließ er Italien, ging mit seinem Volke nach Gallien und Spanien, und er und sein Nachfolger Wallia sind die Stifter des großen westgothischen Reichs, welches das südliche Frankreich bis zur Loire und bald auch Spanien umfaßte, und dessen Hauptstadt Toulouse am Flusse Garonne war. Im Jahr 419 traten die Römer das südliche Gallien förmlich an Wallia ab.

So war der Anfang des fünften Jahrhunderts durch heftige Völkerbewegungen im höchsten Grade stürmisch. Fast alle germanischen Völker senden Kriegshaufen auf Raub- oder Eroberungs-

Züge aus, oder sie selbst, von übermächtigen Angriffen anderer Völker gedrängt, brechen zum größeren Theile auf, um mit den Waffen in der Hand neue Wohnsitze zu suchen; nur etwa die Schwächeren bleiben zurück, welche ihre väterlichen Wohnsitze nicht verlassen können oder mögen, und verlieren sich unter dem einrückenden neuen Volke. Außer den Gothen waren auch die Wandalen und Alanen durch die Hunnen vorwärts gedrängt und wälzten sich von Morgen her immer weiter nach Abend zu. Auf ihrem Zuge schlossen sich die Burgunder, die ebenfalls von ihren Sitzen an der Weichsel schon bis an die obere Donau gerückt waren, ein Theil der Sueven, namentlich die Quaden, und andere Völker an sie an. Von diesem gemischten Völkerhaufen war es wahrscheinlich ein Schwarm, der unter Radagaisus oder Radegast im Jahr 405 jenen Sturm auf Italien wagte, welcher durch ein besonders Glück noch von Stilicho abgewehrt wurde. Dieser einzelne Haufe verliert sich, wie der Name seines Anführers, ohne eine Spur in der Geschichte zurückzulassen. Allein in ihren Angriffen auf Gallien und Spanien waren die genannten Völker glücklicher. Stilicho hatte ihnen den Weg geöffnet, indem er die Legionen vom Rheine und aus Gallien weggezogen hatte zur Rettung Italiens. Nun verheerten sie das Land von Straßburg bis Amiens; Trier wurde viermal geplündert, Mainz und Worms zerstört, aus Straßburg, Speier, Rheims und andern Städten die Einwohner als Sklaven fortgeführt. Nachdem der Völkerschwarm endlich von den Römern und Franken nach Südfrankreich zurückgedrängt war, wurde er 408 durch den aufrührerischen römischen Statthalter Gervatius nach Spanien gerufen. Bis dahin war dieses Land in der furchtbaren Zeit verschont geblieben; nun kam auch seine Reihe. Die Wandalen, Alanen und Sueven gingen über die Pyrenäen und eroberten bald den größten Theil des Landes. Von den Alanen blieb ein Theil in Gallien zurück und erscheint später auf Seiten der Römer in der großen Schlacht gegen Attila; nachher verlieren sie sich. Eben so blieben die Burgunder unter ihrem Könige Gundikar (Günther) und stifteten im Elsaß zuerst ihr Reich, welches sich aber bald von dort in die Gegenden der Rhone und Saone und in die Schweiz zog, von wo es sich bis Savoyen ausdehnte. Im nördlichen Gallien aber scheinen die Franken schon um diese Zeit sich zu Herren gemacht zu haben, so daß Alles, was von Boulogne an der einen, und Cöln an der andern Seite, nördlich liegt, ihnen unterworfen war. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts blieb auch Trier, welches sie viermal erobert hatten, in ihrer Gewalt.

Die Wandalen, die mit den Alanen im südlichen Spanien ihre Sitze genommen hatten, gingen von da 420 unter ihrem Könige Geiserich oder Genserich, auf die Einladung des unzufriedenen römischen Statthalters Bonifacius, nach Afrika hinüber, eroberten die ganze Nordküste und stifteten dort auf ein Jahrhundert ein blühendes Reich, dessen Hauptstadt Karthago war. —

Welche Wanderung von den Gestaden der Ostsee, wo dieses Volk zuerst in der Geschichte erscheint, bis an die Gränzen der afrikanischen Wüsten! — Genserich, einer der kräftigen Männer seiner Zeit, aber wilden Gemüthes, herrschte fünfzig Jahre lang, von 428 bis 477. Nach ihm verfiel das Reich der Vandalen durch innere Unruhen und durch die Verweichlichung des sonst so kräftigen Volkes in dem üppigen Klima des Landes. Diesen Zustand benutzte der Kaiser von Konstantinopel, Justinian I, schickte seinen Feldherrn Belisarius im Jahr 533 mit einem Heere nach Afrika, und dieser bezwang die Vandalen in 8 Monaten. Ihren letzten König Gelimer führte er in Ketten in seinem Triumphzuge zu Konstantinopel auf.

Die Sueven blieben in Spanien zurück, wurden aber von den Westgothen, unter Wallia und seinen Nachfolgern, immer mehr in die Enge getrieben, bald nur auf den nordwestlichen Theil von Spanien und Portugal beschränkt, und endlich 585 ganz mit dem westgothischen Reiche vereinigt.

In der Mitte des fünften Jahrhunderts, 449, gingen auch die Angeln, Sachsen und Jüten nach England hinüber und stifteten dort neue Herrschaften. Unter dem Kaiser Honorius und gleich nach ihm hatten die Römer Britannien gänzlich verlassen; sie fühlten sich zu schwach, diese ferne Insel länger zu behaupten. Die Britannier aber waren unter ihrer Herrschaft so verweichlicht, daß sie nach dem Abzuge der römischen Besatzungen sich unfähig fühlten, ihre Freiheit selbst zu beschützen. Ihre Nachbarn aus dem schottischen Hochlande, die kriegerischen Pikten und Scoten, mit ungeschwächter Kraft aus den Bergen hervorbrechend, setzten ihnen hart zu; sie wußten keinen Ausweg, als wiederum Fremde zu ihrem Schutze herbeizurufen. Ihre Wahl fiel auf die Völker sächsischen Stammes, welche die Küsten der Nordsee bewohnten, und deren Tapferkeit sie schon oft kennen gelernt hatten, wenn diese mit ihren Raubgeschwadern an die brittischen Küsten kamen. Zwei sächsische Brüder, Hengist und Horst oder Horsa, Helden aus edlem Geschlechte, welches von Woden seinen Ursprung ableitete, nahmen des brittischen Königs Vortigern Einladung an; nur mit dreien Schiffen, welche 1600 Krieger trugen, landeten sie; aber ihr tapferer Arm ersetzte die Menge; sie schlugen die Pikten bei Stamford, und bald zogen ihnen große Haufen ihrer Landsleute vom festen Lande nach. Da hätten die Britten die neuen Gäste gern wieder entfernt; sie blieben aber, unterwarfen sich ganz England bis auf das Land Wales und gründeten die bekannten sieben angelsächsischen Königreiche, von denen Kent, durch Hengist gestiftet, das erste war.

12. Attila, die Gottesgeißel. 451.

In einer Ebene zwischen der Donau und der Theiß in Ungarn, in einem sehr großen, von Pfahlwerk umgebenen Dorfe, welches

allmälig aus einem Lager entstanden war, erhob sich, mitten in einem geräumigen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen und Hallen geziertes Gebäude, die Wohnung **Attilas** oder Etzels, Königs der Hunnen. Er hatte das, bis dahin unter vielen Oberhäuptern zertheilte, Volk zu einer Herrschaft vereinigt: alle, von der Wolga bis in Ungarn zerstreuten, Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten seine Gebote; er war Herr der Gepiden, Longobarden, Awaren, Ostgothen und vieler Völker im südlichen Deutschland; doch behielten sie ihre Sprache, ihre Sitten und Gesetze, und wurden von eignen Fürsten regiert, so daß sie mehr als Bundesgenossen, denn als Unterthanen, zu betrachten waren; auch wurde an Etzels Hofe neben der hunnischen die gothische Sprache, also Deutsch, geredet.

Er selbst war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf, tiefliegende Augen, die er stolz umherwarf, eine breite Brust, sehr viele Leibeskraft, einen Gang und eine Haltung, die zeigten, daß er in allem den Gebieter darstelle; wie denn sein liebster Name Godegiesel, Geißel Gottes zur Bestrafung der Welt, war. Er liebte die Pracht um sich her, nur er selbst lebte auf einfache Weise, als bedürfe seine Größe solches Zusatzes nicht. Sein Sattelzeug war ungeschmückt und wenig kostbar; bei den Gastmählern wurden allen Gästen goldene und silberne Geschirre vorgesetzt; er allein hatte hölzerne und aß nur wenig Gerichte von Fleisch, indem er, nach der Sitte des Volkes, selbst Brod verschmähte. An seiner Tafel herrschte Freude und Scherz, nur er verlor nie den strengen Ernst. *)

Dieser mächtige Herrscher, von dem man gesagt hat, daß, wenn er sein geheimnißvolles Schwerdt, — es war von einem Hirten in einer Steppe Scythiens gefunden und wurde für das Schwerdt des Kriegsgottes gehalten, — in die Erde stieß, hundert Völker erbebten und Rom und Konstantinopel in ihren Grundfesten erzitterten, brach im Jahre 451 mit seinem Heere auf und wandte sich gegen Abend. Mit 700,000 Mann zog er aus, alle unter ihm, jeder Stamm unter seinem Fürsten; alle Fürsten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte eine Seele, sein Wink lenkte alle Bewegungen. Sein Weg hieß Vernichtung; was nicht entfliehen konnte oder nicht umkam, mußte ihm folgen. Er zog durch Oestreich und die allemannischen Lande über den Rhein, schlug den burgundischen König Gundikar, (Günther,) eroberte und plünderte die Städte Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und andere, und gelobte nicht eher still zu stehen, bis am Meere. Aus den Ländern, welche er durchzog, schloß sich freiwillig oder gezwungen

*) Diese Schilderung von Attila und seinem Hofe giebt uns ein Augenzeuge, der Sophist Priscus, der mit einer Gesandtschaft des Kaiser Theodosius II. an Attilas Hof zog, Byzant. hist. script. I. Auch Jordanis schildert ihn cap. 35. Beide erzählen auch von dem Schwerdte des Mars.

die Kriegsmannschaft an ihn an, und der ungeheure Haufe wuchs, gleich einer Schneelavine, mit jedem Schritte.

Aber auch die Römer und mehrere deutsche Völker hatten sich gerüstet gegen die große Gefahr, die dem Abendlande drohte; denn es war wohl auf dem Spiele, ob Europa germanisch oder mongolisch werden, ob deutsche Stämme auf den Trümmern des wankenden römischen Kaiserthums neue Reiche gründen sollten, oder der große Hunnen-König. Die Römer hatten noch einmal einen guten Feldherrn zu dieser Zeit, mit Namen Aëtius, der rüstete sich in Gallien und sprach auch den westgothischen König Theodorich oder Dietrich, der in Toulose wohnte, um Hülfe an; denn auch dessen Reich war in großer Gefahr. Da antwortete Dietrich: „Nie hat ein gerechter Krieg einem Könige der Westgothen zu schwer geschienen, und nie hat einer Furcht gekannt, wenn es auf eine glorreiche That ankam; eben so denken die Großen meines Reichs; das ganze Volk der Westgothen greift freudig zu seinen allezeit siegreichen Waffen." — Auch die Burgunder hatten Hülfe versprochen, ferner Sangipan der Alane, welcher an der Loire herrschte, ein Theil der Franken, die Stadt Paris, selbst ein Stamm der Sachsen, welcher an der Mündung der Loire, es ist unbekannt in welcher Zeit, angesiedelt war, oder vielleicht gerade auf einem Seezuge dort landete.

In der weiten Ebene in Frankreich, durch welche die Marne fließt, von den Alten die katalaunischen Gefilde genannt, weil die Stadt Chalons in dieser Ebene liegt, erhebt sich bei Müry in der Nähe von Troyes, ein mittelmäßiger Hügel, welcher die Gegend beherrscht. Hier traf das Heer der Abendländer auf die hunnische Macht und eine große Schlacht wurde gekämpft; man kann sie eine Völkerschlacht nennen, denn die meisten europäischen Völker standen hier zum Streite gerüstet gegen einander. Den linken römischen Flügel führte Aëtius, den rechten Theodorich, in die Mitte nahmen sie den König Sangipan, dem am wenigsten zu trauen war. Unermeßlich schien andrerseits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Harderich, der Gepiden-König, den andern Theudmir, Widemir, Walamir, Fürsten der Ostgothen, Attila die Mitte und das Ganze. Die Menge geringerer Könige achtete, wie Trabanten, auf seinen Wink, und gehorchte stumm und ängstlich seinem Befehle; er allein, der Könige König, dachte für Alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen sollte, berief er die Anführer und sprach: „Nichts Gemeines ziemt mir, euch zu sagen, oder euch, von mir zu hören. Seyd Männer; greift an, brechet ein, werfet alles nieder; der Römer Schlachtordnung und Schilddächer verachtet! fallet auf die Westgothen und Alanen, in denen ist die Kraft des Feindes. Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr fliehet. Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, der ist des Todes! —

Beide Heere trachteten, sich des Hügels zu bemächtigen; die Schlacht war ungemein wüthend, und es war ein fürchterliches

Würgen. Indem der westgothische König zu seinem Volke redete, fiel er, aber mit Ruhm, er hatte die Schlacht entschieden; bei anbrechender Nacht mußte Attila sich in seine Wagenburg zurückziehen. Da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen würde, ließ er unzähliche Pferdesättel und hölzerne Schilde zu einem Scheiterhaufen aufthürmen, um im Nothfall sie anzuzünden und in den Flammen zu sterben; zugleich, um die Feinde abzuschrecken, gebot er, mit Waffen, Posaunen, Schlachthörnern und Gesang die ganze Nacht Lärm zu unterhalten. Als er nicht weiter angegriffen wurde, zog er in sein Land zurück. Aëtius selbst war Ursache, daß der Sieg nicht besser benutzt wurde; er wollte die hunnische Macht nicht gänzlich zerstören um sie vielleicht bei einer andern Gelegenheit gegen die Gothen gebrauchen zu können.

Im folgenden Jahre machte Attila noch einen Raubzug nach Italien und zerstörte auf eine schreckliche Weise Aquileja, Mailand und andere Städte, starb aber bald darnach im J. 453. Betrauert und begraben wurde er nach der Sitte des Volkes: die Hunnen zerfetzten ihre Gesichter mit Wunden und schoren sich die Haare ab, und in einer weiten Ebene, unter einem seidenen Gezelte, wurde sein Leichnam gezeigt; um denselben rannte, seine Thaten singend, die Reuterei, sie priesen das Glück, wie der große Attila, nach unsterblichen Siegen, in der herrlichsten Zeit seines Volkes, ohne Schmerzen seine Laufbahn beschlossen und sich hinüber zu den Geistern der alten Helden begeben. In der Nacht wurde er in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen, und beide in einen eisernen; Pferdezeug, Waffen, Kostbarkeiten, wurden mit ihm begraben, und darauf alle Arbeiter am Grabe umgebracht, damit keiner verrathe, wo der Hunnenheld ruhte.

Als der Schrecken seines Namens die Völker nicht mehr zusammenhielt, entzweiten sie sich; viele versagten den Gehorsam; und nachdem der erstgeborne und liebste seiner Söhne, Ellak, in einer großen Schlacht gegen Harderich, den König der Gepiden, gefallen war, verschwand die Macht der Hunnen ganz; sie verloren sich weiter nach Osten hin. Harderich nahm das Land an der Nieder-Donau ein und die Ostgothen besetzten Ungarn, bis nach Wien. Auch die übrigen, der hunnischen Macht dienstbar gewesenen, deutschen Völker werden diesen Augenblick der wiedergewonnenen Unabhängigkeit benutzt haben, sich in ihren alten oder neuen Wohnsitzen gewissermaßen rechtlich zu befestigen; und so kann dieser Zeitpunkt als entscheidend für die Gestalt der nächsten Zukunft angesehen werden, bis der gänzliche Sturz der römischen Macht in Italien neue Umwälzungen für einen Theil Europa's veranlaßte.

13. Untergang der römischen Herrschaft im Abend-Lande. 476.

Das abendländische römische Reich, jetzt beinahe nur noch aus Italien bestehend, neigte sich immer mehr seinem Falle zu. Der

elende Kaiser Valentinian III. ermordete den Aëtius, der die Stütze des Reiches war, und es noch einmal in den katalaunischen Feldern gegen Attila gerettet, mit eigener Hand, weil man ihm Verdacht gegen denselben eingeflößt hatte. Valentinian wurde wiederum auf Anstiften des Petronius Maximus ermordet, der nun Kaiser wurde und des Ermordeten Wittwe Eudoria zwang, ihn zu heirathen. Diese aber, aus Rache, rief den Vandalen-König Geiserich aus Afrika herbei; er kam, eroberte 455 die Stadt Rom, und plünderte und verwüstete sie auf grausame Weise, vierzehn Tage hindurch; gleichsam als wolle das Schicksal durch ihn Strafe üben für die grausame Zerstörung Karthago's durch die Römer vor sechshundert Jahren. Darnach zog er mit vielen Schiffen voll kostbarer Beute und gefangener Menschen aus allen Ständen, die als Sklaven verkauft wurden, wieder nach Afrika.

Nach Valentinian, in Zeit von 20 Jahren, haben noch neun Kaiser den herabgewürdigten Namen der Herren Roms geführt. Endlich stieß Odoaker, ein Fürst scirischer Abkunft, Anführer eines verbündeten Heerhaufens von Sciren, Herulern, Rugiern und Turcilingern, ein Mann, durch Geisteskraft und Körpergröße gleich ausgezeichnet, den letzten dieser Schattenkaiser, Romulus Momyllus oder Augustulus, der noch ein Knabe war, vom Throne, und nannte sich selbst König von Italien, des jungen Kaisers unschuldiges Alter, da er Purpur, Krone und Waffen ablegte und in sein Lager kam, verschonte er und schickte ihn auf ein Schloß in Campanien. Die oben genannten Völkerschaften, die wahrscheinlich zu dem gothischen Vereine gehört hatten, waren aus ihren früheren Wohnsitzen von der Ostsee immer weiter nach Mittag gezogen, bis sie an der Donau und der Gränze Italiens Wohnsitze fanden und den Römern häufig für Sold dienten. Dieser kleine Haufen also hat endlich das große römische Reich niedergeworfen im Jahre unserer Zeitrechnung 476, und im 1230sten Jahre nach Erbauung Roms.

Auf folgende Weise waren um diese Zeit, in Folge der Völkerwanderung, die hundert Jahre vorher angefangen hatte, die Länder des abendländischen Kaiserthums unter die fremden Völker vertheilt:

Italien war unter der Herrschaft Odoakers, und sein Reich erstreckte sich nach Mitternacht über die Alpen bis an die Donau.

In Ungarn waren die Ostgothen mächtig.

Im Norden der Donau, nach der Theiß zu, hatten sich die Langobarden, aus ihren Sitzen an der Elbe schon längst vorgerückt, niedergelassen.

In Baiern bildete sich nach und nach, ohne daß die Geschichte bestimmte Nachweise davon geben könnte, aus Ueberbleibseln von Rugiern, Herulern, Sciren, Turcilingern, vielleicht aber auch aus suevischen Stämmen, vorzüglich Markomannen, das Volk der Bojoarier, unter dem Fürstengeschlechte der Agilolfen.

Die Alamannen wohnten in der östlichen Schweiz, in Schwaben und an beiden Rheinufern hinab, bis an die Lahn und bis Köln. Am linken Rheinufer wurden sie nachher Alsassen genannt. Auch der Name der Sueven kömmt in dieser Zeit wieder unter ihnen vor und hat sich im Namen des Landes bis auf den heutigen Tag erhalten.

In der Mitte Deutschlands, vom jetzigen Harzgebirge bis in Franken, herrschten die mächtigen Thüringer, deren frühere Geschichte ganz dunkel ist. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts erscheinen sie zuerst in der Geschichte, ohne daß ein Schriftsteller ihres Ursprungs und ihrer früheren Geschichte gedacht hätte.

In Niedersachsen und Westphalen saßen noch immer in den alten Sitzen und in der alten Verfassung die Sachsen, und neben ihnen an den Küsten der Nordsee die Friesen.

Am Niederrhein, an der Maas und Schelde, bis in die Niederlande hin, und im nördlichen Frankreich wohnten die Stämme der Franken; die vorzüglichsten waren die Salier in den Niederlanden, von ihren Stammsitzen an der Yssel, die auch Saale hieß, so genannt, und die Ripuarier, Uferbewohner am Rheine.

Neben ihnen, an der Seine, erhielt sich noch zehn Jahre lang, nachdem schon kein Kaiser in Rom mehr war, bis 486 ein römischer Statthalter, er hieß Syagrius. Die Nordwestspitze von Frankreich, das jetzige Bretagne, war schon früher durch Flüchtlinge aus Britannien, welche vor den Pikten gewichen waren, bevölkert, und diese bildeten dort, unter dem Namen von Armorika, einen Bund freier Städte.

Das südöstliche Frankreich mit Savoyen und der westlichen Schweiz, gehörte jetzt den Burgundern. Ihre Hauptstädte waren: Genf, Besançon, Lion und Vienne. Die Burgunder waren wohl die wildesten unter den erobernden Völkern dieser Zeit, früh für Christenthum, Bildung und Kunst gewonnen; und ihnen verdankt jener Theil Frankreichs noch die vielen Ueberbleibsel alter römischer Kunstwerke. In der Schweiz bezeichnet noch jetzt die französische Sprache ihre alten Gränzen gegen die Alamannen; denn die Burgunder vermischten sich mehr mit den Römern und nahmen viel von ihrer Sprache an.

Das südwestliche Frankreich, von der Loire und Rhone bis an die Pyrenäen, nebst einem großen Theile von Spanien, war den Westgothen unterthan; das nordwestliche Spanien aber den Sueven.

Die nördliche Küste von Afrika war Wandalisch.

In Britannien breiteten die Angeln und Sachsen ihre Herrschaft immer weiter aus.

Der östliche und nördliche Theil von Deutschland war durch das Drängen und Ziehen der Völker nach Mittag und Abend hin entblößt worden, und es wanderten immer mehr slavische Völker ein, welche an jenen Gränzen von Alters her gesessen hatten,

vielleicht auch zum Theil den Deutschen unterworfen gewesen waren. Jetzt gewannen jene fremden Stämme das Uebergewicht, und die Ueberbleibsel der Deutschen, welche ihre Stammsitze nicht verlassen wollten, wurden ihnen unterthan und verloren sich unter ihnen.

Zweiter Zeitraum.

Von Klodwigs Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486 — 768.

Der Geschichtschreiber dieses Zeitraumes sind nur wenige, und auch diese von sehr ungleichem Werthe. Was sie über die früheren Zeiten enthalten, steht größtentheils in schneidendem Widerspruche mit den Nachrichten der römischen Schriftsteller; für die Geschichte ihrer und der zunächst vorhergehenden Zeit jedoch sind sie von der höchsten Wichtigkeit, weil sie die einzigen Quellen sind.

1. Für die Geschichte der Franken ist Hauptschriftsteller: Gregor, Bischof von Tours (Gregorius Turonensis,) gest. 595; hat die Kirchengeschichte der Franken in 10 Büchern bis 591 beschrieben, in einer barbarischen Sprache, verworren, durch Wunder-Legenden immer unterbrochen, ohne allgemeine Kenntnisse, aber im größten Detail, wodurch er eben so lehrreich wird, und nicht ohne Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Man hat ihn den Herodot dieser Zeit genannt.

Fredegar, um 650, hat aus Gregors Werke einen kurzen, aber eben so undeutlichen, Auszug, (Historia Francorum epitomata,) gemacht, der bis 584 läuft, und dann die Geschichte in einem Chronicum bis 642 weiter geführt. Dieses Chronicum haben drei andere Männer, jedoch mit Lücken, fortgesetzt bis 752; arm und ohne Zusammenhang, aber wichtig, weil die Verfasser Zeitgenossen der Begebenheiten waren. Im Zusammenhange hiermit stehen die Gesta regum Francorum.

Neben diesen und später die Annalen, die sich in den älteren Sammlungen, am vollständigsten im ersten Theile der großen Ausgabe der Quellenschriften für die deutsche Geschichte des Mittelalters, von der Frankfurter Gesellschaft, Monumenta Germaniae historica, von Pertz gesammelt, befinden.

2. Für die Geschichte der Gothen:

a) Cassiodorus, mit hohen Staatsämtern unter Odoaker, Theodorich und dessen Nachfolgern bekleidet, gest. c. 565 im Kloster Vivarosa, hatte eine Geschichte der Gothen geschrieben, die leider verloren ist. Erhalten sind seine XII Libri Variarum, sehr wichtig, weil sie Edikte, Instruktionen und Schreiben enthalten, die im Namen der Könige geschrieben sind: gelehrt, elegant, aber eitel und redselig.

b) Der Mönch Jordanis (so, und nicht Jornandes, nennen ihn die älteren Handschriften, und er sich selbst,) ein Gothe, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, hat die verlorne Geschichte Cassiodors in einen Auszug — de rebus Geticis — gebracht, aber auch durch Einschaltung alles dessen, was er sonst wußte oder gehört hatte, verunstaltet. Ohne Urtheil und geschichtliche Kenntnisse, voll Aberglaubens und in verdorbener Sprache. Geht bis 540.

c) Die Vergleichung von „Procopii Caesarensis Vandalica et Gothica" kann im Einzelnen Manches aufklären, weil der Grieche von ganz andern Ansichten ausgeht, als die abendländischen Schriftsteller.

d) Auch Isidor, Bischof von Sevilla, (Isidorus Hispalensis) gest. 636, hat eine kurze Geschichte der Gothen, Wandalen und Sueven, bis 628, geschrieben, welche aber über die frühere Geschichte dieser Völker nichts aufklärt und sich eigentlich nur auf Spanien bezieht.

3. Hauptschriftsteller für die Geschichte der Langobarden ist Paul Diakonus, Warnefrieds Sohn, einer der ersten Männer seiner Zeit, an den Höfen des Königs Desiderius und Karl d. G. lebend, gestorben als Mönch auf Monte Cassino 799. De gestis Langobardorum Libri VI; mit Seele geschrieben, doch, wie die älteren Geschichtschreiber überhaupt, ohne besondere Kritik.

4. Beda venerabilis ein englischer Mönch, gest. 735, hat eine wichtige allg. Chronik, de sex aetatibus mundi, bis 726, hinterlassen. Auch sein Martyrologium und seine hist. eccl. gentis Anglicanae sind zu gebrauchen, denn er besaß eine bewunderungswürdige Gelehrsamkeit. Aber durch seine Liebe zum Wunderbaren hat er die Wahrheit der Geschichte sehr versteckt.

5. Sehr wichtig sind die auf uns gekommenen Briefe angesehener Männer aus jenem Zeitalter, besonders die des heiligen Bonifacius, so wie die Lebensbeschreibungen dieses Mannes und anderer Heiligen, (vitae Sanctorum,) welche oft die Zeit recht anschaulich darlegen.

Endlich 6. sind für die Erforschung der Lebensverhältnisse, der Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen sehr wichtig die Gesetze der deutschen Völker, welche zu dem fränkischen Reiche gehörten, der Salier, der Ripuarier, der Alamannen, Burgundier, Thüringer und Baiern. Allein es bleibt in ihnen sehr vieles dunkel, weil sie hauptsächlich nur das Strafrecht ihrer Völkerschaften enthalten und uns daher die gewünschten Nachrichten über die Verfassung des Reiches nicht geben können, nicht nach allgemeinen Grundsätzen geordnet sind, nichts von der Verfassung des Reiches enthalten, als nur, insofern von der Verwaltung des Rechtes die Rede ist, und vieles in ihnen für unser Auge ganz abgerissen dasteht.

14. Klodwig der Franken-König. 482—511.

Während der, eben erzählten, großen Völkerbewegungen waren die Franken nicht, wie Gothen, Burgunder und andere Völker, aus ihren Wohnsitzen ausgewandert, um sich anderswo niederzulassen; sondern sie blieben an ihrem Orte und eroberten von da aus nur den Theil Galliens hinzu, welcher im Norden des Ardenner-Waldes liegt; und dieser Wald schützte sie zugleich, daß sie nicht mit in den großen Strom der Völkerwanderung hineingerissen wurden. Auch verhinderte sie ihre Zertheilung in mehrere Stämme, deren jeder seinen eigenen König oder Fürsten hatte, an großen gemeinsamen Unternehmungen.

Allein auch ihre Zeit kam. Um das Jahr 482 wurde Klodwig, oder, wie wir sagen würden, Ludwig, Gilderichs Sohn, Fürst der salischen Franken; und bald bereitete er sich, die Entwürfe seines kühnen und weitschauenden Geistes auszuführen, denn sein leidenschaftlicher Sinn stand nach Krieg und Eroberungen. Klodwig gehört zu den Herrschern der Weltgeschichte, welchen alle Wege, wenn sie nur zur Herrschaft führten, gleich gut däuch-

ten; er hat den Ruf seiner Kriegsthaten durch die schmählichste Treulosigkeit gegen seine Verwandten und Bundesgenossen geschändet. Zuerst nämlich schloß er mit den andern Fürsten der Franken, die noch neben ihm und größtentheils seine Verwandte waren, Bündnisse zum Kriege gegen andere Völker, und nachdem er diese mit ihrer Hülfe bezwungen hatte und mächtig geworden war, schaffte er nun auch die Freunde durch Gift und Dolch und Verrath aus dem Wege. Auf solche Weise wurde er endlich König aller Franken.

Von den äußeren Feinden griff er zuerst, als er nur einige zwanzig Jahre alt war, den römischen Statthalter Syagrius an, dessen wir oben gedacht haben, schlug ihn bei Sigdunum, (Soissons) aufs Haupt, und nahm das Land bis an die Loire ein. Syagrius, welcher zu den Westgothen geflohen war, mußte an Klodwig ausgeliefert werden und wurde hingerichtet. Dieser Anfang der Eroberungen Klodwigs war im Jahre 486, zehn Jahre nach der Absetzung des Romulus Augustulus.

Darauf zog er mit seinem Heere gegen die Alamannen, welche indeß in das Land der ripuarischen Franken eingefallen waren; denn beide Völker, welche am Lahnflusse ihre Gränze gegen einander hatten, waren von Alters her Feinde. Bei Zülpich im Jülichschen trafen sie im J. 496 zusammen und stritten hart wider einander, und der Sieg neigte sich schon auf die Seite der Alamannen. Da, in der Hitze des Schlachtgetümmels, als seine Seele in Angst war, fiel Klodwig nieder und gelobte Christ zu werden; und als der Sieg sich nun wirklich zu ihm gewendet hatte, ließ er sich am nächsten Osterfeste zu Rheims vom Bischof Remigius mit 3000 seiner Franken taufen. Dieses war der Anfang des christlichen Glaubens unter den Franken, und Klodwig wurde hinfort der erste Sohn der Kirche und der allerchristlichste König genannt. Seine Gemahlin Klotbilde, eine burgundische Fürstentochter, hatte ihn schon lange durch die Gewalt sanfter Ueberredung zu dem bessern Glauben bekehren wollen; er aber verschmähte ihn, bis ihn die Noth der Schlacht überwältigte, und es war an ihm, wie an den Franken überhaupt, noch lange sichtbar, daß ihre Bekehrung ein Werk der Noth gewesen. Denn Klodwig mordete nach wie vor seine Verwandten, und unterjochte ein christliches Volk nach dem andern; und die Franken galten noch in den folgenden Jahrhunderten als das treuloseste unter den germanischen Völkern.

Nachdem die Alamannen unterworfen waren, und das fränkische Reich sich am Rheine hinauf bis in die Schweiz erstreckte; und nachdem auch die Burgunder Tribut versprechen mußten; wandte Klodwig seine Blicke auf das Reich der Westgothen, welche den schönsten Theil Frankreichs im Süden inne hatten. Obgleich er noch vor kurzem mit ihrem Könige Alarich eine Unterredung gehabt und ihm Freundschaft geschworen hatte, beschloß er dennoch ihn feindlich anzufallen.

Der weise ostgothische König Theodorich, der kurz vor dieser Zeit seine Herrschaft in Italien gegründet hatte, mahnte den unruhigen Klodwig, dessen Schwester Audofleda seine Gemahlin war, auf alle Weise von der ungerechten Unternehmung gegen Alarich ab, und zeigte ihm, wie den christlichen Völkern der Friede und die Eintracht gezieme; allein Klodwig kannte nur die Sprache des Schwerdtes und der rohen Gewalt. Er griff das westgothische Reich an, gewann im Jahre 507 bei Vouglé oder Vironne, in einer Ebene am Vienne-Fluß, eine große Schlacht, in welcher Alarich selbst, von Klodwigs Speer durchbohrt, fiel, und nahm die Hauptstädte seines Landes weg; ja, er würde vielleicht das ganze Reich über den Haufen gestoßen haben, wenn nicht der große Theodorich, mit gewaffneter Hand dazwischen tretend, ihn zurückgetrieben hätte. Da mußte er sich mit dem Lande zwischen dem Loire- und Garonne-Flusse begnügen.

Klodwig lebte nicht lange mehr darnach und starb zu Paris im Jahre 511, seines Alters im 43sten.

Seine Nachkommen auf dem fränkischen Throne, die man die Merowinger nennt, waren meistentheils ihres Stammvaters würdig. Es war, als wenn Laster und Tyrannei, unerhörte Grausamkeit und wilde Rachbegierde, in diesem Geschlechte erblich, und als wenn von vorn her ein Fluch über dasselbe ausgegangen wäre. In der Zeit von vierzig Jahren kamen sechs merovingische Könige durch Gift oder Schwerdt um. Das Volk der Franken konnte unter solchen Fürsten nicht aus seiner sittlichen Rohheit emporgehoben werden, es mußte vielmehr noch tiefer darin versinken. Ihre Macht jedoch breiteten sie noch weiter aus; sie unterwarfen sich nach und nach auch die Burgunder, und in Deutschland das mächtige Volk der Thüringer; und Herzöge von Baiern gaben sich in ihren Schutz. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts waren alle deutsche Völker von der Gränze der Sachsen an bis zu den Alpen, mit dem Reiche der Franken vereinigt: Franken, Thüringer, Alamannen oder Schwaben und Baiern. Nur die Sachsen und Friesen saßen noch frei in ihren nordwestlichen Sitzen.

15. Theodorich, genannt Dietrich von Bern. 488—526.

Als nach König Attila's Tode, das hunnische Reich auseinander fiel, waren die Ostgothen, wie schon erwähnt ist, unter ihren Amaler Fürsten auch wieder frei geworden und wohnten in Ungarn und den angränzenden Donau-Ländern. Sie hatten oft Streit mit den Kaisern in Konstantinopel, und bei solcher Veranlassung war Theodorich oder Dietrich, einer ihrer Fürstensöhne, als Geißel nach jener Stadt geschickt worden, und sah hier, wie einst Marbod und Hermann in Rom, die Einrichtungen einer großen Herrschaft. Nach dem Tode seines Vaters Theodemir und seiner Oheime wurde er alleiniger König der Ostgothen, und

beschloß nun, gleich andern Herrschern, seinem Volke ein großes und schönes Reich zu stiften, denn sie verlangten in bessere Gegenden geführt zu werden als die verödeten Länder an der Sau und Donau waren. Da wies ihm der Kaiser von Konstantinopel, Zeno, der sich jetzt als den Erben des ganzen alten Reiches der Römer ansah, das Land Italien an, als Lohn für geleistete Dienste und statt der versprochenen Hülfsgelder. Italien war noch unter Odoakers Herrschaft; aber sein Reich war nicht eigentlich als ein deutsches anzusehen, weil seines Volkes, der Heruler und Rugier, nur eine geringe Anzahl war.

Theodorich brach im Jahre 488 mit dem Volke der Ostgothen auf, drang durch die Pässe Italiens und traf auf Odoaker bei Aquileja und bei Verona. Aber die Italiener stritten mit wenig Eifer für ihren König, und er wurde beidemale in die Flucht getrieben. Von der letzten Schlacht heißt König Theodorich in Sagen und Liedern, die man viel von ihm sang, der große Held Dietrich von Bern, (welches Verona bedeutet). Hierauf wurde Odoaker noch ein drittesmal an der Adda geschlagen, nachdem ihm seine eigene Stadt Rom die Thore verschlossen hatte, und drei Jahre lang wurde er in Ravenna belagert, bis er 493 selbst umkam und sein Land in Theodorichs Hände fiel. Sein Reich hatte siebenzehn Jahre gedauert. Theodorich wurde Herr von Italien und von den Ländern jenseits der Alpen bis an die Donau, und in Frankreich bis an den Rhone Fluß; ein großes und sehr schönes Reich, welches noch stehen könnte, wenn seine Nachkommen ihm an Weisheit und Tugend gleich gewesen wären. Seine Hauptstädte waren Ravenna und Verona.

Er selbst regierte über 30 Jahre und war nicht nur ein gütiger und milder Herr seiner Gothen, sondern auch der römischen Unterthanen und aller, die in Italien wohnten; so daß dieses Land seit mehreren Jahrhunderten nicht so glückliche Zeit erlebt hatte, als unter ihm, dem fremden Fürsten. Ackerbau und Handel blüheten wieder auf; Kunst und Wissenschaft fanden an ihm ihren Beschützer, und alte, in Trümmern liegende, Städte wurden wiederum aufgebaut. Italien genoß unter und nach ihm einer vierzigjährigen Ruhe und wurde so fleißig bebaut, daß es nicht nur genug Getreide für sich hatte, sondern sogar nach Gallien ausführen konnte; unter den römischen Kaisern dagegen hatte man immer Zufuhr aus Sicilien und Afrika nöthig gehabt.

Seine Weisheit und Gerechtigkeit erhob ihn über alle Könige seiner Zeit. Wie ein großer Familienvater und Friedensstifter stand er zwischen ihnen, und die fernsten Völkerschaften holten seinen Rath ein und ehrten ihn mit Geschenken. Den andern Königen deutschen Stammes, welche er fast alle durch Verschwägerung mit sich verbunden hatte, schrieb er wie ein Vater: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; ihr seyd junge Helden; mir gebührt euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von den Leidenschaften

beherrschen laßt; denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüber fließen."

Solche Grundsätze stellte er ihnen vor Augen, und bewies dadurch, daß er einen großen Bund aller christlichen Völker deutschen Stammes, die ihre Sitze in Europa genommen hatten, auf Gerechtigkeit und Weisheit gegründet, im Sinne trug; einen Bund, wie ihn die Vernunft allen Zeitaltern als ein erhabenes Bild vorhält, und von Zeit zu Zeit durch den Mund erleuchteter Männer kund thut, auf daß Recht und Ordnung und der Geist christlicher Eintracht herrschen, und der Haß und die Raubsucht gebändigt werden, welche, so oft jener Geist fehlte, die Länder Europa's von einem Ende zum andern verheerend durchzogen haben. Hätte Theodorich einen solchen großen Bund zu Stande gebracht, so hätte er größeres gestiftet, als die alten Römer, in deren Erbtheile er nun saß, und deren Reich er nicht durch rohe Waffengewalt, sondern in der Gestalt eines friedlichen Völkervereines, herstellen wollte. Allein, wie die milde Gewalt der Wahrheit und des Rechtes immer in der Selbstsucht derer ihren Feind findet, welche nur ihren Vortheil und ihre Leidenschaft wollen, so mußte auch Theodorich erfahren, daß die Welt für seine großen Gedanken noch nicht reif sey. Während er mit Ernst und Liebe den Frieden predigte, wüthete Klodwig, der Franke, sein Wort verhöhnend, mit dem Schwerdte und trachtete nur darnach, recht viele Völker unter seine Herrschaft zu beugen.

Der große Theodorich st. im J. 526. Sein Reich hatte keinen Bestand; denn sein Sohn Athalarich war erst zehn Jahre alt und starb bald nach dem Vater; die Großen des Reichs aber waren nicht einig, sondern erhoben und stürzten mehrere Könige nach einander. Auch konnten die römischen Unterthanen nicht vergessen, daß ihre Beherrscher Gothen und dem Arianischen Glauben zugethan waren. Sie wünschten sich wieder unter die griechischen Kaiser zurück, welche in Konstantinopel wohnten und der rechtgläubigen Kirche angehörten, obgleich das Reich dieser Kaiser höchst elend und zerrüttet war. Da machte sich der Kaiser Justinianus, welcher zu den bessern in der Reihe gehört, diese Zwietracht zu Nutze und sandte seinen Feldherrn Belisarius und nach diesem den Narses nach Italien, um dieses Land seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Es entstand ein langer und schwerer Krieg, von den Gothen mit aller Tapferkeit, aber unglücklich, geführt, der das Land verwüstete und besonders Rom durch mehrere Belagerungen fast ganz verödete, so, daß von seinem alten Glanze nun keine Spur mehr da war. Das waren wiederum schreckliche Zeiten. — Noch einmal erhoben sich die Gothen, nachdem vier ihrer Könige zu Grunde gegangen waren, unter dem König Totilas, der würdig war Theodorichs Reich zu beherrschen; allein als auch er, nachdem er 11 Jahre rühmlich gekämpft hatte,

552 in einer Schlacht gegen Narses, und zehn Monate nachher sein Nachfolger Tejas in dem Verzweiflungskampfe bei Cumä, gefallen war, sank das gothische Reich in solche Vernichtung, 27 Jahre nach Theodorichs Tode und im Jahre unserer Zeitrechnung 553, daß die Ostgothen nicht nur besiegt, sondern fast gänzlich ausgerottet wurden. Nur wenige entkamen über die Alpen, um bei andern deutschen Völkern eine Freistatt zu suchen.

16. Die Langobarden in Italien. 568.

Fünfzehn Jahre nach der Ostgothen Untergange übte ein anderes, tapferes, deutsches Volk, die Langobarden, welches deren frühere Wohnsitze an der Donau eingenommen hatte, für sie die Vergeltung an den Griechen. Der griechische Statthalter Narses selbst, da er bei dem Kaiser Justinianus in Ungnade gefallen war, rief ihren König Alboin oder Albwin, der schon die Gepiden bezwungen hatte und jetzt in Ungarn, Oestreich, Krain, ja sogar in einem Theile von Baiern herrschte, herbei. Dieser König hatte den Heldenmuth, welcher sich den Herzen der Völker eingräbt; nicht nur sein Volk, auch Sachsen und Baiern, sangen sein Lob Jahrhunderte nach ihm.

An dem zweiten Tage des Aprils im J. 568 brach der König Alboin mit allen langobardischen Männern, Weibern, Kindern, von 20,000 Sachsen begleitet, aus Ungarn auf; ihr bisheriges Land überließen sie ihren Bundesgenossen, den Avaren, welche noch Karl der Große darin fand. — Es war an einem herrlichen Morgen, als von der Höhe eines Vorberges der Alpen, welcher nachher der Königsberg genannt wurde, die erstaunenden Fremdlinge auf das neue, schöne Vaterland ihre Blicke warfen. Wo Alboin durchzog, ehrte er die Kirche und suchte die Liebe des Volkes. Durch die Eroberung von Pavia am Zusammenfluß des Ticino und des Po-Stromes, gründete er seine Herrschaft in Oberitalien, welches bis auf den heutigen Tag von dem Volke der Langobarden die Lombardei genannt wird, und machte sie zur Hauptstadt dieser Gegenden. Auch in Unteritalien eroberte dieses Volk schöne Länder und stiftete das Fürstenthum Benevent, welches den größeren Theil des jetzigen Königreichs Neapel umfaßte. Rom aber und die Stadt Ravenna mit ihrem Gebiete blieben in den Händen der Griechen, welche sich durch Geschenke auch die Franken gewannen, um durch sie zu verhindern, daß die Langobarden nicht ganz Italien einnahmen und es zu einem starken und mächtigen Reiche vereinigten. Und diese Absicht ist ihnen auch zum Unglück des Landes vollkommen gelungen. Italien ist von jener Zeit an unvereinigt geblieben bis auf diesen Tag, und hat das schwere Geschick eines zertheilten und in sich zerrissenen Landes getragen. Die Fremden haben sich von jeher um seinen Besitz gestritten, und sein Boden ist mit Strömen einheimischen und fremden Blutes getränkt worden.

Die Langobarden übrigens bauten das neuerworbene Land so schön, daß die traurigen Spuren alter Verheerungen immer seltener wurden. Auch der König nährte sich vom Ertrage seiner Güter, zog auf den Meiereien umher, und lebte in der Einfalt eines Hausvaters, mit der Würde eines Heerführers. Die freien Männer, wie bei den alten Römern, arbeiteten selbst zur Urbarmachung der verödeten Aecker und unterschieden sich dadurch sehr von andern deutschen Stämmen. Zumal blühete der Feldbau um die Klöster. Die Geschichtsbücher von diesen, sagt ein großer deutscher Schriftsteller, enthalten die nicht so glänzende, als befriedigende Geschichte, wie man die Natur überwand, oder ihr half, und wie Fluren und lachende Triften die Trümmer des alten Italiens deckten.

17. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Deutschen.

Die meisten deutschen Völker waren in den Zeiten der Völkerwanderung in neue, von ihren alten gänzlich verschiedene, Länder gekommen, und fanden hier Einwohner von anderm Stamme, und mit andern Sprachen, Sitten und Gesetzen. Daher konnten sie selbst nicht bleiben, wie sie in ihrer Heimath waren; und es ist wichtig, daß wir uns die große Verschiedenheit der, als Eroberer in fremde Länder ausgewanderten, von den, im Vaterlande und den alten einfachen Sitten gebliebenen, Stämmen, in ihren Hauptzügen vor Augen stellen.

Die deutschen Eroberer fanden in Gallien, Spanien, Italien und England Einwohner, aus Römern und Landeseingebornen gemischt. Sie ließen sie zwar, nachdem sie sich selbst einen Theil der Ländereien zugeeignet, in ihren Wohnsitzen, aber größtentheils als ein unedleres Menschengeschlecht. Nach den fränkischen Gesetzen brauchte man für einen erschlagenen Römer oder Gallier nur die Hälfte und in manchen Fällen nur den vierten Theil des Sühngeldes zu bezahlen, wie für einen freien Franken. Das aber wirkt verderblich auf den Sinn des Menschen, wenn er viel mehr Knechte um sich sieht, als freie und freigesinnte Männer. Späterhin konnte es, trotz der anfänglichen Absonderung nicht wohl ausbleiben, daß nicht nach und nach die Deutschen sich mit den Landesbewohnern vermischten, und daß manche von diesen, welche an Kenntnissen, so wie an List und Verfeinerung, den Deutschen überlegen waren, bald zu hohen Aemtern bei schwachen Königen gelangten, und nun ihre vorigen Herren beherrschten. Ja, sie erhielten, da man Dienste nur mit Land bezahlte, auch Grundbesitz als Lehen und wurden dadurch Theilnehmer des Lehensgefolges. Man hat Römer und Gallier unter den Grafen, Herzogen und Hausmeiern gesehen. Es entstand, wenn auch langsam, ein Gemisch der Völker, der Sitten, der Sprachen und der Begriffe.

Die alte, kräftige Natur derjenigen Deutschen, welche in warme und üppige Länder kamen, wurde durch Weichlichkeit und Sinnenlust geschwächt. So waren die Wandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien schon ein paar Jahrzehende nach ihrem Einzuge fast verwandelt und entartet, und erlagen Feinden, welche früherhin kaum ihren Anblick ertragen konnten. Die Stämme dagegen, welche in Deutschland blieben, blieben auch hart und eisern, und wenn sie auch nachher allmälig milder geworden sind, gleich wie ihr Clima, so wurden ihre Wälder doch so langsam ausgerottet, daß die Veränderung ohne zu schnelle und dadurch schädliche Uebergänge geschah.

Die größte Veränderung bei den ausgewanderten deutschen Stämmen ging aber mit der Sprache vor. Denn da in den eroberten Ländern hauptsächlich die römische oder lateinische Sprache geredet wurde, und diese damals um vieles ausgebildeter war, als die deutsche, so konnte sie nicht durch diese verdrängt werden, sondern es entstand eine Mischung von beiden, wodurch beide verwandelt wurden; und oft fand sich noch die eigentliche Landessprache, als ein drittes Bestandtheil dazu. Daher redet man in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und England romanische, das ist, aus dem Römischen gemischte, Sprachen, die zum Theil wohl besser ins Ohr fallen mögen, als die unsrige, welche aus den alten Wäldern noch manche Rauhigkeit an sich trägt, die aber auch nicht so kräftig, nicht so treu und herzlich, nicht so reich an eigenthümlichen Wörtern, und dabei schon lange alt geworden sind. Die unsrige ist noch immer jung und lebendig, und kann noch alle Tage an Schönheit und Reichthum zunehmen. Sie ist eine Ursprache, deren Wurzeln bis in den uralten Boden unserer Volkseigenthümlichkeit zurücklaufen, und ihre Nahrung aus dem reichen Quell des Lebens ziehen, mit welchem die Natur unser Volk ausgestattet hat; sie ist noch das lebendige Gewächs im fruchtbarem Boden und unsere Arbeit an ihr ist nur die des Gärtners, der es pflegt und seiner wartet mit großer Liebe. Die, durch Zusammensetzung aus mehreren anderen gebildeten, Sprachen aber sind Menschenwerk, wie das künstliche Gewebe, welches Menschenhände aus den Gewächsen des Feldes bereiten. Zwar kann dieses recht schön und künstlich gearbeitet seyn, aber es ist nun für alle Zeiten fertig, und hat keine innere Kraft des Lebens und des Wachsens mehr in sich.

Die Verfassung mußte sich bei den erobernden deutschen Völkern gleichfalls wesentlich verändern. Zu Hause, in dem ursprünglichen Zustande, galt die königliche Gewalt im Frieden nicht viel; die Aeltesten oder Grafen (Grauen), als die bestellten Richter in jedem Gau, verwalteten die gewöhnlichen Angelegenheiten, richteten die Streitigkeiten nach dem Herkommen, und über wichtigere, allgemeine Dinge wurde die Volksversammlung berufen. Aber im Kriege gilt die Gewalt des Anführers über Alles; mit Recht, weil es auf schnelle Entschlüsse ankommt. Da war

also der König oder Fürst fast unumschränkter Gebieter und ihm wiederum standen seine Getreuen, aus dem Gefolge, am nächsten. Wenn ein solcher Krieg bald vorüber war, so trat auch der Fürst wieder in die Unbedeutenheit des Friedenszustandes zurück; aber in den vielen Jahren der Züge, unter steten Kämpfen, konnte sich seine Gewalt dauernd befestigen. Das ganze Volk wurde zum Heere; es gewöhnte sich an den Gehorsam, der im Kriege nothwendig ist; die Verfassung des Friedens verlor viel von ihrer Kraft; und da man im Ziehen kein Vaterland hatte, so mußte sich die ganze Liebe und das ganze Vertrauen auf den Anführer wenden, welcher zu Sieg und Beute und zur Erkämpfung eines neuen Erbes führte. Er war das Heil und die Hoffnung des Volkes, er war statt Heimath und Vaterland, und diejenigen die Beglückten, welche ihm als Gefolge am nächsten standen.

Diesen wies er, wenn die Eroberung vollbracht war, von der Beute und dem Lande vor Allen ihr Theil an, wie er ihnen in der älteren Zeit nur das Pferd, die Waffen und den Unterhalt gegeben hatte; er selbst aber nahm sich ohne Zweifel das Meiste und Vorzüglichste, vornehmlich die Güter der bezwungenen oder getödteten Fürsten; und so war seine Macht durch den Besitz und durch den großen Anhang begründet. Die Gothen, die Burgunder, die Langobarden, welche als wandernde Völker mit Weib und Kind kamen, mußten von den Ueberwundenen einen bedeutenden Antheil vom Grundeigenthume fordern; die Ostgothen ließen sich in Italien ein Drittheil der Ländereien abtreten; die Westgothen und Burgunder von den Galliern sogar zwei Drittheile. Die Franken dagegen machten ihre Eroberungen von der Heimath aus, nicht sowohl als Volk, denn als Gefolge des Fürsten. Ihre Zahl war nicht groß, daher brauchten sie den Galliern und Römern keinen bestimmten Theil ihres Landeigenthums abzunehmen, obwohl sie, nach ihrem Begriffe vom Rechte des Eroberers, das Ganze als ihr Eigenthum betrachteten, und in einzelnen Fällen auch gewiß vom Privateigenthum etwas genommen haben; sondern sie fanden wahrscheinlich an dem, was die Römer als Staatseigenthum dort besessen hatten, in der Regel genug Land vor; in dem Theile Galliens ferner, den sie den Westgothen abnahmen, fielen ihnen wohl die meisten der Grundstücke zu, welche diese sich früher bei ihrer Eroberung zugeeignet hatten; denn viele von denselben kamen im Kriege um, viele verließen auch das abgetretene Land und zogen nach Spanien, um nicht den Franken dienstbar zu werden. Jene ganze Masse der eroberten Staatsländereien, (nach dem römischen Ausdrucke Fiscus benannt,) bildete nun, nachdem der König seinen Haupttheil erhalten, das gemeinschaftliche Gut der Eroberer. Es wurde daraus, so lange diese als Heer zusammenhalten mußten, die Unterhaltung desselben bestritten; nachher, als sie sich unter ihren neuen Unterthanen niederzulassen und, der ursprünglichen Neigung germanischer Völker gemäß, Grundbesitz zu erwerben

wünschten, erhielten sie diesen aus der Masse der fiskalischen Ländereien als Lohn (beneficium) für die Leistung des Kriegsdienstes; sie blieben dafür zum Kriegsdienst auf das Gebot des Königs ferner verpflichtet; das Land behielten sie nur als Lehen, (Geliehenes) auf Lebenszeit.

Aus diesem Anfange hat sich die ganze, nachher so wichtige und einflußreiche, Verfassung entwickelt, welche man das Lehenswesen nennt. Sie ist nach und nach, in den folgenden Jahrhunderten, zu ihrer vollen Ausbildung gekommen, besonders, als sie sich auch rückwärts, auf die alten Wohnsitze der Franken und die ihnen unterworfenen übrigen deutschen Völker, ausdehnte. Das Streben nach Lehen und dem damit verbundenen Dienstverhältnisse zu dem Fürsten wurde immer mehr vorherrschend; denn es gab Einfluß und Macht. Die Dienstmannen führten den Namen Getreue (fideles) und Leute (Leudes) des Fürsten, oder Vasallen (vassi, Veste,*) wovon vasalli abgeleitet). Als solche, die den Krieg zu ihrem Hauptgeschäfte machen, hießen sie Barone, Krieger, (von Wehr, war, Krieg.) **) Der Lehnsherr hieß Senior, (davon Seigneur) oder Dominus. Der Name Antrustio, Angetrauter,) bezeichnete wahrscheinlich ursprünglich den Getreuen als Anführer einer Schaar oder Arimanie des Geleites, in welcher Eigenschaft er noch einen besondern Eid der Treue leisten mußte. Ministerialen hießen die Getreuen, als in einem näheren Dienstverhältnisse zu dem Fürsten stehend. — Die großen Vasallen konnten von ihrem Gute meistentheils wieder Andern, minder Begüterten, ein Lehen zutheilen, die sich in ihren Dienst begaben und so Aftervasallen wurden. Mit diesen ihren Getreuen mußten sie dem Heerbanne des Fürsten folgen, während der Gemeine Freie, der nur ein Alode, ein freies Erbgut, (im Gegensatz von Feode, feudum, Lehngut), hatte, nur zu großen Nationalkriegen, die von der Nation beschlossen und wozu der Heerbann im altgermanischen Sinne aufgeboten ward, sich zu stellen brauchte. Dennoch fingen die Dienstmannen bald an, auf den gemeinen freien Mann, wie auf einen Niedrigern, herabzusehen und sich für den Adel der Nation zu halten, was sie denn auch in der That wurden. Selbst das Gesetz machte einen, die freien Eigenthümer herabsetzenden, Unterschied. Die Getreuen, (in truste dominica) hatten ein höheres Wehr- oder Sühngeld; es betrug 600 Schillinge, wenn der Getreue ein Franke, 300, wenn er römischer Herkunft war, während der gemeine freie Franke nur zu 200 Schillingen geschätzt war.

---

*) Auch in späterer Zeit redeten die Fürsten zu ihren Leuten mit dem Ausdrucke: „Veste und liebe Getreue."

**) Doch scheinen diese Barone von den eigentlichen Leudes noch verschieden gewesen zu seyn. S. Ludens Gesch. des deutschen Volks. III. pag. 245. In einigen Urkunden kommt das Wort baro auch bloß in der Bedeutung von Mann, im Gegensatze der Frau vor.

Die Lehen waren anfänglich nicht erblich, der Lehnsherr konnte sie einziehen und andern verleihen; allein im Laufe der Zeiten, und besonders unter schwachen Regierungen, fanden die Vasallen Mittel, auf eine oder andere Weise den Besitz erblich und fast unabhängig zu machen; und da wurde die königliche Gewalt durch eben diejenigen wiederum eingeschränkt, die sie früher zu ihrer Unterstützung erhoben hatte. Die meisten der Vasallen waren auch mächtig durch ihre Alode, und wer wollte dem mächtigen Manne oder seinem Sohne das Lehen nehmen? Eigenthum und Lehen mischten sich, weil derjenige, der das Eigenthum erbte, auch das Lehen erbte.

Auch war in sofern die Gewalt der Könige nicht unbeschränkt, und die alte Freiheit nicht vernichtet worden, daß die Nation noch immer Antheil an der Entscheidung der wichtigsten Volksangelegenheiten hatte; es wurden noch regelmäßige Versammlungen gehalten, und zwar bei den Franken zuerst im März, nachher im Mai, woher die Benennung der März- und Mayfelder kam; — allein, der große Unterschied gegen die alte Zeit war der, daß diese Versammlungen nicht mehr aus der Mehrzahl aller freien Männer, sondern größtentheils aus Lehnsmännern bestanden, so daß der Adel die Entscheidung gab.

Die Gesetze der deutschen Völker aus diesem Zeitalter zeigen, daß ihr Zustand noch sehr roh war. Todesstrafe war, nach der uralten Sitte, fast auf kein Verbrechen gesetzt, außer auf Verrath und Treulosigkeit. Jeder Mord konnte mit Geld und Gut gesühnt werden, und die Sühne bekamen die Verwandten, welche nach dem alten Rechte der Blutrache das Blut des Beleidigers hätten fordern müssen, oder, wenn Verwandte fehlten, das gemeine Wesen oder der Fiscus. Die Todesstrafe hätte die heftigen, gleich zu den Waffen greifenden Menschen, welche sehr wenig Furcht vor dem Tode hatten, doch nicht von der Befriedigung des augenblicklichen Rachegefühls abgehalten; die Geldstrafe dagegen war für jene Zeit sehr hoch, und daher empfindlich, und wer sie nicht entrichten konnte, verlor die Freiheit und mußte des Beleidigten Knecht werden. Viele ärmere Freie verloren auf diese Weise ihre Freiheit, weil ihre Habe nur zu einem geringen Werthe angeschlagen war, z. B. ein Ochse nach dem salischen Gesetze zu 2, eine Kuh nur zu 1, ein Hengst zu 6, und eine Stute zu 3 Schillingen. Dagegen kostete ein Schimpfwort schon eine bedeutende Summe; wer einen andern einen Hasen schalt, mußte ihm 6 Schillinge oder 2 Ochsen geben, wer ihn Betrüger oder Hundsfott nannte, sogar 15 Schillinge. Die Höhe der Strafe trug auch gewiß öfter dazu bei, daß die Partheien sich gütlich verglichen, um einander wegen eines leidenschaftlichen Augenblicks nicht ganz in's Unglück zu stürzen. — Weil ein jeder bewaffnet ging und sich vertheidigen konnte, so wurde nach dem allemannischen Gesetz der Mord eines Mannes nur halb so schwer bestraft, als einer Frau die wehrlos war; Diebstahl aber wurde mehr verabscheut, als

Mord, weil auch ein Feiger sich an wehrlosen Dingen vergreifen kann. Nach dem sächsischen Gesetz wurde, wer ein Pferd gestohlen hatte, mit dem Tode bestraft; jeder Mord aber, selbst eines Edelmannes, konnte mit Geld gebüßt werden. *)

Eine jede körperliche Verletzung war sehr genau nach Geld angeschlagen; die Verstümmelung der Hand z. B. kostete 100 Schillinge; des Daumens 45, der Nase ebenfalls 45, des Zeigefingers 35, eines der andern nur 15.

Das Gericht wurde unter freiem Himmel an einem umzäunten Orte, der Mahlstätte oder Mahlberg hieß, vor einem aufgerichteten Schilde gehalten. Richter waren, unter dem Vorsitze des Grafen, für freie Männer ebenfalls Freie, in der Gerichtssprache *Rachimburgi*, (Rach- oder nach Andern Rechtsbürgen,) boni homines, genannt.

Die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten herauszubringen, schien ihnen, bei ihrem scharfen Gefühle für die Heiligkeit des Rechtes, eine der unerlaßlichsten Pflichten zu seyn. Sie halfen sich daher, wenn die Wahrheit weder durch Geständniß noch durch Zeugen ermittelt werden konnte, mit den sogenannten Gottesgerichten. Des Angeklagten Unschuld schien ihnen dadurch erwiesen, wenn er bei den Gefahren, die im natürlichen Laufe der Dinge verletzen, unversehrt blieb; wenn z. B. seine Hand oder sein Fuß, indem er sie in siedendes Wasser oder an glühendes Eisen hielt, keine Brandmahle bekam, oder wenn er im Zweikampfe mit seinem Gegner obsiegte. Man hat das Vertrauen, Gott werde die Unschuld nicht sinken lassen; und gewiß sehr oft hat, wenigstens im Zweikampfe, das Bewußtseyn der Unschuld den Sieg gegeben.

Hauptvergnügungen waren noch immer die Jagd und der Krieg. Jene liebten sie so sehr und schätzten Alles, was dazu gehörte, so hoch, daß z. B. bei den Alamannen ein gestohlener Leithund mit 12 Schillingen, ein Pferd nur mit 6, und eine Kuh mit Einem ersetzt werden mußte. Ein gemeiner abgerichteter Falke galt 3, und einer, welcher einen Kranich fing, 6 Schillinge.

Der ganze sittliche und bürgerliche Zustand der deutschen Völkerschaft, in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, ist in gewisser Hinsicht schlimmer, als das alte einfache Leben, da sie den unmittelbaren Antrieben ihrer Natur folgten. Sie waren in dem Uebergange aus dem unbewußten Naturleben zu einiger

*) Das höchste Wehrgeld war das eines baierschen Herzogs, nämlich 960 Schill.; das eines Bischofs betrug 900. Für den König war kein Wehrgeld bestimmt; seine Person war heilig und unverletzlich. — In sehr geringer Achtung standen die alten Städtebewohner Galliens; ihr Wehrgeld betrug nur so viel, als für ein aus dem verschlossenen Stalle gestohlenes Ferkel bezahlt werden mußte, 45 Schill. Das Leben in Städten erschien den freien Franken noch immer als im Gefängnisse, nur nach und nach konnten sich Einzelne entschließen, Bürger in Städten zu werden.

Gottesdienstes wegen dort zusammenströmenden Fremden Gewinn hofften. Der Name der Kirchmessen hat davon seinen Ursprung.

19. Die Grosz-Hofmeister bei den Franken.

Das fränkische Reich war in zwei Haupttheile getheilt, Neustrien und Austrasien, oder das westliche und östliche Reich, und ersteres zerfiel öfters wieder in mehrere Theile. Im westlichen Reiche behielt römische Sitte und Sprache die Oberhand; im östlichen dagegen blieb das germanische Wesen vorherrschend. Beide Theile waren häufig im Krieg und Unfrieden mit einander und in dem Hause der Merowinger gingen die unerhörtesten Gräuel vor. Verwandte ermordeten ihre Verwandte, Brüder ihre Brüder, Frauen ihre Männer, und es war Haß und Verfolgung, so lange noch einige Kraft in dem Geschlechte war. Als es diese aber verlor, und gleichsam ausgewüthet hatte, da wurde es träge und blöde, und der erste Diener des Königs, den man Major Domus oder Großhofmeister nannte, regierte an seiner Statt das Reich. Ursprünglich war der Major Domus wirklich nur Hausmaier, er stand an der Spitze des königlichen Hauses und der königlichen Leute (Leudes), und war Anführer des Lehns-Gefolges im Kriege, zunächst nach dem Könige. Der Heerbann der freien Leute stand nicht unter ihm. Als das Gefolge aber immer mehr den Vorrang gewann und zum eigentlichen Staate wurde, der Heerbann in Verfall gerieth, und der unabhängigen freien Leute immer weniger wurden, da wurden auch die Großhofmeister in Wirklichkeit die ersten Reichsbeamten und unter schwachen Königen die eigentlichen Herrscher. Wenn ein Krieg zu führen war, da traten die Großhofmeister an die Spitze der Schaaren und zeigten sich rüstig zu tapferer That; auch im Frieden übten sie das Gnadenrecht, vergaben die Stellen, vertheilten erledigte Kammergüter und ließen den Königen nur die Ehre des Namens und der Krone, und die Schwelgerei im Innern des Pallastes. Nur bei der Märzversammlung erschien der König öffentlich vor dem Volke. Dann saß er vor Aller Augen auf dem Stuhle seiner Väter, grüßte seine Großen, wurde von ihnen begrüßt, empfing das von der Nation dargebrachte Geschenk und reichte es dem am Throne stehenden Großhofmeister; vertheilte nach dessen Weisung die erledigten Güter, bestätigte die schon vergebenen. Dann stieg er auf den Wagen, der nach alter Sitte mit vier Ochsen bespannt war, fuhr wieder nach seinem Pallast und blieb daselbst bis zum folgenden Märztage.

So sah es um Klodwig, des großen Eroberers, Nachkommen aus, noch ehe zweihundert Jahre nach seinem Tode verflossen waren. Um das Jahr 700 nach Christi Geburt war Großhofmeister über das ganze Franken-Reich, sowohl Neustrien als Austrasien, Pipin von Herstall, (welches bei Lüttich liegt), ein sehr kluger und rechtschaffener Mann, der Ordnung und Gerechtigkeit

herstellte, die alten Märzfelder regelmäßig hielt, und die Liebe und das Zutrauen des Volkes, dessen Rechte gegen die Leudes er auf diese Weise herstellte, in solchem Grade gewann, daß er die Großhofmeisterwürde in seinem Geschlechte erblich machen konnte. Sein Sohn, Karl Martell, der nach ihm Großhofmeister wurde, hat die ganze Christenheit von einer großen Gefahr errettet.

20. Karl Martell, gegen die Araber. 732.

Es war ein Volk von Mittag herangekommen und hatte in kurzer Zeit mit Feuer und Schwerdt große Länder durchzogen und seiner Herrschaft unterworfen. Kein Volk konnte ihm eine Gränze setzen, sein Arm war unwiderstehlich und traf wie ein Blitz auf die Widersacher. Dieses Volk waren die Araber; sie kamen aus Asien her, und ihre große Kraft kam aus ihrem neuen Glauben. Denn der, den sie ihren Propheten nannten, Mohamed, hatte ihnen vieles aus der Lehre Mosis und unseres Heilandes verkündigt, und dazu hatte er dem Volke, welches die sinnlichen Freuden über Alles liebte, große Belohnungen und immerwährenden Genuß im Paradiese versprochen, wenn es für den neuen Glauben begeistert kämpfte und ihn über alle Länder verbreitete. Mohamed lebte um das Jahr 622. Nun hatten sie schnell viele Länder in Asien und Afrika erobert, und weniger als hundert Jahre nach Mohameds Tode, 711, gingen sie schon unter Tarik und Musa über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien hinüber. Roderich, König der Westgothen, der Spanien beherschte, stellte sich ihnen bei Xeres de la Frontera entgegen; er stritt für die Krone, für die Freiheit und die Religion der Westgothen; lang und hart war der Kampf; heldenmüthig focht Roderich: bis ein verrätherischer Graf, der die Araber über die Meerenge gerufen hatte, zu dem Feinde überging. Da fiel der König und mit ihm die Blüthe des Heeres. Das Reich der Westgothen wurde unter die Araber gebracht, und bald herrschten sie vom Meere bis an das Pyrenäengebirge, so daß nur ein ganz kleiner Fleck vom nordwestlichen Spanien, in den gallicischen Gebirgen, den Gothen als freier Besitz übrig blieb.

Nachdem die Araber Spanien bezwungen hatten, warfen sie ihre Augen auf Frankreich und fielen über die Pyrenäen in das Land ein. Zu gleicher Zeit waren sie auch mit einem großen Landheere und einer Flotte vor Konstantinopel erschienen, so daß sie das europäische Land von Abend und von Morgen her in ihre Mitte nahmen, um es ganz zu erdrücken und das Christenthum auszurotten. Und hätten sie an beiden Seiten den Sieg erhalten, so würden sie immer weiter gezogen seyn, und beide Große Heere wären in Deutschland zusammengetroffen und hätten das Werk vollendet. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Stadt Konstantinopel widerstand durch ihre starken Mauern und

durch das griechische Feuer, welches die Einwohner gegen die feindlichen Schiffe gebrauchten. In Frankreich aber widerstand ihnen der starke Held Karl Martell, Pipins Sohn; Martell oder der Hammer heißt er, weil er wie ein Hammer die Feinde getroffen. Er hatte einen Bund gemacht mit dem tapfern Langobarden-Könige Luitprand, der in Italien herrschte, und dieser stellte sich zwischen Frankreich und Italien an die Gränze, daß die Araber nicht in sein Land fielen, Karl mit den Franken aber ging ihnen entgegen über den Loirefluß und traf auf sie zwischen den Städten Tours und Poitiers, wo sich weite Gefilde ausbreiten. Hier geschah die Schlacht an einem Samstag im October des Jahres 732. Eng und undurchdringlich, mit einer Vormauer von Schilden bedeckt, unerschütterlich, standen die Franken und hielten den ersten ungestümen Angriff der Araber aus; denn dieser war immer der heftigste. Plötzlich aber brachen die Franken los, stürzten auf die Feinde, warfen sie nieder, und mit ihrem Feldherrn Abderrachman sollen ihrer mehr als 300,000 gefallen seyn, die das Schwerdt der Franken würgte. Die, welche übrig blieben, flohen nach dem südlichen Frankreich, aus welchem sie Karl auch bald vertrieb und ihnen von dieser Seite auf immer eine Gränze setzte.

Karl, der wegen dieser That in allen Landen hoch geehrt wurde, starb im Jahr 741.

I. Die Karolinger. 752—911.

21. Pipin der Kleine. 752.

Sein Sohn hieß Pipin der Kleine oder der Kurze; er war auch Großhofmeister bis zum Jahre 752, und regierte das Reich nach seinem Gefallen, klug und gerecht, während König Childerich III. wie ein Weib im Pallaste saß und sich um das Reich nicht kümmerte. Da, als Pipin die Gemüther der Franken für sich günstig sah, brachte er es auf einer Versammlung der Franken im J. 751 dahin, daß eine Gesandtschaft nach Rom mit der Frage geschickt wurde: „Heißt derjenige mit Recht König, der die Königsgewalt in Händen hat, oder derjenige, welcher nur den Namen trägt?

Der Papst Zacharias antwortete: „Derjenige muß auch König heißen, der Königsgewalt hat."

Der heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, bei besonderen Gewissenssachen den Papst, wie einen geistlichen Vater, um Rath zu fragen, und als Antwort auf solche Frage, als Rath und Gutachten, nicht aber als eine Absetzung des Königs Childerich, vermöge einer dem Papste zustehenden Gewalt über die Kronen, ist der päpstliche Ausspruch zu betrachten. Die Franken versammelten sich darauf zu Soissons, und nahmen Childerich III.,

dem letzten Merowinger, die Krone ab, schnitten ihm das lange Haar, das Ehrenzeichen der fränkischen Könige ab, und hießen ihm seine Tage in einem Kloster zu beschließen; und Pipin, Sohn Karl Martells, und Enkel Pipins von Herstall, wurde 752 als König der Franken vom Erzbischof Bonifacius gesalbt, 266 Jahre nachdem Klodwig, der Merowinger, auf eben diesen Feldern bei Soissons durch den Sieg über Syagrius, das Reich gegründet hatte.

Pipin vergrößerte durch Muth und Weisheit die Macht seines Volkes. Dem Papst Stephan, der selbst über die Alpen kam, — der erste Papst, seit Gründung der Kirche, der diesen Weg machte, — um den Beistand der Franken gegen die Langobarden anzurufen, und der die Salbung des heiligen Bonifacius noch einmal an dem Könige wiederholte, zog er zu Hülfe nach Italien, eroberte von dem Könige Aistulph die Stadt Ravenna nebst dem Lande umher, was vorher den griechischen Kaisern gehört hatte, und schenkte es dem Papste. Das ist der Anfang des Kirchenstaates.

Pipin starb 768 im 54sten Lebensjahre, und die Franken trauerten über seinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgeschlechte entsprungen wäre. — Sein Körper war klein, aber sehr stark. Als man einst, — so wird erzählt, — bei einem Thiergefecht über seine Gestalt scherzte, trat er auf den Kampfplatz, zog sein Schwerdt und schlug mit einem Hiebe einem Löwen den Kopf ab. „Nicht groß bin ich, sagte er, aber stark ist mein Arm.“

Seine Söhne Karl und Karlmann wurden von dem Volke der Franken in feierlicher Versammlung zu Königen gewählt, und theilten das Reich gleichmäßig unter einander.

Das Mittelalter bis zu der Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl'n dem Großen bis Heinrich I. 768—919.

Die Thaten Karls des Großen wecken die Geschichtschreibung.

1. Die Annalen und Chroniken, meistens von Kloster-Geistlichen angelegt, vermehren sich sehr und sind für die Geschichte ihrer Zeit sehr wichtig, wenn gleich meistens nur kurze chronologische Data gebend. Sie sind in dem schon genannten ersten und zweiten Theile der großen Ausgabe der Quellenschriften für die deutsche Geschichte des Mittelalters, von der Frankfurter Gesellschaft gesammelt.

2) Am wichtigsten für Karls Geschichte bleiben immer Eginharti (oder Einhardi) Werke, vorzüglich die Annales, von 741 bis 829, und die vita Caroli Magni; denn sie sind von einem Manne verfaßt, der Karl'n nahe

stand. Die vita ist nach dem Muster des Sueton angelegt und schön geschrieben. Beide Werke ergänzen einander in ihren Nachrichten.

3) Theganus, Erzb. von Trier, starb 848, schrieb das Leben Ludw. des Frommen, — de gestis Ludovici pii — zwar nicht unpartheiisch, doch mit Ehrlichkeit.

4) Vita Hludovici Pii auctore anonymo ist noch bei weitem wichtiger, von einem Hausgenossen des Kaisers verfaßt.

5) Ebenfalls wichtig die poetische Darstellung des Zeitgenossen *Ermoldus Nigellus* in seinem elegischen Gedichte in honorem Hludovici Caesaris.

6) Nithard, Enkel Karls d. Gr. gest. 858, erzählt die Zwistigkeiten unter Ludwigs Söhnen am Vollständigsten in seinen IV Libris de dissentionibus filiorum Ludovici pii; er ist entschieden auf Karls des Kahlen Seite.

7) Die vita Sti. Anskarii, von *Rimbert*, Erzbischof von Hamburg, unter Ludwig dem Deutschen geschrieben.

8) *Rudolfi Fuldensis* annales et historia Saxonum —, der einzige Schriftsteller, der den Tacitus gekannt, und namentlich aus der Germania mehrere Kapitel wörtlich in seine Schilderungen der Sachsen aufgenommen hat.

9) Ein Mönch in St. Gallen, Monachus Sangellensis, hat in zwei Büchern de Gestis Car. Magni das Leben dieses Kaisers und seiner Nachkommen bis auf Karl den Dicken, auf eine eigenthümliche Weise nach Ueberlieferungen und Volkssagen beschrieben, oft sehr seltsam aber nicht ohne Anmuth.

10) Abbo, Mönch zu St. Germain, wohnte der Belagerung von Paris durch die Normannen 885 bei, und hat diese Begebenheiten in einem Gedichte, de bellis Parisiacis, recht lebendig beschrieben.

11) Der Poëta Saxo (900) hat das, was die Chroniken und Annalen von Karl d. Gr. erzählen, in Verse gebracht und gewährt eine gute Uebersicht, wenn er auch selten oder nie als Quelle zu gebrauchen ist.

12) Die Chronik des Abtes Regino, (gest. 915,) die bis zum J. 907 geht, ist besonders für die letzten Karolinger wichtig.

13) Sehr wichtig sind die Briefe der Päpste, Könige, Fürsten u. s. w. aus dieser Zeit, besonders diejenigen, welche der Codex Carolinus enthält. Alsdann Alcuins Briefe und Werke überhaupt, so wie die Briefe von Servatus Lupus, Eginhards Freunde, und Hincmar, Bischof von Rheims.

14) Endlich versteht es sich, daß die Capitularia Regum Francorum u. s. w. (die Baluzius gesammelt hat,) eine Hauptquelle für die Geschichte sind.

22. Karl der Große. 768—814.

Wie die außerordentlichen Menschen der Weltgeschichte meistentheils sehr verschieden, oft entgegengesetzt, beurtheil werden, so ist es auch Karln dem Großen geschehen, daß er von Vielen unter die erhabensten Helden und Weisen des Menschengeschlechts gerechnet, von Einigen aber als ein blutdürstiger Tyrann verworfen ist, welchem nichts als Krieg und Zerstörung im Sinne gelegen. Wahr ist, daß er seine Schaaren von einem Ende seines großen Reiches bis zum andern in steten Kriegszügen geführt, daß er viele Völker mit den Waffen überzogen und seiner Herrschaft unterworfen, und so Europa eine andere Gestalt gegeben hat. Soll die Geschichte ihn segnen, oder ihm fluchen, wegen so außerordentlicher Thaten?

Derjenige wird sicherlich ein falsches Urtheil über große Männer und über die großen Schicksale der Völker fällen, welcher es nicht versteht, sich aus seiner Zeit hinweg in diejenige zu versetzen, deren

Bild entworfen werden soll. In Zeiten des Kampfes zwischen Rohheit und Bildung, wenn aus den vorhandenen Bestandtheilen etwas Neues und Größeres aufkeimen will, wozu der ruhige, hergebrachte Ablauf der Dinge nicht hinreicht, schickt die Vorsehung Gewaltige aus, welche ein ganzes Zeitalter in seiner Entwicklung um viele Schritte weiter führen sollen; und sie rüstet dieselben mit desto größerer Kühnheit der Seele und desto stärkerer Willenskraft aus, je größer das Ziel ist, welches durch sie gewonnen werden soll. Und weil nun solche Geister nicht auf gewöhnlichen Wegen wandeln; weil vielleicht unter ihrem Fuße, während ihr Auge auf den fernen Bergesgipfel gerichtet ist, manche Blume zertreten wird; und weil sie in dem ungeduldigen Ringen, welches in dem kurzen Raume eines Menschenlebens den Lauf von Jahrhunderten vorbilden soll, manch heiliges Recht der Gewohnheit, unbewußt, verletzen; so wendet sich der ruhige, bürgerliche Sinn, für welchen die Heiligkeit der Rechte die Grundlage des Lebens seyn muß, gegen das Gefäß, in welchem so ungeheure Kraft zusammengedrängt war. Er wird in seinem Urtheile oft hart und ungerecht. Wer aber will den Bergstrom schelten, daß er nicht fließt wie der Wiesenquell, sondern Steine und Bäume in seinem Laufe mit sich fortwälzt? Er soll vielleicht die faulen, abgestorbenen Stämme mit ihren Wurzeln ausreißen, damit dem jungen, frischen Anwuchse der lichte Himmel frei gemacht werde.

Damit sey nun keineswegs der Gewaltthätigkeit übermüthiger Herrscher das Wort geredet, deren Thun aus unlauterer Quelle fließt. Der Mensch ist frei, und giebt sich selbst zum Werkzeuge der Vorsehung in ihrem großen Weltplane hin. Die Weise, wie er sich hingiebt, ist seine eigene, und rechtfertigt oder verdammt ihn. Nicht, daß er große Thaten verrichtet, daß unter ihm Tausende in den Schlachten geblutet und Andere, im Jubel des Sieges, ihn wie ihren Gott verehrt haben, entscheidet über seinen Werth oder seine Verwerflichkeit; sondern, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er das Außerordentliche verrichtete, ob, von großen Gedanken geleitet, für ein würdiges und großartiges Ziel, oder nur für seinen Stolz, seine Herrschsucht und Eitelkeit; also, um in einem Gleichnisse zu reden, dieses, ob aus dem Spiegel seines Lebens der unendliche Himmel mit seinen Welten, oder nur sein eigenes stolzes Bild widerstrahlt. Es ist dieses aus vielen Zeichen, besonders aber daran zu erkennen, ob er die Würde der Menschheit, als etwas Heiliges, auch in dem Einzelnen ehrt, oder ob er eine solche Würde nicht sieht und erkennt, sondern, die Menschen verachtend, sie als bloße Werkzeuge zu seinen Zwecken gebraucht.

Dieses soll uns der Maaßstab des Urtheils seyn, damit es sich weder auf der einen Seite von der bloßen Kraft ohne die Güte hinreißen lasse, noch auf der andern gegen alle die Namen im Voraus ungerecht sey, welche im Buche der Geschichte vielleicht oft mit Blut und Flammen geschrieben sind.

23. Wie Karl das Reich vorfand.

Die Werke eines großen Mannes erhalten ihr rechtes Licht aus dem Zustande der Welt, in welcher er auftritt, es ist also nöthig, die Lage Europa's kurz in einem Bilde zusammen zu fassen zu der Zeit, als Karl zur Regierung kam.

1) Das oströmische oder griechische Kaiserthum stand noch; aber schon in dem wunderlichen Gemische von Altem und Neuem, von Glanz und Dürftigkeit, von Anmaßung und Schwäche, worin es ein Jahrtausend lang, ein Räthsel für die Weltgeschichte, da gestanden hat. Denn kaum ist es zu begreifen, wie sich ein bloßes Schattenbild von einem Alten, Großen und Herrlichen, gleichsam der ausgeputzte Leichnam des Alterthums, wie man jenes Reich sehr treffend genannt hat, so lange Zeit, ohne inneres Leben, erhalten konnte. Der Wechsel der Herrscher und die Unbeständigkeit aller Verhältnisse waren so groß, daß für einen Kaiser in Konstantinopel kein Titel schmeichelhafter war, als: „Der kaiserliche Sohn eines im Purpur gebornen Vaters" zu seyn, (porphyrogenitus porphyrogeniti.) Denn der Thron kam abwechselnd an Menschen, die im niedrigsten Stande geboren waren und ihre Erhöhung einem Verbrechen verdankten. Für Karl den Großen konnte dieses entfernte, ausgebreitete, doch schwache Reich zunächst kein Gegenstand, weder der Furcht noch der Ehrfurcht seyn. Er hat mit den griechischen Kaisern Freundschaft gehalten, und sie haben sich gegenseitig mit Gesandtschaften und Geschenken geehrt; denn auch den Griechen lag daran, mit ihm in gutem Vernehmen zu seyn. Es war ein griechisches Sprichwort: „Halte den Franken zum Freunde, doch wehr' ihn von dir als Nachbar."

2) England war beim Anfange von Karls Regierung noch unter mehrere angelsächsische Könige getheilt und eine geschlossene Welt für sich, ohne Einfluß auf die Völker des festen Landes. Dennoch wurde Karls Name auch bald in England bekannt und hochgeehrt; einer seiner vertrautesten Freunde, Alcuin, war ein Engländer, und durch ihn ließ er oft an die dortigen Fürsten schreiben und sie ermahnen, einig zu seyn und die Angriffe der Dänen tapfer abzuschlagen. Selbst die Thane (kleine Könige) in Schottland nannten ihn nicht anders als ihren Herrn.

3) Der Norden von Europa war noch wenig bekannt; zwar die Wiege sehr tapferer Männer, welche das Eisen ihres Bodens mit kräftiger Hand zu führen wußten, und die nach Karls des Großen Zeit durch ihre Seezüge und Einfälle an allen europäischen Küsten einen furchtbaren Namen gewannen; jetzt aber waren sie noch ohne Gewicht für das fränkische Reich. Dennoch sah Karl in seinem weitschauenden Geiste die Gefahr voraus, welche von ihnen drohte. Es wird erzählt, *) wie er einst in

*) Der Mönch von St. Gallen II. 22.

einer Seestadt, (man sagt Narbonne), gewesen, als sich Schiffe der Küste näherten, aber von den Anwesenden nicht erkannt wurden. Karl, mit scharfem Auge erkannte sie am Bau und der schnellen Bewegung für normännische Seeräuber. Sie wichen eilig zurück, als sie vernahmen, der große Kaiser sey da; und er trat wehmüthig an's Fenster, vergoß Thränen, und hub endlich an: „Ihr wollt wissen, meine Getreuen, warum ich geweint? Nicht aus Furcht, seht ihr; nein, mich betrübt's, daß sie sich bei meinem Leben an dieses Ufer gewagt, und mit Schmerzen erkenne ich das Unheil voraus, das sie über meine Nachfolger bringen werden."

4) Die spanische Halbinsel war, bis auf einige westgothische Orte in den Gebirgen, den Arabern unterworfen, aber ihr Religionseifer war schon erkaltet, ihre Kraft durch innere Uneinigkeiten gelähmt. Von Europa's Eroberung hatte sie Karls Großvater zurückgeschreckt, und sie dachten nur an ihr eigenes Bestehen in Spanien. Aber Karl konnte die Feinde des christlichen Namens nicht gleichgültig als seine Nachbarn sehen.

5) Italien war unter drei Herrschaften vertheilt; die langobardische in Ober- und einem Theile von Unter-Italien; die griechische in Unter-Italien und Sicilien, und die römische in Mittel-Italien. Rom selbst war in einer gemischten Verfassung, indem die Gewalt zwischen dem Papst, dem Senat und dem Volke getheilt war, doch gewann der Papst immer mehr an Ansehen. Die oberste Schutzherrschaft der Stadt war dadurch von den griechischen Kaisern an die Könige der Franken gekommen, daß der Papst Stephan, im Namen des römischen Senats und Volkes, die Würde eines Patricius von Rom dem König Pipin und seinen Söhnen im Jahr 754 übertragen hatte. — Zwischen Römern und Langobarden bestand ein arger Haß und unversöhnliche Feindschaft, welche die nächste Veranlassung waren, den König Karl in die Angelegenheiten Italiens hineinzuziehen. Zwar hatte er versucht, die alte Eifersucht, die auch zwischen Franken und Langobarden abwaltete, auszugleichen, indem er die Tochter des Königs Desiderius heirathete; allein bei dieser Gelegenheit schon schrieb ihm der Papst Stephan: „Welcher Wahnsinn von dem vortrefflichen Sohne eines großen Königs, sein so edles fränkisches Geschlecht durch die Verbindung mit der treulosen und stinkendsten Nation der Langobarden zu beflecken, die nicht einmal in die Zahl der Völker gerechnet werden darf, und von welcher ohne Zweifel das Geschlecht der Aussätzigen herstammt! Welche Gemeinschaft hat wohl das Licht mit der Finsterniß und ein Gläubiger mit einem Ungläubigen? — Die Langobarden erwiederten solchen Haß der Römer reichlich; einer ihrer Bischöfe sagt von ihnen: „Unter dem Namen eines Römers begreifen wir alles, was niederträchtig, furchtsam, geizig und lügenhaft ist, ja alle Laster zusammengenommen." — Karls Verbindung mit dem langobardischen Königshause war nicht von Dauer; er

schickte dem Desiderius schon im zweiten Jahre die Tochter zurück, sey es, daß der Unwille des Papstes über diese Ehe, oder andere unbekannte Ursachen, ihn dazu vermochten. Und bald werden wir hören, wie noch größere Veranlassung zur Feindschaft zwischen sie kam.

6) Im Südosten von Karls Ländern, in Oestreich und Ungarn, wohnten die Avaren, ein aus Asien gekommenes mongolisches Volk, welches lange gekriegt und die Provinzen des morgenländischen Kaiserthums ausgeplündert hatte, jetzt aber nur die in zwei Jahrhunderten zusammengeraubten Schätze ängstlich bewachte. Diese lagen in neun besondern, mit Wällen und Gräben umschlossenen Orten, die sie Ringe nannten, aufgeschüttet, und schienen gleichsam einen jeden einzuladen, sie ihren Besitzern wieder zu nehmen, welche nicht verstanden, sie zu genießen.

7) Den übrigen Theil der östlichen deutschen Gränzen hatten die verschiedenen Stämme der Slaven und Wenden inne; rohe Völker, von weniger edler Naturanlage, als die Germanen. Von Deutschland besaßen sie Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, einen Theil Sachsens, die Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren. In Holstein waren die Wagrier, in Mecklenburg die Obotriten, in einem Theile von Brandenburg die Wilzen, in einem andern die Heveller und Ukern, die Pommern in der Provinz, die von ihnen den Namen erhalten hat, — sämmtlich Stämme der Wenden. Im Meißnischen waren die slavischen Sorben, in den Lausitzen die Lausitzer, in Böhmen die Czechen, in Mähren die Morawaner.

8) In Deutschland selbst fand Karl beruhigte Gemüther. Die den Franken unterworfenen Stämme, Alamanen, Baiern, Thüringer, hatten sich allmählig an die fremde Herrschaft gewöhnt, welche nicht drückend war, sondern ihnen ihre Sitten, Gesetze und Eigenthümlichkeiten gelassen hatte. Nur wurden sie, außer den Baiern, nicht mehr nach alter Weise durch eigene Herzöge, aus einheimischem Herrscherstamme, sondern, der fränkischen Einrichtung gemäß, durch Grafen ohne erbliche Macht, in den einzelnen Gauen, regiert. Daher fehlte ihnen der Vereinigungspunkt, und nur in den Baiern lebte der alte Sinn nach Unabhängigkeit noch am stärksten. Sehr ergeben waren dem neuen, karolingischen Königshause die Bischöfe in allen diesen Provinzen.

Aber an den Gränzen seines Reiches im nördlichen Deutschland wohnten Nachbarn, welche seiner Kraft den ersten Gegenstand darboten, die Sachsen nämlich, unbezwungen und frei in ihren Gränzen vom deutschen Meere bis an Thüringen, und von der Elbe bis fast an den Rhein. Während bei den Franken die altgermanische Verfassung schon vielfältig geändert war, und die Kriegsleute vom Gefolge des Königs den Adel an sich gerissen und den Platz der freien Leute eingenommen hatten, lebten die Sachsen noch in den alten Sitten ihrer Stammväter, ohne ge-

meinsames Oberhaupt, ein jeder Gau unter seinen Vorstehern und nur zur Zeit des Krieges unter einem selbstgewählten Heermann. Es war ein Volksstaat freier Männer auf freien Höfen. Das Innere ihres Landes wurde durch Wälder und sumpfige Brüche vertheidigt; an der Lippe, Ruhr, Weser, Dimel und Elbe waren feste Plätze zum Schutze der Gränze angelegt. In ihren tausendjährigen Hainen opferten sie noch immer den Göttern ihrer Väter, während die andern germanischen Völker schon alle das Christenthum angenommen hatten; ja sie wurden beschuldigt, sogar noch Menschenopfer zu bringen; die Franken achteten sich ihnen durch das Christenthum, so wie durch ihre übrige Ausbildung, so überlegen, daß ihre Geschichtschreiber nicht genug von der Sachsen Rohheit und Wildheit zu erzählen wissen. Sie waren aber nicht sowohl gefährliche als lästige Nachbarn der Franken, weil sie, gleichfalls nach altem germanischen Brauch, nicht Eroberungen, sondern nur Raubzüge in das benachbarte Land machen wollten. Indeß hätte eine wohlbewachte Gränze wohl hinlänglichen Schutz gegen sie gewährt, wie ebenfalls gegen die Slaven und Avaren; und wir sehen überhaupt aus der ganzen, eben entworfenen Schilderung, daß Karl, gleich den Merowingern, ruhig im Besitze seines angestammten Erbes bleiben konnte, ohne große auswärtige Kriege zu führen. Das Frankenreich stand in selbst genügender Kraft, von den Pyrenäen bis an den Niederrhein, und von dem englischen Kanal bis an die Ens in Oestreich, da, und hatte von allen seinen Nachbarn nichts zu fürchten.

Allein solcher Geist, der sich des ruhigen Besitzes erfreut, war dem König Karl nicht zu Theil geworden, die innere Kraft sollte in neue Bildungen ausströmen, und das war das Gesetz, seiner Natur eingepflanzt. Der Zustand der Welt forderte große, bildende Kräfte, wenn er nicht noch Jahrhunderte lang wüst und verworren da liegen sollte. — Wir mögen Karl nicht schelten, daß er diesem Triebe seines Wesens folgte, sondern die Art und Weise, wie er ihm folgte, und seine neue Schöpfung gestaltete, giebt den Maßstab des Urtheils über ihn. Hat er nach großen Gedanken gebildet, und ist sein eigener Sinn großartig, oder ist er kleinlich und auf das Eitle gerichtet gewesen? — Darüber muß die Geschichte seines Lebens entscheiden.

24. Die Kriege Karls des Großen.

Nachdem Karl und sein Bruder Karlmann einige Jahre gemeinschaftlich regiert hatten, starb der letztere 771; seine Wittwe und Kinder flohen, wir wissen nicht aus welchem Grunde, zu dem Langobarden-König Desiderius; die Großen in Karlmanns Ländern aber verlangten den Bruder auch zu ihrem Könige. So war nun Karl Alleinherr der Franken.

Darauf versammelte er zu Worms einen großen Reichstag,

772, stellte der Versammlung die stets wiederholten Beleidigungen von Seiten der Sachsen und das Verdienst ihrer Bekehrung zum Christenthum vor, und so wurde der Krieg gegen die Sachsen von der Nation beschlossen: der erste und der längste Krieg, den Karl geführt hat; denn er hat, mit mehreren Unterbrechungen bis zum Jahre 803, also in's zwei und dreißigste Jahr gedauert. Karl besiegte in diesen Jahren die Sachsen im offenen Felde mit seines Heeres Macht oft, und zwang sie Frieden zu schließen, allein, wenn er ihr Land wieder verlassen und an ein anderes Ende seines Reiches ziehen mußte, so brachen sie den Frieden, lehnten sich gegen die verhaßte Herrschaft auf, verjagten die fränkischen Besatzungen und thaten oft Einfälle in das Frankenland, bis Karl wieder erschien und sie von Neuem zur Unterwerfung zwang.

Der erste Zug in ihr Land, 772, war glücklich und kurz; er ging von Worms aus durch Hessen an die Weser und Dimel. Karl eroberte die Eresburg, (Heerburg?) der Sachsen Zufluchtsort unweit der Weser, in unwegsamer Gegend, auf einer steilen Höhe; (es soll der Ort seyn, wo jetzt Stadtberg oder Marsberg an der Dimel liegt); und zerstörte die berühmte Irminsul oder Irmensäule, das größte Heiligthum der Sachsen, von welchem wir nicht genau wissen, ob es ein Götterbild, oder vielleicht ein Denkmal Armins gewesen ist, welches göttlich verehrt wurde. — Die Sachsen schlossen an der Weser Frieden und gaben zwölf Geißeln.

Karl war froh so schnell einen guten Frieden gewonnen zu haben, denn schon rief ihn eine andere Angelegenheit nach Italien. Desiderius, der sich durch die Aufnahme der Wittwe Karlmanns schon als Feind gezeigt hatte, verlangte von dem neuen Papste Hadrian, daß er Karlmanns Söhne zu Königen der Franken salbe; und als Hadrian sich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Der Papst forderte Hülfe von Karl'n, und dieser machte sich auf, zog über die Alpen, umging die Bergpässe, die Clausen genannt, welche die Langobarden besetzt hatten, und lagerte sich vor Pavia, im Jahre 774. Desiderius gedachte seine Hauptstadt so lange zu vertheidigen, bis Krankheit und Mangel die Franken zum Rückzuge nöthigten; allein Karl war nicht der Art, sich leicht ermüden zu lassen; sechs Monate ließ er sein Heer vor Pavia liegen, ging selbst zum Osterfeste nach Rom, welches er zum ersten Mal betrat, und bestätigte den Schenkungsbrief seines Vaters. Dann kehrte er nach Pavia zurück, welches sich bald ergab, erhielt den Desiderius gefangen und schickte ihn in das Kloster zu Corbey in Frankreich, wo er nach einiger Zeit starb. Karl nannte sich nun König der Lombarden, und ließ sich zu Monza krönen. Da die Sachsen unterdeß von Neuem den Krieg angefangen hatten, so machte er 775, nachdem er einen Reichstag zu Düren gehalten, einen neuen Zug in ihr Land, eroberte die Sigburg*), stellte die von den Sachsen zerstörte

*) Nicht Siegburg an der Sieg, sondern Hohen Syberg am Einfluß der Lenne in die Ruhr, wo noch Ruinen einer alten Burg zu sehen sind.

Eresburg wieder her, drang über die Weser bis an die Oker vor, empfing dort Geißeln der Ostfalen, und auf dem Rückwege bei Bückeburg (Buchi) auch die der Engern; Herzog Hassio in Ostfalen und Bruno, Heerführer der Engern, ließen sich taufen. Weil indeß der langobardische Herzog Rotgaud von Friaul, dem er als Vasallen seines Reichs die Pässe der Alpen anvertraut hatte, den Augenblick zu benutzen trachtete und sich empörte, war Karl schon wieder in Italien (776) und strafte die Abgefallenen, ehe sie ihn einmal benachrichtigt glaubten. Auch diesesmal wollte er nach Rom ziehen; da kömmt der Bote, die Sachsen seyen von Neuem in Aufruhr, hätten die Eresburg wiedergenommen und belagerten die Sigburg. Er, schnell zurück, dringt durch alle ihre Verhaue, bis nach Lippspring, und hier ergeben sich die Sachsen wiederum und viele geloben, Christen zu werden, und lassen sich taufen. Er baute eine Feste an der Lippe, vielleicht wo das jetzige Lippstadt ist.

Im folgenden Jahre, 777, konnte Karl schon einen Reichstag im sächsischen Lande, zu Paderborn, halten, wo das Volk, zum großen Theile, Treue schwur. Ihr kühnster Anführer aber, Wittekind oder Wedekind, hatte sich zu dem normännischen König Siegfried geflüchtet. Auf diesem Landtage war es, als vor Karl'n die Gesandten der arabischen Statthalter von Saragossa und Huesca in Spanien erschienen und seine Hülfe gegen den König Abderrachman anflehten. Er hielt es seines Namens würdig, die, welche sich in seinen Schutz begaben, nicht vergeblich bitten zu lassen; auch waren ihm die Ungläubigen, welche in Europa eingedrungen waren, die verhaßtesten Feinde. Er zog gleich im folgenden Jahre, 778, nach Spanien; die kleinen christlichen Fürsten in den Gebirgen von Navarra, die sich von den Mauren unabhängig erhalten hatten, schlossen sich an ihn an; er eroberte Pampelluna, Saragossa, Barzellona und Girona, und das Land bis an den Ebro huldigte ihm; es gehörte von nun an, unter dem Namen der spanischen Mark, zu seinem Reiche und wurde für die noch übrigen Christen in Spanien ein Stützpunkt.

Auf Karls Rückzuge aber, als sich wie es dichterisch beschrieben wird, zwischen den rauhen Felsen der Pyrenäen, auf walddunklem schmalen Wege, sein Heer wie eine lange, eherne Schlange hinwinden mußte, gerieth sein Nachtrab, getrennt von dem Hauptheere, durch den Verrath des Herzogs Lupus von Baskonien in den Bergschluchten von Roncesvalles in den Hinterhalt der Bergbewohner; die Franken konnten in ihren schweren Waffen nicht fechten, und fielen mit ihrem Anführer Rutland, dem Grafen der Seeküste am Kanal. Das ist der berühmte Ritter Roland, welcher späterhin, so wie sein König Karl, in Sagen und Liedern so vielfach besungen ist.

Indessen hatten die Sachsen, ihrer Gewohnheit gemäß, als der König so weit entfernt war, wieder zu den Waffen gegriffen; sie fielen unter Wittekind in das Land der Franken, und verheer-

ten es mit Feuer und Schwerdt bis nach Deuz, Köln gegenüber. Dieser, wie die frühern Aufstände der Sachsen, waren nicht sowohl Kriege des Volks, der eigentlichen Hausväter, sondern einzelner Anführer mit ihren Gefolgen die sich an die Verträge nicht gebunden glaubten. Karl kehrte wieder, jagte die Feinde tief in ihr Land zurück, und baute 780 schon Festungen an der Elbe, um ihnen einen scharfen Zaum anzulegen. Und nun glaubte er ihrer so gewiß seyn zu können, daß er 781 eine Reise nach Rom machte, um seinen Sohn Pipin vom Papste zum König über Italien, und Ludwig über Aquitanien (Süd-Frankreich) salben zu lassen.

Die Sachsen hatten sich unterdeß im Ganzen ruhig verhalten; aber das Andenken der alten Freiheit wollte doch nicht in ihnen ersterben; und das Christenthum, welches ihnen von den verhaßten Nachbarn mit dem Schwerdte gebracht war, konnte noch keine Gewalt über ihre Herzen gewinnen. Es kam ihnen unerträglich vor, daß der Mann einen Schimpf nicht selber rächen, und daß ein Held nicht seinen besondern Himmel haben sollte. Auch erschien ihnen die Abgabe des Zehntens, den sie der Kirche entrichten sollten, als höchst drückend. — Als jetzt auch Wittekind zurückkam und sich an ihre Spitze stellte, glaubten sie den besten Augenblick gewonnen zu haben, das Joch abzuschütteln; und wie sie einst Varus im Teutoburger Walde überfallen hatten, so umringten sie jetzt auf dem Berge Suntel, an der Weser, die fränkischen Heerführer Geilo und Adalgis, welche gegen die an der Saale wohnenden räuberischen Sorben ziehen sollten, und machten sie nebst einem großen Theile ihres Heeres nieder.

Diese That indeß entflammte den Zorn des Königs, der über ihre beständige Empörung schon im höchsten Grade unmuthig war, so sehr, daß er in ihr Land brach, es weit und breit verheerte, und an fünftehalb tausend gefangene Sachsen, als ein schreckendes Beispiel für die übrigen, und als Sühnopfer für sein, durch Verrath erschlagenes, Heer, — so erschien ihm die That der Sachsen, — bei Verden an der Aller enthaupten ließ. Ein Flecken in seiner Geschichte, welcher nicht gerechtfertigt, sondern höchstens mit der raschen und wilderen Art jener Zeiten, und des Königs gewaltigen Leidenschaften, entschuldigt werden mag.

Als Folge seiner harten That mußte auch Karl 783 das ganze Volk der Sachsen, unter Wittekind und Alboin, in solchem Zorne und solcher Einigkeit aufstehen sehen, als nie zuvor. Es kam zu zwei harten Schlachten, bei Thietmelle, jetzt Detmold, und an dem Flusse Hase im Osnabrückischen, die erste unentschieden, die zweite aber so unglücklich für die Sachsen, daß Karl bis an die Elbe vordrang und sich in diesem und im nächsten Jahre, wo er mit Frau und Kindern in Eresburg sein Winterlager hielt, in ihrem Lande immer mehr befestigte. Da sahen Wittekind und Alboin, daß der Himmel ihres Volkes Schicksal entschieden habe, und daß ein fernerer Widerstand es ganz vernichten werde;

sie gelobten dem gewaltigen Könige Unterwerfung, und versprachen eidlich, selbst nach Frankreich zu kommen und sich zu Christen taufen zu lassen. Und sie hielten Wort. Im J. 785 kamen sie nach Attigny, und Karl selbst war Taufzeuge bei der Sachsen Herzoge Wittekind und seiner Gemahlin Gera.

Von dieser Zeit an war das Sachsenland beruhigter und ließ sich die fränkischen Einrichtungen, so wie die christlichen, besser gefallen; auch hat Karl zur Befestigung des Christenthums unter ihnen nach und nach mehrere Bisthümer und Stifter gegründet, welche das Licht immer weiter umher verbreiteten, nämlich: Minden 780, Osnabrück 783, Verden 786, Bremen 788, Paderborn 795, Halberstadt, Elze (welches 822 nach Hildesheim verlegt wurde,) und Münster 805*) — Dennoch war der Saame der Unruhen noch nicht ganz ausgerottet, kleinere Zwistigkeiten entstanden noch oft, und auch von einer größern werden wir bald hören.

Karls nächster Streit war mit dem Herzog Thassilo von Baiern, aus dem alten Geschlecht der Agilolfinger. Thassilo hatte noch alte Schuld auf sich, indem er Pipin und Karl'n keine Heeresfolge geleistet hatte; und jetzt wurde er hart angeklagt, daß er die Avaren aus Ungarn zum Kriege gegen den König aufgereizt habe. Seine Gemahlin Luitberga, eine Tochter des langobardischen Königs Desiderius, mochte Antheil an diesem Anschlage haben. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, 788, wurde Thassilo von den versammelten Großen zum Tode verurtheilt, von Karl'n aber begnadigt, und auf seinen Wunsch, mit seinem Sohne Theodor, in ein Kloster verwiesen. Baiern wurde nun, gleich den andern fränkischen Ländern, durch königliche Grafen verwaltet, und das Bisthum Salzburg zum Erzbisthum über ganz Baiern erhoben.

Im Jahre 787 unterwarf sich auch Arrichis, langobardischer Herzog von Benevent in Unteritalien, des Königs Ober-Lehnshoheit. Er beherrschte das schöne Land bis Neapel und Brindisi. Zur Bedingung hatte er gemacht, daß er nicht selbst nach Deutschland zu kommen und vor Karl'n zu erscheinen brauchte, und es wurde ihm gestattet. Zu Salerno empfing der Herzog die Gesandten des Königs; sein Heer umringte den Pallast, junge Edle, die Falken auf der Faust, bildeten Reihen auf der großen Burgtreppe, es füllten den Saal Vorsteher der Städte und die Räthe in festlichem Aufzuge; der Herzog saß auf dem vergoldeten Stuhl, stand auf und schwur dem Könige treu zu seyn, Friede zu halten, und bis auf eine Stunde jenseits der beneventanischen Gränze Lehnspflicht zu leisten.

Darnach faßte König Karl den Entschluß, die Avaren in Oestreich und Ungarn für frühere Raubzüge heimzusuchen; auch mochten seine Blicke vielleicht über ihr Land hinaus, auf das griechische Kaiserthum gerichtet seyn. Im Jahre 791 brach er gegen sie auf; die Franken zogen auf der Mittagsseite der Donau, die Sachsen mit den Friesen, die beide jetzt im Heerbann mitziehen

*) Die obigen, gewöhnlich angegebenen, Jahreszahlen sind zum Theil zweifelhaft und unsicher.

mußten, am mitternächtlichen Ufer, und auf dem Flusse selbst kam die Flotte mit einem andern Theile des Heeres. Dieser Anblick schon trieb die Avaren voll Schrecken zurück; sie überließen dem Feinde ihre Schätze als eine unermeßliche Beute, und Karl unterwarf das Land bis an die Raab seiner Herrschaft.

In den folgenden Jahren ließ er nur Streifzüge gegen sie machen; sein Heer blieb indessen in Süddeutschland stehen und arbeitete an einem Kanale zwischen dem Mayn und der Donau, durch Verbindung der Altmühl mit der Rednitz, der, wäre er vollendet, die Nordsee, durch den Rhein mit der Donau und so mit dem schwarzen Meere in Verbindung gebracht haben würde; ein wichtiges, weit aussehendes Werk für den Handel! Die levantischen Waaren würden alsdann aus ihrer Hauptniederlage zu Konstantinopel auf diesem Wege gerade in Karls Staaten den Weg genommen haben. Aber ungünstige Witterung und Hindernisse des Bodens, vorzüglich aber die Ungeschicklichkeit seiner Werkleute, die nicht einmal das Sumpfwasser an den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und die Wände des Kanales gegen Einstürzen zu sichern verstanden, vereitelten das Werk. Und daß er nicht selbst die Avaren von Neuem angriff und sich den Weg nach Konstantinopel öffnete, daran war ein neuer Aufstand der Sachsen Schuld. Diesen, die nicht lange Kriegszüge, sondern nur schnelle Streifereien kannten und liebten, war die beschwerliche Heeresfolge in so entfernte Gegenden überaus lästig. Sie weigerten sich derselben und hinderten auch die Friesen daran. Daher mußte der König wiederum mehrere Streifzüge in ihr Land machen, auf denen er 797 bis an den Ocean zwischen der Elb- und Wesermündung kam. Der Krieg gegen die Avaren wurde indeß durch seine Feldherrn bis ins Jahr 796 mit Glück fortgesetzt, der Sitz ihres Chagans, (so hieß ihr Oberhaupt,) der Haupt-Ring ihres Landes, mit allen seinen Schätzen, erobert und zerstört, und das ihnen entrissene Land, als neue Markgrafschaft, mit Einwohnern aus andern deutschen Ländern, besonders aus Baiern, besetzt.

Endlich im Jahr 803, wurde auch der Friede mit den Sachsen zu Selz, oder Salt, im heutigen Würzburgischen, fest und auf immer geschlossen. Sie entsagten dem Götzendienst, vereinigten sich ganz mit dem fränkischen Reiche, und erhielten dafür die Zusage, daß sie frei seyn, und nach ihren Gesetzen durch Grafen und königliche Sendboten regiert werden sollten, wie Alamannen und Baiern. Es ist dieses also eher ein Vertrag des sächsischen Stammes mit König Karl, als eine Unterwerfung zu nennen; und sie hatten solchen ehrenvollen Ausgang ihres langen Freiheitskampfes durch die Standhaftigkeit, mit der sie ihn geführt, wohl verdient. Aber auch Karls Beharrlichkeit ist zu bewundern; denn, wenn er auch die größere Zahl und die Ueberlegenheit der Kriegskunst auf seiner Seite hatte, so hatten die Sachsen dagegen die Vortheile des Bodens und der Wälder und Sümpfe, wie ehemals in ihrem Kampfe gegen die Römer. — Karl, um die

Ruhe bei ihnen auf immer zu befestigen, verpflanzte noch etwa 10,000 der Widerspenstigsten von der Elbe und den Küsten der Nordsee in das fränkische Land, als Anbauer auf die Königshöfe und von dieser Verpflanzung haben wahrscheinlich noch Sachsenhausen bei Frankfurt, so wie Sachsenheim und Sachsenflur in Franken, ihre Namen. Die leer gewordenen Gegenden an der Elbe, in's besondere die drei Gaue Dithmarsen, Stormarn und Holstein, überließ er seinen Bundesgenossen, den wendischen Obotriten in Mecklenburg.

25. Das Reich Karls des Großen.

Wenn wir auf diese, mit Kriegen erfüllten, ersten dreißig Jahre von Karls Regierung einen Blick zurückwerfen, so ist vor allem die Blitzesschnelle zu bewundern, mit welcher er von Sachsen nach Italien, von da zurück an die Weser, darnach zweimal denselben Weg; dann nach Spanien, an den Ebro, und zurück an die Elbe; von dort nach Ungarn an die Raab und wiederum in sein Land eilt; — und wohin er kommt, entscheidet seine Gegenwart auf der Stelle den Kampf. Das ist das Merkmahl des Helden; diese Kühnheit und Schnelligkeit des Gedankens, des Entschlusses, der That; dieser Eindruck seiner persönlichen Größe, welchem nichts widersteht; und solche Größe hat niemand ihm abzusprechen gewagt. Allein, — was mehr ist, als dieses, — es war nicht eigentlich die Lust an Krieg und Eroberung, und an der Ehre seines Namens, welche seine Völker so athemlos durch die Länder Europas getrieben hat, sondern ein großer bildender Gedanke waltete in seinen Entwürfen, für welchen er solche Opfer zu bringen erlaubt hielt.

Was schon der große ostgothische König Theodorich im Sinne getragen hatte, gleichsam als eine Vorbildung künftiger Zeiten, was ihm aber nicht beschieden war auszuführen, nämlich: eine Vereinigung der christlich-germanischen Völker zu Einem Ganzen, das hat Karl der Große ausgeführt. Freilich nicht auf Theodorichs Weise, durch die sanfte Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung, — auf dem Wege war das Ziel nicht zu erreichen, — sondern nach der Weise seines Volkes und seines Zeitalters, durch die Furcht der Waffen. Doch kann ihm nicht Schuld gegeben werden, daß er den Krieg muthwillig, und mehr, als zur Erreichung seines Zweckes nöthig war, gesucht habe.

Der Mittelpunkt dieses großen, germanischen Reiches sollten die schönen Rheingegenden seyn, und deshalb legte er seine Königssitze nach Ingelheim bei Mainz, nach Aachen und Nimwegen. Wohl hätte er in Italien oder Frankreich noch reichere und lockendere Gegenden finden können, um darin seinen Sitz zu verlegen, allein sein treuer Sinn hing an der alten Vatergegend, die ihm theurer war, als die schönsten Länder der Erde. Er war kein französischer König, wie man ihn oft hat darstellen

wollen, sondern gehörte dem austrasischen Franken an, welches eben das Rheinland ist, wo die Franken am meisten mit den übrigen Germanen in Berührung und selbst reiner geblieben waren. Dieses Land sollte die Mitte des Reiches bleiben und der herrliche, vaterländische Strom gleichsam die Lehnsader seyn, um die verschiedenen Theile desselben zu verbinden. Darauf deutete auch der Kanal hin, durch welchen er den Rhein mit der Donau in Zusammenhang bringen wollte.

Wenn nun aber der Niederrhein, und namentlich Aachen der Mittelpunkt und Sitz seiner Herrschaft seyn sollte, so fällt es in die Augen, daß sein Hauptkampf gegen die Sachsen seyn mußte, welche diesem seinem Sitze zu nahe, und viel zu unruhige Nachbarn waren, um sie da dulden zu dürfen. Er mußte die Gränzen seines Reiches weiter nach Norden und Nordosten ausdehnen. Allein sein Krieg mit den Sachsen hatte noch eine andere, eben so ernsthafte Seite; er war recht eigentlich ein Religionskrieg, für die Ehre und Ausbreitung des christlichen Glaubens. Karl war ein eigentlicher Krieger der Kirche und auch darin ein Vorbild der ritterlichen Zeit des Mittelalters. Zwar kann und soll das Christenthum nicht durch Feuer und Schwerdt verbreitet werden, und Karl hat selbst genugsam erfahren, welch wenig dauerhafte Bekehrung es war, wenn er ihrer Hunderte zu gleicher Zeit in einen Fluß treten und als Zeichen der Taufe Wasser über sie alle hergießen ließ; allein auch hierbei verfuhr er weniger in seiner eigenen, als in der Weise seines Volkes, welches sich selbst rasch, aus äußeren Antriebe im Schlachtgetümmel, der Bekehrung hingegeben hatte. Ihm selbst aber gehört der Ruhm, daß er auch die rechten Mittel, das Licht des Glaubens anzuzünden, kannte und ehrte. Außerdem, daß er Klöster, Kirchen und Bisthümer in Sachsen anlegte, welche die, als äußere Gabe gebrachte, Lehre von Innen heraus entwickeln und befestigen sollten, ließ er auch die, unter den Geißeln empfangenen, jungen Sachsen mit Andern eifrig unterrichten, damit sie als Lehrer ihr Volk aufklären könnten. Und dieses gelang auch so vollkommen, daß eben dieses sächsische Volk, welches so hartnäckig dem Christenthum widerstanden hatte, bald mit dem wärmsten Eifer für dasselbe erfüllt wurde und in jeder Hinsicht schnell und blühend emporstieg.

Karl, römischer Kaiser, 800. — Der vertraute und geliebte Freund des Königs, Papst Hadrian, war 795 gestorben; Karl trauerte über ihn, wie über einen Vater, und ließ ihm eine Grabschrift setzen, welche den Ausdruck seiner Verehrung enthält. Der Nachfolger, Papst Leo III., wurde in einem Aufruhre der Römer mißhandelt und suchte bei König Karl Schutz. Dieser empfing ihn auf das feierlichste zu Paderborn, bis wohin der Papst im J. 799 kam,*)

*) Der Papst Leo weihte in Paderborn unter andern den Altar des heil. Stephan, der noch jetzt in dem Gewölbe unter dem Chore der Domkirche in der sogenannten Kluft befindlich ist.

unter einem fast unglaublichen Zulaufe des ehrerbietigen Volkes, und versprach ihm, selbst nach Rom zu kommen, um die Uebelthäter zu bestrafen. Und dieses geschah auch im Jahre 800. Am Weihnachtsfeste dieses Jahres wohnte Karl dem Gottesdienste in der Sanct Peterskirche in Rom bei. Fast von allen Völkern des Abendlandes waren in der Hauptstadt der christlichen Kirche Menschen versammelt und eine unzählbare Menge erfüllte den Tempel. Nach dem Hochamt, als Karl vor dem Altare kniete, brachte Papst Leo plötzlich eine Kaiserkrone hervor und setzte sie ihm auf, und alles Volk schrie laut: „Karolus Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser der Römer! Ihm langes Leben und Sieg!“ — Zugleich kniete der Papst vor ihm nieder.

So wurde im 324sten Jahre, nachdem Romulus Augustulus die römische Kaiserwürde verloren hatte, dieselbe von Karln dem Großen, der als Patricius schon oberster Schutzherr Roms war, erneuert. Er selbst legte solche Wichtigkeit auf die Kaiserkrönung, daß alle seine Unterthanen, vom 12ten Jahre an, ihm von Neuem den Huldigungseid schwören mußten. Ueber Italien, Frankreich, Catalonien, die Balearen, auf der andern Seite bis an die Nordsee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und an die Gebirge Croatiens, also über den größten Theil des alten Römerreiches in Europa, erstreckte sich seine Gewalt.

Durch diese feierliche Handlung war Karls großes Werk der äußeren Gestalt nach vollendet. Die ganze germanische Christenheit, bis auf England, war zu Einem großen Körper vereinigt, und Karl zu ihrem weltlichen Oberhaupte, unter dem alterthümlichen, durch Gottes Fügung erneuerten, Namen der römischen Kaiser gekrönt worden. Er war als solcher der oberste Schirmherr der Kirche, so wie der Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa, unter dessen mächtigem Schutze sich der eben gepflanzte Keim neuen Lebens und neuer Weltbildung sicher entfalten konnte, ohne durch den zerstörenden Zwist und die Zertrümmerung der Völker, wie in den abgelaufenen Jahrhunderten, zertreten zu werden. Dieses ist der große Sinn der, durch die Germanen erneuerten, römischen Kaiserwürde, wie ihn Theodorich geahndet, Karl durch seine Kraft in's Daseyn gerufen, und die edelsten und herrlichsten der deutschen Kaiser in ihrer Brust getragen haben.

Karls Reich war also nicht, wie man es mit einem neueren Namen hat benennen wollen, eine Universalmonarchie; nicht ein Reich, in welchem alle Völker und Länder, die er erreichen konnte, nur seinem, des Einzelnen, Willen unterthan, und alle durch einerlei Gesetz, Sitte und Sprache zu einem einförmigen, traurigen Ganzen verbunden seyn sollten. Ein solches hat Karl nicht gewollt. Er ehrte die Eigenthümlichkeit der Völker, ließ ihnen ihre Gesetze, welche auf ihren uralten Herkommen und Lebensgewohnheiten beruhten; er ließ ihnen Sitte und Sprache,

welche nicht ohne die schmerzlichste Verwundung einem Volke entrissen werden können. Ja, so weit war er von dem Gedanken eines, durch den Willen eines Einzelnen streng und herrisch bewegten, Reiches entfernt, daß er vielmehr noch während seines Lebens, im J. 806, zu Dietenhofen seine Länder unter seine drei Söhne theilte, so daß Pipin über Italien, Ludwig in Aquitanien, und Karl in den übrigen, meistens deutschen, Ländern herrschen sollten. Sie und ihre Nachkommen sollten sich aber als Glieder Eines Geschlechtes betrachten, und nur der obern Leitung des jedesmaligen Kaisers, als des Familienhauptes, brüderlich zusammenstehen und ihre Völker an gleiche Eintracht gewöhnen.

So treuer und guter Gedanken war seine Seele voll, und Europa hätte sehr früh aufblühen mögen, wenn seines Geistes nur ein Theil auf seinen Nachkommen geruht hätte.

26. Kaiser Karls Ende. 814.

Aber Karl sah die Vereitlung seines Planes zum Theil schon mit eigenen Augen. Seine beiden tüchtigsten Söhne, Karl und Pipin, starben kurz nach einander, noch vor dem Vater, und der schwächste, Ludwig, blieb übrig. Der älteste, Karl, hatte einige glückliche Feldzüge gegen die Sorben, jenseits der Elbe, gemacht, und zur Hut der Gränze gegen sie hatten die Franken Magdeburg und Halle angelegt. Der Vater hoffte am meisten von diesem Sohne; aber er mußte seine Hoffnung zu Grabe tragen.

Da Karl sein eigenes Ende immer näher fühlte, ließ er seinen Sohn Ludwig zu sich nach Aachen kommen, und ermahnte ihn an einem Sonntage in der Kirche zu allen Pflichten eines guten Herrschers; dann mußte sich Ludwig selbst die goldene Krone auf's Haupt setzen, die auf dem Altare lag, und war so zum König aller Franken gekrönt.

Doch war der alte Kaiser noch immer unermüdet thätig, hielt Reichs- und Kirchenversammlungen, und ordnete die Geschäfte.

Im Januar des Jahres 814 wurde er von einem Fieber befallen, wozu Seitenstechen kam. Karl, der bis zu seinen letzten Lebensjahren nie krank gewesen und ein Feind von Arznei war, wollte sich durch sein gewöhnliches Mittel, durch Fasten, heilen; aber sein Köper war schon zu schwach. Am Morgen des achten Tages, es war der 28ste Januar, um die fünfte Stunde, fühlte er die Nähe des Todes, hob die rechte Hand kräftig auf, und drückte auf Stirn, Brust und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann streckte er die Hände noch einmal aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!" — und verschied; im 72sten Jahre seines Alters und im 46sten seiner Regierung.

Noch am Sterbetage wurde der Leichnam des verstorbenen

Kaisers feierlich gewaschen, geschmückt, gesalbt und unter großer Trauer des ganzen Volkes zur Gruft getragen in der von ihm erbauten Kirche. Dort setzte man ihn im vollen Kaiserschmucke, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, einem Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einen goldenen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Specereien, Balsam und vielen Kostbarkeiten, und verschloß und versiegelte sie.

So große Ehrfurcht vor dem Kaiser erfüllte seine Länder, und so sehr waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet, daß Alles, was in den letzten Jahren Wunderbares und Unerwartetes geschah, auf seinen Tod gedeutet wurde. Sein Lebensbeschreiber Eginhard nennt uns viele Zeichen. Drei Jahre hinter einander vor seinem Tode waren häufige Finsternisse an Sonne und Mond gesehen worden; der Säulengang, den Karl zwischen dem Münster und dem kaiserlichen Pallaste durch mühsamen Bau aufgeführt, sank am Himmelfahrtstage durch einen plötzlichen Einsturz bis auf die Grundlagen zusammen. Ferner wurde die Rheinbrücke bei Mainz, die er binnen zehn Jahren mit wunderwürdiger Kunst aus Holz gebaut, so daß sie ewig dauern zu können schien, in drei Stunden durch Feuer ganz und gar verzehrt. Er selber, als er den letzten Heereszug gegen Godfried; König der Dänen, führte, und eines Tages noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen war, sah plötzlich ein feurig leuchtendes Luftzeichen vom Himmel herabfahren und quer von der Rechten zur Linken durch die heitere Luft vorüberfliegen. In diesem Augenblicke stürzte sein Pferd gewaltsam nieder und warf ihn so hart zu Boden, daß die Spange seines Mantels zerbrach, sein Wehrgehenk zerriß und er von den herbeieilenden Dienern ohne Mantel und Waffen aufgehoben wurde. — Hiezu kam ein häufiges Wanken der Aachner Burg und ein unaufhörliches Knarren des Tafelwerks in den Zimmern, worin er wohnte, und viel anderer Zeichen mehr, welche seine Getreuen mit Angst und Sorge erfüllten; er selbst aber achtete das alles so wenig, sagt Eginhard, als ob nichts davon ihn irgend anginge.

27. Das Bild Karls des Großen.

Um einen außerordentlichen Mann, welchen wir bewundern müssen, recht zu fassen, wünschen wir auch die äußere Gestalt zu kennen, in welche der gewaltige Geist gehüllt war; wir wissen gern, wie das Auge die inneren Gesinnungen nach Außen wiederspiegelte; wie Stirn und Miene ein Bild der Hoheit und Ruhe, oder der heftigen Bewegung des Geistes war, und ob sich eben so die Würde und Kraft des Gemüthes in der ganzen körperlichen Bildung ausdrückte? — Von Karl giebt uns sein Freund Eginhard, den er als Pflegesohn in seinem Hause erzogen hatte, eine schöne, mit Liebe entworfene, Schilderung.

„Von Körper war König Karl voll und stark, sagt derselbe,

und hohen Wuchses, seine Länge betrug sieben seiner Füße. *) Sein Scheitel war rund, die Augen gar groß und lebhaft; die Nase überschritt in etwas das Mittelmaaß; sein greises Haar war schön anzuschauen; sein Angesicht fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt besondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Er übte sich unablässig im Reiten und Jagen, der angestammten Volkssitte gemäß; denn kaum wird irgend ein Volk auf Erden gefunden, welches den Franken in dieser Kunst gleich käme. Im Schwimmen aber war er so geschickt, daß ihm hierin keiner mit Recht vorgezogen werden möchte."

„Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor seinem Tode häufig mit Fiebern befallen wurde, so daß er zuletzt sogar auf einem Fuße hinkte. Und bei diesen Anfällen that er denn mehr nach seinem Gutdünken, als nach dem Rathe der Aerzte, denen er fast gram war, weil sie ihm riethen, unter den Speisen das Gebratene, welches er für das Zuträglichste hielt, wegzulassen. Uebrigens war er in Speise und Trank mäßig, doch im Trinken am mäßigsten, weil er die Trunkenheit an jedermann, — geschweige denn an sich und den Seinigen, — höchlich verabscheute. Die tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten und den er lieber als jede andere Speise aß. Während des Mahles hörte er gern Saitenspiel und Gesang oder einen Vorleser, und zwar über die Geschichten und Thaten aller Helden. Auch erfreute er sich an den Büchern des heiligen Augustin, besonders denen vom Staate Gottes."

„Im Sommer pflegte er nach dem Mittagessen etwas Obst zu genießen und einmal zu trinken, sodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er des Nachts gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. Die Nächte schlief er dagegen unruhig, so daß er vier- oder fünfmal nicht allein erwachte, sondern sogar aufstand und so den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern auch wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine Rechtsstreitigkeit anzeigte, die ohne sein Wort nicht entschieden werden konnte, ließ er die Streitenden selbst hereinführen, untersuchte den Handel und fällte das Urtheil."

„Seine Kleidung war die vaterländische Tracht, und noch dazu wenig von der des gemeinen Volkes verschieden. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd; darüber einen Rock, mit seidener Borde eingefaßt, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeschnürt; und im Winter verwahrte er Schultern und Brust noch durch eine Weste aus Otterfellen. Als Oberkleid trug

*) Es hat sich noch ein Stab oder eine Lanze von Eisen erhalten, die gerade das Maaß von Karls Größe zeigen soll; darnach wäre es 6 Fuß und 3 Zoll unseres rheinländischen Maaßes gewesen.

er einen Mantel, und stets war er mit dem Schwerdt umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war; bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn je zuweilen Gesandte fremder Völker da waren. Dann ging er auch wohl in einem golddurchwirkten Kleide, und mit einem Diadem, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, verschmähte er, und wollte nie mit solcher angethan seyn; außer daß er zu Rom einmal auf den Wunsch des Papstes Adrian, und das anderemal auf Bitten seines Nachfolgers Leo, ein langes Schleppkleid und weiten Mantel angelegt, und Schuhe nach der römischen Weise getragen."

„Der König Karl besaß eine reiche und überströmende Beredsamkeit, und jegliches, was er nur wollte, vermochte er auf's deutlichste auszudrücken. Und er begnügte sich nicht bloß mit der Muttersprache, sondern verwandte auch Fleiß auf Erlernung fremder Sprachen, unter denen er die lateinische so vollkommen kannte, daß er sie eben so gut als die Muttersprache redete; die griechische aber vermochte er besser zu verstehen als zu sprechen. Gewiß ist er so beredt gewesen, daß er selbst darin hätte Lehrmeister seyn können. — Die freien Künste trieb er sehr eifrig, und ehrte und belohnte die Lehrer derselben außerordentlich. Bei Erlernung der Grammatik hörte er den greisen Diakonus, Peter von Pisa; in den übrigen Wissenschaften war sein Lehrer Albin mit Zunamen Alcuin, der aus Brittanien, vom sächsischen Stamme, und ein in allewege gelehrter Mann war, bei dem er auch auf Erlernung der Sternkunde viel Mühe verwendete. Er versuchte auch zu schreiben, und pflegte hiezu Täfelchen und Blätter sogar im Bett, unter dem Kopfkissen, bei sich zu haben, um, wenn er freie Zeit hatte, seine Hand im Nachbilden der Buchstaben zu üben. Doch wenig glückte ihm die so spät angefangene Arbeit."

„Ein Denkmal seiner Liebe zu den Künsten, so wie seiner hohen Frömmigkeit, ist das Münster zu Aachen, von gar großer Schönheit, welches er erbauen ließ und mit Gold und Silber, mit Fenstern, und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erze schmückte. Zu dem Bau desselben ließ er die Säulen und Marmorsteine aus Rom und Ravenna herbeiholen, weil er sie anderswoher nicht haben konnte. *) — Seine Frömmigkeit bewies er auch in Unterstützung der Armen und in milden Gaben, die er selbst in entfernte Lande über's Meer schickte, wo er nur vernommen, daß Christen in Armuth lebten; weshalb er auch am meisten die Freundschaft der jenseits des Meeres herrschenden Fürsten suchte, damit den, unter ihrem Scepter lebenden, Christen einige Erquickung zu Theil würde. So unterhielt er eine herzliche Freundschaft mit Aaron, dem König der Perser (Haroun al Raschid, Kalifen

*) Diese Marienkirche und der kaiserliche Pallast sind die ersten großen Gebäude eines deutschen Fürsten, von denen wir wissen.

von Bagdad), der außer Indien fast das ganze Morgenland inne hatte. Als er daher Abgeordnete mit Gaben zu unsers Herrn und Erlösers heiligem Grabe schickte, nahm sie Haroun nicht nur willfährig auf, sondern gesellte auch den Heimkehrenden seine eigenen Gesandten bei, denen er von den Gewanden, Gewürzen und den übrigen Kostbarkeiten der Morgenlande das Auserkohrenste als Geschenk für Kaiser Karl mitgab, so wie er ihm einige Jahre vorher den einzigen Elephanten, den er damals besaß, gesendet."

Aus einer andern Nachricht erfahren wir, daß dieser Elephant, der Abulabaz (der Verwüster) hieß, durch seine ungeheure, nie gesehene, Größe alle Welt in Erstaunen setzte und Karls besonderer Liebling war; auch daß unter den Geschenken sich ein köstliches Zelt und ferner eine Uhr befand, aus Messing mit wunderbarer Kunst zusammengesetzt, auf welcher sich von Wasser getrieben ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben so viel ehernen Küchelchen, die wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen und durch ihren Fall die Stunden anzeigten, wobei zugleich Reuter, nach der Zahl der Stunden, durch zwölf Fenster heraustraten. Gewiß ein sehr kunstreiches Werk für die damalige Zeit! — Karl erwiederte diese Geschenke mit spanischen Pferden und Mauleseln, mit friesischen Mänteln, die man in jenen Ländern selten und nur sehr theuer hatte, und endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen und Tiger damit zu jagen.

Wie er auch mit den Kaisern in Konstantinopel, so wie mit den Fürsten in England und Schottland, Freundschaft unterhielt und von ihnen hochgeehrt wurde, haben wir früher erzählt; und so spiegelt sich der Eindruck seiner persönlichen Größe in seinem ganzen Zeitalter wieder, sowohl in der Schilderung derer, die ihm nahe standen, als in der Ehrfurcht entfernter Völker; und mit Recht sagt sein eigener Enkel, Nithart, der die Zwistigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen beschrieben hat, von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ein Mann, der durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervorragt, daß er Allen gleich schrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewundernswürdig zu seyn schien."

In den folgenden, von seiner Ehrfurcht noch erfüllten, Menschenaltern wurde sein Bild durch Sage und Dichtung wunderbar verherrlicht, so daß selbst seine Leibesgestalt riesenartig vergrößert erscheint So wird er z. B. in einer plattdeutschen Legende geschildert: „Kaiser Karl war ein schöner, langer, starker Mann, mit mächtigen Armen und Beinen; sein Antlitz war anderthalb Spannen lang, sein Bart eines Fußes breit; seine Augen schienen ihm so klare, wen er ernstlich ansah, der mußte sich erschrecken. Seine Stärke war so groß, daß er einen gewappeneten Mann mit einer Hand hoch über sein Haupt emporheben konnte."

Und von seinem Zuge gegen den König Desiderius erzählt eine alte Chronik: „Als der Langobarden-König von seinem Thurme

zu Pavia das ganze gegen ihn anrückende, fränkische Heer betrachtete und in jedem Haufen den König suchte, erschien zuletzt König Karl auf seinem Streitrosse, welches wie von Eisen an Muth und Farbe war; er selbst, mit ehernem Helm auf dem Haupte, mit eisernen Schienen an den Armen und Beinen, und mit glänzendem Panzer die Brust und breiten Schultern gewappnet, in der Linken die eiserne Lanze aufrecht haltend, und die starke Rechte immer bereit das gewaltige Schwerdt zu fassen; — und als nun Notker, ein von Karl vertriebener Großer, der neben dem Könige der Langobarden stand, hinwies und sagte: „Siehe, da ist der, den du gesucht hast, — da sank Desiderius fast um und seufzte: „Laß uns hinabsteigen, und in die Erde uns bergen, vor dem zornigen Antlitze eines so gewaltigen Feindes." —

Als Zeugniß daß die Begeisterung, welche wahre Größe einflößt, über den Raum der nächsten Zeiten weit hinaus reicht, und sich in den spätesten Zeitaltern in empfänglichen und warmen Gemüthern wiederholt, stehe hier auch noch das Urtheil eines Neueren über den König Karl: „Im ganzen Wesen des großen Königs, so heißt es dort, kündigte sich das Urbild seines kräftigen Zeitalters voll männlicher, doch heiterer Tugend an. Mit der Fülle der Kraft, die eine Welt umgestaltete, war eine Milde und Sanftmuth, mit aller Größe und Hoheit, Einfalt, Lauterkeit des Sinnes und tiefes Feuer des Gefühles gepaart. Die Mischung von Strenge und kindlicher Milde in seinem Wesen war das Geheimniß, wodurch er alle mit Ehrfurcht zugleich und mit Liebe erfüllte, und selbst in der Brust hart Gestrafter treue Anhänglichkeit hinterließ, welches die That des edlen Franken Isenbart, der aller Ehren und Güter von Karln beraubt, doch sein unerwarteter, alleiniger Retter aus naher Lebensgefahr wurde, auf's Schönste bewährt. Lag in dem Blitze seines Auges so große Kraft, daß ein strafender Blick schon niederwarf und man den Spruch der Schrift auf ihn anwendete: „Der König, wenn er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzt, verscheucht durch den Blick seines Angesichtes jegliches Unheil," — und im Donner seiner Rede solche Gewalt, daß sie die Getroffenen zu Boden schmetterte, so thronte auf seinem Antlitz auch wieder so unaussprechliche Heiterkeit und seine Stimme war von so lieblicher Klarheit, daß ein Erzähler ihn den fröhlichen Kaiser der Germanen nennt, und versichert, so voll sey er immer gewesen aller Anmuth und Milde, daß, wer traurig zu ihm gekommen, durch sein bloßes Ansehen und wenig Worte erheitert und froh davon gegangen sey. Er war von den Menschen, in deren Angesicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geistes sich spiegelt, deren Anschauen ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht; und in allen diesen Grundzügen seines Charakters ist Karl das Ideal eines ächt germanischen Mannes und Fürsten; so wie er in Wahrheit Vater und Schöpfer des germanischen Zeitalters genannt werden kann, welches er auf den Schauplatz der Geschichte führte, nach-

dem es im Schooße der Menschheit zur Reife gediehen war. Und nicht nur durch seine Werke und äußeren Schöpfungen begründete er die germanische Zeit, sondern er trug sie ganz mit ihrer Größe und Einfalt, mit ihrem Heldensinne und ihrer stillen Gemüthlichkeit, in seiner tiefen Seele."

Von seiner, auf gegenseitige Achtung gegründeten, Freundschaft gegen Papst Hadrian, und seiner väterlichen Neigung zu Eginhard, ist schon geredet. Keinen aber liebte er so zärtlich, als Angilbert oder Engelbert, einen jungen Mann aus angesehenem Geschlechte, der ihn auf allen Reisen begleitete, und dem er seine wichtigsten Angelegenheiten übertrug. (Diesen Engelbert verheirathete er auch mit seiner Tochter Bertha, und aus dieser Ehe stammte der oben genannte Geschichtschreiber Nithard.) Ein ehrfurchtsvoller Sohn war Karl gegen seine Mutter Bertradis, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester Gisla; und unter seinen Gemahlinnen liebte er die zweite, Hildegardis, ganz vorzüglich, welche ihm die drei Söhne gebar; er hatte außerdem noch drei Töchter. Seine Kinder ließ er auf's Beste erziehen, ja, er selbst widmete sich ihnen mit treuer Sorgfalt. Die Söhne lernten nicht nur alle ritterlichen Uebungen, sondern auch die Wissenschaften; die Töchter Wollarbeiten, Nähen und Spinnen, nach damaliger einfach deutscher Sitte. Nie aß er ohne seine Kinder, auf allen Reisen mußten sie ihn begleiten; die Söhne ritten neben ihm, die Töchter folgten. An diesen hing sein Herz so sehr, daß er es nie über sich gewinnen konnte, sie von sich zu lassen.

Um sein Hauswesen kümmerte er sich auf das Sorgsamste. Dem Gesetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für seine Güter und Meierhöfe Verordnungen mit solcher Vollständigkeit und Sachkunde zu geben, daß ein Hausvater daraus lernen konnte, sein Haus zu verwalten. Wir haben noch solche Gesetze von ihm, und finden darin auf das Genaueste angegeben, wie viel auf seinen Meiereien von jeder Art der Hausthiere, wie viel Pfauen und Fasanen zur Zierde gehalten, wie das Bereiten des Biers und des Weines eingerichtet, wie Bienenzucht, Fischerei, Obst- und Pflanzenbau, getrieben werden solle.

„Flößt Karls übrige Größe uns Ehrfurcht und Bewunderung ein," so spricht der neuere Darsteller seines Lebens, „so bringt ihn uns diese, durch höhere Sorgen nicht erstickte, Theilnahme an den kleinern Angelegenheiten des Lebens nahe; diese, dem ächten Deutschen eigene Häuslichkeit, womit er in's Leben eingewachsen ist, wie die Pflanze in den Boden, der sie trägt und nährt, während seine rege Kraft hinaus in die Welt des Schaffens und Wirkens, und sein kühner Geist gen Himmel strebt, so wie die Pflanze ihre Blüthe der Sonne entgegentreibt."

Und Karls Geist war in Wahrheit dem Lichte zugekehrt: er war entflammt von der Liebe des Wahren und Schönen; und pflanzte sie überall, und durch alle Mittel, die in seiner Gewalt waren. Mit dem gelehrten Engländer Alcuin und andern kun-

digen Männern hatte er eine wissenschaftliche Gesellschaft gestiftet, in welcher er selbst den Namen des Königs David, sein Freund Angilbert den Homers, Alcuin den von Horaz, die übrigen andere, führten, woraus der heitere, über die Fesseln des alltäglichen Lebens frei schwebende, Sinn dieser Vereinigung schon genugsam hervorleuchtet. Die nächste Bestimmung derselben, außer der Beschäftigung mit den beiden alten Sprachen, mochte wohl die seyn, die vaterländische Sprache und Dichtkunst aus der Vergessenheit hervorzuziehn und neu zu beleben. Karl hat selbst eine deutsche Grammatik entworfen oder entwerfen lassen, den Monaten und den Winden deutsche Namen gegeben, und die uralten Lieder gesammelt, worin die Thaten und Kriege alter Helden besungen waren; (wie einst Lykurg und Pysistratus die Gesänge Homers sammelten.) Von seiner eigenen Liebe zu allem Wissenswürdigen aber ist kein Zug rührender, als der schon erzählte, wie er noch im späten Alter die kräftige Hand, die nur das Schwerdt zu führen gewohnt war, so sorgsam, und selbst in den schlaflosen Stunden der Nacht, an die Führung des Griffels gewöhnen wollte. — Und wie er gebildete und kenntnißreiche Männer schätzte, davon zeigt, außer den angeführten, noch das Beispiel des langobardischen Geschichtschreibers, Paul Diakonus. Er war Geheimschreiber des Königs Desiderius und hatte, nach dessen Besiegung, Theil an der neuen Empörung der Lombarden; deshalb wurde die Strafe über ihn ausgesprochen, es sollten ihm die Hände abgehauen werden. Karl jedoch sprach: „Aber, wenn wir diesem die Hände abhauen, wer wird uns so anmuthige Geschichten schreiben?" und begnadigte ihn. Der schon erwähnte Alcuin, auf dessen Besitz Karl stolzer war als auf ein Königreich, war früher Vorsteher der hohen Schule zu York in England, wo fast alle damaligen Gelehrten ihre Bildung erhalten und ihre Begeisterung für die Wissenschaften eingesogen hatten, und wo sich eine der wenigen damals im Westen Europa's vorhandenen Bibliotheken vorfand. Im J. 793 ließ er sich durch die wiederholten Bitten des Königs bewegen nach Frankreich zu kommen und die berühmte Schule in Tours anzulegen. So sehr ehrte ihn Karl, daß er ihn seinen in Christo geliebtesten Lehrer nannte und ihn der glänzenden Reichs- und Kirchenversammlung in Frankfurt als seinen Freund vorstellte. Und Alcuin zeigte sich dieser Ehre würdig; wenn alle schwiegen, so sagte er dem Könige offen die Wahrheit.

Mit der Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten verband Karl zugleich, mit sehr richtiger Einsicht, die Sorge für die Erziehung des Volkes; allenthalben, wo es möglich war, stiftete er Schulen und achtete selbst auf ihren Fortgang. So wird erzählt, wie er einst in die Schule, die er an seinem eigenen Hofe eingerichtet hatte, trat und die Arbeiten der Knaben durchsah. Die Geschickten stellte er auf seine rechte, die Ungeschickten an seine linke Seite und da fand es sich, daß die Letztern meist Söhne vornehmer Eltern waren. Da wandte sich Karl zu den Fleißigen, lobte sie sehr, und

versicherte sie seines besondern Wohlwollens; die andern schalt er hart, und drohte, sie trotz ihrer edlen Abkunft weit zurückzusetzen, wenn sie das Versäumte nicht durch eifrigen Fleiß nachholten.

Die Würde der gottesdienstlichen Feier lag ihm sehr am Herzen; besonders gab er sich Mühe, einen guten Kirchengesang einzuführen, und ließ deshalb Orgelspieler und Sänger aus Italien kommen. Zu Soissons und Metz errichtete er Singschulen. — Ferner ließ er eine Anzahl guter Predigten aus griechischen Kirchenlehrern in's Fränkische übersetzen und dem Volke vorlesen; so wie er überhaupt verordnete, daß die Predigten in der vaterländischen Sprache gehalten werden sollten. König Karl wußte recht wohl, daß die bürgerliche Ordnung auf der religiösen und sittlichen Würdigkeit des Volkes beruht und ohne diese keinen Bestand hat. Er sah den Staat und die Kirche nicht als getrennt oder gar feindlich gegen einander an, sondern glaubte vielmehr, daß sie beide dasselbe große Ziel, die Veredlung der Menschen, hätten. Daher knüpfte er auch in seinem großen Reiche das Band zwischen beiden immer enger.

Schon unter den früheren fränkischen Königen war die Geistlichkeit ein wesentlicher Bestandtheil in der Verfassung des Reiches; die Bischöfe nahmen, gleich den Herzogen, Antheil an den Staatsgeschäften und hatten Sitz und Stimme auf den Reichsversammlungen; Karl machte dieses zu einem festen Grundsatze und erhob so den geistlichen Stand zu einem der Stände des Reichs. Die ständische Verfassung hatte nun schon zwei ihrer Hauptglieder, Adel und Geistlichkeit; der Bürgerstand, als das dritte Glied, war noch nicht vorhanden; spätere Jahrhunderte brachten ihn erst zur Reife und vollendeten damit die Ständeverfassung. Aber für jene Zeit war es wichtig, daß der zu mächtig gewordene Lehnsadel an dem geistlichen Stande ein Gegengewicht erhielt, welcher der Bewahrer der christlichen Cultur durch ganz Europa seyn mußte, und eben dadurch auch Europa zu Einem Ganzen verband. Und Karl fühlte sich groß genug, um keinen Mißbrauch solcher geistlichen Gewalt in seinem Staate zu fürchten. Obgleich er die Güter und das Ansehen der Geistlichkeit sehr vermehrte, so hielt er seine kaiserliche Gewalt doch in solcher Ueberlegenheit über sie, daß man sein scharfes Auge überall fürchtete, und daß einer seiner Geschichtschreiber ihn den Bischof der Bischöfe nennt.

In Absicht der Reichsverwaltung schaffte Karl die Macht der großen Herzöge, als Vorsteher ganzer Provinzen, ab, theilte dieselben in kleinere Bezirke und ließ diese durch Grafen verwalten, deren Hauptgeschäft die Versehung des Richteramts war. Die Herzöge, welche er selbst ernannte, waren nur seine Unterbefehlshaber im Kriege, Anführer des Heerbannes einer Provinz. Außerdem schickte er, so oft es ihm gut schien, königliche Sendboten (Missi regii,) in die Provinzen, welche den Zustand derselben, und wie sie verwaltet wurden, untersuchen

und schriftlichen Bericht abstatten mußten. Sie bestanden, weil sowohl die Verwaltung der geistlichen als der weltlichen Vorsteher geprüft werden sollte, meistentheils aus einem Bischofe und einem Grafen. Alle seine Beamten, besonders die Richter, ermahnte er ernst und nachdrücklich zur Erfüllung ihrer Pflichten. Zweimal im Jahre hielt der König selbst große Reichsversammlungen oder Male: die eine im Frühjahr, das Mayfeld (Campus Madius,) wo der König mit den Ständen die Beschlüsse faßte, welche nach ihrer Eintheilung in Kapitel unter dem Namen der Kapitularien bekannt sind, die zweite im Herbst, nur mit den angesehensten Großen und seinen Vertrauten, mit denen er die dringendsten Geschäfte abmachte und andere für den nächsten Maytag vorbereitete. Die Sendboten mußten in ihrem Sprengel viermal im Jahre die Volksgemeinde berufen, welche, außer ihren besondern Angelegenheiten, auch noch die Beschlüsse der großen Reichsversammlungen, wenn sie die Volksrechte angingen, bewilligen und bestätigen mußte. So wenig konnte der König mit seinen Großen in diese Rechte selbst Eingriffe thun. — Durch alle diese Einrichtungen hielt Karl, der als Gesetzgeber noch größer war, denn als Krieger, ohne stehendes Heer und ohne Besatzungen, die unterworfenen Völker im Gehorsam, und sein weites, aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetztes, Reich in guter Ordnung. Er selbst blieb in den Schranken der Verfassung; er ehrte die Gesetze und vernahm gern die Stimme seines Volkes, und zeigte, wie in Allem, so vorzüglich hierin, seinen großartigen Sinn und seine eigene menschliche Würde.

28. Die Zeiten Ludwigs des Frommen. 814—840.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, — ein seltenes Beispiel in der Geschichte, vier große Männer nach einander hervorgebracht hatte, schien seine Kraft erloschen. Ludwig der Fromme war seinen Vätern nicht gleich. Zwar war er, was sein Aeußeres betraf, keineswegs unbedeutend; sondern er wird als wohl gebildet beschrieben, mit einnehmendem Gesicht, stark von Körper, und in Bogen und Lanze so geübt, daß ihm keiner der Seinigen gleich kam. Aber er war schwach an Geist und Willen, und sein Beiname, der Fromme, bedeutet nicht nur, daß er gottesfürchtig, sondern vorzüglich, daß er gutmüthig war und sich vieles gefallen ließ. Ein solcher Herrscher war nicht geschickt, das große Reich seines Vaters zusammenzuhalten. Das größte Unglück seines Lebens indeß kam von seinen eigenen Söhnen.

Er hatte drei aus der ersten Ehe, Lothar, Pipin und Ludwig; zwischen denen theilte er schon früh sein Reich, so daß er für sich nichts als den Kaisertitel behielt. Nun aber nahm er bald nachher eine zweite Frau, Judith, aus dem Welfischen Hause, welche ihm den vierten Sohn, Karl, gebar

und eine stolze, herrschsüchtige Frau war, die ihrem Sohne gern Alles zugewendet hätte. Auf ihr Zureden mußte Ludwig den andern Söhnen einen Theil der Länder wieder nehmen und dem Karl geben. Darüber entstand offenbarer Krieg zwischen Vater und Söhnen, und diese nahmen den Vater zweimal gefangen. Das letztemal geschah es bei Colmar im Elsaß, und weil die meisten Großen von Ludwigs Anhange, die ihm Treue gelobt hatten, zu den Söhnen übergingen, so hat der Ort den Namen des Lügenfeldes erhalten. Der gutmüthige Ludwig sprach zu denen, die bei ihm geblieben waren: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren soll.“ — Sie weinten und gingen, und Ludwig gerieth in die Hände der Söhne. Lothar, welcher der schlimmste von ihnen war, brachte ihn in ein Kloster zu Soissons in Frankreich und setzte ihm so lange zu, bis er sich entschloß, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Das that Lothar deshalb, damit der Vater dadurch zu den Waffen unfähig würde; denn so war es in den Kirchengesetzen verordnet, daß einer, der Kirchenbuße gethan, nicht wieder Waffen tragen durfte. Einen König aber ohne Waffen konnten die Franken unmöglich ertragen.

Der fromme Ludwig, der sich leicht bereden ließ, seine eigenen Sünden seyen an allem Unglück schuld, ließ sich wirklich in die Kirche des Klosters führen; nachdem er Wehrgehenk und Waffen abgethan hatte, wurde er auf einen Bußsack ausgestreckt und las einen Zettel ab, auf welchem sein Sohn und dessen Helfer alle seine Sünden verzeichnet hatten: „Er habe sein Amt unwürdig versehen, Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert; er sey ein Meineidiger, ein Urheber von Aergernissen und Unruhen, der zuletzt sogar gegen seine Söhne habe Krieg führen wollen! — Und während er solches Bekenntniß that, legten die Bischöfe ihre Hände auf ihn und sangen Bußpsalmen. Es war der Erzbischof Ebbo von Rheims, den Ludwig selbst aus einem Knechte zum Erzbischof gemacht hatte, und mit ihm dreißig Bischöfe; und Lothar saß daneben auf einem Thron und weidete seine Augen an der Erniedrigung des Vaters. Dieser wurde alsdann im Bußgewande in eine einsame Zelle gesperrt, wo er ohne Trost allein blieb.

Solche Mißhandlung des Kaisers hatte seinen Sohn Ludwig von Baiern, welcher nachher Ludwig der Deutsche hieß, und der beste unter den Söhnen war, entrüstet; er beredete sich mit seinem Bruder Pipin, und sie zwangen Lothar, daß er den Vater wieder losgab. Dieser wurde auch von den Bischöfen förmlich losgesprochen und erhielt aus ihren Händen die Waffen zurück.

Aber er war durch das Unglück nicht weiser geworden, sondern ließ sich durch die Judith sogleich wieder dahin bringen, daß er seinen vierten Sohn Karl noch einmal allen andern vorzog, ihm die schönsten Länder gab, und ihn zum König von Neustrien krönen ließ. Den besten der Söhne, Ludwig, setzte er am meisten zurück. Dieser ließ sich durch den Unwillen darüber verleiten,

die Waffen gegen den Vater zu ergreifen, und der alte Ludwig konnte nicht einmal eine ruhige Stätte zu seinem Sterbebette finden. Sondern, als er nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen den Sohn zu halten, und eben in der Gegend von Mainz über den Rhein ging, fühlte er sein schnell herannahendes Ende. Er blieb auf einer Rheininsel in der Gegend von Ingelheim, ließ sich dort ein Zelt aufschlagen, und legte sich nieder zum Sterben. Dem Sohne verzieh er noch vor seinem Tode mit diesen Worten: „Weil er nicht zu mir kommen kann, um Genugthuung zu leisten, so thue ich das Meinige und nehme Gott und euch alle zu Zeugen an, daß ich ihm alles verzeihe. Euer Amt aber wird es seyn, ihn zu ermahmen, daß, wenn ich ihm so oft verziehen, er nicht vergesse, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat." So starb im J. 840 der König Ludwig, dessen Wille gut war, nach einem mühseligen Leben, in Kummer und Trübsal, weil er nicht verstand, sein eigenes Haus, geschweige sein Reich, zu verwalten.

Das Rühmliche aus seinem Leben sind ein paar geistliche Stiftungen, nemlich die des Klosters zu Corvey, und des Erzbisthums Hamburg. Ersteres stammt von dem Kloster gleiches Namens bei Amiens in Frankreich. Hierhin hatte Karl der Große viele der Gefangenen Sachsen bringen lassen, um sie in der christlichen Religion unterrichten und zu künftigen Lehrern derselben unter ihren Landsleuten erziehen zu lassen. Von diesen Sachsen ließ nun Ludwig der Fromme eine geistliche Kolonie in ihrem Vaterlande, an der Weser, anlegen, und den Bau des neuen Klosters schon 815 beginnen. Es wurde 822 vollendet und die Abtei mit vielen königlichen Gütern ausgestattet. Sie wurde bald die vorzüglichste Bildungsschule in diesen Gegenden.

Das Erzbisthum Hamburg gründete Ludwig 831, vorzüglich zur Bekehrung des heidnischen Nordens. Der erste Bischof war Ansgar, aus dem Stifte Corvey, einer der eifrigsten Verbreiter des Christenthums, der schon in Dänemark und Schweden gelehrt hatte. Leider traf Hamburg 845 das Unglück, von den Normännern zerstört zu werden, weshalb das Erzbisthum nach Bremen verlegt wurde.

29. Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhnen. 843.

Die Brüder, welche gegen ihren eigenen Vater die Waffen zu führen sich nicht gescheut hatten, konnten noch weniger unter sich selbst einig bleiben; besonders maßte sich Lothar, als Kaiser, große Vorrechte über seine Brüder an. — Ludwig und Karl — Pipin war schon gestorben, — rüsteten sich also wider ihn, und da er sich nicht zu einem friedlichen Vergleiche verstehen wollte, kam es im J. 841 zu einer Schlacht bei Fontenay in Frankreich. Sie war sehr blutig; vierzigtausend, nach andern hunderttausend, Todte bedeckten das Schlachtfeld; Lothar wurde geschlagen, und

mußte seine großen Forderungen fahren lassen; und nach zwei Jahren kam ein wichtiger Vertrag zu Stande, welcher das große fränkische Reich theilte, und Deutschland auf immer von Frankreich getrennt hat. Dieser heißt der Vertrag von Verdün, geschlossen am 11. August 843.

1) Ludwig erhielt das eigentliche Deutschland bis an den Rhein, und über dem Rheine, des Weinwuchses wegen, wie es in der Urkunde heißt, Mainz, Speier und Worms. Dadurch waren die Länder, in welchen reiner deutscher Stamm, unvermischt mit den Römern, geblieben war, alle vereinigt, und wir Deutschen müssen die Theilung zu Verdün als ein großes Heil für uns ansehen. Denn wäre unser Vaterland mit Frankreich vereinigt geblieben, und hätten die Könige vielleicht ihren Sitz in Paris genommen, oder auch nur mit ihren Hauptstädten gewechselt; so möchte doch mit der Zeit eine verderbliche Mischung der deutschen und französischen Sprache, Sitten, Lebensweise und des Volks-Charakters entstanden seyn.

2) Lothar behielt die Kaiserwürde und Italien, und bekam ferner einen schmalen, langen Landstrich zwischen Deutschland und Frankreich, von den Alpen bis in die Niederlande; nemlich das Land Wallis und Wadt von der Schweiz, dann das südöstliche Frankreich bis zum Rhonefluß, und am linken Ufer des Rheines das Elsaß und die Gegenden der Mosel, Maas und Schelde. Dieser lange, schmale Landstrich zwischen den beiden andern Brüdern wurde wahrscheinlich deshalb für den Kaiser bestimmt, damit er beiden nahe sey, und damit nach dem Willen des Vaters und Großvaters, durch das kaiserliche Ansehen die Einheit des Ganzen möglichst erhalten werde. Auch schien von der Kaiserwürde sowohl Italien mit der alten Hauptstadt Rom, als auch das alte Austrasien, nemlich die Gegenden des Rheins, die Karl der Große zu seinem Sitze gewählt hatte, mit der Hauptstadt Aachen, unzertrennlich. Aber, obgleich Lothar sehr schöne und fruchtbare Provinzen erhielt, so war sein Theil doch der schwächste; denn sein Reich diesseits der Alpen hatte keine natürlichen Gränzen, weder durch Gebirge, noch durch den Volksstamm; die Bewohner seiner Länder an der Rhone und dem Rheine hinunter waren aus sehr verschiedenen Stämmen zusammengesetzt. Es war keine Natur-Nothwendigkeit in dieser Theilung der Länder, sondern bloße menschliche Willkür, und darum war auch kein Bestand darin. Vielmehr ist sie die Quelle von sehr vielem Unglück geworden. Nachdem der Kaiser Lothar, wie verfolgt von dem Schatten seines Vaters, gegen den er am meisten gesündigt, die Regierung niedergelegt hatte und in einem Kloster gestorben war, stritten seine drei Söhne wiederum mit den Waffen um das Land und theilten es unter sich; aber keiner von ihnen brachte es auf Nachkommen. Die Länder Burgund, Elsaß und die eigentliche Provinz Lothringen, welche Lothar II. erhalten hatte, und die eben von ihm den Namen Lotharingien bekam, theilten nach dessen frühem Tode schon seine beiden Oheime,

Ludwig der Deutsche und der französische König Karl, unter einander, so daß das Land im Osten der Maas mit den Städten Utrecht, Aachen, Lüttich, Metz, Trier, Köln, Straßburg u. a. an Deutschland kam. Diese Theilung beendigte aber den Streit um die Lothringsche Erbschaft nicht, sondern dieselbe ist durch alle Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen den Deutschen und Franzosen gewesen, und viele blutige Kriege sind ihrenthalben geführt worden.

3) Karl der Kahle endlich erhielt den westlichen Theil des ganzen Reichs der Franken, und bei diesem Theile ist der Name Frankreich geblieben. Wir aber sind wohl zufrieden, daß wir ihn nicht behalten, sondern den uralten Volksnamen wieder hergestellt haben, der alle Stämme umfaßt.

30. Die deutschen Könige aus dem Geschlechte der Karolinger. 843—911.

1. Ludwig der Deutsche, 840—876, der ein kräftiger Fürst, von hohem Wuchse und schöner Bildung, von blitzendem Auge und hellem Geiste war, auch lebendigen Sinn für Bildung und Wissenschaft besaß, und dieses durch Redeschulen, die er in Frankfurt und Regensburg erbaute, bewies, hatte viel für die Ruhe seines Reiches zu kämpfen, indem von den östlichen Gränzen her die slavischen Völker Einfälle machten, von Norden und Nordwesten aber die Normänner. Diese kühnen Seefahrer, von altdeutschem Stamme, wild, wie ihr Meer und ihre nordischen Küsten, erschienen, aus den norwegischen, schwedischen und dänischen Gewässern kommend, mit der Schnelligkeit des Windes und mit allgewaltiger Tapferkeit an den Mündungen der Flüsse, und drangen oft tief in die Länder ein. Sie sind auf der Seine bis Paris, auf der Garonne bis Toulouse, und auf dem Rheine bis Köln und Bonn vorgedrungen. Und nicht allein die Ufer dieser Flüsse litten von ihren Verheerungen, sondern sie verstanden sogar ihre Schiffe viele tausend Schritte weit über Land wegzuschaffen und in andere Flüsse zu bringen, so daß nirgend Sicherheit vor ihnen war. So groß war der Schrecken ihres Namens, daß der bloße Ruf vor ihnen her schon die Menschen zur Flucht aufregte. Ihre Zahl war meistentheils klein, wie denn ein Schiffsgeschwader überhaupt nicht große Heere fortbringen kann; aber ihr Muth, wie ihre Körper und ihre Waffen, zeugten von guter nordischer Kraft, und im Schwingen der gewaltigen Speere kam ihnen niemand gleich. Einige Schiffe, nebst einigen tapfern Leuten, waren oftmals die Aussteuer königlicher Prinzen; und wie im alten Deutschland ein edler Anführer mit seinem Gefolge auf kühnen Zügen Ehre und Beute erwarb, ja wie er sogar sich und den Seinen den Besitz eines Landes erkämpfte; so war dem verwegenen Seehelden sein Geschwader, mit kampf- und beutelustigen Abenteurern bemannt, die Quelle des Reichthums, ja bisweilen der bewegliche Boden, auf welchem er sich ein Reich erwarb. In der Normandie in Frankreich, in

Sicilien und in Rußland haben sie solche Reiche gegründet. — Gegen sie und gegen die Slaven hat Ludwig der Deutsche das Reich gut beschützt, nicht aber

2) sein Sohn Karl der Dicke (876—887), welcher nach dem Tode seiner Brüder Karlmann und Ludwig durch besondere Umstände noch einmal auf kurze Zeit die drei Theile des fränkischen Reiches, Italien, Deutschland und Frankreich, vereinigte. In Frankreich war ein minderjähriger Prinz, Karl der Einfältige, für den sollte er das Land gegen die Normannen schützen, er aber kaufte ihnen zweimal den Frieden mit vielen Pfunden Goldes ab; einmal da sie auf der Maas bis Haslov, und das zweitemal, da sie mit 700 Fahrzeugen auf der Seine bis Paris gekommen waren und die Stadt hart belagerten. Ein so schimpfliches Betragen und die Schwäche seiner ganzen Regierung brachten ihn in Verachtung, und machten, daß er im Jahre 887, auf einer großen Reichsversammlung zu Tribur, förmlich des Reiches entsetzt wurde. Zu seinem Glücke starb er schon im folgenden Jahre.

3) Ihm folgte in Deutschland Arnulf (887—899), ein Sohn seines Bruders Karlmann, also Großsohn Ludwig des Deutschen, ein tapferer und würdiger König. Er schlug die Normannen bei Löwen in den Niederlanden, wo sie ein verschanztes Lager errichtet hatten, und dieser Sieg verbreitete seinen Ruhm durch alle Länder; denn jene Normänner waren von dem tapfersten Stamme des Nordens, und es war noch nie gehört worden, daß sie vor dem Feinde geflohen waren. — Auch nach Italien ging Arnulf, um dieses uneinige Land, wo sich viele um die Oberherrschaft stritten, wieder unter deutsche Hoheit zu bringen. Er drang 896 bis Rom vor; aber sein Heer war durch Witterung und Krankheit sehr geschwächt; er getraute sich nicht die starken Mauern der Stadt zu brechen und wollte wieder umkehren. Da geschah es, daß die Römer von den Mauern herab auf die Deutschen schimpften und sie verhöhnten; diese, ohne Befehl zu erwarten, machten sich auf, stürmten die Thore, füllten die Gräben, erstiegen die Mauern und eroberten die Stadt. Das römische Volk mußte ihm Treue schwören. Aber es kannte die Treue nicht; weil Gewalt die starke deutsche Natur nicht hatte überwinden können, so mußte es Gift thun. Arnulf bekam höchst wahrscheinlich Gift; er kehrte krank nach Deutschland zurück und starb nach langem Siechen im Jahr 899, beklagt von allen Deutschen, und viel zu früh für sein Reich. Denn er war noch jung, und das Vaterland hätte nie mehr, als jetzt, seines kräftigen Armes bedurft.

Ein neues wildes Volk, den alten Hunnen an Wildheit gleich, hatte sich in Ungarn festgesetzt, und fing an, Deutschland mit seinen Einfällen heimzusuchen. Sie hießen eigentlich Madscharen, (Magyaren) und gehörten zu den asiatischen Wandervölkern kalmuckischen Stammes; man nannte sie aber Hunnen, (auch Ungarn, so wie das Land, welches sie von nun an besetzten), weil man schon gewohnt war, alles, was wild und fürchterlich anzuse-

hen war und von Morgen her kam, Hunnen zu benennen. Auch sie lebten, wie jene, immer auf ihren Pferden, und waren plötzlich da, wo man sie nicht erwartete. Bald griffen sie an, bald flohen sie wieder, und im Fliehen schossen sie ihre Pfeile rückwärts und kehrten plötzlich um, wenn man sich sicher hielt. Ihre Pfeile schossen sie aus hornenen Bogen mit solcher Gewalt und Sicherheit, daß man ihnen kaum ausweichen konnte; aber in der Nähe zu fechten und Städte zu belagern, war ihnen unbekannt. Von Körper waren sie klein, gräßlich von Gesicht, mit tiefliegenden Augen, von barbarischen Sitten und rauher, mißtönender Sprache; so daß ein alter Schriftsteller, der zu jener Zeit lebte, sagt, man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen, nicht Menschen, sondern menschlichen Mißgeburten, so kostbares Land überlassen habe.

4) Diese furchtbaren Feinde verheerten auf eine unerhörte Weise die deutschen Länder, während Arnulfs Sohn, Ludwig das Kind, der noch unmündig war, König von Deutschland hieß, vom Jahr 899 – 911. Es waren vielleicht die unglücklichsten Jahre, die jemals über unser Vaterland gekommen sind. Die Ungarn machten fast jedes Jahr ihre schnellen und stürmischen Züge in eine Provinz, verwüsteten sie mit Feuer und Schwerdt, und trieben Tausende der Einwohner als Sklaven mit sich weg; die Deutschen aber, so tapfer sie waren, kannten solche Art Krieg zu führen noch nicht, und konnten ihnen nicht wehren; dazu hatten sie noch keine Städte mit Mauern, in welche sie ihre Frauen und Kinder hätten flüchten können. Zuerst wurde Baiern von ihnen verwüstet und die Grafen und Edlen erschlagen; im folgenden Jahre ging es mit Sachsen und Thüringen eben so, in den beiden nächsten aber mit Franken und Schwaben. Man deutete das Unglück Deutschlands nach dem Prediger Salomo: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ — Doch dieses Kind starb zu seinem und des Landes Heile früh, im Jahre 911.

31. Zustand der späteren karolingischen Zeiten.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, welches so groß begonnen hatte, in Deutschland untergegangen war, bestand es noch einige Zeit schwach und ohnmächtig, in Frankreich; dann schwand es auch dort dahin, gleich einem Strome, der mächtig anfängt, und zuletzt in einzelnen, schwachen Armen im Sande versiegt.

In Deutschland hatte sich indeß vieles verändert, was für alle folgende Zeiten wichtig ist. Karl der Große machte, wie wir wissen, die königliche Gewalt mächtig über alle andere; er schaffte die großen Herzöge über ganze Provinzen ab und setzte königliche Beamte, mit kleinerem Umkreise der Herrschaft, ein, und wären seine Nachfolger ihm gleich gewesen, so möchte es in Deutschland eben also sich gewendet haben, wie in Frankreich und andern Ländern, daß zuletzt Ein Herr mit unumschränkter Gewalt über das ganze Reich war, und kein Fürst außer ihm. Unser Schicksal jedoch hat es an-

ders geordnet und eine Vielherrschaft unter uns aufkommen lassen, welche manchen Gewinn für die Entwicklung und Geistesbildung des deutschen Volkes gebracht hat, aber nur alsdann nicht gefährlich für uns nach Außen gewesen ist, wenn Alle, die Deutsche heißen, in Liebe und Eintracht zusammenhielten und in der Gesinnung Ein festes deutsches Reich bildeten.

Der Grund zu jener Vielherrschaft ist vorzüglich in den Zeiten nach dem Vertrage von Verdün gelegt worden. Fast an allen Gränzen droheten furchtbare Feinde: die Ungarn, die Slaven und Wenden, und die Normänner: die Könige selbst aber waren schwach und vermochten nicht, gleich Karl dem Großen, von einem Ende des Reiches zum andern herbeifliegend, zu helfen; da mußten sie gestatten, daß die deutschen Stämme zur Vertheidigung der Gränzen wiederum mächtige bleibende Anführer aus ihrer Mitte erhielten, die vor ihnen herzogen wider den Feind; und so finden sich nach und nach beständige Herzöge bei den Franken, Sachsen, Thüringern und Baiern, und bald auch bei den Schwaben, Lothringern und in Kärnthen. Das Herzogthum Franken begriff, außer dem eigentlichen alten Frankenlande, auch Hessen und die Gegenden des Mittelrheins; Sachsen aber wurde nach und nach das größte und mächtigste Herzogthum; denn es umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung das Land vom Niederrhein bis zur Oder, von der Nordsee und der Eider bis an's Fichtelgebirge und die Wetterau. Die Herzöge wurden zwar nicht als Herren ihrer Völker und Länder, sondern als Diener und Stellvertreter des Königs angesehen, die in seinem Namen im Frieden Recht und Ordnung handhabten, und im Kriege das Heer ihres Stammes zur Schlacht führten; allein unter schwachen Königen rissen die Herzöge, die in ihrem Herzogthume zugleich mächtige Grundbesitzer waren, und die nicht mehr durch königliche Sendboten beaufsichtigt wurden, immer mehr Gewalt an sich, indem sie die kleineren Vasallen unter sich brachten; ja, sie machten ihre Würde als Reichsbeamten eben so nach und nach erblich in ihrer Familie, als das Reichsgut, welches sie ursprünglich als Besoldung für ihr Amt erhalten hatten. Und zuletzt wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, sich ganz unabhängig zu machen, als Ludwig das Kind regierte, oder als nach dessen Tode nicht einmal ein König aus Karls des Großen Geschlechte übrig war. Da konnten sie bewähren, ob sie selbst oder das Vaterland mehr liebten, und ob das Gefühl der nothwendigen Einheit ihres uralten Stammes noch in ihnen lebte. Wir werden aber sogleich weiter hören, wie sie nicht von einander ließen, und etwa ein jeder nur seine Ehre und seinen Vortheil suchte, sondern vielmehr Einen aus ihrer Mitte zum Könige über Alle erwählten und ihm die oberste Gewalt freiwillig in die Hände gaben, damit Ein deutsches Reich in Wahrheit sey. Darin zeigten unsere früheren Vorfahren eine große Gesinnung, daß sie die Ehre und die Macht des deutschen Stammes höher achteten, als die eigene Ehre, und daß sie, wenn auch ihre

große Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, und ihr unruhiger kriegerischer Sinn sie oft uneinig unter sich selbst machte, doch immer einig waren gegen die Fremden; — und dieses ist die rechte Weisheit eines Volkes. So wie die großen Herzöge, so setzten sich auch die kleineren Reichsbeamten, Grafen, Markgrafen und andere, immer fester in ihren Würden und den damit verbundenen Gütern. Auch die Geistlichen Herren, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, waren, gleich den weltlichen Herren, Mitglieder und Vasallen des Reichs, indem sich ihr weltlicher Besitz immer mehr vergrößert hatte. Alle diese sollten nach und nach aus königlichen Statthaltern Fürsten des deutschen Volkes werden.

Uebrigens fing bei den Einzelnen die Liebe zur Freiheit und persönlichen Unabhängigkeit schon in dieser Zeit an, oft in Zügellosigkeit auszuarten. Wer sich von einem andern beleidigt glaubte und die Kraft in sich fühlte, sich selbst zu rächen, der suchte sein Recht nicht auf dem ordentlichen Wege durch den bestellten Richter, sondern mit den Waffen und durch die Gewalt der Faust; und darum hat man die Zeit, da solche Selbsthülfe allgemein war, die Zeit des Faustrechts genannt. Sie fängt unter den spätern Karolingern schon an, steigt aber erst länger nachher auf ihre höchste Stufe.

Das Uebel mußte wohl groß werden, weil die Sitten der Nation noch immer roh waren. Waffen und Jagd blieben die Lieblingsbeschäftigungen. Der Degen und der Stoßvogel waren dem Deutschen die größten Kleinode. Er konnte zusehen, wie ein Schriftsteller sagt, daß ihm Alles genommen wurde; nur bei diesen war Gefahr, daß er sie auch durch einen Meineid retten würde. — Die Jagdfeste waren prächtig, und gehörten zu den höchsten Lebenszierden, die Frauen, auf schönen Zeltern, sahen der Erlegung des Wildes zu; am Abend wurde unter Zelten im Walde gespeist, und unter Hörnerschall ging der Zug zurück. Der Jagdlust wegen liebten Könige und Große noch immer das Landleben über Alles, und verschmähten es, lange in Städten zu seyn.

Die späteren Zeiten der Karolinger, mit allen äußeren und inneren Unruhen, hatten auch darin verderblich gewirkt, daß die Anfänge der Bildung, die Karl der Große durch seine Bemühungen für die Wissenschaften und durch seine Unterrichtsanstalten gepflanzt hatte, fast ganz wieder vernichtet wurden. Keine Zeit in der deutschen Geschichte ist finsterer, abergläubischer, unwissender, als die nach Ludwig dem Deutschen unter den Karolingern, und noch eine geraume Zeit darüber hinaus. Und doch waren die Deutschen von jeher so sehr der Bildung empfänglich und durch treuen Fleiß und tiefes Nachsinnen zu aller Kunst und Wissenschaft geschickt. Ein Beispiel davon findet sich selbst in dieser finstern Zeit. In den Tagen Pipins und Karls des Großen waren die ersten Orgeln aus Griechenland nach Deutschland gekommen, und Karl gab sich alle Mühe, den lateinischen Kirchengesang bei seinen Deutschen einzuführen. Anfangs wollte es mit dieser Kunst gar nicht bei ihnen gelingen; wenigstens klagt ein Italiener aus jener

Zeit gar sehr, daß ihre natürliche Rohheit ihnen dabei durchaus hinderlich sey. „Groß an Leib, wie Berge, sagt er, braust auch ihre Stimme wie ein Donner daher und kann nicht im süßen Gesange ertönen; und wenn ihre barbarische und durstige Kehle die zarten Uebergänge und Biegungen des Gesanges sanft hervorbringen soll, so fahren die harten Töne gleichsam mit einem Geprassel heraus, fast wie ein Wagen, der über die Steine rasselt, so daß das Gefühl der Hörenden, das sanft bewegt werden sollte, vielmehr erschreckt und erschüttert wird." — So lautete zuerst das Urtheil über ihre Fähigkeit zur Tonkunst. Und doch hatten sie es in kurzer Zeit durch Fleiß und Uebung so weit gebracht, daß der Papst Johann VIII., der um das Jahr 870 lebte, den Bischof Anton von Freisingen ersuchte, ihm aus Deutschland eine gute Orgel nach Italien zu schicken, nebst einem Künstler, der sowohl im Stande sey, sie zu bauen, als auch darauf zu spielen.

Ein sehr rühmliches Beispiel der Liebe für seine Muttersprache gab in diesem Jahrhunderte ein Schüler des Rhabanus Maurus, der Mönch Otfried in Weissenburg, welcher die Evangelien in deutsche Verse übersetzte, damit sie das Volk lesen könnte. Karl der Große hatte zwar angefangen die deutsche Sprache zu befördern und auszubilden; aber nach ihm dachte man nicht weiter daran. Otfried nun arbeitete eifrig, sie auch zur Schriftsprache zu machen, obgleich es sehr schwer war, ihre harten und wunderbaren Laute mit Buchstaben zu bezeichnen. Er eifert mit Recht gegen diejenigen, welche, gleichgültig gegen ihre Muttersprache, die Sprache der Lateiner und Griechen lieber mit vieler Mühe lernten und gebrauchten. „Sie nennen die deutsche Sprache bäurisch, und suchen sie doch nicht durch Schrift und Kunst vollkommner zu machen, sagt er. Sie hüten sich, in der lateinischen und griechischen Sprache schlecht zu schreiben, und scheuen es in der ihrigen nicht; sie schämen sich, in jenen auch nur durch einen Buchstaben gegen die Kunst zu fehlen, und in ihrer eigenen geschieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieses fremden Sprachen zu Ehren thun, und die eigene nicht schreiben können!"

Abnahme der freien Leute. — Am betrübtesten war in diesen Zeiten der Zustand der gemeinen freien Leute, welche sich daher auch sehr verminderten. Schon früher, indem das Lehnswesen seine Folgen immer mehr entwickelte und die Vasallen über alle diejenigen erhob, welche ihr eigenes Erbe bebaueten, hatte ihre Zahl sehr abgenommen; die schlimmste Zeit aber kam erst nach Karl dem Großen.

Karl wußte wohl, daß die Kraft eines Volkes in dem großen Stande der freien Männer besteht, und daß auf ihrem Muthe und ihrer begeisterten Liebe des Vaterlandes die Rettung aus allen Gefahren beruht; daher wandte er große Sorge auf die Wiederbelebung des Heerbannes, der gleichfalls durch das Lehnswesen fast schon in Verfall gerathen war. Allein hierin erreichte er seinen

Zweck nur wenig, weil seine Kriege weniger die ächten Volkskriege, zur Vertheidigung des Vaterlandes, als vielmehr Eroberungszüge in ferne Gegenden waren. Diese waren für den gemeinen Mann sehr drückend, indem er von dem Tage an, da das Heer das feindliche Land betrat, mit Lebensmitteln auf drei Monate, so wie mit Kleidung und Waffen, auf seine Kosten, versehen seyn mußte. Daher suchten sich Viele der Verpflichtung des Heerdienstes zu entziehen. Sie gaben sich mit Leib und Gut in den Dienst (Mundschaft) der Kirche, oder eines Vornehmen, entweder als Unter- oder After-Vasallen, weil sie als solche dem Lehnsherrn nicht so viele Dienste zu leisten brauchten, als dem Könige im Heerbanne, oder gar als Hörige, die nun nicht mehr zu den Freien gehörten. Sie hießen die Lidi (Leute) des Herrn, und blieben zwar Besitzer ihres Erbes, das sie selbst bebauten, aber sie entrichteten Zins und Frohn, und durften ihr Erbe nicht verlassen noch verkaufen, sondern waren mit ihren Kindern und Kindeskindern an die Erdscholle gebunden, und ein Eigenthum des Herrn. Das war hart; allein, dafür brauchten sie auch keinen Kriegsdienst in fernen Zügen zu verrichten, weil Unfreie der eigentlichen Waffenehre nicht würdig gehalten wurden, und waren höchstens verpflichtet, bei größerer Bedrängniß in der Nähe ihrer Heimath als Fußvolk mit dem Knittel zu kämpfen. Lanze und Schwerdt waren für sie verbotene Waffen. Hätten sie recht bedacht, daß Männer, die keine Waffe führen dürfen, auch bald den Muth und die Kraft verlieren, und wenn sie auch nicht vollkommene Knechte heißen, doch bald knechtische Gesinnungen annehmen, so möchten sie wohl lieber bedrängt und arm, aber frei und Krieger geblieben seyn; allein in der Noth erscheint die nächste Hülfe als die beste, und das Auge verliert die Kraft die spätern Folgen zu erkennen.

Außer dem beschwerlichen Dienste des Heerbannes, welcher viele freie Leute in die Dienstbarkeit brachte, waren noch andere Ursachen, welche die Anzahl derselben immer mehr verminderten; dahin gehörten die fürchterlichen Einfälle und Verwüstungen der Avaren, Normänner, Slaven und Ungarn, in welchen ihrer Tausende getödtet oder als Sklaven hinweg geführt wurden; später die Unordnungen und Plagen des Faustrechts, welche ebenfalls viele der ärmeren freien Leute nöthigten, sich in die Dienstbarkeit eines Mächtigen zu begeben, um nur gegen die Räubereien derer gesichert zu seyn, welche aus dem Raube ein Gewerbe machten. Ferner waren die Länder in jenen Zeiten der Unordnung, da man nicht daran dachte, Vorräthe zu sammeln, sehr oft mit Hungersnoth und verheerenden Seuchen heimgesucht; in solcher Bedrängniß gaben auch viele freie Menschen, um nicht im Elende umzukommen, sich, ihre Kinder und Güter an Herren und geistliche Stifter um Brod hin. Und endlich sind Viele den Klöstern und Stiftern dienstbar geworden, weil sie sich aus Frömmigkeit, und um ihre Seele zu lösen, Gottes

Altare schenkten. Die Kirche behauptete schon in dieser Zeit das Vorrecht, daß man ihr sein ganzes Eigenthum übergeben und die rechtmäßigen Erben gänzlich vorbeigehen konnte.

Durch alle solche Ursachen geschah es nun, daß am Ende dieses Zeitraumes der alte freie Stolz und Muth des Volkes gebrochen war, und ein trauriger Verfall dem Vaterlande drohete.

Aber wenn die Noth groß war, so hat Gott noch immer dem deutschen Volke eine unerwartete Hülfe gesendet. Diesesmal mußte gerade das Unglück, welches die Ungarn verbreiteten, die Ursache seyn, daß zu einem neuen Aufkommen der gemeinen freien Leute, zu einem Bürgerstande, und dadurch später auch zu dem Aufkommen des Bauernstandes, der Grund gelegt wurde; das werden wir im folgendem Abschnitte hören.

Vorher aber ist noch ein deutscher König zu nennen:

32. Konrad I. aus Franken. 911—918.

Nach dem Tode Ludwig des Kindes versammelten sich die fünf deutschen Stämme, und sahen sich um nach dem Würdigsten unter ihren Fürsten, zu ihrem Könige. Die Wahl fiel auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachsen und Thüringen, welcher von mütterlicher Seite mit den Karolingern verwandt und durch die Macht seines Hauses, so wie durch Alter und Weisheit, bei allen in großer Achtung war. Väterlicher Seits stammte er von dem Grafen Ekbert her, welchen Karl der Große 810 in Sachsen gegen die Normänner setzte. Otto aber schlug die Krone aus, weil die Sorge des Reiches seinem hohen Alter zu schwer sey, und rieth vielmehr, Konrad, der Franken Herzog, zum Könige zu machen. Darüber verdient Otto großes Lob, denn Konrad war würdig, als König zu herrschen, und der Stamm der Franken war noch immer der geachtetste unter den deutschen Stämmen, weil bisher aus ihm die Könige über ganz Deutschland geboten hatten. Darum glaubte Otto, es sey besser, daß das Heft des Reiches bei ihnen bleibe, und vergaß es ganz, daß Franken und Sachsen noch immer einige Feindschaft gegen einander hegten.

Konrad wird beschrieben als der vortrefflichste Mann zu Haus und im Felde, tapfer und besonnen, gütig und freigebig. Seine erste Sorge war, das gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, weil darauf die Ordnung des ganzen Reichs beruhte; aber die Verwirrung war zu groß und Konrads Regierung zu kurz, es konnte ihm noch nicht ganz gelingen. Die Lothringer, die seit Ludwig des Deutschen Zeit zu Deutschland gehörten, waren mit seiner Wahl nicht zufrieden, und trennten sich; und Konrad konnte sie nicht wieder zum Reiche bringen. Mit Heinrich von Sachsen, Otto des erlauchten Sohne, hatte er Streit, nachdem der Vater gestorben war. Er wollte ihm, verleitet durch den Rath des Erzbischofs Hatto von Mainz, einige große Lehen

nehmen, die er außer seinem Herzogthume Sachsen noch besaß, damit kein Fürst des Reiches übermächtig sey; allein Heinrich wurde durch seine Sachsen tapfer vertheidigt und behielt die Lehen in dem endlichen Vergleiche, der den Streit beilegte. Den Grafen **Burkhard** in Schwaben bestätigte Konrad, nach einigem Streite, als **Herzog** des alamannischen Volkes; **Arnulf** von Baiern aber, der sich auch auflehnte und sich so undeutsch vergaß, daß er die Ungarn zu Hülfe rief, wurde von den Fürsten als Landes-Verräther zum Tode verurtheilt und mußte zu den Ungarn fliehen.

So war die allgemeine Ruhe und das kaiserliche Ansehn sowohl durch kräftiges Handeln, als durch Nachgeben zu rechter Zeit, einigermaßen hergestellt, und die Einheit Deutschlands erhalten. Aber Konrad fühlte wohl, wie schwer es ihm geworden sey, und daß die Macht der fränkischen Herzöge nicht hinreiche, die übermächtigen Großen im Zaume zu halten. Auch bedurfte es noch größere Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu schützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten; und Konrad mochte wohl in seinem Bruder **Eberhard**, der die nächsten Ansprüche auf die Krone zu haben glaubte, die rechten Eigenschaften eines Königs nicht erkennen. Dagegen war sein früherer, nun versöhnter, Widersacher, **Heinrich von Sachsen**, in aller Weise tüchtig und untadelig, und an Geist wie an Macht der vorzüglichste unter allen Fürsten. Als daher Konrad von einer Wunde, die er gegen die Ungarn empfangen hatte, zu Limburg an der Lahn siech lag und den herannahenden Tod fühlte, gedachte er an das Beispiel, welches Otto der Erlauchte bei seiner Wahl gegeben, und alle Eifersucht vergessend, nur in dem Gedanken an des Vaterlands Wohl, rief er seinen Bruder an sein Sterbebette; und so redete er ihn an: „Wohl gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zusammenbringen, und wissen sie zu führen. An festen Städten und Waffen gebricht es uns nicht, noch an allem Glanz königlicher Hoheit. Doch die größere Macht, Einfluß, Weisheit ist bei Heinrich, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Also nimm die Kleinodien, Lanze und Schwerdt, Geschmeide und Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich dem Sachsen; sey im Frieden mit ihm, damit du ihn zum beständigen, starken Verbündeten habest. Melde ihm, daß Konrad sterbend allen Fürsten **ihn** zum Könige empfohlen habe.“ —

Eberhard that, wie ihm der Bruder geheißen hatte, und war der erste, der dem König Heinrich huldigte. — Ein Reich, wo solche Gesinnung gefunden wurde, durfte ohne Gefahr ein Wahlreich seyn.

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich dem I. bis Rudolf von Habsburg. 919—1273.

Das zehnte Jahrhundert ist arm an historischen Werken.

1. Die schon bei dem vorigen Zeitraume genannte Chronik von Regino wurde fortgesetzt von einem Andern bis 967; kurz, aber wichtig.

2. Luitprand von Pavia, zuletzt Bischof von Cremona, schrieb die Geschichte seiner Zeit, nicht ohne Geist, doch zu sehr in der Art des Hofmannes; sie geht von c. 890 bis 960.

3. Hroswitha, (Helena von Rossov,) Nonne zu Gandersheim, de gestis Ottonum panegyris, von 919 bis 964; recht brauchbar. (Sie ist auch als lateinische Dichterin bekannt.)

4. Wittichind, Mönch in Korvey und Hirschau, st. gegen 1000, schrieb die Geschichte der Sachsen bis 973

Im 11ten Jahrhundert finden sich schon mehrere und wichtigere Geschichtschreiber, die auch in der Darstellung vorzüglich sind.

1. Dithmar, Bisch. von Merseburg, st. 1018; Geschichte der deutschen Könige von 876—1018; von ungleichem Werthe, nicht immer genau.

2. Hermannus Contractus (der Lahme) Graf von Vehringen, Benediktiner Mönch in Reichenau, st. 1054; Chronik bis 1054, vom J. 1000 an werthvoll. Fortsetzung bis 1100 von Berthold und Bernold von Constanz.

3. Wippo, Kapl n Kaiser Konrads II., dessen Leben er in edler Sprache beschrieben hat: vita Conradi Salici. Er war ein wissentschaftlich gebildeter Mann von achtungswerther Gesinnung.

4 Adamus Bremensis (aus Meissen, Domherr und Schulrektor in Bremen, st. 1076,) Kirchengeschichte des Nordens, von der Mitte des 8ten Jahrhund. bis 1072, gut geschrieben; für die Zeit Heinr. IV. wichtig.

5. Bruno, de bello saxonico; ein leidenschaftlicher Gegner Heinrichs IV., der vieles übertreibt und entstellt; für die Geschichte des Krieges dennoch wichtig.

6. Lambert von Aschaffenburg, Mönch in Hersfeld, Chronik von den ältesten Zeiten bis 1077; geistreich und gut geschrieben; für seine Zeit von J. 1050 an Hauptquelle, überhaupt einer der besten Geschichtschreiber des Mittelalters.

7. Siegbert, Mönch in Gemblours, (Sigeb. Gemblacensis,) st. 1112; Chronik, nicht so reich, wie Lambert, doch nicht unwichtig

8. Marianus Scotus, st. 1086, Mönch in Fulda und Mainz; Chronik bis 1083; fortgesetzt von Dodechin bis 1250. Gute Sammlung.

9. Ekkehard von Urau; Chronik bis 1126; mit mehreren Fortsetzungen; die letzte von dem Abte von Ursperg, Chron. Ursperg. bis 1269.

10. Recht wichtig sind die Briefe des Papstes Gregor VII., gesammelt von einem Geistlichen Ulrich in Bamberg im zwölften Jahrhundert.

11. Sehr wichtig auch für die Auffassung des Geistes jener Zeit, wo der Kampf zwischen Heinrich und Gregor den Scharfsinn zur Vertheidigung der beiden großen Partheiansichten in Bewegung setzte, ist die Kenntniß der vielen Streitschriften, welche darauf berechnet waren, die öffentliche Meinung für oder wider zu bearbeiten. Die päpstliche Parthei hatte ihren Mittelpunkt in den Klöstern St. Blasien, Schafhausen und Hirschau; für den Kaiser schrieben aber auch sehr gelehrte, achtungswerthe und unbescholtene Männer. Die Namen der ge-

genseitigen Schriftsteller aufzuführen, ist hier nicht der Platz; ihre Charakteristik findet sich in dem vortreflichen Werke von Stenzel: Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. 1827 u. 28.

12. Die Lebensbeschreibungen der hildesheimischen Bischöfe Bernward, und seines Nachfolgers Godehard; so wie des osnabr. Bischofs Benno, eines Freundes Heinr. IV.; (letztere von dem Abte des Klosters Iburg, welches Benno erbaut hat.)

13. Für die Gesch. der Kreuzzüge ist besonders wichtig die Schrift eines Augenzeugen: Ekkehardi abbatis libellus de expugn. Jerosolymitana, bei Martene Coll. Ampl.

Im 12. und 13. Jahrh. wirkte der Aufschwung welchen die Kreuzzüge dem Geiste gaben, auch bald vortheilhaft auf die Geschichtschreibung. Es zeigt sich schon Wahl und Anordnung des Stoffes, die Anfänge der histor. Kunst. Oben an steht:

1. Otto, Bischof v. Freisingen, st. 1158, Sohn des Markgrafen Leopold von Oestreich, philosophisch gebildet, freimüthig und beredt. Schrieb a) eine allgem. Gesch. bis zum J. 1152, gut fortgesetzt bis 1209 von Otto de St. Blasio. — b) das Leben Kaiser Friedr. I. bis 1156, welches der Freisingische Kanonikus Radewich bis 1160, u. ein Ungen. bis 1170 fortgesetzt hat.

2. Chronik der Slaven v. Helmold, Pfarr bei Lübeck, bis 1170 u. Arnold, bis 1209; wichtig für die Gesch. Heinr. des Löwen u. des welf. Hauses.

3. Annalista Saxo u. Chronographus Saxo, meist Kompilation, doch jener für das 11., dieser für das 12. Jahrhundert im Einzelnen wichtig.

4. Albert v. Stade, Chronik bis 1256, von fremder Hand fortgesetzt bis 1324. Ebenfalls meist Compilation.

5. Außerdem manche andere Chroniken, die im Einzelnen Schätzbares enthalten, z. B. v. Gottf. v. Viterbo, dem Mönch Alberich, Joh. Vitoduarus, u. a. m.

6. Wichtig sind die Briefsamml. berühmter Männer aus jener Zeit vor allen:
a) die Briefe Papst Innozenz III. und
b) v. Petrus de Vinea, Kanzler Kaiser Friedr. II., (st. 1249.) in 6 Büch.

7. Für die Gesch. Kaiser Friedr. II. ist von hoher Wichtigkeit die Gesch des Engländers Mathäus Paris, welche neben der engl. vom J. 1066 —1259 auch die der übrigen europ. Völker umständlich berührt. So auch mehrere ital. Geschichtschr., von denen hier nur Richard de St. Germano und Nicolaus de Jamsilla als wichtig genannt werden mögen, (beide bei Muratori).

Gesammelt sind die Quellenschriftsteller in den großen Sammlungen von Du Chesne, Bouquet, Muratori, Schard, Reuber, Urstisius, Pistorius, Freher, Goldast, Schilter, Meibom, Leibnitz, Eccard, u. A.

8. So wie für die vor. Zeiträume die ältesten Gesetze der Franken und der ihnen unterworfenen Völker, so sind für das Mittelalter im engeren Sinne wichtig die späteren Rechtssammlungen, welche unter dem Namen des Sachsenspiegels, des Schwabenspiegels u. des Kaiserrechts bekannt sind.

II. Die sächsischen Kaiser. 919—1024.

33. Heinrich I. der Vogelsteller. 919—936.

Die Boten mit dem königlichen Kleinodien trafen den Herzog der Sachsen auf seinen Gütern am Harze, und zwar, wie einige erzählen, gerade beim Vogelheerde. Daher sein Beiname: der Vogelsteller oder der Finkler.

Seine Regierung fing zwar auch mit inneren Unruhen an, aber sie waren bald beigelegt; denn darin wurde Otto's des Erlauchten und König Konrads sehnlicher Wunsch erfüllt, daß Franken und Sachsen unter einander einig waren. Herzog Burkhard von Schwaben und Herzog Arnulf von Baiern, der von den Ungarn zurückgekehrt war, verweigerten ihm den Gehorsam; er aber brachte sie schnell durch Waffen und durch die milde Gewalt der friedlichen Rede zu ihrer Pflicht zurück. Und Lothringen, welches noch immer zwischen Frankreich und Deutschland hin und her schwankte, gewann er dadurch, daß er dessen Herzoge Gieselbert seine Tochter Gerberge zur Gemahlin gab.

Jetzt konnte Heinrich auch an die auswärtigen Feinde, die Slaven und Ungarn, denken. Die vermeinten ihr altes Spiel mit den deutschen Landen nach wie vor treiben zu können; aber sie hatten einen Gegner gefunden, der es ihnen wehrte. Zuerst zwar mußte auch Heinrich ihren ungestümen Angriffen weichen, als sie wieder einen Raubzug bis tief in Sachsen machten; dann aber glückte es ihm, bei einem Ausfalle aus dem festen Schlosse Werle im Hildesheimischen, einen ihrer vornehmsten Fürsten gefangen zu nehmen; und für dessen Loslassung schlossen die Ungarn einen Waffenstillstand auf neun Jahre und versprachen, so lange gar nicht in Deutschland einzufallen. Sie mochten wohl denken, nachher das Versäumte doppelt wieder einzuholen; aber Heinrich benutzte die neun Jahre so gut, daß sie, als sie nun wiederkamen, ein ganz anderes Deutschland fanden. Zuerst wehrte er mit aller Strenge und Gerechtigkeit den inneren Unruhen und Räubereien, damit man desto eifriger sich gegen die Feinde rüsten konnte. Dann übte er seine Deutschen, die bis dahin hauptsächlich nur zu Fuß zu fechten verstanden, in der Kunst des Reutergefechtes, damit sie den flüchtigen Ungar-Schwärmen desto besser widerstehen könnten; und die Deutschen, die von jeher zu aller Waffenkunst willig und geschickt waren, lernten auch dieses sehr schnell. Er übte sie, in geschlossenen Gliedern anzugreifen, den ersten Pfeil des Feindes abzuwarten und mit dem Schilde aufzufangen, und alsdann rasch auf ihn loszustürzen, ehe er den zweiten abschießen könnte. — Endlich, da er wohl einsah, daß die Feinde dennoch Schaden genug anrichten konnten, wenn man sie auch einmal in die Flucht schlüge, indem sie, wie ein Sturmwind, bald hier, bald da erschienen und raubten und mordeten, und schon wieder fort waren, ehe man sie einholen konnte; so baute er mit großem Fleiße in der Zwischenzeit eine Anzahl von festen Oertern, damit die Einwohner der Landschaft bei der ersten Nachricht vom Feinde sich und ihre Habe dahin flüchten könnten. Feste Plätze zu belagern verstanden die Ungarn nicht, und wenn sie nicht recht viele Beute bei ihren Zügen machen konnten, so kamen sie nicht leicht wieder. Diese festen Schlösser und Burgen erbaute Heinrich vorzüglich in seinen Erbländern, Sachsen und Thüringen, weil

es dort am meisten an ihnen fehlte; und man nennt unter andern Goslar, Duderstadt, Nordhausen, Quedlinburg Merseburg und Meissen. Um aber auch Einwohner in diesen Burgen zu haben, verordnete er, daß von den Landleuten, die zum Kriegsdienste verpflichtet waren, immer der neunte Mann in die Stadt ziehen sollte; dieser mußte für Anlegung der Gebäude sorgen, die den übrigen acht bei feindlichen Ueberfällen zum Zufluchtsort dienen könnten, und diese mußten ihm dafür den dritten Theil ihrer Früchte jährlich liefern, damit er selbst zu leben hätte und das übrige auf die Zeit der Gefahr für Alle aufbewahrte.

Als Heinrich einige Jahre mit diesen Vorkehrungen zugebracht hatte, beschloß er, seine Krieger auf eine ernsthaftere Art zu üben, indem er die Nachbaren Deutschlands im Osten und Norden, die zwar nicht so gefährlich als die Ungarn, aber doch feindlich genug gesinnt waren, zu Paaren trieb. Den slavischen Fürsten Wenzeslaus in Böhmen belagerte er in seiner eigenen Hauptstadt Prag und zwang ihn zur Unterwerfung; die Slaven in der Mark Brandenburg, die Heveller (an der Havel) schlug er, und eroberte ihre Stadt Brennaburg. Die Markgrafschaft Nordsachsen, die heutige Altmark, wurde hier errichtet, und an der Elbe die Markgrafschaft Meissen mit der Burg gleiches Namens, zur Gränzwache gegen die Slaven in der Lausitz; und endlich die Markgrafschaft Schleswig, jenseits der Eider, zum Schutze gegen die räuberischen Dänen. Zur Friedensbedingung, welche ihm zu großem Ruhme gereicht, machte er den letzteren, daß sie ihre scheußlichen Menschenopfer abschafften; und einer ihrer Könige, Kanut, ließ sich sogar taufen.

Unterdeß war der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen, und diese schickten eine Gesandtschaft und forderten den alten Tribut, den ihnen Deutschland schimpflicher Weise hatte bezahlen müssen. Heinrich aber, um ihnen die Verachtung zu beweisen, die jetzt die Deutschen gegen sie hegten soll den Gesandten einen an Ohren und Schwanz verstümmelten, räudigen Hund statt des Tributes überreicht haben; das war ein althergebrachtes Zeichen des äußersten Schimpfes. Da ergrimmten die Ungarn und rüsteten sich, eine bittere Rache zu nehmen. König Heinrich aber sprach so zu seinem Volke:

„Ihr wisset, von welchen Gefahren unser vormals zerrüttetes Reich jetzt frei ist, denn es war durch innere Unruhen und durch auswärtige Kriege zerrissen. Jetzt ist, durch Gottes Schutz, durch unsere Bemühungen und durch eure Tapferkeit, der eine Feind, die Slaven, zur Unterwerfung gebracht; nichts bleibt uns übrig, als eben so gemeinschaftlich gegen die allgemeinen Feinde, die Avaren, uns zu erheben, (so nennt er die Ungarn.) Bisher haben wir alles das Unsrige hingeben müssen, um sie zu bereichern, jetzt müßte ich die Kirche plündern; denn das übrige alle haben sie. Wählt nun selbst. Wollt ihr, daß ich hinwegnehme, was

zum Dienste Gottes bestimmt ist, und uns damit von den Feinden Gottes den Frieden erkaufe? Oder wollen wir, wie es Deutschen geziemt, fest vertrauen, daß der uns erlösen werde, der in Wahrheit unser Herr und Erlöser ist?" — Da erhob das Volk die Stimme und die Hände zum Himmel und schwur zu streiten.

Die Ungarn hatten sich in zwei Haufen getheilt. Der eine von diesen wurde von den Sachsen und Thüringern unweit Sondershausen angegriffen, die Führer erschlagen, das Heer zerstreut; die Herumirrenden kamen theils durch Hunger und Kälte, theils durch das Schwerdt um. Der andere größere Haufen kam bis an die Saale bei Merseburg. Da erfuhren die Ungarn in der Nacht das Anrücken des Königs und die Niederlage der Ihrigen. Schrecken und Furcht kam über sie; sie verließen das Lager und zündeten, ihrer Gewohnheit nach, große Feuer an, um ihre zum Plündern zerstreuten Haufen durch die Flamme und den Rauch zu versammeln. Am folgenden Morgen rückte Heinrich mit seinem Heere heran. Mit feurigen Worten ermahnte er die Seinigen, für das Vaterland und ihre erschlagenen und als Knechte weggeführten Verwandten heute Rache zu nehmen; zugleich sahen die ermuthigten Krieger ihn selbst, den König, wie er bald zu den ersten, bald zu den mittleren und wieder zu den letzten Reihen flog, und vor ihm das Hauptbanner des Heeres wehte, welches der Engel hieß, weil es mit dem Zeichen des Engels geschmückt war. Da fühlten die deutschen Streiter die Zuversicht des Sieges in ihrer Brust und erwarteten das Zeichen der Schlacht. Der König aber, der es schon an den Bewegungen der Feinde erkannte, daß sie nicht Stand halten würden, schickte einen Theil der thüringischen Landwehr mit wenigen geharnischten Rittern voraus, damit die Feinde diesen beinahe unbewaffneten Haufen verfolgen möchten und so bis an sein Hauptheer herangelockt würden. Dieses geschah; aber dennoch ergriffen sie bei dem Anblicke der deutschen wohlgerüsteten Reihen so schnell die Flucht, daß es kaum zu einer ordentlichen Schlacht kam. Mehrere wurden noch auf der Flucht niedergemacht oder gefangen, das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen wurde erbeutet, und was das Rührendste und Erfreulichste war, die Gefangenen, welche die Ungarn schon als Sklaven zusammengetrieben hatten, sahen sich so unerwartet befreit. Da fiel Heinrich mit dem Heere nieder und dankten Gott für den Sieg, und der König wurde von den begeisterten Kriegern hinfort „Vater des Vaterlandes" und „allgebietender Herr" und ihr „Kriegsfürst genannt, und der Ruhm seiner Tugend und Tapferkeit verbreitete sich durch alle Lande.

Diese Schlacht war im Jahre 933, in der Gegend von Merseburg, nicht weit von den Feldern der großen Leipziger Freiheits-Schlacht, und noch wird alljährig im Kirchspiele Keuschberg, im Stifte Merseburg, die Rettung von den Ungarn durch ein Fest gefeiert, und König Heinrichs Name in kirchlicher Versammlung mit Ehrfurcht genannt.

Nach so glorreichen Verrichtungen, da er Deutschland im Innern und nach Außen herrlich gesichert hatte, starb Heinrich im Jahre 936, im 60sten seines Alters, von dem ganzen Vaterlande betrauert. Er hatte nur achtzehn Jahre regiert, und gleichwohl in dieser Zeit sein Reich aus tiefem Verfalle zu Kraft und Ansehen erhoben! Gegen die Feinde war er stark und gewaltig, gegen Freunde und Unterthanen gerecht, freundlich und milde, und durch beides das Muster eines deutschen Königs.

Die zwei großen Stiftungen König Heinrichs. — Das ist das Merkmal großer Männer, nicht, daß sie nur Thaten verrichten, über welche die Welt staunt, sondern, daß sie Werke zurücklassen, welche den lebendigen Keim einer neuen Zeit in sich tragen. — Es wird von Heinrich I. erzählt, daß er von schöner, ritterlicher Gestalt, und so geschickt zu allen Uebungen des Körpers und der Waffen gewesen, daß er in den Kampfspielen, die er unter den Deutschen einführte oder erneuerte, der erste, und allen Gegnern ein Schrecken war. Diese Feste der Waffen, welche auf den Ernst vorüben sollten, führte er ein, als er seine Deutschen für den Ungarnkrieg bildete; und er wußte wohl, daß sie ein solches Waffenspiel bald über Alles lieben würden. Auf solche Weise ist er der rechte Begründer und das Vorbild der Ritterzeit geworden, welche nun in Deutschland beginnt, und eine gar kräftige Zeit ist.

Durch jene Ehrenspiele der Waffen steckte er dem Ritterstande, der bis dahin außer der Jagd und den Trinkgelagen fast keine Beschäftigung im Frieden kannte, ein Ziel vor, welches bald edlere Kräfte in ihm wecken mußte. Diese Spiele wurden im Laufe der Zeiten immer größer und herrlicher, und rechte Nationalfeste; die Ritter und Edlen aus allen Gauen des deutschen Landes fanden sich ein und kämpften für die Ehre ihres Stammes; es wurden Freundschaften auf Leben und Tod geschlossen und so ein Band geknüpft, welches durch das ganze deutsche Land reichte. Nun war es nicht mehr die Erlegung des wilden Thieres oder eines Feindes, weshalb man sich von Jugend auf in den Waffen übte, sondern es war die Ehre; und wo einmal in einem Herzen die Ehre recht Wurzel gefaßt hat, da kehren auch bald die andern edlen Tugenden des Gemüths ein: die offene Geradheit, welche jede Hinterlist verschmäht, der Stolz der Seele auf einen untadeligen Wandel und ein lauteres Gewissen, die stille Frömmigkeit und der begeisterte Glaube; Tugenden, welche in der blühenden Zeit des Ritterthums herrlich hervorleuchteten. — So wurde König Heinrich ein Veredler des Adels unter den Deutschen.

Aber das ist nur das Eine. Er ist wohl ein noch größerer Wohlthäter unser aus dadurch geworden, daß er durch die Begründung von Städten im innern Deutschland einen neuen Bürgerstand begründete. Denn der nächste Nutzen seiner festen Plätze, einen Schutz gegen die Räubereien der Ungarn zu ge-

währen, war nur ihr geringster; viel wichtiger wurden sie als die Wiege eines neuen Standes in Deutschland. Der Stand der gemeinen freien Leute war, wie schon erzählt ist, am Ende der karolingischen Zeiten außerordentlich geschwächt; das deutsche Volk war auf dem Wege, den Völkern gleich zu werden, wo es nur Herren und Knechte giebt, und der Stolz und die Kraft der Freiheit verschwunden sind. Schon wurde das Land zum großen Theile nur von dienstbaren Leuten bebaut; und die bürgerlichen Gewerbe, so wie der Handel, waren, — kaum möchten wir das Uebel in so früher Zeit suchen, — meist in den Händen der Juden. Der Adel hielt diese Geschäfte unter seiner Würde, der freien christlichen Bürger waren nur wenige, daher konnten die Juden alle die Geschäfte des Lebens an sich ziehen, welche Gewinn brachten. Sie waren schon im Besitze unermeßlicher Reichthümer, und den großen und kleinen Fürsten so wie den Adeligen fast unentbehrlich, weil diese sehr oft in der Noth ihres Geldes bedurften. Schon in den letzten Zeiten des römischen Kaiserthums waren sie durch die Gesetze sehr begünstigt und durch Honorius unter andern gänzlich vom Kriegsdienste befreit worden. Ihr Hauptsitz waren die Städte am Rhein und in den Donau-Gegenden, welche noch aus der Zeit der Römer herrührten, (Köln, Koblenz, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Constanz, Augsburg, Regensburg, Passau u. s. w.) und in diesen Städten lebten sie in so großer Anzahl, daß sie auch hier das schnelle Emporkommen eines begüterten freien Handels- und Gewerbstandes verhindert hatten.

Nun aber baute König Heinrich, wie wir gesehen haben, nicht nur mehrere feste Plätze im übrigen Deutschland, und setzte Einwohner von dem Lande hinein; sondern er wußte auch die Mittel zu finden, der Deutschen alten Widerwillen gegen das Stadtleben zu überwinden. Er gewährte denen, welche hinein zogen, Sicherheit der Rechtspflege; ferner verordnete er, daß alle Versammlungen und großen Feste von den Einwohnern der benachbarten Gegend in den Burgen gefeiert, und alle Jahrmärkte und Kirchmessen daselbst gehalten werden sollten. Und wie er dem Ritterstande eine edle Uebung und Festlichkeit der Waffen gegeben hatte, so hat er gewiß auch für die Bürger der Städte Waffenübungen ausgefunden, damit sie zur Vertheidigung ihrer Mauern geschickt, und damit der Bürgerstand auch ein Wehrstand und ein Ehrenstand würde. Durch dieses Alles wurden nicht nur immer mehr Menschen in die festen Plätze gelockt, sondern, da diese ursprünglich nur von beschränktem Umfange waren, so bauten sich immer mehr Anwohner um die Burg herum an und es entstand eine Stadt außerhalb der Burg; und auch diese wurde später, zur Vertheidigung gegen feindliche Anfälle mit Mauern umgeben. Eine sehr wichtige weitere Folge des Zusammenlebens Vieler war diese, daß sich bald alle Künste und Handwerke, Verkehr und Handel, einfanden. Was vorher durch Leibeigene in jedem Hause einzeln verfertigt war, wurde nun viel

vollkommner von Künstlern und Handwerkern der Städte im Großen verfertigt, da der Meister mit seinen Gesellen nur eine Art der Arbeit bereitete, wozu er geschickt und von Jugend auf geübt war. Solche Vertheilung der Arbeit ist die Grundlage aller Lebensbildung bei den Völkern, und sonach steht König Heinrich auch als Beförderer der Sittenkultur und der Ausbildung jeder bürgerlichen Thätigkeit unter uns wohlthätig da.

Was hier von dem Ritterwesen und von den Städten gesagt ist, darf jedoch nicht unrecht verstanden werden. Wenn in irgend einer Zeit der Grund und Keim zu einem Neuen gelegt wird, so daß das ganze Leben und Wesen eines Volkes eine andere Gestalt gewinnen soll, so geht eine solche Verwandlung niemals plötzlich vor sich, sondern es können Jahrhunderte verfließen, ehe sie vollendet ist. Wächst doch der Mensch mehr als den vierten Theil seines Lebens hindurch, ehe er ganz erwachsen ist; und sein Geist verändert sich noch langsamer, so daß oft in spätern Jahren erst sichtbar wird, welche Wirkung ein Eindruck seiner Jugend nach und nach in ihm hervorgebracht hat. Der Wachsthum und die Ausbildung ganzer Völker aber wird nach Jahrhunderten gemessen; und also müssen wir auch nicht meinen, daß die Stiftungen König Heinrichs sogleich das ganze Leben in Deutschland geändert, das Ritterwesen ausgebildet, die Leibeigenschaft aufgehoben, und einen großen, freien Bürgerstand gestiftet hätten; sie waren nur die Grundlagen dieser Schöpfungen. Noch geraume Zeit blieb im Ganzen der alte Zustand; aber Heinrichs Einrichtungen wuchsen kräftig heran, erst an einzelnen Stellen, dann an immer mehreren; und wie von wenigen Funken ein großes Feuer entstehen kann, so brannten auch die Funken, die er ausgestreuet hatte, immer weiter um sich, bis ganz Deutschland verwandelt war.

34. Kaiser Otto I. 936—973.

Schon vor König Heinrichs Tode hatten ihm die Fürsten für seinen Sohn Otto die Nachfolge im Reiche versprochen; nun wurde die Ernennung auf einer großen Versammlung zu Aachen bestätigt und Otto feierlich gekrönt. Zwei der großen Erzbischöfe am Rheinstrome stritten um die Ehre der Krönung. Der von Köln begehrte sie, weil die Stadt Aachen in seinem Kirchsprengel liege; der von Trier, weil sein Erzbisthum das älteste sey. Da wurde endlich beschlossen, daß keiner von ihnen, sondern der Erzbischof Hildebert von Mainz die Krönung verrichten solle. Der Herzog Giselbert von Lothringen, in dessen Herzogthume Aachen lag, hatte als Erzkämmerer das Amt, für die Wohnung und Bewirthung der Fremden zu sorgen; es war ihrer eine große Menge versammelt. Der Herzog Eberhard von Franken verwaltete als Erz-Truchseß die Tafel und das Essen; Herzog Hermann von Schwaben hatte das Erzschenkamt, und Herzog Arnulf von Baiern das des Erzmarschalls, welcher für die Pferde und für das Lager sorgte.

Als nun das Volk an dem großen Dome zu Aachen versammelt war, führte der Erzbischof den jungen König an der Hand hervor und sprach so zu dem Volke: „Sehet, hier stelle ich euch den von Gott erwählten, vom König Heinrich vorgeschlagenen, nun aber von allen Fürsten ernannten König Otto vor. Wenn euch diese Wahl gefällt, so erhebet zum Zeichen dessen eure rechte Hand zum Himmel!"

Alsbald erhob das ganze Volk die Hände, und rief dem neuen Könige Glück zu. Dann trat der Erzbischof mit ihm zum Altare, auf welchem die königlichen Kleinodien lagen, das Schwerdt mit dem Gürtel, der Kaisermantel mit den Armbändern, und der Stab mit Scepter und Krone. Das Schwerdt überreichte er ihm mit diesen Worten: „Nimm hin das Schwerdt, alle Feinde Christi zu vertreiben und den Frieden aller Christen auf das Stärkste zu befestigen!" — und also auch mit ähnlichen Anreden die andern Stücke. Dann setzte er ihm die Krone auf, führte ihn zum Throne, der zwischen zwei schönen Marmorsäulen errichtet war; und hier saß Otto, bis das feierliche Hochamt vollendet war. Staunend waren Aller Augen auf den jungen König gerichtet, dessen Anblick einen jeden mit Ehrfurcht erfüllte. Die hohe fürstliche Gestalt, die breite männliche Brust, das große strahlende Auge, das lange, blonde Haar, welches von seinem Scheitel herabwallete; Alles schien den gebornen Herrscher zu verkündigen. Und als nun Otto, nach Beendigung der Festlichkeiten, die Regierung mit jugendlicher Kraft anfing, da zeigte sich bald, daß der äußere Schein nicht gelogen hatte.

Aber so milde Gewalt über die Herzen der Menschen, wie sein Vater Heinrich, gewann Otto nicht. Man hat ihn, seines ernsthaften, oft schreckbaren, Ansehens wegen einen Löwen genannt; und gleich dem Löwen warf er auch alle Feinde nieder, so oft und so viele ihrer in und außer Deutschland gegen ihn aufstanden. Er wurde ein großer und mächtiger Fürst, und galt bald als der erste in der Christenheit; er brachte die Kaiserkrone Karls des Großen auf sein Haupt, und machte das deutsche Reich und den deutschen Namen so groß unter allen Völkern, daß sich keines mit ihm vergleichen mochte. So gewaltige Dinge kann ein gewöhnlicher Mann, welcher einzig den Frieden und die Ruhe liebt, nicht ausrichten; sondern nur derjenige, welchem der Ruhm seines Volkes als ein hohes, strahlendes Bild vor Augen schwebt. Und wenn auch dem Kaiser Otto der Stolz seiner Seele viele Feinde zuzog, und wenn er auch in dem Zorne, der seine männliche Brust oft gewaltig bewegen konnte, streng mit dem Widersacher verfuhr, so ist er doch auch in seinem Edelmuthe dem Löwen zu vergleichen, daß er des Schwächern schonte, und dem bittenden Feinde nicht Einmal, sondern wohl oftmals verzieh. Dabei führten ihn der Zorn und die Strenge nie über die Gränze der Gerechtigkeit hinaus; das Gesetz galt ihm über Alles.

Unser Vaterland, welches vor den beiden großen Königen, Heinrich und Otto, im Innern zerrüttet und auf dem Wege zur Auflösung, nach Außen aber von höhnenden Feinden umgeben war, die dasselbe nach Willkür durch Raubzüge verheerten, stand nach zwei solchen Herrschern neugeboren da. Nicht nur waren die Feinde zu Boden geschlagen, sondern sogar neue Länder erworben; und alle andern Völker, die es noch eben verspottet hatten, beugten sich vor ihm. — In ruhigen Zeiten, wenn keine Gefahr droht und Recht und Ordnung die Herrschaft führen, mag sich ein Volk eines Königs erfreuen, der friedlich auf dem Throne seiner Väter sitzt; wenn aber die Welt stürmisch bewegt wird, und die eigene Freiheit und Selbstständigkeit in Gefahr ist: oder auch, wenn eine zu lange Ruhe das Volk entkräftet, verweichlicht, und gegen den Ruhm und die Ehre gleichgültig gemacht hat, dann ist ihm ein König noth, kühn und stolz wie Otto I. Sein Vater Heinrich hatte das Werk begonnen, er fühlte die Kraft in sich, es noch größer hinauszuführen.

Darin zeigte Otto, bald nach dem Antritte seiner Regierung, schon das Vertrauen auf diese seine Kraft, daß er, um sich ganz seinem königlichen Amte zu widmen, nicht einmal sein eigenes Herzogthum Sachsen für sich behielt, sondern es einem tapfern Verwandten, Hermann Billung, der sich in dem Kriege gegen Herzog Boleslav von Böhmen hervorgethan hatte, übergab. Er selbst begnügte sich mit dem Namen eines deutschen Königes, der größer war als der eines Herzoges, wenn der König ihn durch die Hoheit seines Geistes in Ansehen zu bringen wußte, aber viel unbedeutender an wirklicher Macht, wenn der Herrscher selbst der Kraft ermangelte. Die Würde eines deutschen Königs und Kaisers ruhte auf der öffentlichen Achtung; sie war eine Volksmacht, und hatte ihre Heiligkeit und Hoheit in dem allgemeinen Glauben. Diese Ehrfurcht der ganzen Nation, die den König, wenn er sie besaß, zum ersten Herrscher der Christenheit machte, sie getraute sich Otto durch eigene Kraft zu erwerben und zu behaupten. Zwar lehnten sich gleich im Anfange seiner Regierung viele Fürsten gegen ihn auf: die Franken und Lothringer, die es noch immer nicht vergessen konnten, daß ein Sachse die Königswürde besaß; sein Halbbruder Tankmar, ja sein eigener jüngerer Bruder Heinrich, welcher mehr wie Otto die höchste Würde verdient zu haben glaubte, weil er geboren war, als ihr Vater Heinrich schon König, Otto dagegen, als er noch Herzog war; allein die Franken und Lothringer wurden durch die Waffen zur Ruhe gebracht; Tenkmar kam in dem Streite selbst um; und Heinrich, der mit ihnen verbunden gewesen, warf sich zu Quedlinburg am Weihnachtsfeste 942, in der Nacht, während der Messe, im Bußkleide seinem Bruder zu Füßen und erhielt vollkommene Verzeihung, obwohl er sich dreimal gegen ihn empört und ihm sogar nach dem Leben getrachtet hatte. Ja Otto gab ihm noch in eben diesem Jahre das erledigte

Herzogthum Baiern, und sie sind von da an treue Freunde geblieben bis an ihren Tod.

Nun wandte sich der König gegen die Feinde nach Außen. Mit den nordöstlichen Nachbaren, den Slaven, hat er langwierige und blutige Kriege führen müssen; doch machte er sie bis an die Oder zinsbar, und stiftete Bisthümer zu Havelberg, Brandenburg und Meißen, um auch das Christenthum unter ihnen zu befestigen, und unterwarf sie später dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg, den er im Jahre 968 errichtete. Die Herzöge von Böhmen und Polen mußten seine Obergewalt anerkennen, und durch die Stiftung des Bisthums Posen suchte er auch bis in diese fernen Gegenden die milde christliche Lehre zu verbreiten. — Die Dänen, welche kürzlich die von seinem Vater gestiftete Markgrafschaft Schleswig verwüstet hatten, trieb er bis in die Spitze von Jütland zurück; und von ihm erhielt ein Meeresarm an dieser Küste, in welchen er zum Andenken seines Daseins seine Lanze warf, den Namen Ottensund. Der König Harald ließ sich, nebst seiner Gemahlin Gunilde und seinem Sohn Sveno, taufen, und in Schleswig, Ripen und Aarhuus wurden Bisthümer angelegt.

Indessen hatten sich in Italien Begebenheiten zugetragen, welche des, nach großen Thaten verlangenden, Königs Augen auf dieses schöne Land hinwendeten. Hier war seit dem Erlöschen des karolingischen Stammes ein unglücklicher Wechsel von Herren gewesen, der das Land zerrüttete. Jetzt hatte sich Berengar von Ivrea der Herrschaft bemächtigt, und um sich desto mehr darin zu befestigen, wollte er die junge und schöne Wittwe des vorigen Königs Lothar, den er ermordet hatte, zwingen, seinen häßlichen Sohn Adelbert zu heirathen. Adelheid weigerte sich standhaft, und fand endlich einen günstigen Augenblick, um zu entfliehen. Aber schon zu Como wurde sie eingeholt und zurückgeführt. Willa, die schändliche Gemahlin Berengars, schlug die edle burgundische Fürstentochter, trat sie mit Füßen, schleppte sie bei den Haaren, riß ihr allen Schmuck ab, und ließ sie endlich in den Kerker des Schlosses Garda werfen, wo sie einsam schmachtete. Aber ein treuer Mönch Namens Martin, den ihr Schicksal rührte, untergrub die Mauer des Schlosses, drang bis zu ihrem Kerker, führte sie hinaus und in einem Fischernachen über den Gardasee; jenseits, am waldigen Ufer, im Gebüsche versteckt, lebte sie mehrere Tage durch die Gaben eines gutmüthigen Fischers. Martin forderte indessen ihre Freunde zu ihrer Hülfe auf. Markgraf Azzo eilte herbei und brachte sie in sein festes Schloß Canossa; der unermüdete Mönch aber stahl sich mit einem Briefe von ihr zum Kaiser Otto nach Deutschland, worin sie ihm ihre Hand und Italien als Mitgift antrug. (Otto hatte schon vor einigen Jahren seine Gemahlin Edith, eine englische Königstochter, verloren.) Ein Zug zur Rettung einer verfolgten Frau, und der hohe Preis des Abenteuers, reizten des Königs ritterli-

chen Sinn; er zog 951 über die Alpen, entsetzte Canossa, das von Berengar belagert wurde, und nahm Pavia ein; dann ließ er sich zum König von Italien krönen und feierte seine Vermählung mit der schönen, ritterlich erkämpften, Adelheid. Mit Berengar versöhnte er sich, und gab ihm Italien als Lehen unter deutscher Hoheit.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. 955. — Bald nach diesen Ereignissen erschienen auf einmal wieder die alten raubsüchtigen Feinde, die Ungarn, vereinigt mit slavischen Stämmen, in Deutschland und wollten versuchen, ob sie mit Heinrichs Sohne nicht glücklicher streiten könnten, als mit dem Vater. Die Veranlassung waren dazu wiederum innere Unruhen, die Ottos eigener Sohn Ludolf, über des Vaters Heirath mit der Adelheid unzufrieden, und sein Tochtermann, Herzog Konrad von Franken und Lothringen, erregt hatten; beide vergaßen sich so sehr, daß sie die Ungarn selbst in's Land riefen. Aber bald erkannten sie ihr Unrecht, flehten des Königs Verzeihung an und erhielten sie; und nun zogen die Versöhnten muthig gegen den Feind. Der König lagerte sich am Lech-Flusse in Baiern. Das Heer war in acht Haufen getheilt; die drei ersten machten die Baiern aus, den vierten die Franken unter Konrad, der fünfte war aus dem ganzen Heere gewählt; und bei ihm befand sich Otto selbst; die Schwaben bildeten den sechsten und siebenten, und bei dem achten waren tausend auserlesene böhmische Reuter zur Bewachung des Gepäckes. Von dieser Seite erwartete man keinen Angriff. Aber kaum erblickten die Ungarn das Heer, als sie ihre zahllosen Reuter-Schwärme ausbreiteten, durch den Lech schwammen, und das Lager im Rücken des Heeres angriffen; die Böhmen nnd die Schwaben geriethen in Unordnung, das Gepäck ging verloren. Der tapfere Konrad aber, mit seinen Franken stellte die Ordnung wieder her. Am folgenden Tage, es war der heilige Lorenztag, sollte die Hauptschlacht geschehen. Das ganze Heer bereitete sich durch Gebet darauf vor; der König empfing das heilige Abendmahl; und er und das Volk schwuren treu bei einander zu halten bis in den Tod. Dann erhob Otto die heilige Lanze; das Banner des Engels, welches bei Merseburg zum Siege geführt hatte, wehete auch jetzt voran; der König gab das Zeichen und stürzte zuerst auf den Feind. Er selbst mit seiner auserlesenen Schaar, und Konrad, der das Andenken seines Aufruhrs durch glänzende Thaten wieder gut machen wollte, gaben den Ausschlag. Ein großer und herrlicher Sieg wurde erfochten, die Feinde niedergemacht, zerstreut, gefangen, und drei ihrer Anführer gleich Räubern aufgeknüpft. Ihr eigener Schriftsteller, Keza, versichert, daß von zweien ihrer Heerhaufen, die aus 60,000 Mann bestanden, nur Sieben mit abgeschnittenen Ohren zurückgekehrt seyen. Auch der dritte Haufen würde seinem Schicksale nicht entgangen seyn, wenn nicht Otto schnell von der Verfolgung ablassen und gegen die Slaven hätte

ziehen müssen. Uebrigens war der Sieg der Deutschen theuer erkauft. Der heldenmüthige Konrad, als er bei der großen Hitze, um Luft zu schöpfen, den Harnisch lüftete, wurde von einem daher fliegenden Pfeile tödtlich am Halse verwundet und starb; mit seinem Blute bezahlte er die Schuld gegen sein Vaterland. Die Ungarn aber wagten seit dieser Schlacht nicht wieder in Deutschland einzufallen; und das schöne Land an der Donau, die nachmalige Markgrafschaft Oestreich, wurde ihnen entrissen und nach und nach wieder von den Deutschen bevölkert, so daß sie herrlich aufblühte.

35. Otto erneuert das abendländische Kaiserthum. 962.

Unterdessen hatte der undankbare König Berengar von Italien, dem Otto große Gnade erwiesen, sich von Neuem gegen ihn aufgelehnt und Alle, die es mit dem Könige der Deutschen hielten, auf das grausamste verfolgt. Da flehten sie Otto um Hülfe an. Er schickte zuerst seinen Sohn Ludolf mit einem Heere; es war zwar nur klein, aber der tapfere Königssohn trieb den Verräther so in die Enge, daß er ihn gefangen nahm. Er glaubte ihn durch Edelmuth zur Reue und zum Gehorsam zu bringen, weil seine edle Seele selbst eben noch durch solche Mittel mit dem Vater versöhnt war; er schenkte ihm sogleich seine Freiheit wieder. Der Italiener aber kannte nur die Tücke und den Verrath, und fing sogleich wieder an, als Feind zu handeln. Da trieb ihn Ludolf noch einmal mit seinem tapfern Schwerdte zu Paaren, und er war verloren, wenn nicht die schändliche Willa den Jüngling durch Gift ermordet hätte. Er starb im 27sten Jahre, in der Blüthe des Lebens. Darnach zog Otto selbst wiederum in das Land nach Mittag, an der Spitze der Schaaren aus Norden. Berengar verbarg sich in seinen Festen, wurde aber nachher gefangen, und starb mit seiner Gemahlin Willa zu Bamberg. Sein Sohn Adelbert floh nach der Insel Korsika, Otto aber zog nach der Hauptstadt Rom. Alle Orte öffneten dem gewaltigen Könige der Deutschen die Thore, und die Bewohner Italiens staunten die großen starken Körper an, wie zu den Zeiten der Cimbern und Teutonen. Selbst die rauhen, nordischen Töne waren ihnen furchtbar zu hören. Der König Otto fand es seiner und des deutschen Volkes Würde angemessen, die römische Kaiserkrone, die Karl der Große an die Deutschen gebracht, wiederum auf sein Haupt zu setzen und dadurch Zeugniß vor aller Welt abzulegen, daß die Kraft und die Macht bei den Deutschen, und ihr König der Erste aller christlichen Herrscher sey. Unter seinem Schutz und Schirm solle die Kirche und ihr geistliches Oberhaupt, der Papst, stehen, und jeder Feind der Ordnung und des Rechtes solle an ihm, dem Kaiser, einen strengen Richter finden. So hatte Karl der Große diese Würde übernommen, so wurde sie von Otto I. erneuert.

Freilich war der Zustand von Europa seit Karls Zeiten verändert; damals waren fast alle christlichen Völker auch unter Karls Herrschaft; jetzt aber gab es noch andere Könige, außer dem deutschen, die ihm nicht unterworfen waren. Aber doch konnte sich keiner mit ihm vergleichen; kein anderer konnte sich als Schirmherr der Kirche und der allgemeinen sittlichen und rechtlichen Ordnung aufwerfen, als der, welcher an der Spitze des uralten und unvermischten Stammvolkes der Deutschen stand; darum gebührte ihm die Würde.

Es haben Viele gegen die Erneuerung des Kaiserthums geredet und insbesondere den König Otto getadelt, daß er auf Deutschland diese große Aufgabe wälze; denn dadurch sey er die Ursache geworden, daß eine Menge deutscher Männer, bei den Zügen der Kaiser nach Italien, in diesem gefährlichen Lande ihr Grab gefunden, und das Vaterland indessen von seinen Herrschern vernachlässigt sey. Die Verbindung beider Länder sey das größte Unglück für Deutschland geworden. — Allein, was Gott als eine große Wendung in dem Schicksale eines Volkes bereitet, und was eine Menge trefflicher Männer in vorigen Zeiten als gut und nothwendig erkannt haben, mag nicht durch das Urtheil der spätern Nachkommen verworfen werden. Derselbe Fall ist mit dem Papstthum, gegen welches gleichfalls Viele geeifert haben, als habe es nur dazu gedient, Finsterniß, Aberglauben und geistige Knechtschaft zu verbreiten. Solche aber vermengen in ihrem Urtheile alle Zeitalter, und vermögen nicht, sich in dasjenige zu versetzen, wo Kaiserthum und Papstthum als nothwendige Glieder in die große Kette der geschichtlichen Entwicklungen gehörten.

Es ist dem vorurtheilsfreien, offenen Gemüthe nicht schwer, die großen Gedanken zu erkennen, welche ihnen beiden zum Grunde lagen. In einer Zeit, da noch die rohe Gewalt ihre Herrschaft übte, sollte der Kaiser, mit der Waage der Gerechtigkeit in der Hand, als Richter zwischen den christlichen Völkern walten und für den äußern Frieden der Welt sorgen; dagegen der Papst das Reich des innern Friedens, der Frömmigkeit und der Tugend leiten. Weil das ganze Leben noch rauh, und die bürgerlichen Einrichtungen so unvollkommen waren, daß der Staat die geistige Bildung nicht unter seine Aufsicht nehmen konnte, so sollten Kirchen und Schulen, Geistliche und Lehrer, unter dem Oberhaupte der Kirche stehen, dessen Sorge es seyn mußte, daß die Wahrheit und die Milde des göttlichen Wortes allen christlichen Völkern leuchtete, und sie zu Einem Reiche des Glaubens verbände.

Gegen die Gefahr, daß die eine dieser Gewalten den Leib mit dem Schwerdte unter ihre Herrschaft bringen, und fordern möchte, was nicht Rechtens sey; und die andere die Gewissen unterjochen, daß sie nicht der Wahrheit, sondern nur dem Worte glauben sollten, konnte hauptsächlich das Eine schützen, daß die

Macht des Kaisers, wie des Papstes, weniger eine äußere als eine innere war, die sich nur auf die Ehrfurcht der Völker gründete; und eine solche Gewalt kann niemals dauernd mißbraucht werden, ohne sich in sich selbst zu zerstören. Hätte, um dieses zu verhüten, zu Zeiten ein Rath der Fürsten und Vorsteher der Völker versammelt werden können, wie es wohl einmal versucht ist, um große Angelegenheiten, und was unter Allen Rechtens seyn solle, zu bereden; und hätten eben so die spätern Päpste die Stimme derer hören wollen, welche in treuer Gesinnung für das Wohl der Kirche auf regelmäßige Kirchenversammlungen drangen: so würde es sich gezeigt haben, was der bessere Geist einer jeden Zeit forderte. In der Anerkennung dieses Geistes aber hätten sich jene beiden Gewalten immer von Neuem befestigt.

Nun frage sich ein jeder, ob ihm ein solches Bild der Ordnung, des Friedens und der sittlichen Würde nicht besser gefallen würde, als die Zwietracht, der Haß, das Blutvergießen, welche statt ihrer fast in allen Zeiten geherrscht haben? und ob er diejenigen tadeln wolle, die, ein so hohes Bild in der Seele tragend, für den Gedanken des Kaiserthums und Papstthums begeistert waren?

Zwar haben nicht alle Kaiser den Gedanken ihrer Würde recht und ganz aufgefaßt, oder es kamen ihnen so große Hindernisse in den Weg, daß sie ihn nicht ausführen konnten; und eben so haben die Päpste sich nicht immer in den Gränzen derjenigen Rechte gehalten, welche ihnen im Reiche der Kirche allein zustanden; sondern beide Gewalten, welche in Eintracht zusammen wirken und eine die andere ergänzen sollten, haben sich endlich in Feindschaft selbst zerstört. Allein, — dieses ist der Hauptpunkt, — ein großer Gedanke muß vor allen Dingen von seiner Ausführung wohl unterschieden werden. Je herrlicher er ist, in desto größerem Widerspruche wird er mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und der niedern Richtung mancher Zeiten stehen; und das Mißlingen seiner Ausführung darf seiner eigenen Hoheit, so wie der Hoheit derer, welche für ihn gekämpft haben, nicht Abbruch thun.

Was endlich das Aufopfern der Menschen in den italienischen Zügen betrifft, so kömmt es dabei auf die Frage an, ob der Zweck selbst ein großer und wichtiger war, oder nicht. War er es, so kann das Opfer nicht in Anschlag kommen, wenn anders Kampf und Krieg überhaupt für einen hohen und nothwendigen Zweck erlaubt sind; und die Kaiser, welche dieses Opfer wirklich für die Idee des Kaiserthums und die Ehre ihres Volkes, in großartiger Gesinnung, gebracht haben, sind deßhalb nicht zu tadeln. Der edle Stolz der Deutschen aber, daß sie und ihr Herrscher der Mittelpunkt für die Christenheit seyen; das Gefühl der Kraft, indem geringe Schaaren der Ihrigen über die Alpen ziehen durften, und durch das Uebergewicht ihrer Natur einem zahlreichen Volke Gesetze gaben; das Andenken dieser alten Herr-

lichkeit unsers Volkes noch in uns, den späten Enkeln, — dieses Alles ist der Lohn für die gefallenen Opfer.

Andere, unmittelbar sichtbar werdende, Vortheile der Verbindung Deutschlands mit Italien wird die Geschichte in ihrem Fortlaufe zeigen; wir erwähnen hier nur im Voraus des großen Einflusses, den das Beispiel der freien italienischen Städte, und besonders der von dort her aufblühende Handel, auf das Emporkommen der deutschen Städte gehabt hat; ein Vortheil, dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Otto nun übte die Rechte eines Schirmherrn der Kirche und obersten christlichen Herrschers bald gegen denselben Papst aus, der ihn gekrönt hatte. Johann XII. hatte Berengars Sohn wiederum gegen den Kaiser aus Korsika herbeigerufen und wurde überdies vom römischen Volke und der Geistlichkeit der schwersten Verbrechen wegen angeklagt. Johann stammte aus einem sehr verdorbenen Geschlechte, und war schon im achtzehnten Jahre Papst geworden. Otto versammelte daher ein Concilium aus vierzig Bischöfen und siebenzehn Kardinälen, und als Johann auf des Kaisers Vorladung vor diesen versammelten Kirchenvätern nicht erschien, wurde er seiner Würde entsetzt und Leo VIII. erwählt; das römische Volk aber, so wie die Geistlichkeit schwur, keinen Papst ferner ohne Einwilligung des Kaisers zu wählen. Die Päpste nannten von dieser Zeit den Kaiser, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft, wiederum ihren Herrn, setzten seinen Namen auf ihre Münzen, und bezeichneten ihre Bullen mit seinen Regierungsjahren.

Die Römer vergaßen ihren Schwur jedoch sehr bald wieder, vertrieben den Papst Leo, und riefen den abgesetzten Johann noch einmal zurück, und auch nach dessen baldigem Tode wiederholten sie noch einmal ihre Widersetzlichkeit gegen den Kaiser. Da riß endlich der Faden seiner Geduld, und er übte schwere Strafe an den wortbrüchigen Römern. Das Geschlecht der Menschen in vielen Theilen Italiens war schon sehr ausgeartet; sie waren zwar alle von Haß gegen die Ausländer erfüllt, aber dennoch hatten sie nicht die Kraft, sich zu kühnen Unternehmungen zu vereinigen, um ihre schöne Halbinsel frei und selbstständig zu machen.

Otto wirbt für seinen Sohn um eine griechische Prinzessin. — Bei der letzten Anwesenheit in Rom ließ der Kaiser auch seinen Sohn Otto vom Papste krönen, und schickte dann eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, um für denselben die griechische Kaisertochter Theophania zur Gemahlin zu begehren. Von dieser Sendung berichtet der Bischof Luitprand von Pavia einige merkwürdige Umstände. „Im Juni sind wir hier angekommen," erzählt er; „man gab uns fortan Ehrenwachen, so daß wir keinen Schritt ohne ihr Beiseyn thun konnten. Am zweiten Tage nach unserer Ankunft ritten wir zur Audienz. Der Kaiser Nicephorus ist ein kurzer, dicker Mann, so braun, daß

man in einem Walde vor ihm erschrecken würde. Er sprach: „er bedaure, daß unser Herr die Kühnheit gehabt, sich Rom zuzueignen, und Berengar und Adelbert, würdige Männer, umzubringen; worauf er Feuer und Schwerdt selbst in griechische Lande getragen; er wisse, daß wir unserm Herrn dazu gerathen.“ — Wir sprachen: „unser Herr, der Kaiser, hat Rom von Tyrannen und Sündern befreit, und ist hiezu vom Ende der Erde nach Italien gekommen, indessen andere auf ihrem Throne eingeschlafen, solche große Unordnung keiner Beachtung gewürdigt. Es sind Ritter mit uns, die das Recht und die Tugend unsers Herrn in biederm Zweikampfe jederzeit erhärten werden; doch sind wir in friedlichen Absichten, und wegen der Prinzessin Theophania gekommen.“ — Aber der Kaiser sprach: „es ist nun Zeit zur Prozession zu gehen, das andere wollen wir zu gelegener Zeit vornehmen.“ — Seine Soldaten waren die Bürgersleute; da waren keine Hallbarden zu sehen. Der Kaiser ging in einem langen Mantel, unter beständigem Zuruf des Volkes, langsam zwischen den Reihen durch. — Bei Tafel wollte er unsere Kriegsweise tadeln; er nannte unsere Waffen zu schwer, und meinte, die Deutschen seyen nur tapfer, wenn sie getrunken hätten, die wahren Römer seyen in Konstantinopel. Hierbei gab er mit der Hand ein Zeichen, daß ich schweigen sollte. — Ein andermal fing er an von Kirchensachen zu sprechen, und fragte spöttisch, ob denn in Sachsen nie ein Concilium gehalten sey? Ich antwortete: „wo die meisten Krankheiten zu Hause sind, findet man auch die meisten Arzneien; alle Ketzereien sind bei den Griechen entstanden, darum sind auch bei ihnen Kirchenversammlungen nöthig gewesen. Indeß weiß ich doch von einem Concilio bei den Sachsen, auf welchem ausgemacht ist, daß es rühmlicher sey, mit dem Degen, als mit der Feder zu streiten.“ — Der Kaiser ist von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt schwimmt in Wollust, selbst an Festtagen sind Schauspiele. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, sondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig, und auf russischen Seeleuten. — Ich meine, daß vierhundert Deutsche auf freiem Felde das ganze griechische Heer in die Flucht schlagen würden.“

Der Kaiser Nicephorus, welcher die Heirath nicht zugeben wollte, kam bald darauf in einem Aufstande um, und sein Nachfolger schloß sehr gern die Verbindung mit dem deutschen Kaiserhause. Theophania wurde im Jahr 972 vom Papste Johann XIII. in Rom gekrönt und mit dem jungen Otto vermählt. Der Kaiser selbst kehrte in diesem Jahre nach Deutschland zurück, und nach einer kurzen Ruhe, am Abend eines thatenreichen Lebens, ging er im Mai des Jahres 973 sanft und schnell zu den Todten; er starb zu **Memleben** an der Unstrut, an demselben Orte, wo auch sein Vater gestorben war, im 61sten Jahre seines Alters und dem 38sten seiner Regierung. Sein Leichnam wurde nach **Magdeburg**, seinem Lieblingsorte, gebracht.

36. Otto II. 973—983.

Es hatte einen übeln Einfluß auf den jungen Otto gehabt, der manche gute Eigenschaften besaß, daß er, nach des hoffnungsvollen Ludolfs Tode, schon als Kind zum Nachfolger seines Vaters ernannt war; er wurde stolz und verschwenderisch, und zeigte sich sehr ungleich in seinem Betragen, so daß man ihn bald für kräftig und hochherzig, bald für kleinmüthig und schwach halten mußte.

Unter seiner Regierung machte Frankreich den ersten Versuch, den es von dieser Zeit an sehr oft wiederholt hat, das Lothringische Land, welches zwischen Deutschland und Frankreich durch die Theilung von Verdün in die Mitte gelegt und jetzt mit Deutschland verbunden war, an sich zu bringen. Der König Lothar drang bis Aachen vor, und ließ den Adler auf dem Schlosse Karls des großen nach Abend hinkehren, zum Zeichen, daß Lothringen zu Frankreich gehöre. Otto aber kam dem Lande zu Hülfe, trieb den Feind zurück, drang hinwiederum bis Paris vor und verbrannte dessen Vorstädte. Dieses geschah im Jahre 977, und war einer der ersten Züge der Deutschen nach Paris. Im Frieden wurde Lothringen auf immer bei Deutschland bestätigt.

Im Jahre 980 zog Otto nach Italien, um die Besitzungen in Unteritalien, welche die griechischen Kaiser noch dort hatten, und auf welche er durch die Heirath mit der Theophania Ansprüche machte, zu erobern. Die Griechen aber riefen die Araber aus Afrika und von der Insel Sicilien zur Hülfe herbei. Anfangs hatte Otto Vortheile über sie und eroberte die Stadt Tarent; dann aber, zu kühn gemacht, ließ er sich in einen Hinterhalt locken und wurde bei Basantello in Kalabrien im Jahr 982 gänzlich geschlagen. Die Niederlage war hart; der Herzog Udo von Franken nebst vielen Grafen und Herren, und sogar der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda, blieben auf dem Wahlplatze; woraus wir sehen, daß auch die Geistlichen damals mit in's Feld zogen. Kaiser Otto II. entkam unerkannt durch einen sehr glücklichen Zufall auf einem griechischen, also feindlichen, Schiffe, zu welchem er mit seinem Pferde hinschwamm. Als er nachher erkannt wurde, rettete er sich zum zweiten Male bei Rossano durch Schwimmen an's Land, und kam so, wie durch ein Wunder, zu den Seinigen. Als er sich darauf von Neuem rüstete, die Schmach wieder abzuwaschen, starb er zu Rom 983, im 28sten Jahre seines Lebens.

37. Otto III. 983—1002.

Sein Sohn Otto war erst drei Jahre alt, und seine Minderjährigkeit wäre ein noch größeres Unglück für Deutschland

gewesen, wenn nicht Theophania eine löbliche Vormundschaft über ihn geführt, und nachher, als Mutter und Sohn in Italien waren, die Großmutter Adelheid eben so löblich Deutschland verwaltet hätte, wozu sie bestellt war. Feinde lauerten genug umher; so glaubte auch der habsüchtige König Lothar von Frankreich, nun sey der rechte Augenblick, Lothringen zu gewinnen. Und schon hatte er die Stadt Verdün eingenommen; als er aber Einigkeit in Deutschland sah, gab er den Gedanken auf, und erneuerte den Frieden.

Der junge Kaiser erregte nicht wenig Hoffnungen; auch schien er sich selbst ein hohes Ziel zu setzen; denn als er nach Aachen kam, ließ er Karls des Großen Grab öffnen, nahm das goldene Kreuz von des Leichnams Brust und legte es auf die Seinige *). Seine Bildung war ausgezeichnet; die griechische Mutter hatte ihn selbst unterrichtet, und dann der berühmte französische Abt Gerbert, welcher der gelehrteste Mann seiner Zeit war, und unter andern so viel, damals noch ganz unerhörte, Kenntnisse von der Natur besaß, daß man ihn für einen Zauberer hielt. So wurde Otto kenntnißreich genug; aber nun fing er an, die noch immer rohen Deutschen zu verachten, griechische Sitten und Gebräuche anzunehmen, z. B. an einer etwas erhöhten Tafel allein zu speisen, und griechische und römische Ehrenstellen einzuführen. Auch rieth er seinen Sachsen, ihre bäurische Grobheit abzulegen, und sich nach seiner griechischen Feinheit zu bilden. Und als er 996 nach Italien gekommen war, um neue Unruhen in Rom zu stillen, gefiel es ihm dort so wohl, daß er den Gedanken faßte, Rom zum Hauptsitze seines Reiches zu erheben, wodurch die ganze Gestalt der europäischen Welt wäre verändert worden. Zum Papste setzte er eben seinen Lehrer Gerbert, welcher den Namen Sylvester II. annahm. Die Römer aber vergalten ihm seine Zuneigung schlecht. Denn als er von wenigen Deutschen umgeben, ganz unbesorgt unter ihnen wohnte, empörten sie sich und schlossen ihn drei Tage in seinem Pallaste ein, so daß weder Speise noch Trank hinein konnte. Da erfuhr Kaiser Otto, daß die deutsche Treue und rauhe Tugend doch besser sey, als die glatten Worte und das gebildete Wesen der Welschen. Der Bischof Bernward von Hildesheim, der frühere Lehrer des Kaisers, stellte sich mit der heiligen Königs=Lanze unter das Hausthor und donnerte ganz entsetzlich, wie sein Lebensschreiber sich ausdrückt; und durch des Bischofs Entschlossenheit und die Hülfe Herzog Heinrichs von Baiern und anderer Getreuen, wurde der Kaiser aus der Römer Händen gerettet.

*) Man fand den einbalsamirten Körper des großen Kaisers noch sitzend auf dem goldnen Stuhle, im kaiserlichen Schmucke, und Scepter und Schild neben ihm. Die Gruft wurde wieder geschlossen, von Kaiser Friedrich I. 1165 aber wieder geöffnet, und die Gebeine in ein prächtiges Grab gelegt.

Da machte er sich bereit, Strafe an dem falschen Volke zu nehmen; aber er starb zu Paterno, im Jahr 1002, im 22sten seines Alters, an den Frieseln; wie andere Berichte erzählen, an Gift. So war Otto's des Großen ganze männliche Nachkommenschaft, seine beiden Söhne, Ludolf und Otto II. und beide Enkel, Otto III. und Ludolfs Sohn Otto, in der Blüthe ihrer Jahre in Italien gestorben; und es war von dem sächsischen Kaisergeschlechte nur noch der Urenkel Heinrichs des Vogelstellers, Herzog Heinrich von Baiern übrig. Die Deutschen waren diesem baierischen Geschlechte gar nicht geneigt, aber Heinrich, welcher schon die Geistlichkeit durch seine Freigebigkeit auf seiner Seite und die Reichskleinodien in seinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen deutschen Stämme nach einander zu gewinnen, daß ihm ein jeder, ohne allgemeine Wahlversammlung, mit der heiligen Lanze die Königswürde übertrug.

38. Heinrich II. 1003—1024.

Heinrich hat den Beinamen des Heiligen erhalten, von seiner strengen, frommen Lebensart, und von seiner schon erwähnten Freigebigkeit gegen die Geistlichen. Diese hatten sich unter den sächsischen Kaisern, welche sämmtlich sehr freigebig gegen sie waren, große Güter erworben, und waren zu mächtigen Reichsfürsten angewachsen. Die Könige sahen, gleich Karl dem Großen, ihre Macht gern, um sie als ein Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zu gebrauchen, und in dieser Zeit hielten sie es auch meistentheils mit den Königen. Des Kaisers Heinrich II. Willfährigkeit gegen die Geistlichkeit wurde freilich von manchen mißbraucht; gleichwohl gab es unter den Geistlichen dieser Zeit auch Männer, welche die eigentliche Würde ihres Berufes vollkommen erkannten, und für das geistige Wohl ihrer Gemeine, so wie für das Fortschreiten des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft und jeder ächten Bildung, eifrig sorgten; wie dann überhaupt das zehnte Jahrhundert schon mehrere helle Punkte darbietet. Der Bischof Bernward von Hildesheim, der sich schon bei der Gefahr Kaiser Otto's III. in Rom so entschlossen gezeigt hatte, war ein Mann von hellem Geiste, und von dem herrlichsten Sinne für alles Gute und Schöne. Auf seinen vielen Reisen, besonders in Italien, nahm er junge Leute mit sich, die ihren Geschmack an der Anschauung schöner Kunstgebilde üben und sie nachahmen sollten. Er ließ die Fußböden und Kirchen mit musivischer Arbeit verzieren, und kostbare Gefäße von schöner Gestalt in Metall gießen, wozu ihm die unter Otto I. entdeckten Bergwerke des Harzes Gold und Silber lieferten. So sorgte Bernward auf eine edle Weise für seinen Kirchsprengel, und die Schule zu Hildesheim war eine der berühmtesten der damaligen Zeit.

Einen zweiten Beinamen Huffeholz, oder der Lahme, soll Kaiser Heinrich in Italien erhalten haben. Da waren nach Otto's III. Tode neue Unruhen entstanden, und die Italiener hatten einen Markgrafen Arduin zu ihrem Könige gemacht. Heinrich, um die Ordnung herzustellen, zog im Jahr 1004 dahin, trieb den Arduin in die Flucht, und ließ sich in Pavia die eiserne Krone aufsetzen. Aus Schonung für die Stadt, und um den Bürgern sein Vertrauen zu beweisen, hatte er nur eine geringe Leibwache bei sich behalten, und das übrige Heer außer der Stadt in's Lager gelegt. Sogleich aber wandte sich der wankelmüthige Sinn der Italiener wieder, sie machten einen Aufruhr, stürmten den Pallast des Kaisers und drohten seinem Leben. Damals soll er durch einen Sprung aus dem Fenster den lahmen Fuß davon getragen haben. Seiner Begleiter waren nur wenige, aber desto tapferere Männer; sie schlugen die Angriffe der Feinde auf den Pallast so lange glücklich ab, bis die Deutschen außerhalb der Stadt, nachdem sie das Getöse innen gehört hatten, die Mauern stürmten, nach hartem Gefechte eindrangen, sich den Weg zum Pallaste bahnten und den König retteten. In den Straßen und Häusern, von welchen herab die Einwohner noch immer Steine und Geschosse schleuderten, dauerte der Kampf und wüthete das Feuer, bis der König selbst dem Zorne der Seinigen Einhalt that und die noch übrigen Einwohner rettete. Bei diesem Gefechte geschah es, daß der Königin Bruder, Giselbert, ein tapferer Jüngling, von den Lombarden getroffen niedersank; da sprang der Ritter Wulfram, sein Waffenbruder, mitten in den Haufen der Feinde und that einen gewaltigen Hieb auf ihrer einen, daß er ihn durch den Helm hindurch den Kopf bis auf die Schulter spaltete; dann zog er sich unverletzt wieder unter die Seinigen zurück.

Dem von Natur treuherzigen und redlichen Könige flößte dieses Betragen der Pavesaner großen Widerwillen gegen Italien ein; er war nicht zu bewegen, länger dort zu bleiben, und kehrte zurück nach Deutschland.

Hier waren auch viele Unruhen während seiner Regierung; denn der Kaiser, der bei guten Eigenschaften zu schwach war, konnte sein Ansehen nicht gehörig aufrecht halten. Besonders viel machte ihm der benachbarte polnische Herzog Boleslav zu schaffen, ein ehrgeiziger, unruhiger Mann, der Böhmen und Schlesien eroberte und zum Theil auch behielt. Dafür leistete er zwar dem deutschen Kaiser die Lehnspflicht, erhielt sich übrigens aber unabhängig, und machte sich auf der andern Seite sogar den Russen und den griechischen Kaisern furchtbar.

Heinrich starb im Jahre 1024 auf seiner Burg Grone im Leingau, (bei Göttingen,) welche oft der Sitz der sächsischen Kaiser war. Mit ihm erstarb das sächsische Haus, welches gleich dem karolingischen groß angefangen hatte und schwächer endigte. Deutschland bedurfte wieder kräftiger und großgesinnter Herrscher, wenn es nicht im Innern zerfallen und unter den andern Völ-

kern sein Ansehen verlieren sollte; denn während der Minderjährigkeit Otto's III. und unter Heinrich II. hatten die Reichsvasallen sich manche Verletzung der kaiserlichen Rechte erlaubt. Die Söhne der mit kaiserlichen Lehen begabten Großen behaupteten sich darin, als besäßen sie dieselben als ein Erbrecht, und viele Streitigkeiten wurden durch blutige Fehden ausgekämpft, ohne daß des Kaisers Obergerichtsbarkeit geachtet wurde. Diese Kriege hatten besonders das südliche Deutschland zerrissen.

Der christlichen Länder indeß, über welche, mit dem Reiche der Kirche, sich auch die Achtung des kaiserlichen Namens verbreitete, waren mehrere geworden. Gegen das Jahr 1000 wurde das Christenthum in Ungarn, Polen, Rußland, Norwegen, Schweden und Dänemark immer fester gegründet.

III. Die salischen oder fränkischen Kaiser. 1024—1125.

Konrad II. 1024—1039.

Zur Wahl eines neuen Kaisers versammelten sich die deutschen Völkerschaften, eine jede unter ihrem Herzoge, an den Ufern des Rheines zwischen Mainz und Worms, bei Oppenheim. Der Herzöge waren acht, Konrad der jüngere, der, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne Herzog, doch Führer der Franken war, (der König selbst galt jedesmal als Herzog in Franken,) Friedrich von Oberlothringen, Gozeelo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, aus Hermann Billungs Geschlechte, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, (dem neuen Herzogthume, welches die Pässe nach Italien in sich hielt), der junge Ernst von Schwaben, und Othelrich oder Ulrich von Böhmen. Die Sachsen, die Ostfranken, die Baiern und Schwaben, nebst den Böhmen, lagerten sich diesseits des Rheines, die rheinischen Franken und die Nieder- und Oberlothringer jenseits. Eine herrliche und zahlreiche Versammlung spiegelte sich in den Wellen des großen deutschen Stromes. Die Stimmen neigten sich zu Gunsten des fränkischen Stammes, und aus ihm ragten zwei Konrade an Tugend und Ansehen vor Allen hervor, Graf Konrad der Aeltere, oder der Salier, und Konrad der Jüngere, der des Herzogs Stelle vertrat; sie waren Söhne zweier Brüder und stammten von Konrad dem Weisen, dem Tochtermanne Otto's I. her, welcher in der Ungarnschlacht am Lechflusse fiel; beide waren ihres Ahnherrn würdig und zugleich von weiblicher Seite mit dem sächsischen Kaiserstamme verwandt. Zwischen ihnen schwankte die Wahl. Da zog der ältere Konrad den jüngern bei Seite und sprach zu ihm: „Laß uns nicht durch Zwietracht die Sache selbst

und unsere Freundschaft stören. Hadern wir mit einander, so möchten die Fürsten einen dritten wählen, und die Nachwelt würde sagen: Beide waren der Krone unwürdig. Mich aber dünkt, es treffe nun die Wahl dich oder mich, so werde ich in dir und du in mir geehrt. Ist die Krone dir bestimmt, so bin ich der Erste dir zu huldigen. Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" Der jüngere gelobte es ihm.

Als nun die Wahl anfing, und der Erzbischof Aribo von Mainz seine Stimme zuerst geben sollte, nannte er Konrad den Aeltern. Die Erzbischöfe und Bischöfe folgten. Unter den weltlichen Fürsten war der Franken Herzog der Erste in der Reihe; und der jüngere Konrad erhob sich und wählte mit lauter Stimme seinen Vetter; dieser aber faßte ihn bei der Hand und setzte ihn neben sich. Die übrigen Fürsten stimmten auch bei, das Volk jauchzte seinen Beifall. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbischof Piligrin von Köln waren unzufrieden und verließen die Versammlung; doch da sie die Einigkeit der übrigen und des jüngeren Konrads Zustimmung sahen, kehrten sie zurück und huldigten ebenfalls.

Der neue König wurde nun nach Mainz geführt, um dort feierlich gesalbt und gekrönt zu werden. Auf dem Wege zur Kirche wurde der Zug durch die Menge der Bittenden aufgehalten, die den König um Gerechtigkeit ansprachen. Die Bischöfe waren unwillig; Konrad aber hörte die Bitten geduldig und sprach: „Gerechtigkeit üben, es sey mir bequem oder nicht, ist die erste meiner Pflichten." Das Wort wurde freudig gehört; man fing an, große Hoffnungen von dem neuen Könige zu fassen, und Konrad hat sie nicht getäuscht. Er fing seine Regierung damit an, daß er alle Gegenden Deutschlands durchreisete, Gerechtigkeit übte, die Ordnung herstellte und solchen Ernst mit solcher Güte zeigte, daß man von ihm sagte, kein König nach Karl dem Großen habe so sehr verdient, dessen Stuhl zu besteigen, als er. Räuber belegte er mit harten Strafen, es herrschte wiederum Sicherheit mehr als seit langen Zeiten, und der Handel blühete auf. Sich und seinem Geschlechte sicherte er die Stimme des Volks dadurch, daß er das Emporkommen des Bürgerstandes in den Städten durch kräftige Mittel förderte.

So waltete er im Innern. Nach Außen arbeitete er gleichfalls glücklich für Deutschlands Ansehen und Größe. Bald nach seinem Regierungsantritt im J. 1025 zog er nach Italien und wurde in Mailand zum König von Italien und am Osterfeste des folgenden Jahres in Rom zum Kaiser gekrönt. Das Fest wurde verherrlicht durch die Gegenwart zweier Könige, des Königs Rudolf von Burgund und des großen Königs Canut von Dänemark und England. Mit diesem schloß Konrad enge Freundschaft, welche sich ein Jahrhundert lang unter beider Nachkommen erhielt, vermählte seinen Sohn Heinrich mit dessen Tochter Kunihild, und ordnete auch nachher mit ihm die Gränze

zwischen Deutschland und Dänemark, so daß der Eider-Fluß, zwischen Holstein und Schleswig, beide Länder trennen sollte. Er gab dadurch die Markgrafschaft Schleswig auf; allein dies Land war doch schwer zu vertheidigen; und Konrad gewann dagegen auf andern Seiten. Schon Heinrich II. hatte einen Erbvertrag mit seinem Oheime, dem kinderlosen König Rudolf von Burgund geschlossen, daß nach dessen Tode Burgund an Deutschland kommen sollte. Konrad erneuerte den Vertrag und nachdem Rudolf 1032 gestorben war, nahm er das Land wirklich ein, obgleich ein Theil der Burgunder den mächtigen Grafen Odo von Champagne herbeigerufen hatte. Er demüthigte diesen und ward als König von Burgund anerkannt. Dieses Königreich begriff die schönen Landschaften des südöstlichen Frankreichs, die nachher Provence, Dauphiné, Franche Comté und Lyon hießen, nebst Savoyen und einem Theile der Schweiz, und setzte Deutschland durch die wichtigen Städte Marseille und Toulon mit dem Mittelmeere in Verbindung. Eine wichtige Erwerbung, die aber nachher, in den Zeiten schwacher Kaiser, vernachlässigt und von den habsüchtigen Nachbarn, den Franzosen, in Besitz genommen ist.

Auch gegen die Polen und Ungarn führte Konrad Krieg, unterwarf die ersteren wieder unter die deutsche Oberhoheit, und den König Stephan von Ungarn brachte er zu einem guten Frieden.

Die slavischen und wendischen Völker, die noch an der Oder und nordwärts an der Elbe saßen, zwang er zum alten Gehorsam. Hamburg, welches sie zerstört hatten, richtete sich nach und nach aus seinem Schutte wieder auf.

Unter dem Kaiser Konrad entstand auch zuerst die Einrichtung, wodurch die Kirche der rohen Gewalt des Faustrechts, welches seit einiger Zeit so sehr Ueberhand genommen hatte, einigermaßen Schranken zu setzen suchte, der Gottesfrieden nemlich. Vom Mittwoch Abend, vom Untergange der Sonne an, bis zum Sonnenaufgang am Montag Morgen, sollten alle Fehden ruhen, kein Schwerdt gehoben werden, und allgemeine Sicherheit die Geschäfte des Lebens beschützen. Wer gegen diesen Gottesfrieden (treuga oder treva dei) frevele, der sollte mit dem schwersten Banne belegt seyn. Diese eigenthümliche Einrichtung wurde zuerst 1034 nach mehreren Jahren schrecklicher Hungersnoth und alles damit verbundenen Elendes, in Burgund und Lothringen von der Geistlichkeit getroffen und vor Allen durch den Abt Odilo von Clügny befördert, so daß sie sich bald über Frankreich und sogar England verbreitete. In Deutschland fand sie nicht sogleich Eingang, allein Heinrich III. bewirkte auch in Deutschland zehn Jahre später ihre Einführung in der Gestalt von Land- und Reichsfrieden.

Von dem zweiten Zuge nach Italien, wohin ihn innere Unruhen, und besonders der Uebermuth des stolzen Erzbischofs Heribert von Mailand im J. 1037 gerufen hatten, wo aber

Seuchen sein Heer wegrafften, und sein eigener Stiefsohn Hermann von Schwaben und seines Sohnes Heinrich junge Gemahlin, des Dänenkönigs Tochter, starben, brachte Konrad Kränklichkeit zurück. Er genas nicht ganz wieder und starb den 4. Juni 1039 zu Utrecht. Sein Leichnam wurde nach Speier in den herrlichen Dom gebracht, den er daselbst gegründet hatte. Sein Lebensbeschreiber Wippo sagt von ihm: „Man setzt sich dem Verdachte der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie ernst gegen die Schlechten, wie gütig gegen Bürger und wie streng gegen die Feinde, wie unermüdet und nachdrucksam in Geschäften er gewesen, wenn es des Reiches Wohl erheischte."

Seine Gemahlin Gisela, eine der edelsten deutschen Frauen, die ihn auf das zärtlichste liebte, verschmähte jeden Trost und beweinte den Gemahl in dem Kloster Kaufungen bei Kassel bis an ihren Tod.

Dieser Kaiser hatte offenbar den Gedanken gefaßt, welcher der Grundgedanke des ganzen salischen Kaisergeschlechts genannt werden kann, nemlich, die deutsche Königsmacht zu möchlichst unumschränkter Herrschaft zu erheben, die Macht der Fürsten in enge Gränzen zurückzuweisen, und um dieses zu vollbringen, die Hülfe der kleineren Vasallen, die jenen beinahe schon dienstbar geworden waren, durch jede Begünstigung zu gewinnen. — Dahin zielte vorzüglich ein wichtiges Gesetz, welches Konrad im Jahr 1037 gab, daß nemlich Lehnsgüter, welche die Väter besessen, den Söhnen nicht willkührlich, sondern nur wegen Verbrechen, durch das Gericht von Genossen, genommen werden sollten. Dadurch bereitete er den kleinen Vasallen die vollen Rechte des Eigenthums, so daß aus ihnen ein eigener freier Reichsstand, zur Stütze des Kaisers gegen die großen Vasallen, entstehen mußte. Diese dagegen, besonders die Herzoge, suchte er wieder in das alte Verhältniß von bloßen Reichsbeamten zurückzubringen; ja, er gab sogar nach und nach bei Erledigungsfällen die Herzogthümer Baiern, Schwaben und Kärnthen seinem eigenen Sohne Heinrich, der ganz geeignet schien, seinen großen Herrscherplan weiter zu führen. Wäre derselbe gelungen, so würde Deutschland früh geworden seyn, was Frankreich später ward, ein eigenes, kräftiges Königthum. Aber das salische Geschlecht wurde mitten auf seinem Wege, theils durch eigene Schuld, theils durch das, mit wunderbarer Kraft und Schnelligkeit sich erhebende, Reich des römischen Stuhles aufgehalten, dessen Sieg über seinen Enkel der mächtige Konrad wohl nicht geahndet hatte.

39. Heinrich III. oder der Schwarze. 1039—1056.

Konrads Sohn, Heinrich, den die Deutschen bei des Vaters Leben gewählt hatten, war erst 22 Jahr alt, aber die Hoffnung von ihm war groß, und sie zeigte sich nicht unbegründet. Er

war, gleich dem Vater, von hohem Geiste und entschlossenem Willen, ernst und ausdauernd, dabei auch beredt und wohl unterrichtet; denn die kluge Gisela hatte ihn früh angehalten, seinen Geist auszubilden, besonders durch Lesen von Büchern, welches damals sehr selten war. Kein Kaiser seit Karl dem Großen hat kräftiger, als er, die Kaiserwürde in Italien, Deutschland und den angränden Ländern aufrecht erhalten und gewaltiger in allen Gränzen seines weiten Reiches geherrscht. Besonders ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die wilden Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Deutschlands waren, so demüthigte, daß ihm der ungarische Adel, nach einer verlorenen Schlacht bei Raab, in der Hauptstadt Stuhlweißen 1044 den Eid der Treue leistete, und der von Heinrich wieder eingesetzte König Peter das Land durch Empfang einer vergoldeten Lanze als Lehen annahm. Zwar war das keine dauernde Unterwerfung; allein, daß es Einmal geschehen, war schon ein Ruhm, und Heinrich hatte bei dieser Gelegenheit auch einen Theil Ungars, vom Kahlenberge bis zur Leitha, gewonnen und mit der Mark Oestreich vereinigt.

Dann wandte sich der König 1046 nach Italien, um die großen Unordnungen dort zu schlichten. Es waren drei Päpste auf einmal aufgestanden, Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. Heinrich, um gegen keinen partheiisch zu seyn, berief eine Kirchenversammlung nach Sutri; hier wurden sie alle dreie, als unrechtmäßig eingedrungen, entsetzt, und dann in Rom durch Heinrich selbst, der, in seinem und seiner Nachkommen Namen, wie Karl der Große, die Patricierwürde angenommen hatte, auf Verlangen der versammelten Geistlichkeit und des Adels, ein Deutscher, der Bischof Suidger von Bamberg, zum Papste gemacht; er nahm den Namen Clemens II. an und krönte Heinrich am Weihnachtsfeste 1046 zum Kaiser. Nach diesem hat Heinrich den Römern noch drei andere deutsche Bischöfe, die edelsten und würdigsten Männer, zu Päpsten gegeben, denn sie hatten ihm von Neuen versprechen müssen, gleichwie Otto I., keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung zu erkennen.

In Deutschland vergab Heinrich die Herzogthümer, die er selbst besaß, zwar wieder, aber eigentlich nur an Statthalter von sehr beschränkter Vollmacht, die zwar den Namen, aber nicht die alten Rechte der Herzöge erhielten; nemlich Baiern an Heinrich, aus dem Hause Luxenberg, nachher an Konrad aus dem pfalzgräflichen Hause, Kärnthen an Welf, Sohn des schwäbischen Grafen Welf; Schwaben an den Pfalzgrafen bei Rhein, Otto. In Schwaben war das welfische Haus mächtig und hätte deshalb gern auch das Herzogthum besessen; aber gerade deshalb setzte Heinrich den Grafen Welf nach Kärnthen, damit der Herzog nicht zugleich großes Erbgut im Lande habe, und zugleich schwächte er das Herzogthum dadurch, daß er die Steiermark, die Mark Krain und Istrien, davon trennte und einem eignen Markgrafen verlieh. So verfuhr er mit den großen Reichswürden ganz nach seinem

Wohlgefallen, während er die Erblichkeit der kleineren Lehnsgüter begünstigte. Ober-Lothringen kam durch ihn an den Grafen Albert von Longwy, einen Ahnherrn des Kaisers Franz I. und also auch des jetzigen östreichischen Hauses.

Heinrich gab auch eine Probe seines persönlichen Muthes. Als er im Jahr 1056 mit dem Könige Heinrich von Frankreich zu einer Unterredung zu Ivoi in der Gegend von Metz zusammengekommen war, entstand ein Streit zwischen ihnen, denn der König warf ihm Wortbrüchigkeit vor. Wie es sich geziemte, antwortete Heinrich nur dadurch, daß er dem Könige den Fehdehandschuh hinwarf; und dieser machte sich in der folgenden Nacht davon in seine Gränzen. Nichts war den Deutschen erfreulicher, als solche Ritterlichkeit ihres Kaisers.

Heinrich ging nach Sachsen zurück, wo sein Lieblingssitz Goslar am Harze war, welches er zu einer ansehnlichen Stadt erhoben hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein König aus fränkischem Stamme seinen Sitz im sächsischen Lande nahm; er that es wohl seiner reichen Bergwerke wegen die nahe bei Goslar am Harze lagen. Bergwerke gehörten in der älteren Zeit zu den ausschließlichen Besitzthümern der Kaiser. In Goßlar ließ Heinrich eine Burg, einen Pallast, Kirchen und Festungsmauern anlegen und dabei mußten die umherwohnenden Sachsen schwere Frohndienste verrichten. Das vermehrte ihren Unwillen, den sie schon über den Bau einer kaiserlichen Burg in ihrem Lande fühlten; und wenn auch derselbe unter einem so strengen und starken Kaiser nicht laut werden durfte, so trug er doch seinem Sohne späterhin desto bittrere Früchte. — Heinrich starb plötzlich zu Bothfeld, bei Blankenburg, am Fuße des Harzes, wohin er sich auf die Jagd begeben hatte, den 5. October 1056 mitten in seinen besten Lebensjahren, da er nur 39 Jahre alt war, unter großen Entwürfen für die Zukunft.

Dieser Kaiser war bei aller Geisteskraft und Strenge sehr fromm; er setzte nie seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet, und dann von dem Beichtiger die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Auch unterwarf er sich oft den Kirchenstrafen, und ließ sie an seinem eigenen Leibe mit Geißelhieben durch Priester ausüben. Die kräftig einfache Art jener Zeiten verschmähte nicht, selbst durch körperlichen Schmerz die Heftigkeit der Leidenschaften zu zügeln.

Heinrich III. ist auch unter den Kaisern zu nennen, welche die eigne Bildung durch Liebe zu Wissenschaften, durch Gunst gegen ausgezeichnete Männer, und durch Förderung der Bildung im Allgemeinen bewiesen haben. Die Aufforderung des Lebensbeschreibers seines Vaters, Wippo, in einem eignen an ihn gerichteten lateinischen Gedichte, daß er auch die Kinder der weltlichen Großen in den Wissenschaften unterrichten lassen möge, hat er durch Sorge für die Schulen eifrig in Erfüllung gebracht. Es blüheten unter ihm vorzüglich die Schulen zu Lüttich, Lobbes, Gemblours, Fulda, Paderborn, St. Gallen, Reichenau, u. a. In

den beiden zuletztgenannten Schulen bildete sich einer der größten Gelehrten der damaligen Zeit, Hermann der Contracte, von Jugend auf so gelähmt, daß er nur in einem Tragsessel von einem Orte zum andern gebracht werden und nur mit großer Mühe schreiben konnte, ja so schwer mit der Zunge, daß seine Schüler erst langsam ihn verstehen lernten, und doch so gesucht und geehrt von ihnen, daß sie aus allen Ländern zu ihm strömten. Seine Chronik gehört zu den besten Quellen der Geschichte der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts.

Wissenschaft und Kunst blüheten schon nicht unbedeutend unter Heinrich III., und wenn auch Vieles unter der langen und unruhigen Regierung Heinrichs IV. wieder verfiel, so war doch der Grund zu dem herrlichen Aufblühen gelegt, welches die Zeit der Hohenstaufen uns darstellt.

40. Heinrich IV. 1056—1106.

Die Fürsten hatten dem Vater die Nachfolge des Sohnes schon zugesagt, als dieser eben geboren war. Bei seinem Tode nun war der junge König, zum Unglück des Reiches, erst ein sechsjähriger Knabe.

Seine Erziehung und die Reichsverwaltung waren zuerst in den Händen seiner vortrefflichen Mutter Agnes, die aber nicht im Stande war, die Großen des Reichs in der Abhängigkeit zu erhalten und so des Vaters Werk zu vollführen. Vielmehr suchte sie durch Begünstigung einiger derselben ihrer Reichsverwaltung Stützen zu verschaffen, und gab deshalb das Herzogthum Schwaben und zugleich die Regierung von Burgund, an den Grafen Rudolf von Rheinfelden, und Baiern an Otto von Nordheim, und zwar mit dem gefährlichen Zusatze, daß diese Würden ihren Häusern erblich bleiben sollten. Vorzüglich besaß ihr Vertrauen der Bischof Heinrich von Augsburg; aber eben dieses erregte bald Neid und Eifersucht. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Erzbischof Hanno von Köln, ein ehrgeiziger und kluger, aber finsterer und strenger Mann. Dieser, den jungen König und dadurch die Reichsverwaltung in seine Hände zu bekommen, begab sich auf Ostern 1062 nach Kaiserswerth am Rheine, wo gerade das Hoflager der Kaiserin war, und nach dem Essen beredete er den zwölfjährigen Knaben, ein eben erbautes, besonders schönes und merkwürdiges Schiff zu besehen. Kaum aber war er hineingestiegen, als die Schiffsleute, auf den Wink des Erzbischofes, vom Lande stießen und mitten in den Rhein ruderten. Darüber erschrack der Knabe unmäßig und sprang plötzlich in den Rhein; er wäre sicherlich ertrunken, wenn nicht der Graf Eckbert von Braunschweig rasch nachgesprungen wäre und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man sprach ihm Muth zu und gab ihm viel gute Worte, und so wurde er nach Köln geführt. Die Mutter war sehr erschrocken und betrübt; und als sie sah, daß die

deutschen Fürsten kein Vertrauen mehr zu ihr hatten, beschloß sie ihr Leben in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen, und ging nach Rom.

Der Erzbischof Hanno, damit er nicht das Ansehen hätte, als wollte er die höchste Gewalt allein in Händen haben, machte eine Verordnung, daß der junge König sich abwechselnd in den verschiedenen Landschaften Deutschlands aufhalten, und daß immer der Bischof in dessen Sprengel er sich befände, die Vormundschaft und Reichsverwaltung haben sollte. Im Grunde jedoch dachte er den Prinzen am meisten zu lenken. Aber er war nicht fähig, das Herz des Knaben zu gewinnen; denn er war streng, hochfahrend, gebieterisch; und da er, wie man erzählt, sogar dessen Vater, dem gewaltigen Heinrich dem Schwarzen, sehr unsanft mit der Geißel die Kirchenstrafe gegeben hatte, so mochte er um so mehr den Knaben oft sehr unsanft behandeln. Unter den übrigen Bischöfen dagegen fand sich ein ganz anderer Mann, eben so ehrgeizig als Hanno, aber fein und einschmeichelnd, und selbst von persönlicher Anmuth und Schönheit, der den Knaben dadurch zu gewinnen wußte, daß er ihm in Allem den Willen ließ; das war der Erzbischof Adelbert oder Albert von Bremen. Dieser ehrsüchtige Mann hätte gern das ganze nördliche Deutschland in eine große geistliche Herrschaft vereinigt und sich als ein zweiter Papst an ihre Spitze gestellt, wie er denn wirklich schon — beinahe die Würde eines Patriarchen des Nordens bekleidete; denn durch seine eifrigen Bemühungen für die Verbreitung des Christenthums im Norden waren mehrere Bisthümer in den slavischen Ländern, z. B. zu Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg, (später Schwerin,) und Kirchen in Dänemark, Norwegen und Schweden, errichtet worden. — Er haßte die weltlichen Fürsten, weil sie diesen Ansichten im Wege standen, und um sie zu unterdrücken, wünschte er die kaiserliche Gewalt zu unumschränkter Alleinherrschaft zu erheben. Im schärfsten Gegensatze gegen ihn standen auch in dieser Hinsicht Hanno von Köln und sein Anhang; sie strebten, auf den Trümmern des kaiserlichen Ansehens eine Landeshoheit der Fürsten zu errichten. Beide Partheien griffen mit Leidenschaft nach dem Aeußersten, und wußten das Maaß des Rechten nicht zu halten; und so zeigt sich schon in jener frühen Zeit der Streit, der unsre Geschichte zerrüttet hat, in seiner verderblichen Gestalt. Als Hanno einst eine Reise nach Rom machte und lange abwesend war, bemeisterte sich Adelbert gänzlich des jungen Fürsten. — Schlimmeres hätte dem Knaben nicht widerfahren können, als der Einfluß so verschiedenartiger Männer, und diese Abwechselung zwischen ganz entgegengesetzter Behandlung. Von der größten Strenge kam er auf einmal in Ausgelassenheit und Sinnenlust.

Heinrich war ein Knabe von hohen Anlagen, wie des Geistes, so des Körpers; er hatte einen feurigen Muth, große Schnelligkeit des Entschlusses, und ritterlichen Sinn, der auf das Größeste hätte gelenkt werden mögen. Aber nun wurde sein schnelles und

BIBLIOTHECA · BODLEIANA

feuriges Wesen zum Jähzorn und zur Rachsucht, und der hohe Sinn in Stolz und Herrschsucht umgewandelt. Dazu liebte er die sinnlichen Genüsse, und wurde dadurch oft lässig und sorglos. Ein gutes Zeichen und ein löblicher Augenblick wechselten schnell bei ihm mit den schlechten, weil seinem Leben die große, leitende Idee fehlte; die feste Ruhe und Mäßigung, welche die höchste Majestät der Könige ist, hat er niemals gewinnen können; und so spiegelt sich in seinem ganzen Wesen die Ungleichheit, ja der Gegensatz seiner Erzieher wieder.

Ebenfalls zeigte es sich als eine große Wahrheit an Heinrich IV., daß, wie unser Gemüth und unser Inneres, so auch unser Schicksal ist. Ist jenes in sich einig und fest, so nimmt sicherlich auch unser Leben einen festen Gang. Heinrichs Schicksal aber ist so ungleich, als sein Gemüth; Glück wechselt mit Unglück, Höhe mit Tiefe, Erhebung mit Erniedrigung, Uebermuth mit Kleinmuth, bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens.

41. Der Streit Heinrichs mit den Sachsen.

Zwei heftige Abneigungen hatte Adelbert aus seiner Seele in die seines Zöglings hinübergepflanzt; einmal gegen alle Fürsten, und dann gegen die sächsischen und das ganze sächsische Volk insbesondere, mit welchem er sehr viele Streitigkeiten wegen seines Erzbisthums Bremen gehabt hatte. Darum prägte er dem jungen König ein: die Fürsten strebten nach Unabhändigkeit, am meisten die sächsischen, er solle sie wohl in Gehorsam halten und bei Zeiten niederdrücken. — Diese Grundsätze haben des Königs ganzes Leben verbittert und zerrüttet; denn obwohl der herrschsüchtige Adelbert, nachdem er den jungen König am Osterfeste 1065 zu Worms für mündig erklärt hatte, schon im folgenden Jahre durch die Fürsten von Heinrich entfernt wurde, so vergaß dieser seine Lehren doch nie, und schon im Jahre 1069 erschien der herrschsüchtige Erzbischof wieder an des Königs Hofe und übte seinen alten Einfluß auf dessen Gemüth und Handlungsweise.

Die Sachsen erkannten sehr bald des Königs Absicht, ihr Land zu einem unmittelbaren königlichen Lande zu machen. Er wohnte meistentheils zu **Goslar**, und fing an, in den Bergen des Harzes und in Thüringen eine Menge von Burgen anzulegen und mit Besatzung zu versehen, um durch sie das Volk desto besser zügeln zu können. Derselbe **Benno**, (nachher Bischof von Osnabrück), der die Sachsen schon unter Heinrich III. bei dem Baue in Goslar zu Frohndiensten gezwungen hatte, leitete auch jetzt diese Bauten. Die vorzüglichste der Festen war die **Harzburg**, bei Goslar, Heinrichs Lieblingsort, den Sachsen ein Abscheu. Man klagte unter einander, daß die Freiheit der Vorfahren zu Grunde gehe. Auch ging die Sage im Lande, der König habe von einem Berge in Sachsen umhersehend gesagt: „Sachsen sey ein schönes Land, aber die es bewohnen, seyen verworfene Knechte.“

Noch zwei Ursachen kamen dazu, und mehrten die Unzufriedenheit. Heinrich war schon als Kind durch seinen Vater mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa in Italalien, verlobt worden und hatte sie nachher geheirathet; allein er war ihr Gram, weil sie ihm aufgedrungen war, und wollte nachher von ihr geschieden seyn; und weil er dazu der geistlichen Fürsten bedurfte, so suchte er die Gunst des Erzbischofs Sifried von Mainz vor Allen zu gewinnen. Aber, wie ihn immer seine Leidenschaftlichkeit blind zu dem Ziele hintrieb, nach welchem er gerade strebte, so wählte er auch diesesmal ein verderbliches Mittel; er befahl den Thüringern, dem Erzbischofe den Zehnten von ihren Gütern zu entrichten, worauf derselbe Anspruch machte, und welchen sie ihm verweigerten. Nun hatte er die Thüringer sich doppelt zu Feinden gemacht. Von der Königin aber wurde er wegen des Widerstandes von Seites des Papstes, doch nicht geschieden; und nachher, durch das würdige und edle Benehmen seiner Gemahlin besiegt, wendete er sein Gemüth wieder zu ihr, und sie hat jederzeit Leid und Freude treu mit ihm getheilt.

Ferner behandelte Heinrich den sächsischen Grafen Otto von Nordheim, dem seine Mutter das Herzogthum Baiern gegeben hatte, so, daß alle weltlichen Großen, besonders aber die Sachsen, dadurch entrüstet wurden. Dieser Herzog Otto war ein Freund des Erzbischofs Hanno, und mochte vielleicht schon dadurch dem Könige verhaßt seyn; oder dieser wandte den Haß gegen alle kräftige Fürsten, welchen ihm Adelbert eingeflößt hatte, besonders gegen Otto, auf dessen Arm das sächsische Volk vorzüglich vertraute. Und als nun ein, wahrscheinlich dazu gedungener, Kläger, Egino, gegen den Herzog auftrat und ihn beschuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königs bereden wollen, und Otto den Zweikampf mit ihm verweigerte, weil er nicht ebenbürtig und dazu ein berüchtigter Mensch war, so entsetzte ihn Heinrich seines Herzogthums Baiern, und verwüstete seine Erbgüter in Sachsen mit Feuer und Schwerdt. Das Herzogthum Baiern gab er 1070 dem jungen Welf IV., dem Sohne des italienischen Markgrafen Azzo, dem Stifter des jüngeren welfischen Hauses; denn das ältere war 1055 mit dem Tode des Herzogs Welf von Kärnthen erloschen.

An Otto von Nordheim hatte er sich aber auf Lebenszeit einen sehr tapfern Feind erweckt. Otto begab sich zu dem Grafen Magnus von Sachsen, Sohn des Herzogs Ordulf, einem edlen Jünglinge, kühn und tapfer in den Waffen, und verband sich mit ihm; sie mußten sich aber beide Heinrich gefangen geben, ehe sie sich hatten zum Kampfe bereiten können. Nach einem Jahre gab der König den Otto wieder frei, den Magnus aber hielt er auf der Harzburg im Gefängniß, weil dieser sich weigerte, auf Heinrichs Verlangen seinem Rechte an seines Vaters Herzogthum zu entsagen; und obgleich sich Otto edelmüthig erbot, für seines Freundes Befreiung wieder in den Kerker zurückzukehren, so hörte er

doch nicht auf ihn. Da mußte man wohl glauben, des Königs Absicht sey keine andere, als das Herzogthum Sachsen an sich zu nehmen und den Prinzen im Gefängnisse sterben zu lassen.

Alle diese Umstände sind der Ursprung der heftigen Feindschaft zwischen Heinrich und den Sachsen, welche dem Könige die bittersten Schicksale bereitet und beide Theile zu Thaten des äußersten Hasses verleitet hat.

Die Sachsen, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, schlossen eine enge Verbindung mit einander; es gehörten dazu alle sächsischen und thüringischen Großen, weltliche und geistliche, und unter vielen andern der Bischof Burkhard von Halberstadt, der ein Neffe des Erzbischofs Hanno war, und von diesem den Haß gegen alle kaiserliche Uebermacht eingesogen hatte. Es war noch die Zeit, da die Geistlichen selbst mit in's Feld zogen und oft an der Spitze der Schaaren fochten.

Ganz unerwartet, als Heinrich in Goslar war, im Jahr 1073, kam eine Gesandtschaft der Sachsen zu ihm, welche Folgendes von ihm forderte: „Er solle seine Schlösser in ihrem Lande niederreißen; Magnus, den Erben des sächsischen Herzogthums, aus der Gefangenschaft loslassen; sich nicht allezeit in Sachsen aufhalten; des Landes alte Verfassung in Ehren halten; und in den Reichssachen nicht schlechten Rathgebern folgen, sondern sich mit den Ständen berathen. Wenn er diese Bitten erfülle, so solle kein Volk in ganz Deutschland ihm treuer und ergebener erfunden werden, als sie." — Heinrich wies die Abgeordneten verächtlich zurück. Da machten die Sachsen aus ihren Drohungen Ernst und rückten mit 60,000 Mann vor Goslar; Heinrich floh mit seinen Schätzen auf die starke Harzburg, und als die Feinde schnell nachrückten, rettete er sich, unter großen Gefahren, durch die Gebirge des Harzes. Drei Tage mußte er ohne Speise und Trank, mit wenigen Begleitern, unter Führung eines Jägers, in der Wildniß umherirren, und glaubte bei jedem Geräusch des Windes in den hohen Gipfeln der Tannen die Fußtritte der Verfolger zu hören. Endlich erreichte er Eschwege am Werra-Flusse. Von dort ging er an den Rhein nach Tribur und sandte Boten durch das Reich, daß man gegen die Sachsen rüsten solle. Die Sachsen aber benutzten klüglich die Zeit, brachen eine seiner Burgen nach der andern, und bekamen auch das feste Lüneburg mit der gesammten Besatzung in ihre Gewalt. Diesen glücklichen Umstand benutzten sie zur Befreiung ihres Herzogs Magnus. Sie forderten nemlich vom Kaiser seine Loslassung unter der Drohung, daß sie die ganze Besatzung von Lüneburg als Räuber mit dem Tode bestrafen würden; und Heinrich mußte unwillig nachgeben und Magnus, gegen 70 in Lüneburg gefangene Ritter, aus der Harzburg entlassen. Damit war indeß Heinrichs Demüthigung noch nicht beendet. Auch die Fürsten aus Süd-Deutschland, und sogar der Erzbischof von Mainz, wegen dessen er sich viele Feinde zugezogen hatte, fielen von ihm ab. Wie einstmals Egino gegen Otto von Nordheim

aufgetreten war und ihn des beabsichtigten Königsmordes angeklagt hatte, so erhob sich unerwartet ein Ritter Reginger, sonst einer von Heinrichs Günstlingen, und sagte aus: „der König habe ihn gedungen, die Herzöge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen zu ermorden." Das mochte nun ein ähnlicher Kunstgriff der Feinde gegen ihn seyn, wie er früher gegen Otto von Nordheim gebraucht hatte, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu stimmen. Und das gelang auch. Man ging sogar damit um, einen neuen König zu wählen und der undankbare Erzbischof Sifried berief die Fürsten schon dazu nach Mainz.

In dieser Noth, da alle Freunde den König verlassen hatten, blieben ihm nur noch die Bürger von Worms getreu; sie öffneten ihm wider den Willen des Erzbischofs die Thore, boten ihm Mannschaft und Waffen an, und richteten seinen niedergeschlagenen Sinn durch ihre treue Anhänglichkeit wieder auf. Und so gut es ihre Kräfte verstatteten, erhielten sie ihn auch ganz allein, da niemand zu seinem Unterhalte etwas geben wollte. Zu dieser Zeit fingen schon die Städte in Deutschland an, in den Reichssachen eine Stimme mit zu führen; sie waren die Hauptstützen der kaiserlichen Gewalt gegen die Fürsten; und wir sehen daraus, wie sie durch Fleiß und Betriebsamkeit an Menge der Einwohner und an Wohlhabenheit gewachsen seyn mußten. Aber gegen solche Gewalt des Mißgeschicks, als dießmal über Heinrichs Haupte hereingebrochen war, konnten ihn die treuen Wormser nicht vertheidigen; er mußte, um nur die Krone nicht zu verlieren, 1074 einen harten Frieden zu Gerstungen mit den Sachsen eingehen und alle Festen, sogar die geliebte Harzburg, ihnen ausliefern. Wehmütbig betrachtete er sie zum letztenmal, als er in der Sachsen Mitte nach Goslar ritt; er bat sogar recht inständig noch einmal für ihre Erhaltung; allein die stolze Burg sollte fallen, und bei der Zerstörung wüthete der Haß so sehr, daß der erbitterte Pöbel, ohne Wissen und gegen den Willen der Fürsten, sogar die Kirche und Altäre plünderte und verbrannte, das kaiserliche Familiengrab aufriß, und die Gebeine von Heinrichs Bruder und verstorbenen Söhnlein umherstreute.

Dafür mußten die Sachsen erfahren, daß der gefährlichste Feind im Glücke der Uebermuth des eigenen Herzens ist. Und in Heinrichs Leben tritt auf einmal einer von den merkwürdigen Wechseln des Schicksals ein, welche dasselbe auszeichnen. Er hatte nun wohl begriffen, daß die Menschen anders behandelt werden müßten, als Adelbert ihn gelehrt hatte, und daß, um ein Volk zu bezwingen, es nicht hinreiche, einige feste Schlösser in seinem Lande zu bauen. Er fing an, die deutschen Fürsten auf ganz andere Weise anzusprechen, als bisher; er suchte sie einzeln zu gewinnen, weil ihre Versammlungen ihm stets nachtheilig gewesen waren, wendete bei dem Einem dieses, bei dem Andern jenes Mittel an; besonders aber klagte er bei Allen wegen der schimpflichen und empörenden Zerstörung der Harzburg; und als nun die

Stimmung für ihn günstiger war, erließ er ein allgemeines Aufgebot gegen die Sachsen. Diesesmal folgte der Gehorsam auf der Stelle; schnell war ein starkes Heer von Rittern und Lehnsleuten aus allen Theilen des Reiches, sogar aus Böhmen und Lothringen, versammelt, ein Heer, wie es seit langen Zeiten nicht gesehen worden war, und die Sachsen, die nur in der Eile ihre Haufen zusammengerafft hatten, und noch dazu durch des Königs Künste uneinig unter sich selbst gemacht waren, wurden 1075 bei Hohenburg, nicht weit von Langensalza an der Unstrut, hart geschlagen. Heinrich verfolgte die Fliehenden bis nach Magdeburg und Halberstadt, und ließ ihr Land mit Feuer und Schwerdt verwüsten. Die Rache war furchtbar, wie Heinrichs Leidenschaften immer. Im Herbste dieses Jahres traten aber die andern Fürsten dazwischen, die es nicht leiden konnten, daß das arme Volk ganz zertreten würde. Heinrich gewährte den Sachsen einen Frieden, nachdem ihre Großen sich im Angesichte seines Heeres vor ihm gedemüthigt hatten; aber statt durch volle Begnadigung die rechte Versöhnung möglich zu machen, behielt er, gegen das durch seine Abgeordneten gegebene Wort, viele der sächsischen Großen in der Haft, und vergab ihre Lehen seinen Vasallen. Dem gefährlichsten von Allen, Otto von Nordheim, erlaubte er auf seine Güter zu gehen, ja, er setzte ihn sogar zum Verweser über Sachsen. Die zerstörten Burgen, auch die Harzburg, ließ er wieder aufbauen, errichtete neue und versah sie mit Besatzungen, welche, wie in früherer Zeit, durch Erpressungen und Uebermuth aller Art das Land umher drückten. Durch dieses Alles war der Saame neuer Empörung für die Zukunft ausgestreut. Zugleich stand ihm von einer andern Seite ein viel mächtigerer Feind auf, als die Sachsen waren, der mit neuen Waffen gegen ihn kämpfte.

42. Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

Hildebrand (nachher Gregor VII.) war der Sohn eines Zimmermanns zu Saone, einer italienischen Stadt. Er trat in den geistlichen Stand, und da er sehr vorzügliche Geistesgaben zeigte, wurde er von Papste Leo IX., unter Heinrichs III. Regierung, aus dem Kloster zu Clugny mit nach Rom genommen und dort zum Subdiakonus der römischen Kirche und nachher zum Kanzler gemacht; und von nun an lenkte er allein die Schritte der Päpste und war die Seele des römischen Hofes. Sein Ziel war die Erhöhung des Papstes über alle Fürsten und Könige der Erde, und dieses Ziel hat er mit solcher Klugheit, Beharrlichkeit, Kraft und Geistesgröße sein ganzes Leben hindurch verfolgt, daß man ihn zu den außerordentlichen Menschen der Weltgeschichte zählen muß. Es waren zu seiner Zeit große Mißbräuche unter der hohen und niedern Geistlichkeit eingeschlichen; die Meisten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch also auch Unwürdige an wichtige und hohe Pläze gelangen konnten; Unsittlichkeit, Ausschweifung Laster

mancherlei Art, waren unter den Geistlichen nichts Seltenes; und so wie sie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, so hingen sie auch durch die Liebe des irdischen Besitzes an den weltlichen Fürsten, von welchen sie mit ihren Gütern belehnt wurden. Da beschloß Hildebrand, der von dem brennendsten Eifer für die Freiheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geistlichen Standes erfüllt war, diesen Uebeln die Art an die Wurzel zu legen.

Zuerst eiferte er, und mit vollem Rechte, gegen das Erkaufen geistlicher Aemter durch Geld, welches man das Verbrechen der Simonie nannte und als eine Sünde gegen den heiligen Geist betrachtete (mit Beziehung auf die Geschichte Simons des Zauberers in der Apostelgeschichte 8, 18—24, der die Gabe des heil. Geistes für Geld erkaufen wollte.) Mit welcher sittlichen Kraft und Geistesüberlegenheit Hildebrand dabei auf die Menschen zu wirken wußte, zeigt das Beispiel eines Erzbischofes in Frankreich, welcher auch jenes Vergehens angeklagt war, aber schlau seine Ankläger durch Geld gewonnen hatte. Hildebrand, so lautet die Erzählung der alten Urkunde, saß als Abgeordneter des Papstes über die Sache zu Gericht. Da trat der Erzbischof keck in die Versammlung und sprach: „Wo sind die, die mich anklagen? Trete auf, wer mich verdammen will!" — Die bestochenen Kläger schwiegen. Da wandte sich Hildebrand an ihn, und sprach: „Glaubest du, daß der heilige Geist mit Vater und Sohn ein Wesen sey?" Jener erwiederte: „ich glaube es." Nun befahl er ihm zu sagen: „Ehre dem Vater und Sohn und heiligen Geist!" Und dabei sah er ihn mit so durchdringendem Blicke an, daß dem Erzbischof seine Schuld schwer auf's Gewissen fiel; denn er vermochte die Worte: „dem heiligen Geist" nicht zu sagen, wiewohl er es mehrmals versuchte. Dies galt als göttliches Gericht. Der Erzbischof fiel seinem Richter zu Füßen, bekannte sich der Simonie schuldig und werth, der Priesterwürde entsetzt zu werden; und darauf konnte er dieselben Worte mit deutlicher Stimme aussprechen. Diese Begebenheit wirkte so stark auf die Gemüther der Menschen, daß noch 27 andere Kirchenvorsteher und viele Bischöfe unangeklagt ihr Amt niederlegten, weil sie es durch Geld erkauft hatten.

Sollte nun ferner die Geistlichkeit überhaupt von der weltlichen Macht frei werden, so mußte vor allen Dingen das Haupt der Kirche nicht mehr von dem Kaiser gesetzt, sondern durch freie Wahl ernannt werden. Das war noch eben anders bestimmt worden, da Heinrich III. sich das Versprechen geben ließ, daß die Römer keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung erkennen wollten; und unter diesem Kaiser möchte Hildebrand seine Absichten auch wohl nicht durchgeführt haben. Nun aber benutzte er die Zeit, da der neue Kaiser noch ein Kind war, und bewirkte, daß im Jahr 1059, unter Papst Nikolaus II., ein Gesetz gegeben wurde, ein jeder Papst solle von den Kardinälen frei gewählt werden, und der Kaiser nur in sofern das Recht der Bestä-

tigung haben, als er selbst dieses Recht vom apostolischen Stuhle erhalten werde; so daß also umgekehrt der Papst nicht vom Kaiser, sondern die Kaiserwürde vom Papste, abhängig seyn sollte.

Als der Kanzler Hildebrand durch diese und andere Anordnungen Alles für seine größern Absichten vorbereitet hatte, wurde er im Jahr 1073 selbst zum Papst gewählt, und nannte sich Gregor VII. Kaiser Heinrich, der nun schon das Reich selber verwaltete, schickte seinen getreuen Grafen Eberhard nach Rom und ließ die Römer zur Rede stellen, daß sie ohne seine Einwilligung einen Papst gewählt hätten. Gregor, der in diesem Augenblicke noch nicht den Streit mit dem Kaiser anfangen wollte, entschuldigte sich: das Volk habe ihn gezwungen, die päpstliche Würde anzunehmen; er habe aber die Weihe nicht angenommen und werde sie nicht annehmen, bevor er die Einwilligung des Kaisers und der deutschen Fürsten erhalten werde. Mit dieser Entschuldigung war Heinrich zufrieden, und der Papst wurde bestätigt. Heinrich bewies dadurch, daß er, in der Verblendung seiner Leidenschaft gegen die Sachsen, gar nicht gesehen hatte, wie die Erniedrigung aller weltlichen Herrschaft und die Errichtung eines geistlichen Weltreiches in Rom vorbereitet wurde.

Nun trat Gregor zuerst mit neuen, sehr strengen Gesetzen gegen die Simonie und gegen die Ehe der Priester hervor. Er verlangte, gleich früheren Päpsten und Kirchenvätern, der Priester der Kirche soll sich ganz dem göttlichen Dienste weihen, und nicht einmal durch das Band der Ehe an die Liebe des Irdischen fesseln. Zwar fand dieses Verbot sowohl in Italien, als in Frankreich, Deutschland und allen übrigen Ländern, bei den Geistlichen zuerst den heftigsten Widerstand, denn viele von ihnen, besonders im niederen Klerus, waren verheirathet; aber Gregor fand in dem Volke selbst die Helfer zur Ausführung seines Gesetzes. Das Volk, gegen die verheiratheten Priester aufgereizt, zwang diese, zum Theil durch die äußersten Mißhandlungen, sich von ihren Frauen zu trennen; doch dauerte es noch wohl ein Jahrhundert, bis die Ehelosigkeit der Geistlichen ganz allgemein eingeführt war. — Für die Ausführung von Gregors weitschauenden Planen war diese Sache von der größten Wichtigkeit. Wenn die Geistlichen in allen christlichen Ländern gar nicht durch die Sorge für ihr Haus und ihre Kinder gebunden und von den weltlichen Fürsten abhängig waren, so hatte der Papst so viele Tausende der eifrigsten Diener gewonnen, welche nur auf seinen Befehl hörten und die Herrschaft der Kirche über alle weltliche Macht fest begründeten. Aber diese Diener sollten noch freier seyn, und nicht einmal ihre weltlichen Besitzungen als Lehen aus den Händen der Fürsten empfangen. Wie nemlich der weltliche Lehnsmann zum Zeichen seiner Belehnung eine Fahne erhielt, so ertheilten die Fürsten den Bischöfen und übrigen hohen Geistlichen als solches Zeichen einen Ring und einen Hirtenstab, und man nannte dieses die Investitur. Auch diese verbot nun Gregor den Geistlichen

aus den Händen der Großen anzunehmen; sie sollten einzig ihre Erhebung dem römischen Stuhle verdanken und nur dem Papste den Eid des Gehorsams schwören. — Nach diesem Grundsatze mußte der Papst Herr über den dritten Theil aller Güter der christlichen Länder werden.

Dieses ist der Anfang des langen und heftigen Investitur-Streites, und überhaupt des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, zwischen Staat und Kirche, welcher nach und nach beide geschwächt und zerrüttet hat. Wir haben früher schon die Bedeutung sowohl der päpstlichen als der kaiserlichen Würde in ihren Grundgedanken gesehen, und wie ihr friedliches Zusammenwirken das Heil der Völker begründen konnte. Nun aber fängt die Zeit an, da sich die eine immer über die andere erheben, da der Papst nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen über alle Fürsten und Könige herrschen, Kronen abreißen und Kronen verschenken wollte, und wo wiederum die Kaiser oft auch nicht in billigen und vernünftigen Sachen das Ansehen des Papstes gelten ließen, sondern glaubten, mit der Schärfe des Schwerdtes über die unsichtbaren, geistigen Kräfte und über das Gewissen der Menschen herrschen zu können. Die Gewalten, welche im Frieden zusammen die Welt beglücken konnten, zerstörten einander selbst, und so geschah es, daß nach anderthalbhundertjährigem Kampfe, und nach unsäglicher Verwirrung von Deutschland und Italien, die Kaiserwürde ihren alten Glanz und ihre inwohnende Kraft verlor, und das Oberhaupt der Kirche äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Große Männer haben in diesem Kampfe einander gegenüber gestanden, welche ihre Kräfte ungleich wohlthätiger hätten gebrauchen können; aber auch dieser Kampf gehörte in den großen Plan der Weltgeschichte, und es sind Entwickelungen dadurch vorbereitet, die sonst nicht hätten erfolgen können.

Papst Gregor ging in seinen Grundsätzen immer weiter. Nicht genug, daß er den Anfang gemacht hatte, die Kirche mit allen ihren Gütern der weltlichen Herrschaft ganz zu entziehen; er erklärte nun auch feierlich, daß Kaiser und Könige und Fürsten, mit aller ihrer Macht, dem Papste unterworfen seyen. In seinen eigenen Briefen finden sich seine Grundsätze ausgesprochen: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, sagt er, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhles größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und ihm Gehorsam schuldig. — Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf der Erde Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Grafschaften, und eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Und wenn sie über

das Geistliche als Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche seyn; wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrschen, zu richten haben, um wie viel eher werden sie über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können. — Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri; er ist Statthalter Christi und über Allen."

Die Grundsätze beschloß Gregor zuerst an dem Kaiser selbst, dem Haupte der Fürsten, auszuüben, und dadurch ihre Kraft vor aller Welt zu beweisen. Heinrich, weil er mit seinen Unterthanen in Zwiespalt lebte, hatte weniger wirkliche Macht, als ein anderer König, aber sein Name war größer, und daher mußte der Sieg über ihn glänzender seyn; zugleich war es leicht, seiner leidenschaftlichen Handlungsweise wegen, an ihm eine Ursache zu finden. Es kamen von vielen Seiten Klagen über den Kaiser nach Rom; auch die Sachsen beklagten sich bitter, weil er viele ihrer Fürsten noch immer gefangen hielt. Da ließ Gregor dem Kaiser entbieten: „Er solle sich in den nächsten Fasten vor der Synode zu Rom stellen, und wegen der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt würden, verantworten; sonst solle er wissen, daß er ohne Verschub durch den apostolischen Bannfluch aus der Kirche werde verstoßen werden.

Heinrich wurde mehr zornig als furchtsam durch solche Worte; die unsichtbare Kraft des päpstlichen Bannfluchs war noch wenig erprobt worden. Er versammelte die deutschen Bischöfe im Januar des Jahres 1076 nach Worms, und ließ dort mit leichtsinniger Hast die Absetzung über den Papst aussprechen, womit dieser ihn bedroht hatte; dann schrieb er ihm einen Brief, folgenden Inhalts:

„Heinrich nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer „Anordnung, König, an Hildebrand, nicht den Papst, „sondern den falschen Mönch."

„Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast. Du hast die Regierer der heiligen Kirche wie die Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr thut, unter deine Füße getreten, und durch ihre Zertretung hast du dir Gunst vom Munde des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das lange geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römischen Stuhles zu erhatlen. Allein du hast unsre Demuth für Furcht genommen und dich erfrecht, dich selbst gegen die von Gott uns zugestandene königliche Würde zu erheben, und gedroht, sie uns zu nehmen, gleich als hätten wir unsre Herrschaft von dir erhalten. Du bist auf den Stufen emporgestiegen, die da List und Trug heißen und verflucht werden, hast durch Geld Gunst, durch Gunst eiserne Gewalt, durch diese den Stuhl des Friedens gewonnen, und von diesem herab den Frieden gestört, indem du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest. Der heilige Petrus, der wahre Papst, sagt selbst:

„Fürchtet Gott, ehret den König!“ Weil du aber Gott nicht fürchtest, ehrst du mich, seinen Gesandten, nicht. Du also, mit Fluch behaftet, und auf unser und aller Bischöfe Gericht verdammt steige herab! Verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl! Es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der nicht mit dem göttlichen Worte seinen Uebermuth umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: „Steig herab! Steig herab!“

Darauf hielt auch der Papst ein Concilium, und sprach nicht nur über Heinrich den Bannfluch aus, sondern entsetzte ihn des Reiches mit folgenden Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches, und entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben oder leisten werden, und verbiete daß ihm jemand als einem Könige diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker erfahren, daß du der Fels seyest, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gegründet hat.“

Als Heinrich am Osterfeste 1076 zu Utrecht die Nachricht seiner Bannung erhielt, ließ er auf der Stelle durch den heftigen Bischof Wilhelm von Utrecht auch seinerseits den Papst mit dem Bannfluche belegen, und die lombardischen Bischöfe, Feinde des Papstes, wiederholten diesen Bannfluch auf einer Kirchenversammlung zu Pavia, unter dem Vorsitze des Erzbischofs Vibert von Ravenna. Der Eindruck dieser unerhörten Ereignisse war verschieden, je nachdem die Gemüther verschieden gestimmt waren. Die Sachsen jubelten, denn ihre Sache wurde jetzt die Sache der Kirche, und ihr gewöhnliches Feldgeschrei war von dieser Zeit an: „Heiliger Peter!“ Aber auch rings im ganzen Reiche trennten sich die Partheien; überall hieß es: „für den Papst,“ oder „für den König.“ Es war eine schwere Zeit des Zwiespalts, und Haß erfüllte die Welt. Wäre der König ein guter untadeliger Mann gewesen, mit der Seelengröße, welche die Gemüther binden und beherrschen kann, so hätte ihn die Macht des bloßen Wortes nicht überwältigt; denn dieses Wort erhielt seine Gewalt erst durch die öffentliche Meinung. Aber nun hatte er schon viele und arge Feinde, und sein Uebermuth nach Besiegung der Sachsen hatte ihre Zahl noch vermehrt. Daher geschah es, daß die größere Hälfte der deutschen Fürsten sich zu Tribur am Rheine versammelte und damit umging, einen neuen König zu wählen. Heinrich eilte selbst in die Nähe nach Oppenheim, und durch vieles Bitten und Geloben der Besserung erlangte er, daß ihm ein Jahr Frist gestattet wurde. Man wollte den Papst bitten, im Februar des nächsten Jahres nach Augsburg zu kommen und seine Sache genau zu untersuchen; sey Heinrich aber binnen Jahresfrist nicht vom Banne losge-

sprochen, so solle ohne Verzug zu einer neuen Wahl geschritten werden. In der Zwischenzeit müsse er als Privatmann, ohne alle Zeichen der kaiserlichen Würde, in Speier leben und sich aller Reichsgeschäfte enthalten.

Heinrich in Kanossa. 1077. — In dieser verzweifelten Lage faßte Heinrich einen ganz unerwarteten Entschluß. In der Besorgniß, daß auf der Fürstenversammlung zu Augsburg, wo seine Feinde die Mehrzahl ausmachten, nichts Gutes über ihn werde beschlossen werden, brach er selbst, obgleich er gar keine Mittel hatte, und fast seinen Unterhalt erbetteln mußte, und obgleich die Fürsten alle Pässe zwischen Deutschland und Italien besetzt hatten, nur von seiner Gemahlin und Einem Getreuen begleitet, nach Italien auf. Er schlich sich durch Savoyen, wo er von seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid von Susa, noch einiges Gefolge erhielt; und da es Winter war, und zwar ein so harter Winter, daß der Rhein von Martini bis zum ersten April fest zugefroren stand, so war die Reise über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Kaiserin mußte sich, in eine Ochsenhaut gewickelt, über die steilen Eisfelder des Cenis-Berges durch gemiethete bergkundige Eingeborne herabschleifen lassen. — Endlich langte er in Italien an, und zu seinem Erstaunen wurde er mit Jubel empfangen; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Kaiser komme, den stolzen Papst durch die Gewalt des Schwerdtes zu demüthigen. In Ober-Italien war lange schon ein Haß gegen den Papst; die weltlichen Großen waren durch seine neuen Anordnungen beleidigt, und unter den Geistlichen waren viele, die seine Gesetze gegen Simonie und Priesterehe zu seinen Feinden gemacht hatten. Viele Italiener, selbst die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, waren im Banne. Wäre Heinrich nur nicht allzusehr niedergeschlagen gewesen durch das, was er in Deutschland erfahren hatte, so hätte er in Italien schnell einen großen Anhang gewinnen mögen, um seinem Gegner Trotz zu bieten; aber er hatte nur Aussöhnung mit ihm im Sinne. Der Papst war eben auf der Reise nach Deutschland zum Augsburger Reichstage, wo er über den Kaiser zu Gericht sitzen sollte; da er von Heinrichs plötzlicher Ankunft in Italien hörte, und noch nicht wußte, ob er sich Gutes oder Böses von ihm versehen sollte, begab er sich seitwärts von seinem Wege in das feste Schloß Kanossa, zur Gräfin Mathilde, der Erbtochter des reichen Markgrafen Bonifacius von Toskana, welche eine eifrige Freundin des römischen Stuhles war, ja gerade in diesem Augenblicke ihr ganzes Erbgut demselben heimlich vermacht hatte. Mathilde war die mächtigste Fürstin Italiens, herrschte in Toscana und der Lombardei gleich einer Königin, und zeichnete sich eben so sehr durch Geist und Kühnheit, als durch Gottesfurcht und weibliche Tugend aus. Für die Idee der päpstlichen Hoheit,

welche sie mit der ganzen Kraft ihres Geistes gefaßt hatte, hat sie dreißig Jahre hindurch mit aller ihrer Macht gekämpft, denn die strengen Grundsätze Gregors XII. entsprachen der strengen Hoheit ihres eignen Geistes. — Sie war mit dem Herzog Gozelo von Niederlothringen vermählt; allein sie lebten getrennt, weil ihre beiderseitigen Grundsätze verschieden waren; sie beherrschte selbst in Italien die großen Erbgüter ihres Vaters und ihrer Mutter, und wirkte für Gregors Sache, während ihr Gemahl in Deutschland für seinen Kaiser focht. An die Gräfin Mathilde wandte sich jetzt Heinrich, daß sie bei dem Papste für ihn reden sollte. Dieser wollte Anfangs nichts von einer Aussöhnung wissen, sondern berief sich auf die Entscheidung des Reichstages; endlich, auf vieles Bitten, erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden, im härenen Hemde, mit nackten Füßen, in die Burg eingelassen wurde. So wie er in das Thor der mit dreifachen Mauern umgebenen Burg getreten war, wurde es zugeschlossen; sein Gefolge mußte zurückbleiben, und er war nun allein im innern Hofe. Es war mitten im härtesten Winter, im Januar 1077. Drei Tage lang mußte der Kaiser nüchtern und barfuß vom Morgen bis Abend im Hofe harren. Alle im Schlosse waren gerührt; Gregor selbst schreibt in einem Briefe, die Anwesenden hätten ihn hart getadelt und gesagt, sein Betragen sähe eher einer tyrannischen Grausamkeit, als einem apostolischen Ernste gleich. Die Gräfin Mathilde flehete mit heißen Thränen, und Heinrich verlangte am Ende nur, man solle ihn wenigstens wieder herauslassen. — Am vierten Tage endlich ließ ihn der Papst vor sich und sprach ihn vom Banne los. Doch mußte Heinrich harte Bedingungen eingehen. Er mußte versprechen, sich an dem Tage und Orte einzufinden, den ihm der Papst bestimmen würde, um zu hören, ob er König bleiben solle oder nicht; indessen solle er sich aller königlicher Ehrenzeichen und der Ausübung königlichen Gewalt enthalten.

43. Heinrich IV. und seine Gegenkaiser.

Mit Schaam und Zorn im Herzen zog Heinrich von dannen, und sobald die Italiener diese Stimmung gegen den Papst in ihm merkten, versammelten sich seine alten zu Theil noch mit dem Banne belegten Freunde wieder um ihn, und er blieb den Winter in Italien. Zum erstenmale in diesem Lande der Zwietracht und des feilen Eigennutzes, sah er mit seinem überwiegendem Scharfsinne bald ein, daß die päpstliche Macht nirgends auf schwächeren Stützen ruhe, als gerade hier, und daß, wer nur die Künste verstehe, durch Geld, Versprechungen und List sich Anhang zu verschaffen, hier eine große Parthei gegen den römischen Hof in seinem Dienste haben könne. Die Scheu vor der päpstlichen Gewalt verschwand wieder in ihm, der alte Muth

kehrte zurück, und er unternahm von nun an einen Kampf, mit dem Schwerdte sowohl als dem Worte, welchen er dreißig Jahre hindurch mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer, und oft entschiedenem Erfolge, geführt hat. Zunächst jedoch benutzten die deutschen Fürsten, die seine Feinde waren, seine Abwesenheit, hielten im März 1077 einen Reichstag zu Forchheim, und wählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkaiser. Nun spaltete sich Deutschland von Neuem in heftiger Zwietracht; denn auch Heinrich hatte einen starken Anhang, besonders unter den Städten und den Geistlichen, welche mit Gregors Kirchengesetzen unzufrieden waren. Er ging nach Deutschland zurück; der Krieg begann wieder mit allen seinen Gräueln, die keine Beschreibung arg genug zu schildern vermag, und verwüstete drei Jahre lang viele der schönsten deutschen Länder. Rudolf mußte aus Schwaben weichen und zog sich nach Sachsen zurück; denn das sächsische Volk und der tapfere Otto von Nordheim waren seine Stützen. Das Herzogthum Schwaben gab Heinrich mit seiner Tochter Agnes, dem kühn emporstrebenden Grafen Friedrich von Büren, der so eben seinen Stammsitz aus dem Dorfe Büren, am Fuße des hohen Staufen, oben auf diesen Berg verlegt und dort das Schloß Hohenstaufen erbaut hatte. So wurde der Grund zu der Größe dieses Hauses, aber zugleich zu der Feindschaft zwischen Hohenstaufen und den übrigen großen Häusern der Nachbarschaft gelegt. Denn viele beneideten das Glück des neuen Geschlechtes und glaubten größere Rechte an das Herzogthum Schwaben zu haben. Die Hohenstaufen aber waren von nun an treue Freunde des salischen Kaiserhauses.

Gregor benahm sich zweideutig bei dem Streite der beiden Gegenkaiser; es war als wenn er seine Freude habe an der Zerrüttung Deutschlands und an der Schwächung der weltlichen Macht durch sich selbst; denn anstatt den Sachsen und ihrem König Rudolf mit aller Macht seines Ansehens beizustehen, damit ihre Sache schnell den Sieg gewönne, erkannte er keinen der Könige an, sondern versprach immer nach Deutschland zu kommen und ihr Schiedsrichter zu seyn. „Es geschah nichts," sagt der Geschichtschreiber dieses Krieges, Bruno, „als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachsen, bald Heinrich, die Gunst des Papstes versprachen, dabei aber so viel Geld, als sie nach Römer Art bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen." — Die Sachsen beklagten sich bitter über die Zweideutigkeit des Papstes; sie schrieben ihm unter andern: „All unser Unglück wäre nicht, oder geringer, wenn Ihr auf dem begonnenen Wege weder zur Rechten noch zur Linken abgewichen wäret. Aus Gehorsam zu unserm Hirten sind wir dem Rachen der Wölfe ausgesetzt; und wenn wir nun von dem Hirten selbst verlassen werden, so sind wir elender, als alle Menschen." — Aber diese derbe Sprache

brachte den Pabst eben so wenig zu einer Entscheidung, als die zweifelhafte Schlacht zwischen beiden Gegnern bei Melrichstadt in Thüringen im Jahre 1078; und erst als Rudolf im Januar 1080 in einer zweiten Schlacht bei dem Dorfe Flarcheim nahe bei Mühlhausen überwiegende Vortheile gehabt hatte, erklärte er sich für ihn, schickte ihm sogar eine Krone,*) und that Heinrich auf eine Synode zu Rom von Neuem in den Bann. Dieser dagegen versammelte eine Synode zu Mainz, wo 19 Erzbischöfe und Bischöfe seiner Parthei dem Papste den Gehorsam aufkündigten; diesem Beschlusse traten auf einer Synode zu Brixen 30 italienische Bischöfe bei, und wählten den im Banne befindlichen Erzbischofe Vibert von Ravenna, als Clemens III., zum Gegenpapst. Nun waren zwei Kaiser und zwei Päpste. Der Sieg indeß neigte sich diesesmal für einige Zeit auf Heinrichs Seite.

Zwar litt er in demselben Jahre 1080 auch in der dritten Schlacht an der Elster in Sachsen, unweit Gera, durch die Tapferkeit des Otto von Nordheim, der sich als wahrhaft großen Heerführer zeigte, einen harten Verlust, aber Rudolf selbst ward in der Schlacht tödlich verwundet und starb am folgenden Tage; die rechte Hand war ihm abgehauen worden, und der Herzog Gottfried von Niederlothringen (Gottfried von Bouillon, der Eroberer des heiligen Grabes,) hatte ihm, nach späteren Erzählungen, die Spitze der Reichsfahne in den Unterleib gestoßen. König Rudolf aber, als ihm die abgehauene Hand gezeigt wurde, sprach reumüthig zu den ihn umgebenden Bischöfen: „Seht, das ist die Hand mit welcher ich dem Könige Heinrich Treue geschworen habe." — Sein Fall wurde gleichsam als ein Gottesurtheil angesehen und Heinrichs Anhang vermehrte sich. Er konnte nun sogar einen Zug nach Italien unternehmen, um seinen heftigen Gegner gleichfalls zu bekriegen; er kam auch vor Rom, und belagerte es dreimal; in dreien auf einander folgenden Jahren; er trieb den Papst Gregor so in die Enge, daß er sich in die Engelsburg einschließen mußte und hier von den Römern selbst belagert wurde; aber sich zu demüthigen, und etwa das Beispiel Heinrichs zu Kanossa nachzuahmen, dazu war Gregors Geist zu groß und sein Wille zu unbezwinglich. Heinrich bot ihm Versöhnung an, wenn er ihn krönen wolle; allein er antwortete standhaft, er könne nur dann sich mit ihm einlassen, wenn er zuvor Gott und der Kirche Genugthung geleistet hätte. Da mußte sich Heinrich mit seiner Gemahlin von dem Gegenpapste Clemens krönen lassen, am Osterfeste 1084; darauf zog er ab. Der Papst Gregor aber wurde von den Römern noch immer in der Engelsburg belagert,

*) Mit der bekannten Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

bis er durch den normännischen Herzog Robert Guiscard, seinen Freund, der in Unter-Italien herrschte, befreit wurde. Dieser eroberte die Stadt unter Brand und Plünderung und nahm dann den alten unbiegsamen Papst, der auch im Unglücke keine von seinen großen Ansichten aufgeben wollte, mit nach Unter-Italien, wo er im folgenden Jahre zu Salerno gestorben ist. Seine Parthei wählte zwar Viktor III. zu seinem Nachfolger, allein er hatte nicht Gregors Geist und Kraft, und auch Clemens III. behauptete sich neben ihm, hatte sogar meistentheils in Rom die Oberhand.

Nun schienen dem Kaiser Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen. Der Nachfolger Rudolfs von Schwaben, Hermann von Luxenburg, den die Fürsten ihm zum zweiten Gegner aufgestellt hatten, konnte sich nicht behaupten und legte von selbst 1087 seine Würde nieder; ein dritter, Eckbert von Thüringen, der auch nach der Kaiserwürde strebte, starb durch Meuchelmord; und die Sachsen, des ewigen Krieges müde, nachdem Otto von Nordheim gestorben, und der unversöhnliche Bischof Burchard von Halberstadt von seinen eigenen Landsleuten getödtet war, als er sie zum vierzehntenmale aufwiegeln wollte, unterwarfen sich auch gutwillig dem, durch viele Leiden nun milder gewordenen, Kaiser. Aber das Schicksal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In seinen letzten Lebensjahren mußte er sehen, daß 1093 sein eigner Sohn Konrad, und nachdem dieser 1101 gestorben war, Heinrich, von der päpstlichen Parthei gewonnen, sich gegen ihn auflehnte. Beide Nachfolger Viktors, Urban II. und Paschal II., hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert, und nun erklärte der Sohn, er könne mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinschaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen Fürstenversammlung nach Mainz ziehen wollte, vertrauend auf die mit Eiden bekräftigte Versöhnung mit seinem Sohne, wußte ihn dieser mit List und Verrath zu entwaffnen, setzte ihn gefangen, zwang ihn, die Reichsinsignien herauszugeben, und darauf am 31. Decbr. 1105 zu Ingelheim förmlich dem Reiche zu entsagen. Er selbst ließ von den zu Mainz versammelten Fürsten seine Wahl erneuern und trat die Regierung an.

Der alte Kaiser fand jedoch Gelegenheit, von Ingolheim zu entfliehen, und begab sich voll tiefen Unmuthes zu seinem Freunde, dem Bischofe Olbert von Lüttich. Dieser und der Herzog Heinrich von Lothringen sammelten ein Heer für ihn und schlugen den entarteten Sohn, als er den Vater verfolgte, beim Uebergange über die Maas bei Viset zurück. Nicht lange darnach aber starb zu Lüttich der Kaiser Heinrich, niedergedrückt von einem unruhvollen und kummerbeladenen Leben, am 7. Aug. 1106. Die Zahl der Schlachten, die er in seinem Leben gefochten hatte, giebt Zeugniß, von welcher Art dasselbe gewesen; denn es waren ihrer 65, theils in Deutschland, theils in Italien.

Der Bischof von Lüttich beerdigte den Kaiser, wie es sich gebührte; so weit aber ging der Haß, daß man den Leichnam wieder ausgrub, nach Speier brachte, und dort noch fünf Jahre lang in einer abgelegenen, ungeweihten Kapelle, in einem steinernen Sarge über der Erde stehen ließ, bis endlich im Jahr 1111 der Papst Paschal den Bannfluch von ihm abnahm. Da ward er prächtiger begraben, als je ein Kaiser begraben ist.

44. Kaiser Heinrich V. 1106—1125.

Der Sohn, obgleich er vom Vater abgefallen war, handelte doch nach dessen Grundsätzen; er ertheilte, den päpstlichen Gesetzen zum Trotze, noch immer die Investitur mit Ring und Stab, welche, wie er dem Papste erklärte, seine Vorgänger seit Karl d. Gr. 300 Jahre lang unter 63 Päpsten rechtmäßig geübt hätten, und brach schon im Jahre 1110 mit einem großen Heere von 30,000 Rittern, ohne ihre Knechte und das Fußvolk, nach Italien auf, um sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, und nöthigenfalls seine Rechte mit dem Schwerdte zu behaupten. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als sein Vater, denn neben der Gewalt wußte er auch Verschlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm der Papst Paschal II. mit einem Vorschlage entgegen, der freilich den Streit auf einmal würde geendet haben, wenn er hätte ausgeführt werden können. Er ließ dem Kaiser entbieten: „Weil er seine Ansprüche wegen der Investitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiser der Kirche geschenkt hätten, die Städte, Herzogthümer, Grafschaften, Münzen, Zölle, Meierhöfe und Schlösser, so solle er das Alles wieder zurücknehmen; die Kirche möge blos die Geschenke der Privatpersonen und die Zehnten und Opfer behalten. „Denn," sagt er in seiner Urkunde, „es ist sowohl durch das göttliche Gesetz, als die Kirchengesetze, befohlen, daß die Geistlichen sich nicht mit weltlichen Dingen befassen, ja nicht einmal nach Hofe kommen sollen, als um etwa einen Bedrängten zu erretten. Im Römischen Reiche aber sind die Bischöfe und Aebte so sehr mit weltlichen Geschäften überhäuft, daß die Diener des Altares Diener des Hofes geworden sind."

Es mochte dem Papste mit diesem Vorschlage Ernst seyn; denn er war ein streng gesinnter Mann und glaubte auf solche Weise aller Ausartung der Geistlichkeit vorzubeugen und sie zu ihrer ersten einfachen Bestimmung zurückzuführen. Allein Heinrich sah wohl voraus, daß die Geistlichen selbst, besonders die, welche durch ihre Güter in den Rang der Reichsfürsten erhoben waren, sich niemals eine solche Zurückgabe würden gefallen lassen; dennoch versprach er der Investitur zu entsagen, wenn der Papst den Bischöfen befehlen würde, daß sie alle Reichs-Güter, die sie von Karln d. Großen und den späteren Kaisern empfangen hätten, dem Reiche zurückgeben sollten. Dann zog

er nach Rom, und der feierliche Vertrag über die Sache sollte zwischen ihm und dem Papste, in großer Versammlung der Bischöfe, in der Peterskirche abgeschlossen und dann die Kaiserkrönung vollzogen werden. Aber als nun von der obigen Bedingung die Rede kam, da erhob sich der heftigste Widerspruch der deutschen und italienischen Bischöfe, und ein langes Gezänk entstand. Da rief einer der gegenwärtigen deutschen Ritter: „Was brauchts viel? Ihr sollt wissen, daß unser Herr, der Kaiser, gekrönt seyn will, wie ehemals Karl der Große, Ludwig und übrigen Kaiser.“ Der Papst antwortete noch einmal, er könne nicht, bevor Heinrich dem Investitur-Rechte mit feierlichem Schwur entsagt habe; da rief Heinrich, auf Anrathen seines Kanzlers Adelbert und des Bischofs Burchard von Münster, seine Wache herbei, und ließ den Papst sammt den Kardinälen gefangen nehmen. Wüthend über diese Gewalthandlung griffen die Römer am folgenden Tage die Deutschen an, welche um die Peterskirche gelagert waren. Schnell bestieg der König sein Streitroß, sprengte verwegen die Marmorstufen der Peterskirche hinab unter die Menge, durchbohrte 5 Römer mit der Lanze, fiel aber selbst verwundet vom Pferde. Ihn rettete der mailändische Graf Otto, der ihm rasch sein eigenes Pferd gab, aber dafür von den Römern gefangen und in Stücken gehauen wurden. Ein mörderischer Kampf dauerte den ganzen Tag, bis gegen Abend der Kaiser die Seinigen zu einem letzten kühnen Angriffe ermunterte; nun erlitten die Römer eine fürchterliche Niederlage und wurden theils in die Tiber, theils über die Brücken in die eigentliche Stadt gedrängt. Die Leo'sstadt mit der Peterskirche blieben in der Deutschen Händen. Doch auch diese verließ der Kaiser mit seinen Gefangenen, um die Umgegend von Rom auf das Schrecklichste zu verwüsten. Da geriethen die Römer in immer größere Noth, und baten den Papst flehentlich, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Ein und sechzig Tage war der Papst in Gefangenschaft; da bequemte er sich zu einem Vergleiche, daß der Kaiser die Investitur mit Ring und Stab behalten solle, und versprach zugleich, ihn nie dieses Vorganges wegen in den Bann zu thun. Der Vergleich wurde von vierzehn Kardinälen und in des Kaisers Namen von vierzehn Fürsten beschworen, und Heinrich selbst am 13. April 1111 feierlich von Paschal in der Peterskirche zum Kaiser gekrönt.

Kaum aber waren die Deutschen fort aus Rom, als die ganze Geistlichkeit den Papst hart tadelte und ihn dahin brachte, ein Concilium im Lateran zu versammeln, welches über den Vertrag zwischen ihm und dem Könige, als durch Gewalt erzwungen, den Bannfluch aussprach, denn Heinrich selbst durften sie, dem päpstlichen Worte nach, nicht mit dem Banne belegen. Somit ging der Streit von Neuem an, und dauerte auch mit den folgenden Päpsten Gelasius und Calixt II. noch

über 10 Jahre lang fort. So lange Paschal lebte wurde der Kaiser zwar von diesem nicht in den allgemeinen Kirchenbann gethan, allein sowohl die päpstlichen Legaten, als auch viele obere Kirchenvorsteher, sprachen in ihren Sprengeln den Bann über ihn aus und gaben dadurch Veranlassung zu neuen Spaltungen und Unruhen in Deutschland. Ein großer Theil der Reichsfürsten versagte dem Kaiser den Gehorsam; eigenmächtige Fehden, Raub, Verwüstung und Mord nahmen überhand. — Am treuesten hingen dem Kaiser seine nahen Verwandten, die Hohenstaufen, an, und er selbst hob ihr Haus noch mehr empor. Als der erste Herzog Friedrich, dem sein Vater das Herzogthum Schwaben verliehen hatte, starb, gab er dieses Herzogthum dessen ältestem Sohne Friedrich wieder, und bald nachher dem zweiten Sohne Konrad das Herzogthum Franken. Die Wittwe Herzog Friedrichs, seine Schwester Agnes, vermählte er an den Markgrafen Leopold von Oestreich aus dem Hause Babenberg, den Vater desjenigen Leopold, welcher nachher Herzog von Baiern wurde, und auch in der Gegend, wo Windobona gestanden, zu der Hauptstadt Wien den Grund legte. Im südlichen Deutschland erwarb so der Kaiser das Uebergewicht. Im nördlichen dagegen konnte er keine dauernde Gewalt erlangen; hier wirkte der von ihm erhobene Erzbischof Adalbert von Mainz, (früher sein eigner Kanzler, der zu der Gefangennehmung des Papstes Paschal gerathen hatte, jetzt sein unversöhnlicher Gegner,) am eifrigsten ihm entgegen und reizte einen Fürsten nach dem andern gegen ihn auf. Der Mittelpunkt des Widerstandes war wiederum, wie zu seines Vaters Zeit, Sachsen. Der Kaiser zog im Jahr 1115 mit Heeresmacht in das sächsische Land, allein in der Schlacht am sogenannten Welfesholze, nicht weit von Eisleben, wurde er von den sächsischen Fürsten gänzlich geschlagen. Ein Zug nach Italien, den er im J. 1116 unternahm, brachte ihn zwar in den Besitz der Güter der großen Gräfin Mathilde, welche im Jahre vorher gestorben war, nachdem sie die Schenkung derselben an die römische Kirche erneuert hatte, und gab ihm sogar auf einige Zeit das Uebergewicht in Rom, zog ihm aber dagegen 1118 den allgemeinen Kirchenbann des neuen Papstes Gelasius II. zu, den auch dessen Nachfolger Calixt II. bestätigte, der Hauptgegenstand des Streites war noch immer das Investitur-Recht.

Endlich, im Jahr 1122, schlossen beide Partheien, des langen Streitens müde, auf dem Reichstage zu Worms einen feierlichen Vertrag, in welchem beide etwas nachgaben. Der Kaiser gestattete die freien Wahlen der Bischöfe und Aebte durch die Geistlichkeit, und that auf die Investitur mit Ring und Stab, als Zeichen der geistlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen sollten die Wahlen in des Königs oder seiner Bevollmächtigten Gegenwart geschehen, er sollte in zweifelhaften Fällen

und bei Uneinigkeit der Wählenden den Ausschlag geben, und endlich die Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ertheilen. Die geistliche Weihe der Erwählten sollte in Deutschland erst nach der Belehnung durch den Scepter geschehen, in Italien aber derselben vorausgehen.

Nachdem die Urkunden öffentlich verlesen waren, gab der päpstliche Legat dem Kaiser den Friedenskuß und hernach die Kommunion. Die Freude der friedlich gesinnten über die Versöhnung war sehr groß; Alle gingen, wie die Urkunden sagen, mit einem unendlichen Vergnügen auseinander.

Nur noch wenige Jahre regierte Kaiser Heinrich, zwar im Frieden mit der Kirche, aber nicht ohne fortwährende Unruhen im deutschen Reich; welches fortwährend der Schauplatz der Gewalt und der Verwüstung durch Feuer und Schwerd war. Selbst der heilig beschworene Gottesfriede wurde nicht gehalten und die Waffen wütheten selbst an den Festtagen. — Unter Entwürfen, die kaiserliche Macht zu stärken, um jenen Unruhen kräftiger entgegentreten zu können, starb Kaiser Heinrich unerwartet zu Utrecht 1125 an einem krebsartigen Geschwüre, im 44sten Jahre seines Alters. Er starb kinderlos und das salische Kaiserhaus ging mit ihm zu Ende; die meisten seiner Erbgüter kamen an seine Neffen, die Herzöge Friedrich und Konrad von Hohenstaufen. — Heinrich hat sich die Liebe seiner Zeitgenossen nicht zu erwerben gewußt; er war herrschsüchtig, hart, ja oft grausam. Auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, daß er auch große Eigenschaften besaß, Thätigkeit, Kühnheit, Standhaftigkeit im Unglück, und einen großartigen Sinn; die Behauptung des kaiserlichen Ansehns gegen jeden Feind desselben erschien ihm stets als die größte Aufgabe seines Lebens. — Er wurde in Speier neben seinen Ahnherrn begraben.

45. Der erste Kreuzzug. 1096 — 1099.

Während die beiden Kaiser Heinrich IV. und V. in heftigem Streite mit den Päpsten begriffen waren, folgten Hunderttausende aus den christlichen Ländern dem Rufe der Kirche und ihrer eigenen Begeisterung, um das Grab des Erlösers und das Land, wo sein Fuß gewandelt, den Ungläubigen zu entreißen.

Schon seit den ältesten Zeiten war es eine fromme Sitte, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, an den heiligen Stätten zu beten, und sich in dem Wasser des Jordans zu baden, welches durch Jesu' Taufe geweihet war. Der erste römische Kaiser, welcher sich zum Christenthume bekannte, Constantin der Große, so wie seine Mutter Helena, ließen die heiligen Oerter Palästinas reinigen und ausschmücken, das verschüttete Grab des Heilandes am Fuße des Berges Golgatha wieder herstellen, und darüber ein hohes Gewölbe auf schönen Säulen, und neben demselben ein köstlich geschmücktes Bethaus aufrichten. Gegen

Morgen von der Grabeshöhle wurde ein noch größerer, prächtigerer Tempel erbaut. Constantin feierte sein dreißigstes Regierungsjahr durch die Einweihung dieses Tempels, bei welcher er selbst zugegen war; und eben so wallfahrtete die fromme Helena noch im hohen Alter nach dem gelobten Lande und erbauete zu Bethlehem, bei der Geburtsstätte des Erlösers, und auf der Spitze des Oehlberges, ein paar Kirchen.

Von dieser Zeit an wurden die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande häufiger; und selbst als das Land im siebten Jahrhundert unter die Herrschaft der Araber kam, wurden die Pilgrime nicht gestört. Die Araber freuten sich des Vortheils durch den Besuch so vieler Fremden, und ließen den Patriarchen von Jerusalem und die christliche Gemeine ungekränkt. Allein nachdem im Jahr 1073 die seldschukischen Türken, ein rohes, barbarisches Volk, diese Länder eingenommen hatten, so kamen Klagen über Klagen nach Europa, wie grausam die andächtigen Wallfahrer mißhandelt und wie empörend die geweihten Oerter beschimpft würden. Und im Jahr 1094 erschien vor Papst Urban II. ein Einsiedler, Peter von Amiens genannt, der von einer Wallfahrt nach Palästina zurück kam, mit einer Bittschrift des Patriarchen von Jerusalem, und mit der rührendsten Schilderung von den unerhörten Leiden der dortigen Christen, so wie der dahin wallenden Pilgrime. Der Papst lobte seinen Eifer und sandte ihn mit Schreiben an die Fürsten der christlichen Länder umher, um die Gemüther zu einer großen Entschließung vorzubereiten. Peters begeisterte Reden, das Feuer, das aus seinen tiefliegenden Augen strahlte, und die abgezehrte, hagere Gestalt, welcher die ausgestandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefsten Eindruck, und wohin er zog, ergriff gleiche Begeisterung Hohe und Niedere.

Darauf berief der Papst im Jahr 1095 eine große Kirchenversammlung nach Piacenza in Italien und eine andere nach Clermont in Frankreich, auf welcher letzteren, außer 14 Erzbischöfen, 225 Bischöfe, 400 Aebte und eine große Menge Fürsten und Ritter erschienen. Und als hier Peter der Einsiedler und der Papst auftraten, und mit hinreißendem Feuer zu der Befreiung des heiligen Grabes aufriefen, da erscholl es aus tausend Kehlen: „Gott will es! Gott will es!" Und nach geendigter Rede drängte sich zuerst der Bischof Ademar von Puy zu dem Papste hin, warf sich nieder, und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen; viele Geistliche und Weltliche folgten seinem Beispiel und hefteten, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen, ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Als der Versammlungstag des großen Zuges wurde der 15. August 1096 festgesetzt.

Es sammelten sich unzählbare Schaaren aus Italien, Frankreich, Lothringen, und besonders aus der Normandie im nördlichen Frankreich, wo in den Nachkommen der Normannen noch

mit dem alten Heldenfeuer die Liebe zu fernen, abentheuerlichen Zügen lebte. — Nicht nur Ritter und Edle, sondern das ganze Volk kam in Bewegung; denn da auch in Frankreich der härteste Druck auf den dienstbaren Leuten lastete, zogen viele von diesen aus, weil nach des Papstes Befehl durch die Weihe des heiligen Kreuzes auch die Freiheit erworben werden konnte. Deutschland, welches in sich selbst und mit dem Papste im Streit war, wurde von dieser ersten Bewegung am wenigsten ergriffen. — Schon mit Anfang des Frühjahres brach Peter der Einsiedler an der Spitze eines Volkshaufens, der die festgesetzte Zeit nicht abwarten konnte, in Gesellschaft eines Ritters Walther ohne Habe, auf; allein ihrem Heere fehlten Ordnung und regelmäßige Waffen. Ehe sie nach Asien kamen, wurden die meisten von ihnen, ihrer Räubereien wegen, von den Ungarn und Bulgaren erschlagen; und der Haufe, welcher unter Peters und Walthers Anführung bis nach Kleinasien, in das erste türkische Land kam, wurde von den Türken so übel empfangen, daß er fast ganz vernichtet wurde; nur Peter von Amiens kam mit Wenigen in traurigem Zustande in die Heimath zurück. Ein zweiter, noch roherer, Haufe fing seine Arbeit für das Kreuz Christi damit an, daß er in den rheinischen Städten die Juden erschlug; in Mainz allein sollen neunhundert umgekommen seyn. Es zeigte sich darin der allgemeine Haß des Volkes gegen die Juden, welchen sie durch ihren Wucher, und die damals erworbenen unermeßlichen Reichthümer, in vollem Maße auf sich geladen hatten. — Uebrigens kam diese und einige andere Horden der Kreuzfahrer nur bis Ungarn.

So unglücklicher Anfang hätte leicht den Muth zu allen weiteren Versuchen niederschlagen können, wenn man nicht gewußt hätte, daß diese ersten Haufen zum großen Theile aus dem Auswurfe des Volkes bestanden, und daß es ihren Anführern an Klugheit, Erfahrung und Ansehen fehlte. Um die bestimmte Zeit, in der Mitte des Sommers, sammelte sich daher ein treffliches, wohlgeordnetes und gerüstetes Heer, und am 15. August 1096 brach es zu seiner Bestimmung auf. Kein König war als Anführer der gesammelten Heerschaaren zugegen; aber unter den Fürsten und Edlen ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, den man nach seinem Stammschloße Gottfried von Bouillon nannte, und der mehrmals in den Heeren Heinrichs IV. gefochten hatte, durch jegliche Heldentugend hervor; er wurde der Anführer eines Heeres von 90,000 Mann, und nahm mit demselben den Weg durch Ungarn und die Länder des griechischen Kaisers, während andere Fürsten durch Italien nach Konstantinopel zogen. Mit der musterhaftesten Ordnung brachte er sein Heer durch die Länder, in denen schon so viele Kreuzfahrer den Tod gefunden hatten, vereinigte sich mit den andern Fürsten, und rückte im Frühjahr 1097 in das türkische Land ein. Das vereinigte Heer der Kreuzfahrer

bestand aus 300,000 auserlesenen Streitern, und mit Weibern, Kindern, Knechten, gewiß aus einer halben Million Menschen. Aber es fand in den Seldschucken einen sehr streitbaren und dabei listigen und verschlagenen Feind, und noch größere Hindernisse an den wüsten, durch die Türken noch mehr verödeten, Gegenden, die es von Klein-Asien an durchziehen mußte. Hunger und Krankheit rafften mit jedem Tage eine Menge Menschen und Pferde hin; auch die Tapfersten fingen an zu verzagen; ohne Gottfrieds großsinnige, heldenmüthige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieser Zug ein unglückliches Ende genommen.

Endlich im Mai 1099 betraten die Füße der aus tausend Gefahren Uebriggebliebenen das gelobte Land, und am 6. Juli erblickten sie, von einer Anhöhe bei Emaus, das Ziel ihrer Sehnsucht, Jerusalem. Ein unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Luft und Freudenthränen stürzten aus Aller Augen. Kaum konnte Gottfried ihren Eifer so weit zügeln, daß sie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losstürmten. Die Eroberung derselben war nicht leicht, und die Besatzung war an Zahl viel stärker als die Kreuzfahrer, denn nur etwa 40,000 waren von diesen noch übrig. Mit vieler Mühe mußte man Kriegsmaschinen und Sturmleitern in der holzarmen Gegend zusammenzimmern, und am 14. Juli wurde der erste allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; die Besatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am folgenden Tage aber stürmten die Christen von Neuem, und Gottfried war einer der ersten, der von seinem Kriegsthurme auf die feindliche Mauer sprang. Sein Schwert bahnte den Uebrigen den Weg; bald war die Mauer von allen Seiten bezwungen, die Thore geöffnet, das ganze Heer stürzte in die Stadt. Ein fürchterliches Blutbad begann; in der ersten Wuth würgte das Schwert alles Lebendige in der Stadt und nur wenige der Einwohner blieben übrig. Dann, als die Besinnung zurückkehrte, reinigten die Krieger ihre Waffen von Blut und eilten mit entblößtem Haupt und barfuß nach den heiligen Oertern; und die Stadt, welche noch eben von dem wilden Geschrei des Mordes erschallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgesängen zur Ehre Gottes.

Darauf dachte man an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jerusalem; Gottfried von Bouillon erschien Allen als der Würdigste; allein er weigerte sich, da eine Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter der Dornenkrone geblutet habe, und nannte sich nur den Beschützer des heiligen Grabes. Aber als er schon im folgenden Jahre, 1100, starb, nahm sein Bruder Balduin den Namen eines Königs an.

Von den spätern Kreuzzügen zur Behauptung der christlichen Herrschaft in Palästina, an welchen auch deutsche Kaiser Theil nahmen, wird unsre Geschichte künftig reden.

46. Kaiser Lothar der Sachse. 1125—1137.

Nach dem Aussterben des fränkischen Hauses war wieder ein Augenblick gekommen, da die deutschen Fürsten, wenn sie unabhängige und selbstständige Herrscher seyn wollten, keinen neuen Kaiser über sich zu setzen brauchten; allein ein solcher Gedanke war ihnen fremd, und sie wollten lieber Einem aus ihrer Mitte gehorchen, den sie selbst auf die höchste Stufe der Ehre erhoben, als daß Deutschland in viele kleine Herrschaften zerfallen sollte.

Die deutschen Völkerschaften lagerten sich wiederum in der Gegend von Mainz an den Ufern des Rheines, und zehn ausgewählte Fürsten aus jedem der vier Hauptstämme: Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben, versammelten sich in Mainz zur ersten Wahl. Es wurden drei Fürsten in Vorschlag gebracht: Herzog Friedrich von Schwaben, der mächtige und tapfere Hohenstaufe, Lothar von Sachsen und Leopold von Oestreich. Die beiden letzteren baten fußfällig und weinend, sie mit so schwerer Last zu verschonen; Friedrich aber dachte in seinem stolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern als ihm; und solche Gedanken konnte man auf seinem Gesichte wahrnehmen. Da legte der Erzbischof Adelbert von Mainz, der den Hohenstaufen abhold war, allen dreien die Frage vor: „Ob ein jeder bereit sey, sich demjenigen, den man wählen werde, freiwillig zu unterwerfen?“ Die beiden andern antworteten sogleich mit ja; Friedrich zauderte und begab sich aus der Versammlung weg, unter dem Vorwande, daß er mit seinen Freunden rathschlagen müsse. Das verdroß die Fürsten, und Adelbert brachte sie nun dahin, daß sie Lothar von Sachsen, fast wider seinen Willen, erwählten.

Aber mit den beiden mächtigen hohenstaufischen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, brach bald die Feindschaft aus und verheerte fast die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch die schönen Länder von Schwaben, Franken und Elsaß, bis sich die beiden Herzöge doch genöthigt sahen, sich vor der kaiserlichen Majestät zu demüthigen. In diesem Streite hatte Lothar, um seinen Anhang stark zu machen, ein Mittel gebraucht, welches die Ursache hundertjähriger Unruhen und Zerrüttungen geworden ist. Er vermählte seine einzige Tochter Gertrud an den schon mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem welfischen Hause, und gab ihm außer Baiern noch das Herzogthum Sachsen; das erste Beispiel, daß Einer zwei Herzogthümer verwaltete. Ja, er belehnte ihn sogar mit Zustimmung des Papstes und unter der Bedingung, daß sie nach Heinrichs Tode an die römische Kirche zurückfalle, mit der reichen Mathildischen Erbschaft in Italien, so daß Heinrichs Macht sich von der Elbe bis weit

über die Alpen erstreckte und größer war, als die des Kaisers selbst. Die, für Deutschland und Italien verderbliche, Eifersucht zwischen dem welfischen und hohenstaufischen Hause, welches letztere auch nach der Burg Weibling an der Rems die Weiblinger (von den Italienern in Ghibellini verwandelt,) genannt wurde, ist in diesen Zeiten gestiftet, und der Parthei-Name der Welfen und Gibellinen ertönte bald Jahrhunderte lang vom Aetna und Vesuv bis an die Küsten der Nord- und Ostsee.— Schon Lothars Regierung ist theils durch den Streit gegen die Hohenstaufen, theils durch einige italienische Züge, so zersplittert, daß von den Hoffnungen, die er durch sein ritterliches, kluges und frommes Wesen von sich erregt hatte, gar wenige in Erfüllung gehen konnten.

Auf seinem zweiten übrigens ruhmvollen Zuge nach Italien, im Jahr 1137, wurde Lothar krank, und starb auf dem Rückwege in dem Dorfe Breitenwang zwischen dem Inn und dem Lech, im wildesten Tyroler Hochgebirge. Sein Leichnam ward in dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter in Sachsen begraben.

So wie die beiden großen deutschen Fürstenhäuser, die Welfen und Gibellinen, von nun an die Blicke auf sich ziehen; so ist auch noch zu einem dritten durch Lothar der Grund gelegt worden, indem er die Markgrafschaft Nordsachsen, welche damals die jetzige Altmark begriff, Albrecht dem Bären aus dem Hause Anhalt gab; einem der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Er eroberte die Mittelmark, so wie die um den Ukersee gelegene Mark, nebst der Prignitz, von den Wenden und erwarb die Stadt Brandenburg. Um den Fleiß der Landbenutzung und Gewerbe auf die Marken zu verpflanzen, zog er viele Anbauer aus der in Flandern blühenden Volksmenge in sein Land. Er kann als der eigentliche Stifter der Mark Brandenburg angesehen werden; und unter ihm, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, ward auch zuerst der Name Berlins genannt, welches also zu der nämlichen Zeit seinen Anfang nahm, als Lepold von Oestreich zu Wien den Grund legte.

IV. Die schwäbischen Kaiser oder die Hohenstaufen. 1138—1254.

47. Konrad III. 1138—1254.

Auch diesesmal fiel die Wahl des neuen Königs nicht auf den, der die Krone am sichersten erwartete, nemlich nicht auf Lothars Tochtermann, den mächtigen Heinrich von Baiern und Sachsen, der noch dazu die Reichskleinodien in Händen hatte; sondern die Fürsten, durch seinen Stolz zurückgestoßen, wählten

den 22. Februar 1138 den hohenstaufischen Herzog Konrad von Franken, den das Unglück weise gemacht hatte, und dem der ältere Bruder Friedrich, der mit Lothar um die Krone gestritten, jetzt gern den Vorrang abtrat. Heinrich der Stolze wollte sich dem neuen Kaiser nicht beugen; da ward er in die Acht erklärt, seine beiden Herzogthümer ihm genommen, und Baiern dem Markgrafen Leopold von Oestreich, dem Halbbruder Kaiser Konrads von mütterlicher Seite, Sachsen aber Albrecht dem Bären von Brandenburg gegeben. Heinrich selbst starb bald darauf und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den nachher so berühmten Heinrich den Löwen, welchem Albrecht, auf des Kaisers Verlangen, das Herzogthum Sachsen, welches er noch nicht hatte erobern können, — so treu hing es an dem welfischen Hause, — förmlich wieder abtrat, und dagegen seine Erbgüter in der Mark als eine, von dem Herzogthum unabhängige, gefürstete Markgrafschaft besitzen durfte.

Auch in Baiern kämpfte der Graf Welf von Altorf, der Bruder Heinrichs des Stolzen, noch immer gegen das Haus Oestreich, und nicht ohne Glück. Als er aber im Jahr 1140 wagte, sich dem Kaiser selbst bei Weinsberg entgegenzustellen, wurde er in einer Schlacht besiegt. In dieser Schlacht soll der Name der Welfen und Weiblinger zuerst als Parthei-Name gehört seyn; denn das Feldgeschrei der Schaaren war auf der einen Seite: Hie Welf! und auf der andern: Hie Weiblingen! — Nach der Schlacht mußte sich auch die schon lange belagerte Stadt Weinsberg ergeben. Der über ihren langen Widerstand erbitterte Kaiser hatte beschlossen, sie mit Feuer und Schwerdt zu zerstören; doch gestattete er den Frauen in der Stadt, vorher auszuziehen und ihre liebsten Kleinodien mitzunehmen. Und siehe, als der Tag herannahete und die Thore aufgethan wurden, zogen die Frauen in langen Reihen hervor, und eine jede trug ihren Eheherrn oder sonstigen lieben Anverwandten auf dem Rücken. Dieses Schauspiel rührte den Kaiser so sehr, daß er nicht nur die Männer, sondern auch die ganze Stadt verschonte.

Als Kaiser Konrad eben nach Italien gehen wollte, um dort das kaiserliche Ansehen von Neuem zu befestigen, kam die Nachricht in Europa an, daß die Ungläubigen das heilige Land bedrohten, und schon die feste Stadt Edessa, eine Schutzwehr der Gränze, erobert und zerstört hätten. Da sandte der Papst Eugen III. Ermahnungsschreiben an alle Könige und Fürsten, daß sie den Christen im Morgenlande zu Hülfe kämen; und ein frommer und eifriger Mann, der Abt Bernhard von Clairvaux in Frankreich, zog umher und predigte so gewaltig, daß viele Tausende sich das Kreuz anheften ließen. Als er vor dem Könige Ludwig VII. von Frankreich redete, war die Menge derer, die das Kreuz annahmen, so groß, daß Bernhard auch noch seine Kleider zerschneiden mußte, um Kreuze daraus zu verfertigen; und auch der König nebst seiner Gemahlin Eleonore beschlossen

den Zug. Nun wandte sich Bernhard nach Deutschland, um den Kaiser Konrad zu bewegen. Der weigerte sich lange, und zog vor dem Abte weg von Frankfurt nach Speier, weil er bedenken mochte, wie viel noch in seinem eignen Reiche zu ordnen sey. Aber Bernhard ließ nicht ab von ihm und zog ihm nach gen Speier, und hier geschah es, daß mitten in seiner Predigt Konrad plötzlich aufstand und mit weinenden Augen ausrief: „Ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will mich nicht länger weigern, sondern bin bereit, ihm zu dienen, weil ich doch von ihm selbst dazu ermahnt werde.“ — Bernhard heftete ihm sogleich das Kreuz an und übergab ihm die auf dem Altare liegende Fahne. Auch Friedrich, des Kaisers Brudersohn, der nachherige Friedrich I., und sogar der alte Herzog Welf, der sich mit dem Kaiser versöhnte, nahmen das Kreuz. — Es wurde ein sehr großes Heer versammelt, so daß allein 70,000 Gewappnete gezählt wurden.

Aber ein glänzender Anfang menschlicher Unternehmungen verbürgt nicht immer das glückliche Ende. Lauter Unfälle bezeichneten den großen Zug. Als sich (1147) das Heer bei Konstantinopel, nahe an einem Bache in höchst anmuthiger Gegend, gelagert hatte, um sich von den Beschwerden des Weges zu erholen und das Fest der Geburt Mariä zu feiern, schwoll in der Nacht durch plötzlichen Regen der Bach so an, daß das ganze Lager überschwemmt wurde und viele Menschen und Pferde ertranken. Und als man nun über die Meerenge nach Asien hinübergesetzt war, führten böse Wegweiser das Heer in Gegenden, welche die Türken vorher verwüstet hatten; was man mitgenommen hatte, war bald aufgezehrt, und die Städte, an welche der Zug kam, ließen Niemand ein. Da flehte dann mancher zu denen, die auf der Mauer waren, um Brod und zeigte sein Geld; und jene ließen Stricke herab, zuerst das Geld heraufzuziehen. Dafür gaben sie so viel sie Lust hatten; oft aber auch gar nichts, und oft nur ein wenig Mehl, welches mit Kalk vermischt war. So mußten Tausende in Hunger und Elend umkommen; und noch mehrere erreichte das Schwerdt der leichten türkischen Reuter, welche den Deutschen nicht Tag noch Nacht Ruhe gestatteten, und sich doch auch nicht in einen regelmäßigen Kampf mit ihnen einließen, wonach diese herzlich verlangten. Also kam Konrad nach tausend Gefahren, nur mit dem zehnten Theile seines Heeres, nach dem heiligen Lande; er sahe Jerusalem und die Kreuzesstätte und verrichtete dort seine Andacht; aber dieses war auch die ganze Frucht seiner Kreuzfahrt. Die Belagerung von Damaskus mißlang, und auch das französische Heer war unglücklich. Konrad kehrte nach zweijähriger Abwesenheit zurück und starb bald darauf im Jahr 1152 zu Bamberg. Er war ein tapferer, großherziger und edler Mann, der von Allen geachtet wurde. Zu seinem Nachfolger empfahl er nicht seinen jungen Sohn Friedrich, der dem Reiche noch nicht vorstehen konnte, sondern seinen tapfern Neffen,

Friedrich von Schwaben, der auch den Kreuzzug mitgemacht hatte. Er wurde einstimmig zu Frankfurt erwählt.

48. Kaiser Friedrich Barbarossa. 1152—1190.

Dieser Friedrich, der erste seines Namens, war einer der gewaltigsten unter den alten Kaisern, hochgesinnt, tapfer, mit eisernem, unbiegsamen Willen und trotziger Kraft. Auch in seinem Körper zeigte sich der großartige Geist. Seine Gestalt war männlich kraftvoll, die Gliedmaßen wohl gebaut und stark; gelbe Locken bedeckten die hohe Stirn, und unter ihr blickten die scharfen, durchdringenden Augen. Das Kinn schmückte, nach alter Sitte, ein hochgelber Bart, und nach ihm hat er seinen Beinamen Barbarossa, auf Deutsch Rothbart, erhalten. Jugendlich frische Röthe und natürliche Freundlichkeit gaben dem Gesichte den heitern Ausdruck, welcher die Gemüther anzieht; aber der feste stolze Gang und die ganze Haltung des Körpers zeigten wiederum den gebornen Herrscher.

Schon als Jüngling hatte er Thaten verrichtet, die den großen Mann verkündigten; dazu gehörte er von väterlicher Seite zu dem weiblingischen, von mütterlicher zu dem welfischen Geschlechte; man hoffte von ihm, er werde den Streit beider Häuser vergessen machen, und wirklich war auch eine seiner ersten Handlungen in Deutschland zu Gunsten des welfischen Hauses. Er sprach nemlich 1154 das Herzogthum Baiern Heinrich dem Löwen, dem Sohne Heinrich des Stolzen, wiederum zu, so daß derselbe von Neuem Sachsen und Baiern zusammen besitzen sollte, wodurch er der mächtigste Fürst in Deutschland wurde. Der Markgraf Heinrich, genannt Jasomirgott, von Oestreich, welcher nach seines Bruders Leopolds Tode Herzog von Baiern geworden war, wollte dieses Land zwar nicht abtreten; allein 1156 brachte ihn Friedrich doch zur Entsagung und entschädigte ihn dadurch, daß er Oestreich, diese altbaierische Markgrafschaft, von Baiern getrennt zu einem eigenen Herzogthume erhob und mit großen Rechten und Freiheiten beschenkte. Das Herzogthum sollte nicht nur in männlicher, sondern sogar in weiblicher Linie erblich seyn und der Herzog zu den ersten Reichsfürsten gehören; er brauchte sich nur in seinem eigenen Lande belehnen zu lassen und nur an Reichszügen gegen die Ungarn Theil zu nehmen; ohne seine Einwilligung galt keine fremde Rechtspflege in Oestreich u. s. w. Die Aussöhnung der ersten Fürstenhäuser in Deutschland erregte allgemeine Freude und Friedrich baute nun um so fester auf die Hülfe seines Jugendfreundes, Heinrichs des Löwen, zu seinen Unternehmungen. — Auch in den andern Angelegenheiten des Reiches trat der neue Kaiser sogleich mit Kraft auf, brach die Burgen der Raubritter, ließ diese selbst hinrichten, und zeigte sich überall als einen Beschützer der Ordnung und des Rechtes im deutschen Volke. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt

daher von ihm: „Es habe geschienen, als gäbe er Menschen, Himmel und Erde eine neue, friedlichere Gestalt."

Die Nachbarländer Deutschlands boten ihm ebenfalls Gelegenheit dar, den kaiserlichen Namen mit neuem Ruhme zu umgeben. Auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg 1152 entschied er den Streit der beiden dänischen Fürsten Sven und Knud um das Königreich Dänemark; Knud erhielt Seeland, Sven aber die Krone, die ihm Friedrich selbst aufsetzte, und der König gelobte ihm dafür Lehnspflicht. — Dasselbe mußte 1157 der König Boleslaus von Polen von Neuem thun, den er durch einen kräftigen Feldzug nach Schlesien dazu zwang. — Den Herzog Wladislaus von Böhmen erhob er, wegen seiner treuen Lehnsfolge in dem eben genannten polnischen Feldzuge, zum Könige, — solchen Titel konnte nur der Kaiser ertheilen. — Der König Geisa von Ungarn erneuerte seine Lehnspflicht und erfüllte sie auf Friedrichs zweitem italienischen Zuge. — In Burgund endlich, welches dem deutschen Reiche ziemlich entfremdet worden war, befestigte Friedrich dessen Einfluß von Neuem durch seine eigene Heirath mit der Erbtochter von Hochburgund Beatrix, wodurch er zugleich diesen Theil des burgundischen Reiches an sein Haus brachte. Alle burgundische Große huldigten dem deutschen Reiche, und so stieg die alte Würde des Kaiserthums in neuem Glanze durch den kräftigen Herrscher der Deutschen empor.

Nur in Italien, dem alten Sitze der Weltherrschaft, war das Ansehen des Kaisers gesunken, und Friedrich hat es durch die heldenmüthigsten Kämpfe nicht ganz wieder herstellen können. Die großen Städte in diesem Lande waren seit der schwachen und verworrenen Regierung Heinrichs IV. übermüthig geworden, und übten nur mit Widerwillen selbst den billigen Gehorsam gegen den Ober-Lehnsherrn; vor Allen war das Haupt der lombardischen Städte, das mächtige Mailand, hochfahrend und trotzig. Mailand strebte seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts mit solcher Kraft und Beharrlichkeit empor, daß man glauben konnte, das alte Rom habe seinen Geist hierher verpflanzt. Es unterwarf sich nach und nach mehrere der benachbarten Städte und verachtete dabei die Befehle der Kaiser mit solchem Uebermuthe, daß man sogar einem kaiserlichen Schreiben, welches Friedrich im J. 1153 erließ, die Siegel abriß und sie mit Füßen trat. Da zog der Kaiser 1154 über die Alpen und hielt, nach alter Sitte der longobardischen Könige, auf den roncalischen Feldern am Po-Flusse den ersten großen Reichstag; und als nun die Klagen vieler anderen Orte gegen die Bedrückungen jener stolzen Stadt sich erhoben, die sich sogar weigerte, darauf zu antworten, da entbrannte er in seinem Zorne und beschloß, harte Strafe an ihr zu üben. Sie selbst zu belagern, unternahm er diesesmal noch nicht, weil er zu so wichtigem Kriege nicht gerüstet war; aber er brach mehrere ihrer Burgen und eroberte die mit ihr verbündeten Städte Asti und Tortona.

Zu Pavia ließ er sich zum König der Lombardei krönen und rückte dann schnell gegen Rom. Hier war Uneinigkeit zwischen dem Papst und dem Volke, welches in einem Taumel der Freiheit unter dem kühnen Geistlichen Arnold von Brescia die alte römische Republik wieder herstellen wollte. Keine von beiden Partheien wußte, wem zu Gunsten der Kaiser komme. Der Papst Hadrian IV. flüchtete nach dem wohlbefestigten Castellana, kam aber bald, als der Kaiser ihm Sicherheit zugeschworen, ins deutsche Lager. Bei seiner Ankunft erwartete Hadrian, (der als Bettelknabe aus seinem Vaterlande, England, gewandert war und sich endlich zum Papste aufgeschwungen hatte,) Friedrich werde ihm, wie frühere Kaiser dem Papste gethan, den Steigbügel halten; und als er es nicht that, flohen die den Papst begleitenden Kardinäle eilends nach Castellana zurück, indem sie solche Versäumniß als ein böses Zeichen der kaiserlichen Gesinnung ansahen. Hadrian aber stieg von seinem Maulthiere und setzte sich auf den bereitstehenden Sessel; und nun warf sich Friedrich vor ihm nieder und küßte seine Füße. Da faßte der Papst wieder Muth und machte dem Kaiser Vorwürfe, daß er ihm vorhin die schuldige Ehrerbietung nicht erzeigt; und dieser, der seine Ehre in größeren Dingen suchte, gab in der Kleinigkeit gerne nach, als seine Fürsten ihn versicherten, daß auch der Kaiser Lothar dem Papste Innocenz II. gleiche Ehre erwiesen habe. Die Ceremonie des Absteigens wurde daher am folgenden Tage wiederholt; der Kaiser ging dem Papste entgegen und hielt ihm den Steigbügel. — So erzählen römische Urkunden. Deutsche Schriftsteller dagegen, namentlich Otto von Freisingen und Helwold, berichten, der Kaiser habe gleich beim ersten Absteigen dem Papste den Bügel gehalten, aber aus Versehen statt des rechten den linken, und der Papst habe ihm deshalb den Friedenskuß verweigert. Auf die Entschuldigung des Kaisers, daß er aus Unwissenheit gefehlt, weil er eben nicht viel Fleiß auf's Bügelhalten verwendet habe, erwiederte der Papst: „Wenn der Kaiser aus Unwissenheit das Kleinere vernachlässigt, wie wird er das Wichtigere beobachten?" — Auf Zureden der Fürsten gab der Kaiser nach und beide umarmten sich als Freunde.

Friedrich ging darauf nach Rom und wurde den 18. Juni 1155 in der Peterskirche als Kaiser gekrönt. — Mit den Römern kam es noch zum Kampfe, denn sie wollten sich weder dem Papste noch dem Kaiser unterwerfen; die Gewalt der Waffen brachte sie aber bald zur Ruhe.

Dann zog Friedrich unter wiederholten Kämpfen mit der Treulosigkeit der Italiener zurück nach Deutschland. Es entstanden aber bald wieder Streitigkeiten mit dem Papste, welcher im Vertrauen auf den Beistand des normännischen Königs Wilhelm von Neapel und Sicilien, dem Kaiser einen Brief voller Vorwürfe schrieb; und sein Legat, der Kardinal Roland, (der nachherige Papst Alexander III.,) sprach sogar in der deutschen Fürsten-Ver-

sammlung die anmaßenden Worte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?“ Da wollte der erzürnte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiser das bloße Schwerdt vortrug, dem Legaten den Kopf spalten, weil er der deutschen Fürsten Ehre hart gekränkt glaubte; Friedrich aber hielt ihn von solcher That des Zornes zurück; jedoch gebot er den Gesandten, in der Frühe des folgenden Tages nach Rom zurückzukehren. Auf die Beschwerde des Papstes antworteten die deutschen Bischöfe: Sie hätten sich alle Mühe gegeben, die Sache auf die beste Weise zu vermitteln. Der Kaiser habe ihnen aber mit festem Ernste die Antwort gegeben: „Zwei Dinge sind, nach welchen unser Reich muß regiert werden: die Gesetze der Kaiser und der gute Gebrauch unserer Vorfahren; die Gränzen wollen wir weder, noch können wir überschreiten. Unserm Vater, dem Papste, erzeigen wir gern die schuldige Ehrerbietung, unsere freie Krone des Reichs aber schreiben wir bloß einer göttlichen Wohlthat zu.“ Sie bäten nun den heiligen Vater inständig, den Zorn ihres Herrn, des Kaisers, nicht noch mehr zu reizen.

Der Streit zwischen Kaiser und Papst dauerte indeß nach kurzer Aussöhnung fort, bis zu Hadrians Tode 1159; und von da an wurde die Sache noch verwickelter, weil die kaiserliche Parthei Viktor III., die entgegengesetzte aber Alexander III. wählte, denselben, welcher als Kardinal auf der Reichsversammlung so kühne Worte gesprochen hatte. Beide Päpste sprachen gegen einander den Bann aus und suchten ihre Partheien durch alle Mittel zu verstärken.

49. Kaiser Friedrich und die lombardischen Städte.

a. Der Kampf mit Mailand. — Schon im J. 1158 hatte Kaiser Friedrich einen neuen großen Heereszug nach Italien bereitet, nachdem die Mailänder in dem vorhergehenden Jahre die, dem Kaiser ergebene, Stadt Lodi in einen Aschenhaufen verwandelt hatten. Alle deutschen Fürsten, so auch die Ungarn und der neu ernannte König von Böhmen, leisteten die Heeresfolge, so daß ein Heer zusammen kam, wie noch nie ein Kaiser nach Italien geführt hatte; es war 100,000 Mann zu Fuß und 15,000 zu Pferde stark. Um Pfingsten brach es aus dem großen Lager bei Augsburg auf und zog über die Alpen. Fast alle Städte Nord-Italiens demüthigten sich bei dem Anblicke einer solchen Macht und schlossen sich an den Kaiser an; das ungehorsame Mailand aber wurde in die Acht gethan und mußte sich nach kurzer Belagerung dem zürnenden Herrscher unterwerfen. Demüthig flehend erschienen die Mailänder vor ihm, in einem den Deutschen ungewohnten Aufzuge: Geistliche und Weltliche kamen baarfuß und in schlechter Kleidung gezogen, die erstern indem sie Kreuze in die Höhe streckten, die Konsuln und der Adel mit Schwerdtern auf den Nacken, die übrigen mit Stricken um den

Hals; so fielen sie dem Kaiser zu Füßen, und dieser, welcher nur ihre Unterwerfung wollte, verzieh ihnen, indem er ihnen sagte: „sie möchten nun erkennen, daß er leichter durch Gehorsam als durch Waffen zu besiegen sey.“ Darauf ließ er sie Treue schwören und versprechen, daß sie die kleineren Städte nicht an ihrer Freiheit kränken wollten, nahm dreihundert Geißeln, und setzte ihnen einen kaiserlichen Adler auf ihren Domthurm.

Allein ihre Demuth war nur äußerlich und ein Werk der Noth gewesen, und dauerte so lange als des Kaisers Macht sie schreckte. Denn als er nun, den kaiserlichen Rechten gemäß, im folgenden Jahre die Bürgermeister in Mailand setzen wollte, fielen die Bürger über seinen Kanzler Raynald, den Pfalzgrafen Otto, und die übrigen Gesandten mit solcher Wuth her, daß diese nur mit genauer Noth das Leben retten konnten. Zur Rechtfertigung aufgefordert, brachten sie lauter nichtige Entschuldigungen vor, und auf die zweite und dritte Vorladung erschienen sie gar nicht. Da sprach der Kaiser von Neuem des Reiches Acht über Mailand aus, und gelobte in seinem Zorne, so lange seine Krone nicht wieder auf das Haupt zu setzen, bis er die übermüthige Stadt zertrümmert habe.

Der Krieg begann mit aller Erbitterung der damaligen Zeit. Die Mailänder suchten, — so wurde ihnen allgemein Schuld gegeben, — selbst in Mordversuchen gegen den sie bedrohenden, mächtigen Kaiser ihre Rettung. Gewiß ist wenigstens, daß ein überaus starker Mann den Kaiser plötzlich anfiel, als er in einer schönen, einsamen Gegend an der Adda sein Morgengebet verrichtete, und ihn in den Fluß zu stürzen suchte. Im Ringen fielen beide zur Erde und auf das Rufen des Kaisers kamen seine Diener herbei. Der Mörder wurde selbst in die Fluten gestürzt. — Bald darauf schlich sich ein alter ungestalter, schielender Mann mit vergifteten Waaren in's Lager, deren Berührung schon tödtlich seyn sollte. Der Kaiser, gewarnt, ließ ihn ergreifen und hinrichten. — Sein Heer hatte sich indeß immer mehr verstärkt, und mit diesem belagerte er zuerst 1160 die Stadt Cremona, welche mit Mailand im Bunde war und standhaft den Gehorsam verweigerte. Sieben Monate vertheidigten sich die Einwohner mit beispielloser Hartnäckigkeit, dann mußten sie sich ergeben. Die Stadt wurde der Erde gleich gemacht, und die Einwohner mußten in andere Orte wandern.

Die starke Stadt Mailand aber konnte Friedrich erst im dritten Jahre des Krieges, 1162, bezwingen, nachdem viel Blut von beiden Seiten geflossen war. Seine Langmuth war erschöpft, die Gnade hatte die kühnen Bürger nur noch übermüthiger gemacht; er beschloß, durch ein hartes Strafgericht den Geist der Widerspänstigkeit zu schrecken. An dreien Tagen, den 1sten, 3ten und 6ten März zogen die Konsuln und vornehmen der Stadt in immer größerer Zahl, und am dritten mit ihnen das ganze Volk, in hundert Schaaren abgetheilt, in das kaiserliche Lager vor Lodi,

und wiederholten im Angesichte dieser, von ihnen verachteten und gemißhandelten, Stadt das Schauspiel ihrer Demüthigung mit Kreuzen, mit Schwerdtern und Stricken am Halse und mit bloßen Füßen. Mehr als hundert Fahnen der Stadt wurden am letzten Tage vor dem kaiserlichen Throne niedergelegt und zuletzt das Hauptbanner der Stadt, das Carocium,*) herangefahren. Der hohe Baum desselben, mit seinen eisernen Blättern, wurde zum Zeichen der tiefsten Demüthigung vor dem Kaiser niedergebeugt; die neben ihm sitzenden Fürsten und Bischöfe sprangen auf, aus Furcht, vor dem mächtigen Baume erschlagen zu werden; Friedrich aber riß den Saum der Fahne herunter. Da stürzte alles Volk mit lautem Jammer zu Boden und flehte um Gnade. Die Consuln der Stadt, selbst Große aus des Kaisers Gefolge, flehten für die Stadt; allein der Kaiser blieb unbewegt und ließ durch seinen Kanzler Rainald die Urkunde vorlesen, durch welche sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergab. Dann sprach er: „Ihr habt nach dem Gesetze das Leben verwirkt; das will ich euch schenken. Das Schicksal der Stadt aber werde ich so bestimmen, daß ihr künftig nicht wieder ähnliche Verbrechen begehen könnt." Darauf zog er nach Pavia, um auf einer großen Versammlung deutscher und italienischer Bischöfe, Herren und städtischer Abgeordneter das Schicksal Mailands zu entscheiden.

Der Spruch ging dahin: „Mailand soll geschleift werden und die Einwohner binnen 8 Tagen auswandern, um sich an vier Flecken ihres Gebietes, immer zwei Meilen auseinander, niederzulassen, wo sie unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten leben sollen." — Nun hatte die Stadt Mailand in ihrem Uebermuthe viele andere Städte hart gekränkt: Como, Lodi, Pavia, Vercelli Novara und andere; die baten sich's jetzt zu besonderer Gnade aus, daß sie die Mauern der stolzen Stadt niederreißen durften; und so geschah es, daß durch die Stärke ihres Hasses in sechs Tagen vollbracht wurde, worauf gedungene Arbeiter wohl Monate verwendet hätten. Denn, wenn gleich die Häuser und Kirchen wohl nicht niedergerissen wurden, wie spätere, übertriebene Berichte gesagt haben, so wurden doch die mächtigen Mauern und Thürme der Stadt zerstört, die Festungsgräben ausgefüllt, und die lebendige, prachtvolle Stadt glich, nach der Vertreibung der jammernden Einwohner, einem Todtenhause. **) Da setzte

---

*) Auf einem, mit Eisen beschlagenen, Wagen erhob sich ein eiserner Baum mit eisernen Blättern; die Spitze des Baumes schmückte ein großes Kreuz, auf dessen Vorderseite der segnende Ambrosius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war. Die Farbe des Wagens war roth, und die vier Paar Stiere, welche ihn zogen, ebenfalls mit rothen Decken behangen. Vor dem Auszuge wurde auf dem Wagen selbst ein Hochamt gehalten; das ganze Heiligthum war eine Nachahmung der Israelitischen Bundeslade

**) Bei dieser Verwüstung von Mailand sind auch manche Heiligthümer aus den verödeten Kirchen hinweggeführt. Unter andern brachte der Erzbischof

Kaiser Friedrich am Osterfeste, bei einem glänzenden Mahle zu Pavia, seine Krone wieder auf.

b. Der lombardische Städtebund. 1167. — Aber auch an Friedrich sollte offenbar werden, daß des Glückes Wechsel selbst den mächtigsten treffen kann, und daß keine Gewalt es zu fesseln vermag, als die eigene Weisheit und Mäßigung im Gemüthe. Die Strafe war zu hart gewesen; und wenn auch dieses mit der Rauhigkeit und den stärkern Leidenschaften jener Zeit entschuldigt werden kann, so fehlte doch Friedrich darin, daß er die Mailänder und die andern Städte in Norditalien von nun an nicht gelinde und nach billigen Gesetzen behandeln ließ. Seine Statthalter drückten das Land schwer, vielleicht ohne seinen Willen; aber er achtete der Klagen, die vor ihn gebracht wurden, nicht gehörig. Zugleich setzte er den Kampf gegen die immer mächtiger werdende Parthei des Papstes Alexander über die Gebühr fort, indem er den Tod seines Papstes Victor nicht zur Versöhnung mit Alexander benutzte, sondern die Wahl eines neuen Gegenpapstes Paschals III. bestätigte. Friedrich bedachte nicht, daß seine Gegner durch die vereinigte Begeisterung für bürgerliche Freiheit und für ihre kirchliche Parthei eine unbesiegbare Kraft erhielten. Die lombardischen Städte verbanden sich immer enger unter einander und selbst solche neigten sich vom Kaiser ab, die vorher Mailands Feinde gewesen waren; denn jetzt, da ihre Feindin zu Boden lag, fühlten sie Mitleid mit ihr. Der gefährlichste Feind des Kaisers war aber der kühne und staatskluge Papst Alexander, dem es nach zweijährigem Aufenthalte in Frankreich gelungen war, die Römer für sich zu gewinnen und in seine Hauptstadt zurückzukehren. Daher zog Friedrich, als er ein neues Heer zusammengebracht und das Nöthigste in Norditalien geordnet hatte, 1167 gegen Rom. Die Römer wurden leicht aus dem Felde geschlagen, und die Stadt selbst belagert. Man kämpfte vorzüglich um die Kirchen, die gleich Festungen vertheidigt wurden, und in der Hitze des Streites geschah es, daß die Deutschen Brandfackeln in die Marienkirche, die dicht an der Peterskirche lag, warfen, und daß die Flammen bis an die letztere drangen, welche in der allgemeinen Bestürzung von dem schwäbischen Herzog Friedrich eingenommen wurde. Der Papst Alexander floh heimlich, in der Kleidung eines Pilgrims, aus der Stadt, als die Römer über seine Beharrlichkeit zu murren anfingen; man sah ihn am dritten Tage bei einem Brunnen, unfern Circello; dann entkam er nach Benevent. Friedrich aber wurde, nebst seiner Gemahlin, am 1sten August 1167 von seinem Papst Paschalis in der Hauptkirche der Christenheit gekrönt. Aber

---

Rainald die Gebeine der heiligen drei Könige mit großer Feierlichkeit über die Alpen nach der Stadt Köln. Der König von Böhmen nahm die Leuchter aus dem Jerusalem'schen Tempel mit sich.

gleich darauf brach eine Seuche unter den Deutschen aus, so furchtbar, daß ein großer Theil des Heeres und eine Menge der Vornehmsten weggerafft wurden. Es war an einem Mittwoch im Augustmonat, als die Krankheit ausbrach; die Hitze war schon lange außerordentlich angreifend und verzehrend gewesen; an diesem Tage war am Morgen heller Sonnenschein, dann kam plötzlich ein Regen, und darauf wieder glühende Hitze. Die daraus sich erhebenden Dünste erzeugten die schreckliche Seuche. Die Menschen starben so plötzlich, daß sie oft, wenn sie den Morgen noch gesund waren, am nämlichen Tage, während des Gehens auf der Straße, todt niederfielen, ja manche, welche die Todten begruben, stürzten plötzlich mit in die Gruft. Man zählte acht Bischöfe, unter ihnen den Erzbischof Rainald von Köln, des Kaisers tüchtigen Kanzler, vier Herzöge, unter denen des Kaisers Vettern, Friedrich von Rothenburg und Welf der jüngere, waren, und mehrere Tausende edler Grafen und Herren. Da schrie das Volk: „Das ist Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!" — Der Kaiser war genöthigt, nach Pavia zurückzuziehen und im nächsten Frühjahr, mit wenigen Begleitern, heimlich und verkleidet, wie ein Flüchtling Italien zu verlassen. Die Städte aber erhoben ihr Haupt. Schon hatten sie in demselben Jahre 1167, fast im Angesichte des Kaisers, während er vor Rom lag, einen förmlichen Bund mit einander geschlossen; ja, sie wagten es, die Mailänder wieder in ihre alte Stadt zurückzuführen. Schnell waren Gräben und Wälle und die alten Mauern hergestellt, und darinnen arbeitete ein jeder, sich seine Wohnung neu einzurichten. Denn so groß und stark war die alte Stadt gewesen, daß bei der Zerstörung doch noch Theile der Mauer, die meisten Häuser, und die Kirchen fast alle stehen geblieben waren. Wie einst Athen nach der Zerstörung durch die Perser, so erhob sich auch jetzt Mailand durch die Hülfe der übrigen Städte schöner und stärker als vorher. Nachdem dieses geschehen, baute der lombardische Bund eine neue Stadt als Festung gegen den Kaiser, in einer fruchtbaren Gegend, von drei Flüssen und von tiefen Sümpfen umgeben, und nannte sie, dem Kaiser zum Trotz und ihrem Papste zu Ehren, Alexandria. In Jahresfrist war die Stadt von 15,000 Kriegsmännern bewohnt. Die mächtigsten Städte nahmen an dem lombardischen Bunde Theil: Venedig, Mailand, Verona, Vicenza, Padua, Ferrara, Brescia, Cremona, Piacenza, Parma, Modena, Bologna u. a. m.

Friedrich war indessen in Deutschland nicht unthätig. — Fast sieben Jahr verweilte er im Vaterlande, hielt das kaiserliche Ansehen mit der ganzen Kraft seines hohen Geistes aufrecht, schlichtete die innern Unruhen, namentlich den großen Streit in Norddeutschland zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Gegnern, wovon weiter unten ausführlich die Rede seyn wird, und vermehrte zugleich die Macht seines Hauses durch mehrfache rechtmäßige Erwerbungen für seine fünf aufblühenden Söhne. Hein-

rich, der älteste, obgleich erst 15 Jahre alt, wurde zum römischen Könige gewählt; Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben und die Länder Welfs des älteren, welche dieser, nach dem Tode seines einzigen Sohnes, dem Kaiser vermacht hatte; — seinem Beispiele folgten viele andere Grafen und Edle in Schwaben. — Konrad, der dritte Sohn, erbte die Länder des kinderlosen Herzogs von Rothenburg; dem vierten Sohne Otto bestimmte Friedrich die Statthalterschaft von Burgund und Arles, und dem jüngsten, Philipp, welcher noch in der Wiege lag, mehrere eingezogene Krongüter und übernommene kirchliche Lehen. Das Geschlecht der Hohenstaufen stand, wie ein kräftiger, ästereicher Baum, festgewurzelt da.

c. Die Schlacht bei Lignano. 1176. — Nun richtete Friedrich seine Blicke wieder auf das, noch immer ungehorsame, Italien. Zwar wurden die deutschen Fürsten immer schwieriger, nach diesem wenig Heil bringenden Lande zu ziehen, aber durch seine siegende Beredsamkeit und unermüdete Thätigkeit brachte er doch wieder ein Heer zusammen, und erschien im Herbste 1174 zum fünftenmal in Italien. Er belagerte die Stadt Alexandria, welche ihm den Weg versperren sollte. Sieben Monate lag er vor der Stadt, wobei die Seinigen wiederum durch Krankheiten und Ungemach, im Lager auf sumpfigtem Boden, den Winter hindurch sehr litten. Indeß hatten auch die lombardischen Städte ein Heer zum Entsatze gesammelt; wohl gerüstet zog dasselbe gegen Ostern 1175 heran. Der Kaiser beschloß einen letzten Versuch gegen die Stadt und ließ am Donnerstage vor Ostern stürmen. Schon drangen die Deutschen durch einen unterirdischen Gang mitten auf dem Marktplatze der Stadt aus der Erde hervor; aber die tapfere Besatzung verlor den Muth nicht. Zu ihrem Glücke stürzte der unterirdische Weg zusammen, die Eingedrungenen wurden übermannt und die von Außen Stürmenden zurückgeschlagen. Da mußte der Kaiser die Belagerung aufgeben und so eilig eine andere Stellung suchen, daß er genöthigt war, das eigene Lager in Brand zu stecken.

Es ward darauf eine Zusammenkunft der Partheien zum Vergleiche nach Pavia verabredet Der Kardinal von Ostia erschien im Namen des Papstes. Des Bannes wegen begrüßte er den Kaiser nicht, aber er bezeugte ihm seinen Schmerz darüber, indem er die Bewunderung seiner großen Eigenschaften aussprach. Beide Theile waren indeß noch zu wenig geneigt, von ihren Forderungen etwas nachzugeben. Besonders erhob es den Muth der Lombarden, daß gerade in diesem Augenblicke der mächtige Herzog Heinrich der Löwe, auf welchem der Kaiser vorzüglich gerechnet hatte, diesem seine Hülfe versagte. So zerschlugen sich die Verhandlungen wieder und die Lombarden ersahen sich den günstigen Augenblick und lieferten dem Kaiser, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambrosius von Mailand, die entscheidende Schlacht bei Lignano, am 29. Mai 1176. Sie waren die Stärkeren an

der Zahl und hatten eine gute Stellung; ihr Heer war von einer Seite durch einen Graben umschlossen, der jede Flucht unmöglich machte. Als sie den Kaiser heranziehen sahen, traten sie in Schlachtordnung; der Mailänder Carocium stand in der Mitte, umgeben von 300 Jünglingen, die sich auf Leben und Tod verbunden hatten, es zu beschützen. Auch die Schaar des Todes, 900 Reuter, die einander den Todesschwur geleistet, standen zum Schutze bereit. — Die Schlacht begann, und bald wankte der eine lombardische Flügel; auch die Ordnung der Mailänder kam in Verwirrung. Der Kaiser drängte gerade auf die Mitte los, um das Carocium zu gewinnen; die Schutzschaar wich, der Deutschen Muth wuchs, sie bemeisterten sich des Carociums und rissen die Feldzeichen herab. Allein in diesem Augenblicke ermannte sich die Todesschaar wieder und stürmte von Neuem heran. Des Kaisers Fahnenträger sank an seiner Seite nieder, die Heerfahne mit ihm; doch der Kaiser in glänzender Rüstung kämpfte noch den Seinigen voran. Plötzlich stürzte auch er mit dem Streitrosse und verschwand. Da ergriff Alle Schrecken und Verwirrung; Friedrichs Heer litt eine gänzliche Niederlage, er selbst entkam nur mit wenigen Getreuen in dem wilden Getümmel, unter dem Schutze der Nacht. Fast alle Bürger von Como, seine Bundesgenossen von alten Kriegen wider Mailand erbittert, blieben auf dem Schlachtfelde. Zwei Tage hielt man den Kaiser für todt und selbst die Kaiserin legte Wittwen-Trauer an. Da erschien er zu Aller Freude in Pavia.

Hierauf begehrte der Kaiser den Frieden, und Alexander äußerte: „Daß ihm nichts erwünschter sey, als von dem größten Helden der christlichen Welt Frieden zu erhalten; er bitte um das einzige, daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er selbst wolle sich in jene Lande begeben.“ — Die beiden großen Gegner hatten sich gegenseitig achten gelernt; Friedrich wünschte eine Unterredung mit dem Papste, und dieser begab sich nach Venedig. Seine Reise dahin glich einem Triumphzuge; man sah ihn als den Retter der Freiheit, als den Vater der italienischen Freistaaten an. Auch Friedrich kam dahin, und indem, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, Gott sein Herz lenkte, daß er plötzlich den löwenartigen Stolz seines Gemüthes ablegte, und milde und sanft wurde, wie ein Lamm, warf er sich vor den Füßen des Papstes, der seiner am Eingange der St. Marcus-Kirche wartete, nieder, und küßte sie; und der Papst hob ihn mit Thränen auf und gab ihm den Friedenskuß; und die Deutschen sangen dazu: „Herr Gott dich loben wir.“ Da nahm der Kaiser den Papst bei der Hand, und führte ihn in die Kirche, und dieser ertheilte ihm den Segen. Am folgenden Tage aber hielt der Papst, auf ausdrückliches Verlangen des Kaisers, das Hochamt; und Friedrich, nachdem er selbst, gleichsam als Kirchendiener, dem heiligen Vater den Weg durch die Menschen gebahnt hatte, begab sich unter den Chor

der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe und hörte andächtig die Messe.

So milderten in diesen Tagen religiöse Gefühle den strengen Sinn des Kaisers, ohne daß er seiner Majestät etwas vergab; denn seine Demuth war freiwillig und erwarb ihm deshalb die allgemeine Achtung; und sein Betragen war aufrichtig, und daher die Aussöhnung mit dem Papste vollkommen und dauernd. Mit den Lombarden wurde, weil noch nicht alle Punkte des Vergleichs berichtigt werden konnten, zunächst ein Stillstand auf sechs Jahre geschlossen. Es mußten alte Rechte und Herkommen untersucht, die gegenseitigen Forderungen abgewogen, das Verhältniß der italienischen Städte zum Kaiser und Reiche neu geordnet werden; dazu bedurfte es der Zeit.

Der Kaiser kehrte 1178 nach Deutschland zurück, wo seiner eine andere Angelegenheit wartete.

60. Herzog Heinrich der Löwe.

Wie das hohenstaufische Haus in diesen Zeiten an seinem Kaiser ein mächtiges, hochstrebendes Haupt besaß, so das welfische an Heinrich dem Löwen, Herzoge von Baiern und Sachsen; und während Friedrich im Süden den großen Kampf gegen die italienischen Städte führte, erweiterte Heinrich seine Macht im Norden durch glückliche Kriege gegen die Wenden. — Heinrich war seinem Jugendfreunde Friedrich an Tapferkeit, Ausdauer und ritterlichem Sinne ähnlich; auch er war durch sein Aeußeres schon ausgezeichnet, und sein kräftiger, durch jegliche Waffenübung abgehärteter, Körper drückte den kühnen Muth seiner Seele aus. Doch, wie Friedrich in Haar und Farbe das Abbild seiner ächtgermanischen Abkunft an sich trug, so Heinrich das seiner Verwandtschaft mit dem südlichen Geschlechte der Welfen. Seine Farbe war dunkler, sein Haar und sein starker Bart schwarz, und von derselben Farbe die Augen in dem wohlgebildeten offnen Gesichte. — Sein Name wurde bald furchtbar in den nordischen Gegenden. Er eroberte einen großen Theil von Holstein und Mecklenburg bis in Pommern, und bevölkerte das Land, wie Albrecht der Bär mit den Marken gethan, durch Anbauer aus Brabant, Flandern und Deutschland; er legte Bisthümer und Stifter an, setzte allenthalben in diesen Landen Grafen und Richter, schuf Wälder und Sümpfe in fruchtbares Feld um, und wurde so, indem er seine eigene Macht vergrößerte, Beförderer der Kultur im deutschen Norden. Lübeck, 1140 angelegt, der Sitz eines Bischofs, blühete herrlich auf, Hamburg von den Wenden zerstört, ward wieder aufgerichtet. So erstreckten sich seine großen Besitzungen von den Ufern der Ost- und Nordsee bis über die Donau in die südlichen Gebirge und waren ansehnlicher, als selbst die unmittelbaren Besitzungen des Kaisers. Auch München in Baiern hat er gestiftet.

Als nun aber die Eifersucht benachbarter deutscher Fürsten gegen ihn rege wurde, ließ er, als Warnungszeichen, einen großen, aus Erz gegossenen, Löwen vor seiner Burg in Braunschweig aufrichten. Sie verstanden das Zeichen, und obwohl sie einzeln zitterten, versuchten sie es doch noch einmal, durch einen großen Bund seinen Fortschritten Einhalt zu thun; die Erzbischöfe von Köln, Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim und Lübeck, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Brandenburg mit mehreren Grafen und Rittern, gehörten zu demselben. Aber Heinrich, rasch wie das königliche Thier, dessen Bild er sich gewählt hatte, brach los, eroberte Bremen wieder, verheerte mit Feuer und Schwerdt Thüringen und das Erzstift Magdeburg, vertrieb den Bischof Konrad von Lübeck, und demüthigte also die Feinde. — Als Kaiser Friedrich 1168 aus Italien zurück kam, stellte dieser durch sein Ansehen die Ruhe wieder her, und beide Theile mußten ihre Eroberungen herausgeben.

Der edle Welfe, dem Ruhe verhaßt war, machte darauf 1172 eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande; aber als er wiederkehrte, entspannen sich die Unruhen von Neuem, und nun zog er sich an dem Kaiser selbst einen übermächtigen Gegner zu. Dieser, der bis dahin sein Freund gewesen war und ihm in einer Reihe von Jahren nichts als Gutes erwiesen hatte, rechnete vorzüglich auf ihn, als er, nach Aufhebung der Belagerung von Alexandria im J. 1175, alle Kräfte zur ernsten Entscheidung mit den Lombarden sammelte. Und gerade nun verweigerte auf einmal Heinrich, dem diese fernen Züge zuwider seyn mochten, und der lieber zu Hause für die Vergrößerung seiner eigenen Macht arbeiten wollte, seinen Beistand. Er schützte sein Alter vor, obwohl er erst 46 Jahre und jünger als der Kaiser war, und berief sich auf nöthige Geschäfte in seinem eigenen Lande. Friedrich hoffte ihn durch eine Unterredung zu gewinnen und lud ihn an die Gränze Italiens ein; der Herzog kam, und die beiden Herrscher trafen sich in Chiavenna am Comer-See. Der Kaiser erinnerte seinen Freund an ihren Bund, an ihre nahe Verwandtschaft, an seine Ehre und Fürstenpflicht; aber Heinrich blieb unerbittlich. Da stand der Kaiser in großer Gemüthsbewegung auf, umfaßte des Herzogs Kniee und bat noch dringender; so wichtig war ihm dessen Hülfe in diesem Augenblicke. Heinrich war bestürzt und suchte den Kaiser aufzuheben, aber von seiner Weigerung ließ er nicht ab. Da trat die Kaiserin hinzu und sprach: „Lieber Herr, stehe auf, Gott wird dir helfen, wenn du einst diesen Hochmuth bestrafest.*) — Der Kaiser stand auf, der Herzog aber zog zurück, und seiner Abwesenheit hatte Friedrich wohl am meisten das Unglück bei Lignano zuzuschreiben. — Das konnte er ihm nicht vergessen; und

*) So ist der wahrscheinliche Hergang dieses, auf verschiedene Weise erzählten, Vorfalles.

als er nun nach dem Frieden von Venedig 1178 nach Deutschland zurückkehrte, und von allen Seiten neue Klagen gegen den Herzog ertönten, forderte er ihn auf einen Reichstag nach Worms. Heinrich erschien nicht; ein zweiter ward ihm nach Magdeburg angesetzt; auch da erschien er nicht; und als er nun auf dem dritten und vierten zu Goslar und Würzburg auch nicht kam, saß der Kaiser im Jahr 1180 über ihn zu Gericht, und die Fürsten erkannten seine Entsetzung von allen seinen Reichswürden und Lehen als Strafe für ihn. Da sprach Friedrich die Acht aus, und vertheilte seine Lehen unter andere Fürsten. Das Herzogthum Sachsen, welchem er nur den Schatten ehemaliger Größe ließ, — er hatte die Gefahr allzugroßer Herzogthümer erkannt, — sprach er dem zweiten Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt zu; das Herzogthum in den westlichen Ländern, so weit der kölnische und paderbornsche Sprengel reichte, (Mark, Limburg, Arnsberg, Westphalen, Paderborn, ein Theil von Ravensberg,) gab er dem Erzbischofe von Köln, dem es aber nur gelang in einem Theile dieser Länder sich zu behaupten. Die Bischöfe von Magdeburg, Hildesheim, Paderborn, Bremen, Verden und Minden benutzten eben diese Zeit, sich nicht nur vom Herzogthume unabhängig zu machen, sondern auch ihre Besitzungen zu vergrößern. — Das Herzogthum Baiern, welches ebenfalls etwas verkleinert wurde, erhielt der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der treue Kriegsgefährte des Kaisers. Die Städte Lübeck und Regensburg wurden freie Reichsstädte, und in Pommern, welches nun mit dem Reiche verbunden wurde, machte Friedrich die Brüder Casimir und Bogislaus zu Herzögen.

Die Feinde griffen auf des Kaisers Richterspruch gern und rasch zu den Waffen, um sich ihren Theil der Beute zu nehmen; allein der alte Löwe wehrte sich tapfer. Sie konnten nichts gegen ihn ausrichten, und wurden sogar wiederholt geschlagen, bis Friedrich selbst mit einem Heere kam. Die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Namen und die Scheu, einem geächteten anzuhangen, entwaffnete des Herzogs Freunde; er mußte sein Erbland verlassen, seine Hauptstadt Baunschweig belagert, eine seiner Hauptfestungen, Bardewick, erobert sehen, und fand zuletzt nicht einmal hinter der Elbe Schutz, als sich auch das mächtige Lübeck dem Kaiser ergab. Aufs Äußerste gedrängt, warf er sich endlich 1181 auf dem Reichstage zu Erfurt dem Kaiser zu Füßen. Die Demüthigung des alten Freundes und Waffenbruders, dessen stolze Seele nun gebrochen war, preßte Friedrichen Thränen aus; er verzieh, aber, damit der Feinde Haß durch die Zeit besänftigt werden möchte, rieth er ihm, auf drei Jahre Deutschland zu meiden, und bei seinem Schwiegervater, dem Könige von England zu verweilen; seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg blieben ihm. So geschah es, gleichsam durch ein wunderbares Vorspiel des Schicksals, daß der Herzog eine Zeit-

lang als verbannter in dem Lande wohnte, wo seine Nachkommen einst einen glänzenden Thron besteigen sollten. Ja, seine Gemahlin Mathilde gebar in England denselben Wilhelm, der der Stammvater der jetzigen englischen Könige aus dem Hause Hannover geworden ist.

51. Kaiser Friedrichs letzte Lebensjahre.

Dieses große Beispiel kaiserlicher Obergewalt in Deutschland mochte auch auf das Gemüth der Italiener wirken; und als im folgenden Jahre, 1183, der sechsjährige Waffenstillstand mit den Lombarden abgelaufen war, und der Kaiser sich überdies als ein gnädiger Herrscher zeigte, kam der Friede zu Kostnitz mit ihnen zu Stande, der von nun an als Grundgesetz zwischen dem Kaiser und Ober-Italien galt. Der Kaiser behielt große Rechte er setzte die von den Bürgern gewählten Bürgermeister durch seine Grafen ein, erneuerte ihre Würde von fünf zu fünf Jahren, behielt die oberrichterliche Gewalt, bezog noch manche Abgaben, besonders die Lieferungen für sein Heer bei den italienischen Zügen, und alle Bürger von fünfzehn bis siebenzig Jahren schwuren ihm den Eid der Treue. In so weit erhielten die Städte die volle bürgerliche Freiheit innerhalb ihrer Mauern, daß sie nach ihren Gewohnheiten und Gesetzen leben und neue Einrichtungen machen konnten, wie sie wollten; und ihr Bund untereinander durfte bestehen.

Nun konnte Friedrich zum letztenmal 1184 in Frieden nach Italien ziehen; und wie in seinem Innern Ruhe und Zufriedenheit war, so bewegte sich auch Alles um ihn herum in Freude und Jubel. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindschaft zwischen ihnen gewesen wäre. Er ließ seinem Sohne Heinrich die eiserne Krone der Lombarden aufsetzen und vermählte ihn unter großen Festlichkeiten 1186 zu Mailand, welches um diese Ehre besonders gebeten hatte, mit der Constantia, der letzten Erbin von Neapel und Sicilien aus dem normannischen Königsstamme, wodurch dem hohenstaufischen Hause neue und große Hoffnungen aufgingen. Denn wenn es, im Besitze von Nord-Italien, nun auch das untere Italien besaß, so mußte bald die Halbinsel ihm unterworfen seyn; und ihre Unterwerfung konnte zu der von Deutschland führen, — so schien es. — Das ahndete dem alten, noch jugendlich hoffenden, Kaiser wohl nicht, daß er durch dieses letzte und glänzende Gelingen seines großartigen Lebens den Grund zu dem Untergange seines Hauses legte!

Kreuzzug und Tod 1190. — Es schien, als wenn das Schicksal, nachdem es alle Stürme dem alten Helden beschwichtigt hatte, ihm nun den Ruhm eines schönen Todes in einem heiligen Unternehmen bereiten wollte. Es kam plötzlich die Nachricht in Europa an, daß Jerusalem nach der unglücklichen Schlacht bei Hittin oder Tiberias im Jahr 1187, durch den Sultan Saladin

von Aegypten den Christen wieder entrissen sey. Papst **Urban** III. starb aus Schmerz über diese Nachricht, und seine Nachfolger Gregor VIII., und Clemens III., forderten durch dringende Briefe die europäischen Fürsten zur Befreiung der heiligen Stadt auf. Also schifften sich zuerst alle durch Europa zerstreuten Tempelherren und Johanniter ein; die Italiener sammelten sich unter den Erzbischöfen von Ravenna und Pisa; es rüstete sich die Macht der Normannen; fünfzig Schiffe von Dänemark und Friesland, 37 von Flandern; Richard Löwenherz, König von England, Philipp August von Frankreich, vor Allen Kaiser Friedrich Barbarossa. An der Spitze von 150,000 wohlgerüsteten Streitern zog der greise Held im Mai des Jahres 1189 aus. Die Griechen, die gleiche Treulosigkeit gegen ihn üben wollten, wie gegen Konrad III., züchtigte er und brach ihre Städte; den Sultan Kilidsch Arslan von Cogni oder Iconium in Kleinasien, der ihm seine Freundschaft angetragen hatte und ihn darnach doch verrieth, schlug er in die Flucht und eroberte seine Hauptstadt. Bei allen diesen Kämpfen glänzte er noch als Greis in seiner Heldenkraft Allen voran, und wirklich führte er sein Heer durch alle Gefahren hindurch bis an die Gränzen von Syrien. Allein hier war das Ziel seiner hohen Laufbahn gekommen. Als am 10. Juni 1190 das Heer von Seleucia aufbrach und über den Fluß Kalykadnus oder Seleph zog, sprengte der kühne Greis, welchem der Zug über die Brücke zu langsam ging, mit seinem Pferde in den Strom, um schneller zu seinem, den Vortrab führenden, Sohne Friedrich zu kommen. Aber der reißende Fluß ergriff ihn und führte ihn fort, und als man ihm zu Hülfe kam, war er bereits erstarrt. Der Jammer des Sohnes, der Fürsten, des ganzen Heeres, war unbeschreiblich. **Ihm** hatte das Schicksal einen bittern Schmerz erspart; sein hoher Geist sollte den unglücklichen Ausgang eines so großen Unternehmens nicht sehen. Denn das deutsche Heer wurde zum großen Theile vor der Stadt Antiochia durch Krankheit aufgerieben, und des Kaisers zweiter Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, starb bei der Belagerung der Stadt **Akkon** oder Ptolemais.*) Jerusalem wurde nicht wieder erobert.

*) Diese Belagerung ist eine der merkwürdigsten und blutigsten in der Geschichte. Die Könige von England und Frankreich erschienen auch vor der Stadt und nahmen Theil an der Belagerung; und wirklich wurde die Stadt nach langer und tapferer Gegenwehr genommen; aber durch das Schwert und durch Krankheiten war das, aus allen Ländern Europas zusammengekommene, Heer der Kreuzfahrer so zusammengeschmolzen, daß an weitere größere Unternehmungen nicht zu denken war, 6 Erzbischöfe und Patriarchen, 12 Bischöfe, 40 Herzöge und Grafen, 500 vom hohen Adel, eine große Zahl von Rittern und unzählbare Schaaren des Volkes waren umgekommen. Philipp August von Frankreich kehrte bald nach Europa zurück. Richard von England setzte zwar den Krieg mit

Welche Trauer Kaiser Friedrichs Tod im ganzen Abendlande erregte, bezeugt selbst ein französischer Schriftsteller der damaligen Zeit, welcher nach seiner Weise also darüber redet: „Ein so tödtlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf hat mich verwundet, daß mir zum Leben alle Lust und Hoffnung vergangen ist. Denn ich habe vernommen, daß jene unbewegliche Säule des Reichs, Deutschlands Grundfeste, und jener Morgenstern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertraf, Friedrich nemlich, im Orient das Leben geendigt. Nun ist jener starke Löwe nicht mehr dessen majestätisches Angesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht und die Räuber zur Ruhe gebracht hat!" — Und zu welchem Ansehen das Kaiserthum überhaupt durch ihn wieder gebracht war, drücken die Worte seines Kanzlers Rainald auf einem Reichstage zu Besançon aus, indem er dort sagte: „Deutschland habe einen Kaiser, das übrige Europa aber nur Landkönige."

52. Kaiser Heinrich VI. 1190—1197.

Friedrichs ältester Sohn Heinrich, der schon bei des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger ernannt war und während seiner Abwesenheit die Regierung des Reichs geführt hatte, war dem Vater nicht ungleich an Geisteskraft, Ritterlichkeit und großen Entwürfen; allein sein Sinn war dabei hart, oft grausam, und um große Plane des Ehrgeizes durchzuführen, stand sein Begehren nach vielem Gelde. Das zeigte sich bei einer Begebenheit, die ihm nicht zum Ruhme gereicht. König Richard Löwenherz von England hatte sich bei der Belagerung von Akkon im gelobten Lande, von der wir schon geredet haben, mit dem Herzoge Leopold von Oestreich entzweit; denn als die Deutschen nach der Einnahme der Stadt auch ein Quartier derselben besetzten, ließ Herzog Leopold, gleich den Königen von England und Frankreich, auf einem Thurme das deutsche Banner aufpflanzen; aber der stolze König ließ es herunterreißen, und es ward von den Engländern in den Koth getreten. Das war eine Beschimpfung des gesammten deutschen Volkes, und verdiente hart geahndet zu werden; aber die Rache, die der Herzog, und Kaiser Heinrich, später an dem Könige nahmen, war unedel. Richard nemlich wurde auf seiner Rückreise aus dem gelobten Lande 1192 durch einen Sturm an die italienische

---

großer Anstrengung fort und erwarb sich den Ruhm des tapfersten Ritters seiner Zeit; allein Saladin war ein sehr besonnener, großsinniger Gegner, und Richard wurde endlich durch die Gefahren seiner eignen Länder nach Europa zurückgerufen. Er schloß Frieden mit Saladin und ließ ihm Jerusalem. Den Christen blieb ein schmaler Landstrich am Meere von Joppe bis Akkon.

Küste bei Aquileja geworfen und wollte seinen Weg durch Deutschland fortsetzen; aber, obgleich er sich als Pilger verkleidet hatte, wurde er in Wien durch seinen Aufwand und die Unvorsichtigkeit seines Dieners erkannt, gefangen genommen, und dem Herzoge, der früher zurückgekehrt war, ausgeliefert; und dieser übergab ihn dem Kaiser Heinrich. Nun würde der edle ritterliche König, der Schwager Heinrichs des Löwen, zu Trifels über Jahresfrist in strengem Gefängnisse gehalten, bis er von der deutschen Fürstenversammlung zu Hagenau förmlich als Angeklagter gestanden und sich verantwortet hatte, und bis die Engländer ein Lösegeld von einer Million Thaler, für die damalige Zeit eine unmäßig große Summe, für ihn bezahlen. Dann erst wurde er losgelassen und kehrte nach England zurück. Heinrich verfuhr in diesem Allen nach der alten großen Idee des Kaiserthums, wonach dasselbe über alle Könige der Christenheit gesetzt war, und der Kaiser über sie zu Gericht sitzen konnte. Aber die Art, wie er sich hierbei zeigte, war des Kaiserthums nicht würdig.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher nach seiner Rückkehr aus England neuer Kriege Ursache geworden war, schloß Heinrich einen dauernden Vergleich, und die Heirath, welche dessen Sohn Heinrich der Schlanke mit der pfälzischen Prinzessin Agnes, der Nichte Kaiser Friedrich I., schloß, befestigte die Versöhnung der beiden berühmten Häuser.

Nun strebte Kaiser Heinrich vor allen Dingen darnach, Neapel und Sicilien, die Erbschaft seiner Gemahlin Constanzia, seinem Hause zu versichern; aber die Habsucht und Grausamkeit, mit welcher er dabei verfuhr, wandte der neuen Unterthanen Gemüther nur noch mehr von ihm ab, und vermehrte den Haß gegen die Deutschen. Denn nicht nur führte er das Gold und Silber und die Kostbarkeiten der alten normännischen Könige in solcher Menge von dannen, daß 160 beladene Lastthiere damit nach dem Schlosse Trifels am Rheine zogen, sondern er ließ auch den Großen, die sich empört hatten, die Augen ausstechen, sie, gleichsam zum Hohne dafür, daß sie nach Königs-Stühlen und Kronen gestrebt, auf Stühle von glühenden Eisen setzen, und mit ähnlichen Kronen martern. Da wurden die übrigen freilich so erschreckt, daß sie Gehorsam gelobten, aber es kam nicht von Herzen, und Heinrichs Nachkommen haben seine Grausamkeit schwer büßen müssen.

Er selbst, in der Kraft des Lebens, sann auf die größten Entwürfe, welche, wären sie ausgeführt, dem ganzen Kaiserreiche eine andere Gestalt gegeben hätten. Er bot nemlich den deutschen Fürsten Erblichkeit aller Lehen an, versprach allen kaiserlichen Rechten auf den Nachlaß der Bischöfe und übrigen Geistlichen zu entsagen, und verlangte dafür die Erblichkeit der Kaiserkrone in seinem Geschlechte. Neapel und Sicilien versprach er mit dem Reiche ganz zu vereinigen. — Viele Fürsten willigten gern in diese Vorschläge, die ihnen vortheilhaft

schienen; einige der größern widersprachen, und auch der Papst hielt seine Einwilligung zurück. Da mußte Heinrich die Ausführung seines großen Planes auf gelegenere Zeiten verschieben. Die Angelegenheiten seiner Erbländer riefen ihn wieder nach Sicilien und hier starb er plötzlich 1197, im 33. Jahre seines Alters, und in dem höchsten Aufschwunge seiner Entwürfe; denn er ging sogar mit dem Gedanken um, das griechische Kaiserthum zu erobern und so den Kreuzzügen einen sichern Erfolg zu bereiten.*)

Sein Sohn Friedrich war erst drei Jahre alt, und die beiden Partheien in Deutschland, die hohenstaufische und welfische, trennten sich wieder so sehr, daß die eine Heinrichs Bruder Philipp, die andere den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, durch Tapferkeit und Leibesstärke ausgezeichnet, erwählte, und Deutschland also wieder zwei Könige hatte.

63. Philipp von Schwaben, 1197—1208, und Otto IV., 1197—1215.

Bei dieser unglücklichen Spaltung ist Deutschland mehr als zehn Jahre hindurch der Schauplatz von Zerrüttung, Raub und Mord gewesen, und beide Fürsten, die mit guten Eigenschaften begabt waren, konnten nichts für das Reich thun; im Gegentheil, in ihrem Streben, ein jeder für sich den Papst zu gewinnen, vergaben sie dem klugen Innocenz III., unter welchem das Papstthum auf die höchste Stufe der Macht gelangte, viele von ihren Rechten. Ja, Otto IV. erkannte sogar des Papstes Anspruch an, aus eigener Machtvollkommenheit das Kaiserreich zu verleihen, und nannte sich in Briefen an den Papst einen Römischen König aus Gottes und seiner (des Papstes) Gnade. Dafür, und weil er ein Welfe war, begünstigte ihn Innocenz aus allen Kräften, und als Philipp 1208 durch Otto von Wittelsbach, einen Brudersohn dessen, dem Friedrich I. das Herzogthum Baiern verliehen hatte, auf dem Schlosse Altenburg bei Bamberg ermordet war, — aus Rache, so erzählt man, weil er ihm seine Tochter, die er ihm versprochen hatte, nicht gab, — wurde Otto IV. allgemein anerkannt und in Rom feierlich gekrönt. Allein die Freundschaft mit dem Papste dauerte nicht lange, weil Otto einsah, daß er in seiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen sey, und nicht alle Rechte des Reiches dahin geben dürfe; der Papst setzte ihm daher den jungen Friedrich, Heinrichs Sohn, der unterdeß in Sicilien herangewachsen und dessen Vormund er nach dem Tode seiner Mutter Constanze ge-

*) Nach fast 600 Jahren hat man Heinrichs Grabmahl in Palermo eröffnet und den Leichnam wohlerhalten gefunden. In den Zügen des Gesichts war noch immer Trotz und Härte zu erkennen.

wesen war, als König entgegen. Friedrich gewann bald Anhang und ward 1215 in Aachen gekrönt, und Otto lebte zuletzt verlassen und unthätig in seinen Erblanden, bis er 1218 starb.

54. Kaiser Friedrich II. 1215—1250.

Dieser Enkel Friedrichs I. war seines großen Geschlechts würdig durch Heldensinn, Festigkeit des Willens und Kühnheit des Geistes, und durch Milde und Anmuth bei solcher Erhabenheit, daß der Eindruck seiner persönlichen Größe noch lange nach seinem Tode blieb. Dabei liebte er Aufklärung durch Kunst und Wissenschaft; er übte selbst die Dichtkunst, und es war Empfindung, Leben und Wohlklang in seinen Werken. Sein kühner Blick traf besonders die Thorheiten seines Zeialters, und er strafte sie oft mit scharfem Spotte; dagegen sah er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er war, nur den Menschen, und ehrte ihn, wenn er tüchtig war.

Und dennoch hat dieser Kaiser wenig Großes verrichten können; seine beste Kraft ist in dem neu aufwachenden Kampfe der kaiserlichen gegen die päpstliche Gewalt verzehrt worden, welcher nie verderblichere Folgen gehabt hat, als unter seiner Regierung; und Deutschland insbesondere hat sich seines Kaisers wenig zu erfreuen gehabt, weil sein Blick noch mehr, wie der der übrigen Hohenstaufen, auf Italien gerichtet war. Der Geburt und der Erziehung nach mehr Italiener als Deutscher, lag ihm sein schönes Erbreich beider Sicilien vorzüglich am Herzen; und in Deutschland konnte sich die Vielherrschaft der Vasallen indeß immer fester begründen, zu derselben Zeit, als in Frankreich die königliche Macht durch Einziehung beträchtlicher Lehen ihren Sieg über das Lehnswesen vorzubereiten anfing.

Friedrichs Streit mit den Päpsten hatte vorzüglich dreierlei Ursachen: Zuerst konnten diese es nicht ertragen, daß er, außer Nord-Italien, auch Sicilien und Neapel besaß, und dadurch ihr Reich von zweien Seiten erdrücken konnte; zweitens, daß er die großen Vorrechte, die ihnen der schwache Otto IV. eingeräumt hatte, nicht unbedingt wollte gelten lassen; drittens aber, was ihren Zorn am heftigsten erregte, daß er in der Erbitterung des Streites oft die Schärfe seines Spottes gegen sie wandte, und sie sowohl lächerlich als verächtlich zu machen suchte.

Der Anfang des Streites kam indeß durch eine besondere Veranlassung. Friedrich hatte bei seiner Krönung zu Aachen die Pflicht eines Kreuzzuges zur Befreiung Jerusalems freiwillig auf sich genommen, und dieses Versprechen bei der Kaiserkrönung zu Rom 1220 erneuert. Nun aber fand er in seinen italienischen Erbländern, so wie an der Widersetzlichkeit der lombardischen Städte, die nach Friedrichs I. Zeit wieder übermüthig geworden waren, so viel zu thun, daß er immer von Neuem einen Aufschub vom Papste begehren mußte. Der friedliebende und billige

Honorius III. gewährte ihm denselben, und zwischen ihm und dem Kaiser war überhaupt noch ein freundliches Verhältniß, ja persönliche Zuneigung. Mit dem leidenschaftlichen Gregor IX. aber brach schnell und heftig der alte Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wieder aus. Gregor drängte zur Kreuzfahrt. Im Jahr 1227 segelte Friedrich wirklich mit einer Flotte ab, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, weil er krank geworden war; und der ganze Kreuzzug ward zu nichts. Da erzürnte Gregor, und that ihn, ohne auf seine Entschuldigung zu achten, in den Bann, indem er behauptete, seine Krankheit sey erdichtet gewesen. — Um alle solche Beschuldigungen durch die That zu widerlegen, ging der Kaiser im folgenden Jahre wirklich nach Palästina; allein darüber schalt ihn der Papst nur noch härter als zuvor, weil ein mit dem Bannfluch Beladener ein ungeschicktes Werkzeug zum Dienste Gottes sey. Und damit Friedrich nichts Großes im gelobten Lande verrichte, schickte er Befehle dahin, daß weder die dortige Geistlichkeit, noch die Ritterorden, mit ihm Gemeinschaft haben sollten; ja, er selbst ließ seine Truppen in Friedrichs Erbländer in Italien einfallen und eroberte einen Theil von Apulien.

Friedrich aber kam im gelobten Lande schnell zu einem glücklichen Ende; der Sultan von Aegypten Al Kamel, theils durch den großen Ruf, den die kaiserliche Majestät selbst im Morgenlande genoß, theils durch persönliche Achtung gegen Friedrich bewogen, zum Theil aber auch geschwächt durch Familienzwiste, schloß mit ihm einen Waffenstillstand auf zehn Jahre und gab Jerusalem, Bethlehem und Nazareth wieder heraus. Da zog der Kaiser in die heilige Stadt ein und betrat die Stelle des Grabes; aber der Patriarch von Jerusalem und die Priester, dem Befehle des Papstes gehorsam, wollten keinen Gottesdienst in seiner Gegenwart halten. Er verrichtete dessen ungeachtet seine Andacht und setzte sich selbst, in Gegenwart seiner Großen, die Krone eines Königs von Jerusalem auf; denn er hatte die Jolantha, die Tochter des Königes Johann von Jerusalem, geheirathet und dadurch seine Ansprüche erworben. *) — Dann wandte er sich schnell nach Italien zurück. Seine Gegenwart stellte bald Alles wieder her, was verloren war, und der Papst sah sich genöthigt, 1230 Frieden zu schließen und den Bann zu lösen.

Es schien ein ruhiger Augenblick in Friedrichs Leben einzutreten; allein das Schicksal ergriff ihn von einer andern Seite. Sein eigener Sohn Heinrich, den er als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, empörte sich gegen ihn, wahrscheinlich durch Ehrgeiz und schlechte Rathgeber aufgereizt. Nach

*) Der Titel „König von Jerusalem" erbte von Friedrich auf die Könige von Neapel und Sicilien.

fünfzehnjähriger Abwesenheit kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, und mit blutendem Herzen mußte er den eigenen Sohn mit Gewalt überziehen, ihn gefangen nehmen, und nach Apulien in's Gefängniß führen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist.

Bei dieser Gelegenheit hielt auch Friedrich im J. 1235 einen großen Reichstag zu Mainz, wo 64 Fürsten und überhaupt 12,000 Edle und Ritter erschienen. Es wurden hier schriftliche Gesetze über den Landfrieden und manche andere Anordnungen gemacht, welche dem Reiche die hohe Klugheit seines Kaisers zeigten. Auch in seiner Pracht und in der Fülle jener schmuck- und genußreichen Zeiten sah ihn das Vaterland. Noch vor dem Reichstage feierte er in Worms seine Vermählung mit seiner zweiten Gemahlin, der englischen Königstochter Isabella. Die kaiserliche Braut wurde auf den Gränzen des Reichs von einem glänzenden Geleite von Rittern und Edeln eingeholt; in allen Städten, durch die sie zog, kam ihr unter Gesang und Glockengeläute die Geistlichkeit entgegen, und in Köln, dessen Straßen festlich geschmückt waren, wurde sie empfangen von zehntausend Bürgern zu Pferde, in schönen Kleidern und Waffen. Wagen mit Orgeln, in Gestalt von Schiffen, indem Räder und Pferde mit Purpurdecken verhüllt waren, ließen eine harmonische Musik ertönen, und die ganze Nacht hindurch sangen Chöre von Jungfrauen unter den Fenstern der Kaisersbraut. Bei der Vermählung in Worms waren vier Könige, eilf Herzöge, dreißig Grafen und Markgrafen zugegen. Die heimkehrenden englischen Gesandten beschenkte Friedrich auf das reichste; und unter andern kostbaren Geschenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande schickte er dem Könige von England auch drei Leoparden mit, weil Leoparden zum englischen Wappenschilde gehören.

Von diesen friedlichen Geschäften mußte Friedrich im folgenden Jahr schon wieder zu sehr ernsthaften nach Italien zurückkehren. Die lombardischen Städte waren es, die seine Gegenwart forderten; sie hatten ihren alten Bund erneuert, und wollten ihm nicht den Gehorsam leisten, den er als Kaiser fordern durfte. Mit Hülfe seines tapfern Feldherrn, des Ritters Ezelin de Romano, eroberte er mehrere der verbündeten Städte, und schlug die Mailänder 1237 bei Cortenuova so auf's Haupt, daß sie sich gern demüthigen wollten, wenn er nur leidliche Bedingungen bewilligte; er aber, ungewarnt durch das Beispiel seines Großvaters, verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade, und sie, die gleichfalls der früheren Zeiten gedachten, wollten lieber, wie sie sagten, unter ihren Schilden sterben, als durch den Strang, durch Hunger und Brand umkommen. — Von dieser Zeit fängt das Unglück in Friedrichs Leben recht an; er hatte nach dem Ausdruck eines Schriftstellers, die Gunst vieler Menschen verloren, weil er so unerbittlich sich gezeigt. Auch sein alter Feind, Gregor IX. stand wiederum gegen ihn auf,

verband sich mit den Städten, und that ihn von Neuem in den Bann. Ja, die Feindschaft zwischen beiden ging so weit und artete so sehr in persönlichen Eifer aus, daß der Papst den Kaiser in einem Schreiben an die übrigen Fürsten mit: „jenem apokalyptischen, von dem Meere aufsteigenden Ungeheuer verglich, welches voll Namen der Gotteslästerung sey, und buntschäckig wie ein Leopard;" und Friedrich darauf mit einer andern Stelle der Schrift antwortete: „Es ging ein anderes rothes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst erwürgeten."

Aber eine große Gewalt war in jenem Zeitalter auf des Papstes Seite und kämpfte gegen Friedrich; — das war die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Papst warf die schwere Beschuldigung auf den Kaiser, daß er ein Verächter der Religion und der heiligen Kirche sey, und sich zu dem Unglauben der Sarazenen neige; und obwohl Friedrich mehrmals, schriftlich und mündlich, auf das Feierlichste versicherte, daß er ein wahrer Christ sey, und als solcher leben und sterben wolle; ja, obgleich er sich von mehreren Bischöfen förmlich in der Religion prüfen und ein Zeugniß über seine Rechtgläubigkeit ausstellen ließ, so fanden des Papstes Beschuldigungen doch immer mehr Eingang bei den Menschen. Friedrichs kecker und muthwilliger Witz hatte zu oft, unbedachter Weise, selbst das Heilige verletzt; auch war sein Leben nicht rein und tadellos, sondern von Ausschweifungen der Sinnlichkeit befleckt. Er sank immer mehr in der allgemeinen Achtung, und dieses war es, was die letzte Zeit seines Lebens verbittert und ihn endlich in Gram verzehrt hat. Bevor wir jedoch die Schicksale der letzten zehn Jahre seines Lebens erzählen, müssen wir einen Blick auf die Länder im Osten und Nordosten von Deutschland werfen.

Ausbreitung der Deutschen und des Christenthums in die slavischen Länder. — Europa wurde um diese Zeit von einem furchtbaren Feinde von Osten her bedroht, eben so furchtbar als in früheren Zeiten von den Hunnen. Es waren die **Mongolen**, die vom Jahre 1206 an unter **Dschingis-Khan** Asien durchstürmt hatten, und unter seinen Söhnen bis in Mähren und Schlesien vordrangen. Im Jahre 1241 gewannen sie eine große Schlacht bei Liegnitz, gegen die Schlesier, unter der Anführung Heinrichs II. von Liegnitz, der selbst ritterlich kämpfend fiel und durch die Tapferkeit, mit welcher er den Feinden den Sieg streitig gemacht hatte, diesen die Lust benahm, weiter nach Westen vorzudringen. Sie wandten sich nach Ungarn. So rettete Heinrich der Fromme selbst in seiner Niederlage Europa, (und zwar auf demselben Schlachtfelde von **Wahlstadt**, auf welchem am 26. August 1813 die Schlacht, welche von der Katzbach benannt wird, siegreich gefochten wurde.) — In dieser Noth fühlte Friedrich wohl seine Pflicht als erster christlicher Fürst, und ermahnte auch die übrigen Kö-

nige sehr dringend zu schneller Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind; aber die allgemeine Verwirrung war zu groß, sein Wort verhallte, ohne irgend einen Erfolg. — Für Schlesien und Ungarn hatte der Einfall der Mongolen die Folge, daß in die verwüsteten und entvölkerten Gegenden sehr viele deutsche Anbauer zogen; ja Niederschlesien wurde von jetzt an mehr ein deutsches als slavisches Land. Auch noch andere Nachbarländer wurden um diese Zeit von den Deutschen besetzt und bevölkert, das waren die Küstenländer der Ostsee: Preußen, Liefland, Esthland und Kurland. Schon am Ende des zwölften Jahrhunderts war durch Meinhardt, einen Chorherrn des Klosters Segeberg, zu Yrkäll in der Nähe des heutigen Riga, eine Kirche gegründet und durch Papst Clemens III. bald darauf ein Bisthum gestiftet. Von diesem Punkte ging die Verbreitung des Christenthums in jenen Gegenden aus. Bald aber mischte sich die Gewalt in diese friedlichen Bestrebungen; der Widerstand der heidnischen Liven brachte den Papst Cölestin III. dahin, daß er einen Kreuzzug gegen sie predigen ließ, und nun stürmte bald eine Menge von Menschen aus dem nördlichen Deutschland nach diesen Ländern; es bildete sich ein geistlicher Ritterorden unter dem Namen der Schwertritter, und mit der christlichen Lehre verbreitete sich die harte Herrschaft des Ordens nach und nach über Liefland, Esthland und Kurland; die Eingebornen, die in dem verheerenden Kampfe übrig blieben, wurden in drückende Knechtschaft gebracht, welche erst in unsern Tagen durch den Kaiser Alexander gemildert worden ist.

Auch in Preußen verbreitetete das Schwert zugleich mit dem Christenthum deutsche Obergewalt. Ums Jahr 1208 war ein Mönch aus dem Kloster Kolwitz in Pommern, mit Namen Christian, über die Weichsel gegangen, und hatte den heidnischen Preußen das Evangelium gepredigt. Als er aber vom Papste zum Bischof gemacht wurde, und eine förmliche Kirchenherrschaft einrichten wollte, begann ihr Kampf gegen ihn, in welchem bald die Schwertritter, der Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau, und viele Kriegsleute aus den benachbarten Ländern, dem neuen Bischofe Hülfe leisteten. Es wurde indeß wenig ausgerichtet, bis der Bischof, auf den Rath Herzog Heinrichs, die Ritter des deutschen Ordens herbeirief. Im Jahre 1229 zog der erste Landmeister Hermann Balk mit nicht mehr als 28 Rittern und 100 Knechten nach Preußen, fing sein Werk klüglich mit Anlegung von festen Plätzen an, unter welchen Thorn an der Weichsel, gleichfalls das Thor des Eindringens, der erste war, und Culm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg u. a. folgten. Selbst über Liefland verbreitete sich die Herrschaft des deutschen Ordens, da die Schwertritter sich nach einer harten Niederlage gegen die Litthauer 1273 in denselben mit aufnehmen ließen; und 1255 wurde auf den Rath Ottokars von Böhmen, der einen Kreuzzug

gegen die Preußen mitgemacht hatte, die jetzige Hauptstadt des Landes angelegt, und ihm zu Ehren **Königsberg** genannt. Die Städte blüheten durch ihre zum Handel günstige Lage wieder auf, und die Landbauer befanden sich in einem viel glücklicheren Zustande, als ihre liefländischen Nachbaren, da ihre Dienste und Abgaben mäßiger und die eigentliche Knechtschaft nur Strafe des Abfalls für Einzelne war.

Wenn wir zu diesem Allen die schon etwas früher angefangene Bevölkerung der wendischen Länder: Brandenburg, Meklenburg und Pommern, rechnen, und die vielen blühenden Städte betrachten, die in denselben von deutschen Bürgern erbaut wurden; so können wir das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert wiederum eine Zeit deutscher Völkerzüge nach Norden und Osten nennen, wie das vierte und fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt die Zeit der Völkerwanderungen nach Westen und Süden heißen. Ja, berechnen wir endlich die Hunderttausende von Menschen, die Deutschland zu derselben Zeit mit den Kreuzzügen nach dem Morgenlande, und mit den hohenstaufischen Kaisern nach Italien schickte, so müssen wir wahrlich erstaunen über die Volksmenge, die unser Vaterland erzeugte, und können eine solche Zeit des regsten Lebens wohl nicht mit Vielen eine durchaus arme, knechtische und unerfreuliche Zeit nennen.

Hätte Kaiser Friedrich die Kräfte Deutschlands recht erkannt und durch Vereinigung noch stärker zu machen gewußt, so konnte damals der ganze Osten und Norden Europas deutsch werden. Er hatte aber seine Augen nur auf Italien gerichtet und verschwendete dort fruchtlos seine Kraft.

Kaiser Friedrichs Ende und Charakter-Schilderung. — Auf den, in fast hundertjährigem Alter 1241 gestorbenen Gregor IX. folgte **Innocenz IV.**, welcher ein noch heftigerer Feind des Kaisers war, als Gregor. Da Friedrich in Italien noch immer mächtig war und ihn selbst in Rom bedrängte, begab er sich nach Genua und von da nach Lyon in Frankreich. Hier erneuerte er 1245 auf einer großen Kirchenversammlung den Bann gegen Friedrich, obgleich dieser sich zu Frieden und Freundschaft und Ausgleichung aller Klagepunkte erbot, und obgleich sein Gesandter Thaddäus von Suessa, auf das Kräftigste für seinen Herrn redete. Ja der Papst ging so weit, daß er feierlich die Absetzung von allen seinen Reichen und Würden über den Kaiser aussprach. Als die Bannbullen in Deutschland verbreitet wurden, benutzten mehrere der geistlichen Fürsten die dadurch aufgeregte Stimmung der Gemüther und wählten 1246 zu Würzburg den Landgrafen **Heinrich Raspe von Thüringen** zum Gegenkönig. Dieser konnte indeß kein rechtes Ansehen gewinnen, und starb schon im folgenden Jahre; weil Friedrich aber in Italien blieb, in beständigen Kriegen verwickelt, so wählten die andern geistlichen Fürsten einen andern Gegenkönig, den Grafen **Wilhelm von Holland**,

einen zwanzigjährigen Jüngling, welcher, um Haupt der Ritterschaft seyn zu können, erst feierlich vom Knappen zum Ritter geschlagen wurde. — Es herrschte die größte Verwirrung in Deutschland, wie in Italien. „Nachdem der Kaiser Friedrich in dem Banne war,“ sagt ein alter Geschichtschreiber, „freuten sich die Räuber, und frohlockten über die dargebotene Beute. Die Pflugschaaren wurden in Schwerdter und die Sensen in Lanzen umgewandelt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich trug, um sogleich Feuer und Brand stiften zu können.“

In Italien dauerte der Partheikampf, besonders mit den lombardischen Städten, ebenfalls ununterbrochen fort. Des Kaisers Waffen waren noch oft glücklich, aber sein Geist war gebeugt, und zuletzt verließ ihn auch einigemale das Waffenglück, so daß sogar im Jahr 1249 sein eigner Sohn Enzius, den er zum Könige von Sizilien gemacht hatte, der ritterlichste und schönste seiner Söhne, in einem unglücklichen Treffen bei Fossalta von den Bolognesern gefangen wurde. Die erbitterten Bürger wiesen alle Vorschläge zur Auslösung des Königssohnes zurück und verurtheilten ihn zu ewiger Gefangenschaft, in welcher derselbe noch zwei und zwanzig Jahre lang alle Söhne und Enkel Friedrichs, die durch Gift, Schwerdt und Henkersknechte fielen, überlebt hat.

Außer dem bittern Kummer über seines Sohnes Unglück sollte der Kaiser in seinen letzten Jahren auch noch den Schmerz haben, seinen langjährigen Freund und Kanzler, Peter von Vinea, welchem er die wichtigsten Angelegenheiten seines Reichs anvertraut hatte, in den Verdacht solcher Untreue fallen zu sehen, daß er sogar beschuldigt wurde, seinem Herrn durch Gift nach dem Leben getrachtet zu haben. Als gewiß wenigstens wird von Mathäus Paris erzählt, daß Peters Arzt dem Kaiser einen Gifttrank als Arznei überreichte, den dieser, weil er Verdacht geschöpft hatte, nicht nahm. Der Kanzler wurde in's Gefängniß geworfen und geblendet, und tödtete sich selbst, indem er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte. Ob Peter schuldig, oder ob nur der Schein gegen ihn gewesen, den er nicht zu heben vermochte, ist, bei der Unvollständigkeit der Nachrichten, nicht zu entscheiden. Aber der Kaiser überlebte die schmerzlichen Ereignisse nicht lange; er starb im Jahr 1250, in den Armen seines Sohnes Manfred, auf dem Schlosse Fiorentino oder Firenzuola, an der Ruhr, im 56. Jahre seines Lebens.

Wenn wir nach dem Durchlaufen aller der Stürme, die dieses Kaisers Leben bewegt haben, wiederum einen Blick auf seine herrlichen Eigenschaften, auf seinen Sinn für alles menschlich Schöne und Große, und auf das, was er in seinen Erbländern für Wissenschaft und Aufklärung gethan hat, zurückwerfen, so muß uns von Neuem tiefe Trauer ergreifen, daß dieses Alles wie eine flüchtige Erscheinung, ohne dauernde Frucht, vorübergegangen ist, vorzüglich aber, daß Friedrich

es verschmäht hat, mit Liebe und Hingebung ein eingentlich deutscher König zu seyn. Seit Karl dem Großen und Alfred von England war kein Herrscher gewesen, der so wie Friedrich II. Bildung, im weitesten Sinne, liebte und förderte. An seinem Hofe sammelten sich, wie um Karl den Großen, die vorzüglichsten Geister der Zeit; durch sie ließ er eine Anzahl griechischer Werke, besonders von Aristoteles, aus dem Arabischen in's Lateinische übersetzen; er sammelte eine, für jenes Zeitalter, sehr beträchtliche Bibliothek, theils durch Nachforschungen in seinen eigenen Staaten, theils bei seinem Aufenthalt in Syrien und durch seine Verbindung mit arabischen Fürsten. Dabei behielt er diese Schätze nicht etwa neidisch für sich, sondern theilte gern davon mit, wie er z. B. der Universität zu Bologna, obwohl die Stadt ihm meistentheils feindlich gesinnt war, die Werke des Aristoteles mit folgendem Schreiben schenkte: „Die Wissenschaft muß der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Kriegskunst zur Seite gehen, weil diese sonst, den Reizungen der Welt und der Unwissenheit unterliegend, entweder in Trägheit versinken, oder zügellos über alle erlaubten Gränzen hinausschweifen. Deshalb haben wir von Jugend auf die Wissenschaft gesucht und geliebt, wodurch die Seele des Menschen sich aufhellt und kräftiget, und ohne welche sein Leben der Regel und der Freiheit entbehrt. Weil nun das edle Besitzthum der Wissenschaften durch Mittheilung sich nicht etwa mindert, sondern desto fruchtbarer heranwächst, so wollen wir die gewonnenen Früchte mancher Anstrengung nicht verbergen, sondern den eigenen Besitz erst dann für recht erfreulich halten, wenn wir ein so großes Gut andern mitgetheilt haben. Niemand aber hat darauf ein näheres Recht, als diejenigen Männer, welche aus den alten, reichen Behältern neue Bäche ableiten und dürftigen Lippen den süßen Labetrunk darreichen. Deshalb möget Ihr die Werke, als ein Geschenk Eures Freundes, des Kaisers, gern annehmen u. s. w.

Ein vorzügliches Denkmahl seines großartigen Geistes ist seine Gesetzgebung für sein Erbreich Neapel und Sizilien, welche er vorzüglich durch Peter von Vinea ausarbeiten ließ. Nach Art der wahrhaft großen Gesetzgeber ließ er es sich dabei nicht in den Sinn kommen, etwas durchaus Neues zu erschaffen, sondern er bauete auf das Vorhandene, benutzte oder ließ weg, was und wie es für seinen Hauptzweck nöthig schien, und brachte so ein Ganzes zu Stande, welches ihm, dem Herrscher, die rechte Gewalt in die Hände gab, um den festen Grund zu der Wohlfahrt seines Volkes zu legen. Leider haben die Stürme seines späteren Lebens und der darauf folgenden Zeit dieses große Werk gar nicht zur Entwickelung seiner Folgen kommen lassen.

Friedrich selbst besaß ungewöhnliche Kenntnisse. Er verstand Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Französisch, Deutsch und

Arabisch. Unter den Wissenschaften liebte er vorzüglich die Naturkunde, und hat sich durch ein Werk über die Kunst mit Vögeln zu jagen als einen Meister darin bewährt; denn dasselbe zeigt nicht nur die genaueste und gründlichste Forschung über die Lebensweise, Nahrung, Krankheiten, Züge und ganze Natur der Vögel, sondern auch über den Bau und die einzelnen innern und äußern Theile derselben. — Die Liebe zur Gründlichkeit in der Naturwissenschaft hatte den glücklichsten Einfluß, besonders auf die Arzneikunde. Die Aerzte mußten vor allen Dingen Anatomie studieren; sie wurden auf das fleißige Studium des Hippokrates und des Galenus verwiesen, und nicht eher zur Ausübung ihrer Kunst zugelassen, als bis sie von der medicinischen Fakultät zu Salerno oder Neapel ein rühmliches Zeugniß erhalten und außerdem eine Prüfung vor dem Reichsgerichte durch Sachverständige bestanden hatten.

Die Universität zu Neapel gründete Friedrich 1224 neu; die medicinische Fakultät zu Salerno beförderte er sehr. Auch entstanden an beiden Orten durch seinen Eifer die ersten Kunstsammlungen, die leider in den Stürmen der folgenden Zeit wieder vernichtet wurden. *)

So wie von Karl dem Großen wird auch von Friedrich II. erzählt, wie die morgenländischen Fürsten sich beeiferten, ihm kunstreiche Werke zum Zeichen ihrer Freundschaft zu schicken. So schenkte ihm der Sultan von Aegypten ein Zelt von wunderbarer Arbeit: Sonne und Mond ging darin, durch verborgene Triebfedern bewegt, auf und unter, und zeigten die Stunden des Tages und der Nacht in richtigem Verhältniß an.

An dem Hofe des Kaisers wurden oft Wettspiele der Künste gehalten und Siegeskränze ausgetheilt, und Friedrich glänzte dabei als Dichter, der sogar mehrere künstlich verschlungene Versmaße erfunden und sehr glücklich ausgeführt hat. Sein Großrichter, Peter von Vinea, der Bearbeiter des Gesetzbuches, hat auch das älteste Sonnet in italienischer Sprache gedichtet. Die Geister entfalteten und bewegten sich in der Nähe des großen Kaisers im freiesten Spiele aller Kräfte.

Seine eigene Persönlichkeit war so ausgezeichnet, daß er andere vorzügliche Männer ohne Eifersucht neben sich dulden durfte, — worin immer die wahre Größe zu erkennen ist. Seine heftigsten Feinde haben ihm die Bewunderung seiner großen Eigenschaften nicht versagen können. Auch sein Aeußeres war zugleich Ehrfurcht gebietend und einnehmend. Gleich seinem

*) Auf der Brücke über den Vulturnus in Capua stand, nebst andern, die Bildsäule Kaiser Friedrichs II. und erhielt sich bis in die neuesten Kriege da sie frech zerstört wurde. Doch ist nach ihr der Kopf des Kaisers auf einem Ringe gestochen, (nach welchem das treffliche Bildniß des Kaisers in der Geschichte der Hohenstaufen von F. v. Raumer.)

Großvater war er blond, und an Wuchs nicht groß, aber wohl und fest gebaut, und in allen körperlichen Uebungen sehr geschickt. Stirn, Nase und Mund trugen das Gepräge der feinen und doch scharfen Bildung, die wir an den Kunstwerken der Griechen bewundern und nach ihnen benennen, und das Auge drückte in der Regel die freundlichste Heiterkeit, bei ernsthaften Veranlassungen aber auch Ernst und Strenge aus; wie denn überhaupt die glückliche Vereinigung der Heiterkeit mit dem Ernste in seiner kräftigen Lebenszeit dieses Kaisers besondere Auszeichnung ist.

Durch seinen Tod wurde die Unordnung in Italien wie in Deutschland nur noch größer. In Deutschland standen von Neuem zwei Könige gegen einander, indem die hohenstaufische Parthei gegen Wilhelm von Holland Friedrichs Sohn **Konrad**, den schon bei Lebzeiten des Vaters erwählten römischen König, anerkannte und aufrecht hielt.

55. Wilhelm von Holland. 1247—1256, und Konrad IV., 1250—1254.

Konrad war indeß ebenfalls mehr um seine Erbländer als um Deutschland besorgt; er ging schon 1251 nach Italien und ließ in Deutschland seine Gemahlin zurück, die im folgenden Jahre den unglücklichen Konradin gebar. König Konrad, im Banne des Papstes, wie sein Vater, eroberte zwar Neapel, machte sich aber die Einwohner dadurch zu den unversöhnlichsten Feinden, daß er dem auf dem Markte aufgestellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum anlegen ließ. — Er starb schon im folgenden Jahre 1254 und sprach noch kurz vor seinem Tode: „Wehe mir Unglücklichen! Warum haben mich meine Aeltern geboren, nur um so viel Ungemach auszustehen! Die Kirche, die meinem Vater und mir ein Mutterherz hätte zeigen sollen, ist vielmehr eine Stiefmutter gewesen; und das Reich, das schon vor Christi Geburt bis auf diese Zeit geblühet, verwelkt nun, und nahet sich dem Untergange!" — Für sein Geschlecht hatte er die Wahrheit verkündet, er war der letzte König aus den Hohenstaufen.

Auch der König Wilhelm lebte nur einige Jahre länger, in so geringem Ansehen, daß ein gemeiner Bürger zu Utrecht mit einem Steine nach ihm warf, und ein Edelmann seine Gemahlin auf der Landstraße ausplünderte. Und als er im Winter des Jahres 1256 gegen die Friesen zu Felde zog und bei Medenblick über das Eis setzte, brach es unter ihm; er blieb mit seinem schweren Streitrosse im Sumpfe stecken, und die Friesen erschlugen ihn, obwohl er eine sehr große Summe für sein Leben bot.

Nach seinem Tode steigt die Verwirrung aller Dinge in Deutschland noch höher als zuvor. Was man über die eigen-

thümliche Weise des wilden und doch wieder so herrlichen Mittelalters Gutes und Böses gesagt hat, gilt am treffendsten von dem Zeitraume, in welchem wir mitten inne stehen; es ist also hier der schicklichste Ort, einen Ruhepunkt zu nehmen, und einen Blick auf die Hauptzüge dieses ganzen Zeitalters zu werfen.

Das Mittelalter.

56. Das Ritterwesen.

Man hat das Mittelalter auch die Ritterzeit genannt; und in der That ist es das Ritterthum, welches eine der glänzendsten Seiten desselben bildet. Durch die Ausbreitung des Lehnswesens über ganz Deutschland war, wie schon gezeigt ist, der Adel an die Spitze der Nation getreten. Die Kriege wurden hauptsächlich durch den Adel und seine Leute geführt; er kämpfte nur zu Pferde, war mit schweren, eisernen Waffen bedeckt, und von Jugend auf darin so geübt, daß er sie nicht nur tragen, sondern die Glieder frei und kräftig darin bewegen konnte. Ein so geharnischter Mann zu Pferde war den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten und schlechter bewaffnet waren, sehr weit überlegen; und bald zählte man ein Heer nur nach der Menge seiner Ritter. Um solche Vorzüge zu behaupten, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegerisch seyn. „Die in Deutschland gebornen Knaben lernen eher Reiten als Reden, sagt ein alter Schriftsteller; die Pferde mögen laufen wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen; sie führen ihren Herrn die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Das Tragen der Waffen kömmt den Deutschen eben so leicht an, als das ihrer eigenen Glieder, und es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Lanze, Schild und Schwerdt zu gebrauchen."

Bei dieser ausschließlichen Richtung auf die Ausbildung körperlicher Kraft, da die geistigen Beschäftigungen, welche in späteren Jahrhunderten als Haupttheil der Erziehung zu gelten anfingen, gänzlich unbekannt waren, hätte das Zeitalter in tiefe Barbarei der Sitten versinken müssen, wenn nicht die edle Naturanlage der germanischen Völkerstämme und die großen Stiftungen Heinrichs I. ihre wohlthätige Kraft entwickelt hätten. Von den Ritterspielen oder Turnieren, welche seit dem 12. Jahrhundert sich immer weiter verbreiteten und eine bestimmtere Gestalt annahmen, wurde es immer mehr sichtbar, daß sie in Wahrheit als die Erziehungsanstalten des Adels wirk-

ten. Denn indem keiner, dessen Ehre und guter Name irgend befleckt war, an ihnen Theil nehmen durfte, und doch alles Dichten und Trachten des Knaben und Jünglings von Jugend auf nach ihnen und ihrem hohen Waffenruhme gerichtet war, wurde die Ritterschaft ein Sitz der Ehre und Sittlichkeit und eine Pflegeschule jeglicher Heldentugend, in welcher die großartigsten und stärksten menschlicher Gefühle oft mit kindlicher Milde des Gemüthes vereint gefunden wurden. Es bewährte sich an diesem ganzen Zeitalter, daß Sitte und Tugend nicht sowohl durch den Begriff erlernt werden, als vielmehr der Beispiele und der großen Antriebe im Leben bedürfen, um ein Geschlecht ganz zu erfüllen. — Sobald der Knabe der ersten häuslichen Pflege entwachsen war, wurde er zu einem geachteten befreundeten Ritter gebracht, welchem er als Bube oder Edelknabe, und später, nachdem er durch Ueberreichung eines Schwertes wehrhaft gemacht war, als Knappe, diente, und welchen er als Vorbild für sein künftiges Leben betrachtete. Er begleitete seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlacht. Die treueste Anhänglichkeit und Sorge für den Herrn war seine erste Pflicht, und wenn er ihn gar im heißen Streite mit Schild und Schwert gedeckt und ihm das Leben gerettet hatte, so trug er den höchsten Ruhm davon, den er als edler Jüngling nur erwerben konnte. So wurde die Treue die erste Tugend; die mit aller Kraft der täglichen und stündlichen Uebung sich dem jugendlichen Gemüthe fest einprägte, ja mit ihm in unauflöslicher Verzweigung fest zusammenwuchs. Nach mehrjähriger, rühmlich bestandener Knappschaft, gewöhnlich im 21sten Jahre, wurde der Jüngling, unter der Weihe der Religion, durch den Ritterschlag in die ebenbürtige Kampfgenossenschaft selbst aufgenommen. Es wurden dazu gern feierliche Gelegenheiten, große Feste, Krönungstage, und dergleichen mehr gewählt, und oft erhielten Viele zusammen den Ritterschlag. Fasten und Beten ging voraus, und nachdem der Jüngling die Sacramente genossen hatte, empfing er aus den Händen der Ritter oder Edelfrauen Sporen, Panzer und Handschuhe. Dann kniete er nieder und einer der Ritter, oft auch ein König oder Fürst, gab ihm mit entblößtem Schwerte drei Schläge auf die Schulter, wobei er durch feierlichen Eid gelobte, allen Pflichten eines ehrenwerthen Ritters getreu zu leben, die Wahrheit zu reden, das Recht zu schützen, und sein Schwert zur Vertheidigung der Religion, der Wittwen und Waisen und der verfolgten Unschuld, vor allen aber gegen jeden Ungläubigen zu führen; zuletzt empfing er auch Helm, Schild, Lanze und Schwert *). So wurden, in der be-

*) Der hier beschriebene Gang der Bildung eines jungen Ritters war der vollständige und kann als die Regel gelten. Doch hatte nicht jeder Knappe Gelegenheit, einem einzelnen Ritter zu dienen, und auch nicht jeder, dem etwa die Mittel zur Selbstständigkeit fehlten, wurde Ritter.

geistertsten Stunde des Jünglingslebens, durch feierlichen Eid die männlichen Tugenden nochmals zum unverbrüchlichen Gesetze des ganzen Lebens erhoben, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Frömmigkeit; und als der Inbegriff und zugleich der Lohn der vollkommenen Uebung dieser Tugenden stand die Ehre, gleich einem leuchtenden Sinnbilde, welchem er bis zu dem letzten Athemzuge treu bleiben sollte, vor den Augen des jungen Ritters. — So hoch wurde diese feierliche Weihe des Mannes durch den Ritterschlag gehalten, daß der Graf Wilhelm von Holland, wie wir in seiner Geschichte gesehen haben, vor seiner Königskrönung erst Ritter werden mußte.

In den Zeiten von Heinrich I. bis auf Heinrich IV., unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, war das eigentliche Ritterthum in seinem Entstehen; die ganze Zeit war einfach und ernst. Durch die Kreuzzüge aber erhielt es einen neuen, hohen Schwung; im Dienste Gottes und des Erlösers konnte das tapfere Schwert den höchsten irdischen Ruhm erwerben. Das Ziel, welches erkämpft werden sollte, lag weit in fernen Himmelsstrichen; die Einbildungskraft wurde viel wunderbarer aufgeregt, und die Erzählungen derer, die aus den Morgenlanden zurückkehrten, waren ganz geeignet, dem Bilde noch lebhaftere Farben zu leihen. Dadurch wurden diese Zeiten so kühn und so schwärmerisch begeistert, daß ihnen keine Unternehmung zu schwer dünkte, und Heldenthaten verrichtet sind, die uns wie eine Dichtung erscheinen. Vor allen Dingen fesselten die drei geistlichen Ritterorden, welche durch die Kreuzzüge ihr Daseyn erhielten, durch ein hohes Gelübde den Ritter an die große Sache der ganzen Christenheit: die Johanniter, welche bis auf unsere Zeiten, treu dem Geiste alter Ritterlichkeit, den Kampf gegen die Ungläubigen zu ihrer Pflicht gemacht hatten; die deutschen Ritter, welche im dreizehnten Jahrhundert sich nach Preußen wandten, mit großer Kühnheit dort für die Ausrottung des Heidenthums stritten, und die blühendste deutsche Ansiedelung an diesen Gestaden stifteten; und endlich die Tempelherren, welche große Macht erlangten, zuletzt aber durch die französischen Könige, die nach ihren Gütern lüstern waren, vernichtet wurden. — Für die Gesammtheit der christlichen Nationen ist das Ritterthum von der höchsten Wichtigkeit dadurch gewesen, daß es, als schon das Kaiserthum seine Kraft verloren hatte, und das Ansehn der Kirche zu wanken anfing, doch noch durch die Grundsätze der Ehre, der Gradheit und des männlichen Wortes ein sittliches Verhältniß unter den Völkern möglich machte; ein fester Pfeiler gegen das Einbrechen neuer Barbarei.

In so schönem Lichte muß uns die Idee und der Sinn des Ritterthums erscheinen, in den Zeiten, da es am herrlichsten blühte; und wenn auch eine Idee nie vollkommen in das Leben übergehen kann, so daß man sagen könnte, hier oder dort sey sie ganz und rein vorhanden; wenn auch in der besten Zeit des

Ritterthums Rohheit und Ungebühr noch häufig genug erscheinen; so ist doch nicht zu läugnen, daß sehr viel von den erhabenen Gedanken, die dem Ritterthume zum Grunde lagen, in das Leben getreten ist. Und schon dieses ist etwas großes, was das christliche Mittelalter in sittlicher Hinsicht über Griechen und Römer stellt, daß eine so großartige Idee nur gefaßt und aufgestellt, und von Tausenden mit dem ganzen Feuer der Seele geliebt wurde.

57. Die Städte.

Indem sich der Adel des deutschen Volkes also kräftig ausbildete, und das Schwert für die Ehre des Glaubens wie des Vaterlandes führte, arbeiteten die Bürger in den Städten in Emsigkeit und Fleiß für seinen Wohlstand. Die deutschen Städte wuchsen in diesem Zeitraume zu immer größerer Volksmenge und Reichthum heran, und die Quelle des Allen war der Handel. Auch für ihn haben die Kreuzzüge die heilsamsten Folgen gehabt. Der Geist großer Unternehmungen wurde geweckt; die kostbaren Waaren der mittäglichen Länder kamen häufiger nach Europa; besonders führten die italienischen Seestädte, Venedig, Genua und Pisa, die Waaren des Morgenlandes herbei, und dann gingen sie, wie die Erzeugnisse Italiens selbst, auf den alten Handelsstraßen über die Pässe der Alpen nach Deutschland, verbreiteten sich dort auf Landstraßen und Flüssen, und was nicht im Lande selbst gebraucht wurde, wanderte immer weiter nach Norden, bis zu den Ländern der Nord- und Ostsee. Alles, was jetzt über die Meere nach den nördlichen Ländern gebracht wird, nahm damals den Weg durch Deutschland; und bei so ausgebreitetem Zwischen-Handel wozu auch der Verkehr mit den Erzeugnissen des eigenen deutschen Fleißes kam, blüheten die alten Städte des Reiches auf das Herrlichste. Augsburg, Straßburg, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Worms, Speier und Mainz im südlichen Deutschland; im nördlichen Köln, Erfurt, Braunschweig, Lüneburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, und viele andere, erhoben stolz ihre Mauern und Thürme, und eine fleißige, treue, muntere Menschenmenge wogte in ihren Straßen. Ihr Reichthum gab ihnen bald die Mittel in die Hände, sich von aller Oberherrschaft einzelner Fürsten frei zu machen; denn da in alten Zeiten die Rechte eines Herrn noch nicht so einträglich waren, als jetzt, da noch wenig oder gar keine regelmäßige Abgaben entrichtet wurden, so bedurfte eine Stadt keiner gar großen Summe, um sich ganz davon frei zu kaufen. Dann erkannten sie nur den Kaiser als ihren Ober-Lehnsherrn, und hieß eine freie Stadt des Reiches.

Wären aber Handel und Gewinn einzig das Ziel des bürgerlichen Treibens in den Städten gewesen, so würden sicherlich bald alle die Uebel entstanden seyn, welche nicht ausbleiben, wenn sich der Mensch in diesen Bestrebungen mit seinem Gemüthe

verliert; die Bürger wären f ge und unmännlich geworden, und hätten die Freiheit und en Stolz des Herzens in dem Trachten nach irdischem Gute dahin gegeben. Aber nun stand ihnen, in den Zeiten des Faustrechts, der ganze Adel der Nation gegenüber; Fürsten, Grafen und Ritter sowohl, als die Bischöfe und Aebte, eifersüchtig auf der Städte Reichthum beachteten genau ihr Thun und Treiben, und warteten nur auf Gelegenheit, ihrer Freiheit Abbruch zu thun.

Wollten die Städte so vielen Feinden nicht erliegen, so mußten sie auch die Waffen zur Hand nehmen, und den männlichen Muth in der Brust bewahren, welcher der Schild der Freiheit ist. Von den Nürnberger Patriciern heißt es in einer alten Schilderung: „Die Geräthe ihrer Häuser bestehen größtentheils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als Schwert, Harnisch, Streitkolbe, und die Pferde, die sie besonders als Merkmale ihres Adels und alten Geschlechtes aufstellen. Aber auch der gemeine Mann hat seine Waffen in guter Ordnung in seinem Hause, um bei der ersten Bewegung sogleich mit denselben an dem ihm angewiesenen Lärmplatze zu erscheinen." — Die ganze städtische Ordnung war auf den Krieg berechnet; die Bürgerschaft war in Zünfte eingetheilt, nach ihrem Gewerbe und ihrem Wohnplatze, und bei einer Gefahr der Vaterstadt versammelte sich jede Zunft an ihrem Platze und zu ihrem Banner, zog zusammen aus, und kämpfte vereint in der Schlacht. Das war eine schöne Einigung, die durch Krieg und friedliche Beschäftigung fest geknüpft wurde; und der Wetteifer der Zünfte in der Tapferkeit hat oft einer bedrängten Stadt den Sieg errungen. Die Bürger der Städte insgesammt verloren sich nun nicht in der Liebe des Kleinen und Nichtigen, und in der Verweichlichung des sitzenden Lebens im eingeschlossenen Raume des Hauses, sondern sie wurden an Leib und Seele ganze Männer und ein freigesinntes Geschlecht. Und trotz ihres Reichthums, trotz des außerordentlichen Aufwandes bei großen Festlichkeiten, welchen die Ehre forderte, war in der älteren, besseren Zeit ihr tägliches Leben sehr einfach und mäßig, durch das Bedürfniß künstlicher Genüsse nicht verdorben; daher blieben ihre Körper stark und ihr Wohlstand dauerhaft. Denn des Wohlstandes Quelle und Stütze ist nicht sowohl der reiche Erwerb, als die Mäßigkeit, welche das Erworbene zu erhalten weiß. „Daß die Deutschen reich sind, sagt der Italiener Macchiavelli in seiner Schrift Ritratti della Alamangna, kommt daher, daß sie wie Arme leben. Es ist ihnen genug, Ueberfluß an Brod und Fleisch zu haben und eine Stube, wohin sie sich vor der Kälte flüchten können. So geht kein Geld aus ihrem Lande, es kommt vielmehr Geld in ihr Land für die Waaren, die sie selbst verfertigen. — Die Macht Deutschlands beruht auf seinen freien Städten; sie sind der Nerv der Provinzen, denn bei ihnen ist Geld und Ordnung."

Die Städte-Vereine. — In dieser Zeit des gehobenen städtischen Lebens entstanden mehrere Bündnisse deutscher Städte unter einander zum Schutz ihrer Freiheit, ihrer Selbstständigkeit und ihres Handels. So errichteten schon im Jahre 1254 siebenzig Städte im südlichen Deutschland den rheinischen Bund zum Schutz und Trutz, und widersetzten sich kräftig den Anmaßungen des Adels. Nachher entstand der schwäbische Städtebund, der gleichfalls sehr zahlreich war.

Der größte Bund unter allen war aber die Hansa. Schon früh im Mittelalter hatten deutsche Handelsstädte Verbindungen in den großen Handelsplätzen anderer Länder angeknüpft, und daselbst Waarenlager und Faktoreien angelegt. Solche Faktoreien führten den Namen Hanse, wahrscheinlich von dem Worte hansa, welches Handelsabgaben bedeutet, (mit dem späteren römischen Worte ansaria verwandt;) und indem nun mehrere solcher Hansen in fremden Staaten sich vereinigten, so entstand eine gemeinschaftliche deutsche Hanse daselbst. Schon sehr früh finden wir in London deutsche Hansen von Köln, Hamburg, Lübeck, Bremen und andern Städten, und vielleicht ist ihre Vereinigung eine Hauptveranlassung zu der Bildung des ganzen Bundes gewesen. Eben so ist für seine Bildung sehr wichtig das Bündniß, welches 1241 die Städte Lübeck und Hamburg mit einander schlossen, und welches gewöhnlich, aber mit Unrecht, als der erste Anfang des ganzen Bundes angesehen wird. Beide Städte sollten Schiffe rüsten und Bewaffnete stellen, um die Landstraße zwischen der Trave und Elbe, und die Gewässer, auf denen beide ihre Waare in's Meer schickten, gegen jede Räuberei zu beschützen. Bald schlossen sich mehrere nördliche Städte an den Bund an; um das Jahr 1300 zählte er schon sechzig Städte, vom Niederrhein bis nach Preußen und Liefland, späterhin bis Hundert, und in der Mitte des 14ten Jahrhunderts findet sich der Name Hansa allgemein verbreitet. In Deutschland gehörten, außer Lübeck und Hamburg, noch Bremen, Stade, Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Kolberg, Stargard, Salzwedel, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Lüneburg, Osnabrück, Münster, Coesfeld, Dortmund, Soest, Wesel, Duisburg, Köln, und viele andere dazu, und außer Deutschland Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Narva u. s. w. Sie zogen den Handel in der Ostsee ganz und auch den in der Nordsee großentheils an sich, und hatten vier Waaren-Niederlagen: zu Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern, und zu London. Der Bund, wenn er seine Kräfte vereinigte, war reicher und mächtiger, als die nordischen Königreiche; er konnte ganze Flotten und Heere zusammenbringen, selbst wenn auch nur eine Anzahl seiner Städte sich zusammenthat; man bewarb sich um seine Freundschaft; er zwang den König Philipp IV. von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den französischen Küsten zu ver-

bieten, und nöthigte England, den Frieden mit ihm um 10,000 Pfund Sterling zu erkaufen; eroberte 1369 sogar Kopenhagen und den Schlüssel des Sunds, Helsingör, und bot das Königreich Dänemark feil, wie er überhaupt die nordischen Reiche lange in seiner Abhängigkeit erhalten hat. Die Stadt Lübeck konnte stolz seyn, das Haupt eines solchen Bundes zu heißen. Er theilte sich in vier Klassen: 1) die wendische, wovon Lübeck noch besonders das Haupt war; 2) die westphälische, mit Köln an der Spitze; (Köln wetteiferte mit Lübeck um den Vorrang; es trieb starken Seehandel, und stiftete in London das berühmte deutsche Haus; sein Seehandel verfiel aber, als Dortrecht sein drückendes Stapelrecht erhielt; 3) die sächsische Klasse, Hauptort Braunschweig, und 4) die preußische und liefländische mit Danzig an der Spitze.

Wie groß und volkreich die Städte waren, gerade in den Zeiten, da das Faustrecht am ärgsten tobte, bezeugen viele Urkunden. Im vierzehnten Jahrhundert z. B. hatte Aachen 19,826 wehrhafte Männer; Straßburg 20,000 Bewaffnete; Nürnberg 52,000 Bürger, und jährlich 4000 Geborne. Bei einem Aufstande der Lübecker Bürgerschaft bewaffnete der Rath allein 5000 Kaufleute und deren Diener. Und neben diesen und andern großen Orten war das deutsche Land mit einer Menge Städte von mittlerer Größe bedeckt, welche gleichfalls in Wohlstand und Volksmenge blüheten, und welche jetzt zum Theil nur noch als Schatten ihrer ehemaligen Blüte dastehen; wie z. B. die vielen Reichsstädte in Schwaben.

Von dem Reichthum der deutschen Städte redet noch Aeneas Sylvius im fünfzehnten Jahrhundert, als ihr Glanz doch schon zu sinken angefangen, mit großer Bewunderung. „Die Könige von Schottland möchten wünschen, sagt er, so zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wo ist ein Gasthaus bei euch, wo man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht sagen vornehme, sondern auch nur bürgerliche, Frau ist nicht mit Gold geziert? Was soll ich von den Halsketten der Männer und von den Pferdezäumen sagen, die aus dem reinsten Golde gemacht, und von den Sporen und Scheiden, die mit edeln Steinen bedeckt sind?"

Die Quelle solches Reichthums an edlen Metallen in Deutschland waren, außer dem Handel, auch die nach und nach entdeckten Bergwerke. Im Jahre 1477 z. B. speiste Herzog Albrecht von Sachsen in dem Bergwerke zu Schneeberg im Erzgebirge auf einer gediegenen Silberstufe, aus welcher nachmals vierhundert Zentner Silber gewonnen seyn sollen.

58. Der Bauernstand.

Die Blüte und Macht der deutschen Städte ist auch eine Hauptstütze des wieder emporkommenden freien Bauernstan-

des geworden. Auch in den Bewohnern des Landes, welche unter dem Drucke der Leibeigenschaft das Feld für einen Herrn bauen mußten, erwachte bei dem Anblicke der blühenden freien Städte die Liebe der Freiheit und Selbstständigkeit, und wenn diese einmal recht geweckt ist, so ruhet sie nicht, bis sie ihre Bürde von sich geworfen hat. Doch darf das allmählige Emporkommen des Standes freier Landbauer nicht etwa aus Einer Quelle abgeleitet werden; sondern es war eine Folge vielfach zusammenwirkender Ursachen, welche hier früher, dort später, hier auf die eine, dort auf die andere Weise, einem Einzelnen, oder einer Familie, oder einer ganzen Ortschaft, Freiheit und Grundbesitz verschafften. Auch in dieser Hinsicht haben die Kreuzzüge die wichtigsten Folgen gehabt.

Auf den Befehl des Papstes mußte jedem Knechte, welcher das Kreuz nahm, um mit in das gelobte Land zu ziehen, von seinem Herrn die Freiheit gegeben werden; und Tausende von ihnen zogen aus und wurden frei. In einem andern Falle schenkte der Herr, ehe er selbst den Kreuzzug antrat, aus Frömmigkeit seinen Knechten die Freiheit, oder er kam nicht wieder zurück, hatte auch keine nahen Erben, und in der Verwirrung des Erbschaftsstreites machten sich viele seiner bisher dienstbaren Leute unabhängig. Am leichtesten konnte ihnen, so wie überhaupt den Unterthanen des Adels, dieses gelingen, wenn sie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben sich in deren Schutz und zogen entweder in dieselben, oder blieben auf ihrem Erbe, hießen nun Pfahlbürger oder Ausbürger der Stadt, und wenn ihr Herr sie zur Dienstbarkeit zwingen wollte, hatte er es mit der mächtigen Stadt oder gar mit dem ganzen Bunde zu thun, zu welchem sie gehörte. Nun ist nicht zu läugnen, daß dabei gewiß manche Stadt in ihrem bürgerlichen Uebermuthe ihrem adeligen Nachbar Unrecht that, indem sie ohne einen Rechtsgrund seine Unterthanen gegen ihn in Schutz nahm; allein sie gedachte wohl an das Unrecht, welches ihr der Ritter selbst oder seine Vorfahren zugefügt hatten; denn Unrecht gebiert Unrecht; oder sie war mit ihm in offenbarer Fehde und glaubte ihm auf alle Weise schaden zu dürfen. Als nun die Herren sich in Gefahr sahen, alle ihre Unterthanen, einen nach dem andern, zu verlieren, wenn sie sie mit Gewalt in der Dienstbarkeit erhalten wollten, gaben sie ihnen lieber selbst, unter billigen Bedingungen, gegen leichtere Dienste und bestimmte jährliche Abgaben, die Freiheit. Und viele endlich mögen auch wohl von selbst, aus guter Gesinnung und durch die Aufklärung der Zeiten, eingesehen haben, daß es sowohl edler, als auch selbst vortheilhafter sey, sein Land durch freie Arbeiter bauen zu lassen, welche im Gefühle, daß sie für sich und ihre Nachkommen fleißig sind, alle Kräfte des Geistes und des Körpers gebrauchen, als durch Knechte, welche zur Arbeit getrieben werden müssen.

Auf solche Weise wurde, besonders in dem Zeitraume, von welchem wir jetzt reden, durch hundert verschiedene, bald leiser bald offenbarer wirkende, Ursachen der Stand gemeiner freier Landleute, der in manchen Gegenden Deutschlands sehr zusammen geschmolzen war, und der doch die Grundkraft der neueren europäischen Staaten werden sollte, wiederum aufgebauet.

Doch ist bei keiner Veränderung mehr, als bei dieser, der Grundsatz festzuhalten, daß eine solche Umbildung der Grund-Verhältnisse eines Volkes durchaus nur langsam geschehen kann; so daß erst nach Jahrhunderten die freien Landbauer anfingen, als ein eigener Stand gelten zu können.

59. Künste und Wissenschaften.

Wenn das menschliche Leben bis zu einer gewissen Stufe des Wohlseyns erhoben ist, so wendet sich die Kraft nicht mehr allein auf die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern sie strebt auch nach der Erzeugung des Schönen, welches dem Leben einen höheren Schmuck gewährt; und auch diejenigen Theile der Erkenntniß werden ausgebildet, welche ein freieres Spiel der geistigen Kräfte befördern. Daher mußten die Städte mit ihrem wachsenden Reichthume bald die Wiege deutscher Kunst und Wissenschaft werden. Dazu kam die höchste Erregung der Einbildungskraft und der Schwung, den die Kreuzzüge dem ganzen Zeitalter gaben. Neue, weite und außerordentliche Ideen erfüllten die Welt, hoben den Geist über das alltägliche Leben hinaus und erfüllten ihn mit Bildern, welche er in schönen Kunstgebilden darzustellen sich getrieben fühlte. Wenn wir auch keinen andern Beweis für die Herrlichkeit des Mittelalters hätten, als den Anblick der Kunstwerke aller Art, die aus jenen Zeiten zu uns reden, so hätten wir schon an ihnen eine hinreichende Widerlegung der Ansichten, welche das Mittelalter ohne Weiteres finster, barbarisch und unglücklich nennen. Eine finstere und unglückliche Zeit kann so erhabene Werke nicht hervorbringen, wie die Münster in Straßburg, Wien und Ulm, die Dome in Köln, Magdeburg, Speier, Freiburg, und so viele andere Kirchen in deutschen und niederländischen Städten; denn die Kunst gedeiht einzig in dem Lichte der Freiheit und in der Wärme des freudigsten Lebensgefühles.

Wir haben hier Beispiele aus der Baukunst genommen, und in der That ist kaum eine andere Kunst, die den ächten deutschen Geist so eigenthümlich ausdrückte, als diese. Was wir die gothische Baukunst nennen, und besser mit dem allgemeinen Namen der deutschen bezeichnen sollten, ist eine Vereinigung der höchsten Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens, aus religiöser Begeisterung und tiefem Naturgefühle entsprungen, mit dem bewundernswürdigsten Fleiße in der Ausführung des Einzelnen. Bei der Betrachtung jener außerordentlichen

Gebäude wird unser Herz groß und die Brust weit, und wir verlieren und vergessen uns selbst ganz in der Größe des Werkes; es ist als wenn der Geist an dem kühnen Gebilde mit gen Himmel emporgetragen würde, und die irdische Schwäche ablegte. Das ist aber das rechte Probezeichen von allem, was in der Natur und unter den Werken der Menschen in Wahrheit erhaben ist. Und wenn das Auge, nachdem es sich von dem ersten, überwältigenden Eindrucke des Ganzen gesammelt hat, auch das Einzelne betrachtet, so findet es keinen Stein an dem ungeheuern Gebäude, welcher in seiner rohen Gestalt eingefügt wäre; sondern fast ein jeder trägt irgend eine künstliche Arbeit an sich, welche in die Verzierung des Ganzen hineinpaßt. Wie in Gottes Schöpfung kein Grashalm ist, welcher nicht seine eigene Schönheit und Zierde hat, und wie dieser Halm mit den Millionen seines Gleichen und mit Bäumen und Felsen und Seen zusammen ein großes reiches Bild darbietet; so diese Werke deutsches Fleißes und deutscher Kunst, die treu in dem Kleinsten und erhaben in dem Gedanken des Ganzen, in solcher Vereinigung der beiden Endpunkte von den Werken keines Volkes der Erde übertroffen sind. (Von dem Münster in Straßburg merken wir uns noch, daß er der höchste Thurm in Europa, und 594 Fuß hoch ist; Bischof Werner hat angefangen, das Fundament zur Kirche im Jahr 1015 zu legen, sie wurde aber erst 1275 vollendet. Darnach entwarf der treffliche Werkmeister Erwin von Steinbach den Plan zu dem Thurme; im Jahr 1277 wurde der Bau desselben begonnen, und 1439 durch den Werkmeister Johann Hülz aus Köln vollendet; also daß an dem Werke 424 Jahre gearbeitet sind. — Von dem Kölner Dome, welcher in seiner Anlage (durch den Erzbischof Konrad von Hochsteden 1248) noch großartiger ist, ist nicht einmal die Kirche selbst, geschweige der Thurm, fertig geworden, obgleich der Bau 250 Jahre gedauert hat. Darüber werden wir uns nicht verwundern, wenn wir die Tausende von Bildern sehen, die in diesen Steinen ausgehauen sind.)

Es ist ein ewiger Ruhm unsers Volkes und jener Zeiten, daß es zu solchen Werken den Fleiß, die Geduld und die Kosten nicht gescheut, während die späteren Geschlechter nur allzu häufig ihre Kraft an Dinge verschwendet haben, welche keine Spur auf Erden zurücklassen.

Um die Entstehung, und noch mehr die gediegene Ausführung jener Wunder der Baukunst, durch so viele Menschenalter hindurch, nach gleichem großartigen Plane, einigermaßen zu begreifen, müssen wir bemerken, daß nicht einzelne Baumeister mit wechselnden, bald guten bald schlechten, Werkleuten, wie in unserer Zeit, solche Werke unternahmen, sondern daß es eine große, über ganz Deutschland, ja über die meisten Länder Europa's, ausgebreitete Gesellschaft von Bauleuten gab, welche durch feste Ordnung, durch Religion und Standesehre,

zusammen gehalten wurden. Schon unter den Römern gab es Baugesellschaften von großer Ausdehnung; Ueberreste derselben erhielten sich später in den Klöstern, beschäftigten sich vorzüglich mit dem Bau der Kirchen, und bildeten so den höheren Styl der christlichen Baukunst aus. Auch weltliche Bauleute wurden wohl in die Gesellschaften aufgenommen; und als mit dem 11ten Jahrhundert die Kraft des Mönchswesens im Wohlleben der erworbenen Reichthümer zu erschlaffen anfing, gewannen die weltlichen Bauleute nach und nach die Oberhand und bildeten nun die großen Genossenschaften, von welchen jene bewunderswürdigen Werke vollführt sind. Sie behielten geheimnißvolle Zeichen und Gebräuche bei, durch welche die Gesellschaften der höheren Baukunst von den gemeinen Handwerkern geschieden wurden. Jede Genossenschaft hatte ihren Schutzpatron, nach welchem sie sich benannte, und wo ein großes Werk ausgeführt werden sollte, da sammelten sie sich aus vielen Gegenden, so daß ihre Kunst als ein Gemeingut über die meisten christlichen Länder verbreitet wurde. Diese wichtigen Gesellschaften erhielten von Kaisern und Königen Freibriefe und sogar ihre eigene Gerichtsbarkeit, welche von dem obersten Baumeister ausgeübt wurde. Neben dem Bauplatze eines großen Werkes, an welchem Jahrhunderte gebaut wurde, war gewöhnlich eine hölzerne Hütte errichtet, im Innern anständig ausgeziert, in welcher der Baumeister, mit dem Gerichtsschwerte in der Hand, unter einem Baldachin saß und Recht sprach. Eine besondere Wichtigkeit erhielt die Hütte in Straßburg bei dem großen Bau des Münsters. Sie wurde bald als die vornehmste in Deutschland angesehen, ihre Einrichtungen wurden nachgeahmt, und oft holten sich die andern Hütten von ihr Rath und Entscheidung in Streitsachen.

Aber auch in diesen Verbindungen ging der großartige Sinn mit dem Absterben des ganzen Geistes des Mittelalters am Ende desselben zu Grunde. Die großen Bauunternehmungen hörten auf; die Kräfte der Menschen zersplitterten sich nach allen Richtungen; das Kriegswesen nahm die Mittel der Staaten so sehr in Anspruch, daß für große Denkmäler der Kunst wenig mehr geschehen konnte, wie im Verlaufe der Geschichte sich künftig näher entwickeln wird. *)

Zur Ausschmückung der Kirchen und anderer heiligen Oerter wurde auch die Malerkunst fleißig geübt; und auch von ihr

---

*) Seit Straßburg 1681 unter französische Herrschaft kam, hörte die Verbindung der übrigen deutschen Hütten mit der Haupthütte in Straßburg nach und nach ganz auf, und die Streitigkeiten der übrigen Haupt- und Nebenhütten veranlaßten endlich 1731 einen kaiserlichen Befehl, wodurch die Vorrechte der Baugesellschaften vor andern Handwerkern ganz aufgehoben wurden.

sind unsere alten Städte noch herrlicher Werke voll. Die deutsche Kunst ist ernst, keusch und sinnvoll, wie des Volkes ganze Art; das Bedeutungsvolle ist das Vorherrschende. In den Gesichtern der heiligen Apostel oder ehrwürdiger Bischöfe, so wie andächtiger Männer und Frauen, die in frommer Betrachtung und im Gebete dargestellt werden, drückt sich der höchste Ernst der Seele und eine Tiefe des Gemüthes aus, welche wohl vergeblich in den Kunstwerken eines andern Volkes gesucht wird, obwohl andere in Anmuth und Fülle der Farben und in täuschender Darstellung Vorzüge haben mögen. In diesen Gemälden zeigt sich ebenfalls der unermüdete deutsche Fleiß, welcher auch die kleinste Verzierung des Gewandes oder des Geräthes nicht zu gering achtet, die Treue und Wahrheit daran zu bewähren. Zwar ist die Malerkunst bedeutend später auf ihre eigentliche Höhe gelangt, und die Namen der berühmtesten deutschen und niederländischen Maler, welche in gleichem Geiste gearbeitet haben, gehören dem 15ten und 16ten Jahrhundert an; allein auch in früherer Zeit wurden schon herrliche Gemälde aus der heiligen Geschichte für die Kirchen gemalt, deren Meister unbekannt sind. Am berühmtesten wurden später Joh. von Eyck, aus Brügge, gestorben 1441, der für den Erfinder der Oelmalerei gehalten wird, sein Landsmann, Hans Hemling, Martin Schön, von Culmbach in Franken, Michael Wohlgemuth aus Nürnberg, und vor Allen der Nürnberger Albrecht Dürer, geboren, 1471, gestorben 1528, dessen Geist und hoher Ernst aus allen seinen Werken spricht; Lukas Kranach endlich, geboren 1470 und gestorben 1553.

Eine dritte herrliche Kunst des Mittelalters, welche in der Zeit der schwäbischen Kaiser vorzüglich blühte, ist die Dichtkunst. Auch sie zog aus der Begeisterung des ganzen Zeitalters der Kreuzzüge ihre Lebenskraft, und war bei Großen und Niedrigen in hohen Ehren. Die berühmten Sänger, welche der Menschen Herzen mit dem Gesange der großen Thaten alter Helden zu erheben wußten, oder durch sanfte Klage rührten und wieder erheiterten durch anmüthigen Scherz, waren bei jedem Feste willkommen, und zogen reich beschenkt von dem Hofe der Fürsten und Grafen in die blühenden Städte, und von einem Orte des deutschen Landes zum andern. Bisweilen wurde ein Wettkampf der Kunst angestellt, gleich wie die Ritter um den Preis der Waffen stritten, und vor einer Versammlung ausgesuchter, kundiger Richter ertönten die Lieder in den sinnreichsten Weisen. *) Einige der berühmtesten Dichter und Sänger aus dieser Zeit sind: Heinrich von Veldeck um 1170, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Ofterdingen,

*) Wie z. B. der merkwürdige Krieg zu Wartburg, unter dem großsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen, im Jahr 1207.

Klingsor aus Ungarland, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und Konrad von Würzburg. Aber auch Kaiser und Fürsten und edle Ritter übten die Dichtkunst. Alle Hohenstaufen, von Friedrich I. an, haben uns Gedichte hinterlassen, ferner der Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Herzog Johann von Braband, Graf Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg und viele andere. — Eines der größten und herrlichsten deutschen Gedichte ist das Nibelungenlied, welches, wenn auch nicht ursprünglich in dieser Zeit gedichtet, doch damals in ein großes Ganze und in eine neue Gestalt gebracht ist; ein Gedicht, so erhaben und tiefsinnig, als lieblich und rührend, so daß es mit Recht mit den homerischen Gesängen verglichen werden darf. — Das große Heldenbuch, welches auch aus der schwäbischen Zeit herstammt, enthält gleichfalls die erhabensten Dichtungen; und um das Jahr 1300 sammelte ein Zürcher Rathsherr, Rüdger von Manesse, die Gedichte von 140 Minnesängern.

In den Wissenschaften kann vielleicht jenes Zeitalter den späteren nicht gleichgestellt werden, wie es dagegen in den bildenden Künsten im Ganzen über denselben steht; weil die Wissenschaften eine Frucht ernsten Nachdenkens und langer Erfahrung sind, und Ein Zeitalter auf dem Grunde fortbauen kann, welchen die früheren gelegt haben; die Kunst dagegen mehr eine freie Blüte der Natur, und ein Werk glücklicher Begeisterung ist, und nicht sowohl erlernt, als durch die Eindrücke eines bewegten Zeitalters erweckt wird. Doch wurden auch die Wissenschaften nicht verachtet, sondern vielmehr von den hohenstaufischen Kaisern eifrig befördert. Als der Bischof Otto von Freisingen dem Kaiser Friedrich I. seine Chronik überreicht hatte, sagte ihm der Kaiser: „Die Chronik, so du weislich in guter Ordnung verfaßt, und was du, da es verdunkelt und verborgen war, zu Licht und Einklang erhoben hast, nehme ich mit außerordentlichem Vergnügen an, und freue mich, wenn ich der Kriegsmühen überhoben bin, mit Lesung derselben, indem ich durch der Kaiser glänzende Thaten mich selbst zur Vortrefflichkeit anleite.“ — Wie Kaiser Friedrich II. für die Wissenschaften sorgte, haben wir schon bei seiner Lebensbeschreibung gesehen. Und wenn auch seine Sorge hierin vorzüglich auf seine italienischen Staaten und Universitäten gerichtet war, so muß doch die Rückwirkung von dort auf Deutschland in Anschlag gebracht werden, wie denn alle Zeichen darthun, daß Deutschland selbst in der regsten Entwicklung der Wissenschaft und Kunst begriffen war. Keine Zeit des Mittelalters kann sich darin mit der der Hohenstaufen vergleichen, und Friedrichs II. Geist hat ohne Zweifel auch bei uns kräftig eingewirkt.

60. Die Geistlichkeit und das Klosterwesen.

Die Wissenschaft hielt sich vorzüglich in jenem Zeitalter im Kreise der Geistlichen. Die Geistlichen waren durch ihr unabhängiges, vom Erwerbe abgewendetes, Leben zum freien Bilden und Bewahren der Wissenschaften berufen. Man hat sich gewöhnt, die Klöster nur als die Sitze der Trägheit und Unwissenheit, der Heuchelei und Ueppigkeit, und wie vieler anderer Laster, zu betrachten. In diesem Urtheile ist wiederum die Ausartung mit der Sache selbst verwechselt, und, was im Abflusse der Zeiten, durch die veränderte Lage aller Dinge, untergehen mußte, zugleich in seiner früheren, lebendigen Gestalt gänzlich verkannt. In Zeiten, da die rauhe Gewalt im Leben herrschte und einen jeden, der sich ihrer nicht kräftig erwehren konnte, beugte oder zu Boden warf, waren die Klöster nicht nur eine Zuflucht für tausend Einzelne, welche in ihnen die ersehnte Ruhestätte fanden, sondern auch für die stillen, nach Innen gekehrten, Beschäftigungen des Geistes, welche im leisen, allmäligen Werden die Wissenschaften erzeugen. Ohne die Klöster besäßen wir von dem Schatze der alten Literatur, den sie hauptsächlich uns aufbewahrt haben, sehr wenig; ja wir würden über unsere eigene Vorzeit nichts wissen und eine sehr junge und kurze Geschichte haben. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst war das Vervielfältigen von Schriften so mühsam, daß ohne die Mühe und den Fleiß so vieler tausend Mönche in den Klöstern, welche mit bewunderswürdiger Geduld, in mühsamer Schrift und mit künstlich ausgemalten Anfangsbuchstaben, ganze Werke abschrieben, aus der alten und mittleren Zeit fast Alles verloren seyn würde. Dazu waren die Verfasser der geschichtlichen Werke selbst fast durchgängig Geistliche. Ihre Namen sind schon im Anfange dieses Zeitraumes aufgeführt; und wenn wir ihre Werke lesen, so müssen wir von Achtung vor der ehrenwerthen deutschen Geistlichkeit des Mittelalters erfüllt werden.

Uebrigens wirkte der kriegerische Geist des Mittelalters auch bedeutend auf die Sitten vieler Geistlichen ein. Der Erzbischof Christian von Mainz, der öfters des Kaisers Friedrichs I. Heere in Italien angeführt, und unter andern 1174 die sehr hartnäckige Belagerung von Ancona geleitet hat, war ein eben so tapferer Krieger, als gewandter Staatsmann. In sechs Sprachen wußte er zu reden: deutsch, lateinisch, französisch, brabantisch, griechisch und lombardisch. Als Geistlicher vor dem Altare stellte er sich in voller priesterlicher Würde dar. Aber eben so sicher tummelte er sein Roß; unter dem hyazinthfarbigen Oberkleide trug er einen eisernen Harnisch, auf dem Kopfe einen vergoldeten Helm, in der Hand eine dreikantige Keule. Man erzählte von ihm, er habe in den verschiedenen Schlachten, in welchen er focht, neun Feinde mit eigener Hand getödtet.

Die Klöster, von deren wichtigen Bedeutung für das ganze Mittelalter schon die Rede gewesen ist, verdienen noch eine genaue Betrachtung. Sie verdanken ihre erste Entstehung derjenigen Gesinnung, welche das Himmlische höher schätzt, als das Irdische, und durch strenge Entsagung, Büßung und Bezwingung aller sinnlichen Reizungen schon auf der Erde sich möglichst der Seligkeit eines reineren Lebens würdig zu machen sucht. Zuerst entflohen so gestimmte Gemüther dem Getümmel der Welt und gingen in einsame Gegenden; und als sich mehrere gleichgesinnte zusammen fanden, vereinigten sie sich in Genossenschaften, mit Verabredung gleicher Strenge und Entsagung. Antonius und Pachomius stifteten auf diese Weise um die Mitte des vierten Jahrhunderts, in den Wüsten von Oberägypten, die ersten Klöster. Nach und nach folgte man in mehreren Gegenden ihrem Beispiele, und auch in Europa wurden, seit Athanasius die ersten Mönche aus Aegypten nach Rom gebracht hatte, Klöster gegründet.

Im Anfange des 6ten Jahrhunderts, (515,) gab Benedict von Nursia durch die seinem Kloster zu Monte-Cassino gegebene und bald überall nachgeahmte Regel dem ganzen Mönchswesen eine neue Gestalt, und dieses Kloster, auf hohem Berge in der schönsten Gegend Unter-Italiens gelegen, kann als das Musterkloster für die abendländische Christenheit angesehen werden. Dreizehnhundert Jahre hat es bestanden und gewirkt; über 30 Päpste und eine große Menge von Kardinälen, Bischöfen und geistlichen Vorstehern aller Art sind aus dem Benediktiner-Orden hervorgegangen. — Ueberall entstanden nun Klöster, theils, indem fleißige Mönche sich in einer vorher unbebauten Gegend ansiedelten, dieselbe urbar machten und so Rechte auf das Land umher erwarben; theils, indem Könige und Fürsten, hohe Geistliche und adlige Familien, als ein Gott wohlgefälliges Werk Klöster erbauten und ihnen Grund und Boden schenkten. Auch in den Städten entstanden Klöster, oder Dörfer und Städte bildeten sich um Klöster herum. Der Eifer der älteren Zeit für die Klöster, und die Zahl der Schenkungen, welche einzelne von ihnen erhielten, war fast unglaublich. Vom Kloster Ebersberg in Oestreich sind deren allein 228 bekannt. Man glaubte keinen wohlthätigern Gebrauch von seinem irdischen Gute machen zu können, als indem man dasselbe einem Kloster vermachte, und die Mönche hatten besonders am Krankenbette Gelegenheit genug, diesen Glauben zu unterhalten. Eine fleißige Bewirthschaftung und wohlfeiler Ankauf, zu gelegener Zeit, vermehrten das Gut. Am günstigsten war dazu die Zeit der Kreuzzüge. Die Adligen, welche die Kosten zum Zuge nach dem fernen Lande nicht zusammenbringen konnten, verkauften ihre Güter wohlfeil, oder liehen auf dieselben; und wenn sie nicht zurückkehrten, oder der Pfandschilling nicht zurückgezahlt werden konnte, so blieb das Gut in den Händen des Klosters. Ferner gaben sich in der Zeit der Gewalt viele freie Leute mit ihrem Gut in die Hörigkeit der Klöster, um ihres

Schutzes zu genießen. Endlich war auch dieses für die Klöster sehr erträglich, daß sie im 13ten Jahrhundert vom Papste das Recht erhielten, Erbschaften von den verstorbenen Verwandten ihrer Klosterbrüder an sich zu ziehen, wogegen ein Mönch oder eine Nonne niemals einem Dritten etwas vermachen konnten, sondern ihr ganzes Erbgut dem Kloster hinterlassen mußten. Ja, die Klöster nahmen wohl reiche Personen als Mönche oder Nonnen auf, um sie zu beerben, und erlaubten ihnen, nach wie vor außer dem Kloster zu leben. Wenn man alles dieses zusammennimmt, so ist es leicht begreiflich, wie die Klöster nach und nach zu großen, einige zu übermäßigen, Reichthümern gelangen konnten. Das Beispiel reizte, und ihre Zahl wuchs auf unglaubliche Weise. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zur Zeit des zweiten großen Kreuzzuges lebte, gründete allein 160 Klöster, und einzelne Städte hatten ihrer hunderte. Das Zudringen zur Aufnahme in dieselben war außerordentlich; viele suchten dieselbe aus freiem innern Antriebe; viele, um Lebensunterhalt zu finden; viele endlich, durch ihre Verwandten überredet und gezwungen. Um Letzteres zu verhüten, setzten die Kirchengesetze zwar fest, daß niemand durch Gefängniß oder irgend einen andern Zwang zum Gelübde gebracht werden sollte; ferner, daß immer ein Prüfungsjahr der wirklichen Einkleidung vorausgehen müsse; endlich daß niemand vor vollendetem 14ten Jahre als Mönch, oder vor vollendetem 12ten als Nonne, das Gelübde ablegen dürfe; allein dieses Alter war offenbar noch zu unmündig, und Tausende haben gewiß das Gelübde abgelegt, ohne zu wissen, was sie thaten. Manche Orden setzten auch ein späteres Alter fest.

Die Beschäftigungen der Kloster-Brüder sollten, nach Benedicts Regel, in ländlicher Arbeit, wissenschaftlichen Bestrebungen, Unterricht der Jugend, Abschreiben von Büchern, Krankenpflege, Gebet und Gottesdienstlichen Uebungen bestehen. Die Lebensweise sollte streng, die Kleidung sehr einfach, die Nahrung auf das Nothdürftigste eingeschränkt seyn; häufiges Fasten gehörte zur Heiligung. Spätere Orden, welche jene Regel zum Grunde legten, aber noch sehr schärften, legten ihren Mitgliedern die härtesten Büßungen auf, mit Wachen, Fasten und körperlichen Kasteiungen. Die Karthäuser, deren Orden 1084 durch einen Deutschen, Bruno, vorher Chorherrn zu Rheims, in einem rauhen Felsenthale bei Grenoble gegründet wurde, gehörten zu den strengsten. Ihre Kleidung bestand nicht nur in einem rauhen, härenen Gewande auf blosser Haut, wie bei mehreren Orden, sondern die Regel gebot ausdrücklich, daß es ein stechendes seyn sollte; dabei keine Bedeckung des Kopfes, keine Strümpfe oder Schuhe. Sie fasteten wöchentlich dreimal, in den 8 heiligen Wochen genossen sie nichts als Wasser und Brod, und Fett aller Art, Butter, Oel u. s. w. war gänzlich verboten. Die Gottesdienstlichen Uebungen wurden Tag und Nacht nicht unterbrochen, Einsamkeit und finsteres Schweigen erhöhten die Härte der Le-

bensweise. Wer sollte es glauben, daß trotz dieser Strenge der Orden, zweihundert Jahre nach seiner Stiftung, schon 211 Mönchs- und Nonnenklöster zählte? — Solche Beispiele können uns ein Beweis seyn, daß der Geist des Klosterwesens jenen Zeiten nicht widerstreitend, daß er vielmehr aus einem tiefen Bedürfnisse derselben entsprungen war; die spätere Ausartung desselben in weltliche Bestrebungen und der ganz veränderte Geist der Zeiten dürfen das Urtheil der Geschichte nicht verwirren.

Vorsteher des Mönchsklosters, welchem unbedingter Gehorsam gebührte, war der Abt; ihm zunächst stand der Prior; dann der Dechant, der Kellermeister, der Oekonom, der Kantor u. s. w. Im Nonnenkloster waren unter der Abtissin ähnliche weibliche Würden; doch hatte jedes Nonnenkloster auch einen Prior für den Gottesdienst, die Predigt, die Beichte u. s. w., weil diese Geschäfte einer Frau nicht übertragen werden konnten. Auch Laienbrüder fanden sich in den Klöstern, welche, ohne das volle Gelübde der Mönche abgelegt zu haben, die äußeren Geschäfte verrichteten, damit jene die Klausur, das ist den innern, verschlossenen Raum des Klosters, nicht zu verlassen brauchten.

Ursprünglich standen die Klöster, nach alter Ordnung der kirchlichen Verfassung, unter den Bischöfen und Erzbischöfen ihres Sprengels, die Aebte wurden von ihnen geweiht, sie gaben die Bewilligung zur Anlegung von Klöstern, zu Schenkungen, zu Ankauf und Verkauf von Grundstücken, u. s. w. Allein der Ehrgeiz und das Streben nach größerer Unabhängigkeit regte sich nach und nach auch in den Klöstern; sie wollten bald nur vom Papste abhängig seyn, und die Päpste sahen es nicht ungern, daß sich ihr unmittelbarer Einfluß auf diese Weise vermehrte. So wie die Städte in Deutschland und Italien sich von der Herrschaft der Fürsten frei zu machen suchten und nur unter dem Kaiser stehen wollten, so ging es mit den Klöstern in Beziehung auf die Bischöfe und den Papst. Auch mit der Weltgeistlichkeit, den Pfarrern und Seelsorgern, traten die Klöster nach und nach in einen scharfen Gegensatz. Anfänglich hatten sie mit den Geschäften der Seelsorge nichts zu thun. Bald wandten sich aber viele Einzelne an ein Kloster, um dort zu beichten, taufen zu lassen, u. s. w. Die Pfarrer beschwerten sich darüber und mehrere Päpste verboten jenen Eingriff in die Sprengel derselben. Allein im Laufe der Zeit gewannen die Mönche auch in dieser Hinsicht immer größere Freiheiten durch Begünstigung von Bischöfen und späteren Päpsten, und übten meistens die Pfarrgeschäfte in einem weiten Umkreise umher aus.

Eine dritte große Ausdehnung ihrer Macht erwuchs daraus, daß vom zehnten Jahrhundert an die, bis dahin einzeln dastehenden, Klöster sich in größere Genossenschaften oder Congregationen vereinigten. Im Jahr 910 entstanden die Cluniacenser vom Kloster Clugny in Burgund aus, durch den heil. Odo; 1018 die Kamaldulenser durch Romuald; 1086 die

Karthäuser; 1098 die Cisterzienser 1122 die Prämonstratenser u. s. w. Diese Orden erhielten an dem Hauptkloster einen Mittelpunkt und eine Oberleitung. Alle Klöster schickten ihre Abgeordneten zu den Hauptversammlungen im Mutterkloster; hier wurden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathen und Beschlüsse gefaßt; der Abt des Mutterklosters, dem die übrigen Aebte und Pröbste Gehorsam gelobten, führte sie aus, visirte die Klöster, ordnete an, und übte so die bischöflichen Rechte aus.

Die Congregationen waren sehr mächtige Verbindungen, und gaben dem ganzen Mönchswesen neue Festigkeit und neuen Glanz. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts, also 200 Jahre nach der Stiftung der Cluniacenser, waren dem Mutterkloster zu Clugny 2000 andere unterworfen; der Abt desselben erhielt bischöfliche Rechte, und stellte in allen abhängigen Klöstern nur Prioren aus seinen Mönchen an; er selbst wurde von diesen gewählt. In Clugny selbst lebten 460 Mönche; und dennoch brauchte keiner von ihnen aus seiner Zelle zu weichen, und kein zum öffentlichen Gebrauch bestimmtes Zimmer brauchte geräumt zu werden, als im J. 1245 der Papst Innocenz IV. mit mehreren Kardinälen und Bischöfen, der König von Frankreich, mit Mutter, Schwester und Bruder, der Kaiser von Konstantinopel, die Söhne der Könige von Kastilien und Arragonien, alle mit ihrem Hofstaate, in diesem prächtigen Kloster als Gäste wohnten. — Der Orden der Prämonstratenser, vom heil. Norbert von Xanten zu Premontre bei Laon in Frankreich gegründet, — (Norbert wurde nachher Erzbischof von Magdeburg, und führte seine Regel in den Stiftern zu Magdeburg, Havelberg, Brandenburg u. s. w. ein und der Orden verbreitete sich nach Böhmen und Schlesien,) — zählte 80 Jahre nach seiner Stiftung 24 Provinzialen oder Landschaftsmeister, 1000 Aebte, 300 Pröbste und 500 Nonnenklöster

Im Gegensatz dieser reichen Orden, welche eben durch ihren Reichthum den Keim der Ausartung und Erschlaffung selbst gelegt hatten, wurden im Anfange des 13ten Jahrhunderts die Orden der Bettelmönche gestiftet, deren erstes Gesetz war, kein festes Eigenthum, außer ihren Klostermauern, zu erwerben, und ihren Unterhalt durch milde Gaben zu suchen. Entsagung, Armuth, Demuth und harte Lebensweise, sollten, dem Sinne des ganzen Klosterwesens gemäß, hier ganz einheimisch und durch keinen verführerischen Besitz gestört werden. Franz von Assisi, ein Italiener, stiftete 1210 den Franziskaner-Orden; Dominikus Guzmann, ein Spanier, 1215 die Dominikaner, welchem nachher vom Papste besonders die Inquisition übertragen wurde: 1238 kamen die Karmeliter, welche im Orient, auf dem Berge Karmel, ihren ursprünglichen Sitz gehabt hatten, nach Europa, und um eben diese Zeit, unter Papst Gregor IX., bildeten sich, nach Augustins Regel, die Augustiner. Alle

diese Orden breiteten sich ebenfalls sehr schnell aus; ihre rechte Wirksamkeit fällt aber erst in die folgenden Jahrhunderte.

Auf solche Weise hatte sich das ganze kirchliche Reich in zwei große Hälften getheilt; auf der einen Seite die ganze Klostergeistlichkeit, auf der andern die Weltgeistlichkeit. Beide vereinigten sich zwar in ihren verschiedenen Stufen, durch ihre Obern, in dem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem Papste; allein dennoch war diese Theilung der Kirche nicht wohlthätig. Neid, Eifersucht, und viele ärgerliche Streitigkeiten sind dadurch hervorgebracht worden. Die nähere Aufsicht der Bischöfe hätte die Klöster in besserer äußerer Zucht und Ordnung erhalten können. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zu den Cisterziensern gehörte, — die Cistenzienser waren die einzigen, die sich der bischöfl. Aufsicht nicht entzogen, — schreibt: „Der Papst kann nach seiner Gewalt den Bischof der Aufsicht des Erzbischofs, den Abt der Aufsicht des Bischofs entziehen; aber es soll nicht geschehen, denn die Bischöfe werden dadurch nur anmaßender und die Mönche zügelloser. Jede Aufsicht, jede Furcht wird aufgehoben, das Gebäude der Hierarchie, welches in weiser Ordnung zum Papste emporsteigt, wird untergraben. Hinter demüthigen Aeußerungen versteckt sich der hochmüthige Sinn der Aebte; sie plünderten die Kirchen, um sich von der Aufsicht der Bischöfe loszukaufen, und sie kaufen sich los, um dem Gehorsam zu entfliehen, der ihre Zierde seyn sollte. Indem jeder dem Papste der nächste seyn möchte, löst sich das Ganze auf."

Im Laufe der Zeit zeigte sich auch immer mehr, wie die aus innern Beweggründen erwachsene, ihrer Zeit angemessene, Stiftung, welche, in den rechten Schranken gehalten, nach wie vor ihre Bestimmung hätte erfüllen können, ausartete, als die weltlichen Bestrebungen die geistigen gänzlich überwogen, und als die Zahl der Klöster um das Zehnt- und Hundertfache zu groß geworden war. Denn so viele wirklich begeisterte und von allem Weltlichen abgekehrte Gemüther, welche das Klosterleben befriedigte und wirklich läuterte, waren nicht vorhanden. Tausende waren wider oder ohne Willen, oder aus niedrigen Beweggründen, in dieses Leben getreten, welches sie nun auf immer gefesselt hielt. Diese Mehrzahl brachte den Keim des Verderbens in die ganze Stiftung. Die Klagen über die Ausartung der Lebensweise in den Klöstern, über Ueppigkeit, Ausschweifungen und andere Laster, wurden immer häufiger. Die alte Ehrfurcht vor diesen Ruhestätten frommer Andacht, was sie früher gewesen waren, verschwand immer mehr. Die Bürger der Städte, die früher durch Schenkungen und Begünstigungen die Klöster in ihren Mauern gehoben hatten, wurden jetzt ihre Gegner, als sie zu weit um sich griffen, und unter andern Anmaßungen auch die Freiheit von allen städtischen Lasten für sich und sogar für ihre Handwerker und Arbeiter, verlangten. Zwischen Fürsten und Adligen auf einer, und den Klöstern auf der andern Seite, ent-

stand ebenfalls Eifersucht, Streit, Ungerechtigkeit. Zum Schutz gegen äußere Gewalt, und zur Ableistung des Reichsdienstes, mußten die Klöster einen Schutz- oder Kostvogt, meistentheils aus dem mächtigen Adel der Gegend, annehmen und ihm dafür eine beträchtliche Abgabe entrichten. Aber zwischen dem Vogte und dem Kloster entstanden selbst oft Streitigkeiten, und manches Kloster wurde von seinem eigenen Vogte hart gedrückt. Der Streit kam nicht selten auch in das Innere der Klöster; die Mönche lehnten sich gegen ihre Obern auf, mißhandelten und vertrieben sie, die Laienbrüder gegen die ganze Klostergeistlichkeit, und Mord und Blutvergießen befleckten die dem Frieden geweiheten Mauern. — So ist das Loos alles Menschlichen, wenn es aus den rechten Schranken seiner Bestimmung heraustritt!

Doch fügen wir noch zuletzt die Bemerkung hinzu, daß die getadelten Ausartungen des Klosterwesens weniger in dem hohenstaufischen Zeitalter, als in den folgenden Jahrhunderten, wo alle Einrichtungen des Mittelalters ihrem Verfalle entgegeneilten, dem Auge sichtbar werden.

61. Das Faustrecht. Die Gerichtsverfassung. Die Vehmgerichte.

Es bleibt uns bei der Schilderung des Mittelalters noch übrig, von demjenigen zu reden, was man ihm zum größten Vorwurfe macht: Das ist der Mißbrauch der Gewalt, um sich selbst Recht zu verschaffen, oder gar, auch ohne das mindeste Recht, zu beleidigen. Man nennt diese Zeiten eben deshalb die des Faustrechts, weil die Faust so häufig statt des Wortes entschied, und Gewalt statt des Rechtes galt. Jeder Fürst hatte seinen befestigten Sitz, jeder Ritter seine feste Burg, oft auf unzugänglichem Felsen, jede Stadt ihre schützende Mauer; und im Vertrauen auf diesen Zufluchtsort trotzte ein jeder den Forderungen des andern, oft auch, wenn er Unrecht hatte, bis er mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen wurde oder selbst zu Grunde ging. Auf den Ausspruch des Richters wurde wenig gehört, selbst das kaiserliche Wort sehr oft nicht geachtet; und so geschah es, daß während das Reich nach Außen tiefen Frieden hatte, im Innern die heftigsten Kriege, kleine und große, an vielen Orten zugleich wütheten; und daß in dem Zustande, den sie einen ganz gewöhnlichen nannten, jährlich Tausende in Deutschland durchs Schwert umkamen. Ein solcher Zustand dünkt uns gräuelvoll, und wir begreifen nicht, wie es noch Einen heitern und fröhlichen Menschen in solchen Zeiten gegeben. Denn nur die gewaltsam und räuberisch Gesinnten, so scheint es, hatten die Herrschaft, und die friedlichen, ruhigen Menschen lebten in beständiger Furcht und Todesangst. — Ein so scharfes Urtheil jedoch würde wiederum den Geist jenes Zeitalters verfehlen; die nähere Betrachtung wird die grellen Farben des Bildes um vieles milder machen.

Der Adelige lebte in den Waffen, und war jeden Augenblick bereit, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben; daher fühlte er sich nicht aus den Fugen gerückt, wenn er angegriffen wurde; oft war es ihm eine Freude, auf solche Weise aus der Ruhe geweckt zu werden. Es war eine Ehrenprobe, die er bestehen sollte; und wie der Ehre wegen selbst die besten Freunde in den Ritterspielen recht ernsthaft eine Lanze mit einander brachen, so war umgekehrt bei der ernsthaftesten Fehde, in der besseren Zeit, stets die Ehre der leitende Stern. Nicht mit solcher Erbitterung und eigentlichem Hasse, wie in späteren Zeiten, ging man gegen einander in den Kampf, sondern dieser war oft nur ein ernsthaftes Waffenspiel, in welchem die Gegner auf Tod und Leben ihre Kräfte mit einander maßen. Es war ein Gottesgericht, eine offene und kräftige Weise, den Streit zu entscheiden, den Gründe nicht mehr schlichten konnten; und in der Entscheidung sah man die Stimme des Rechts.

Daß ferner die Städte eben durch die Befehdungen der Fürsten und des Adels zu rechter Entwicklung ihrer Kräfte geweckt wurden, und neben dem Erwerbfleiße den Muth, die Mannestugend und das Gefühl der Bürgerehre entwickelten, haben wir schon früher gesehen. In der Spannung aller Kräfte lag erhöhtes Lebensgefühl. Wenn der Bürger zu Hause war, fand er Sicherheit und Zuversicht in dem Muthe seiner Mitbürger; auf Reisen schützte er sich, so viel wie möglich, durch Waffen und zahlreiches Gefolge.

Der Landbauer endlich litt bei den Fehden freilich am meisten, und sein Stand war überhaupt der Unglücksträger in jenem Zeitalter. Der Kampf wurde häufig auf seinem Grund und Boden geführt, seine Saaten zertreten, und er selbst war wehrlos und nicht einmal der Waffen würdig geachtet, wenn er nicht ein ganz oder doch halb freier Mann war. Allein das schützte ihn wieder in vielen Fällen, daß es gegen die Ritterehre gehalten wurde, den wehrlosen Mann zu beschädigen, und er selbst hatte gewiß darin einen großen Ersatz, daß er mit seinen Söhnen nicht in den Krieg zu ziehen brauchte. Dazu war das Unglück viel kleiner an Umfang und ging schneller vorüber, als bei unseren Kriegen; denn was sind wohl alle jene kleinen Unfälle gegen das unsägliche Elend, welches ein einziger, heutiger, großer Krieg verbreitet!

Auch würden wir sehr irren, wenn wir annehmen wollten, daß in der Zeit des Faustrechts das Recht gar nicht verwaltet, kein Richter bestellt, kein Gericht gehalten und Alles der Willkühr überlassen gewesen sey. Vielmehr schloß sich das Faust- oder besser das Fehderecht, seinem eigentlichen Sinne nach, als Vollstreckung der Strafe an die Rechtsverwaltung selbst an. Um dieses aber einzusehen, müssen wir in die Natur des alten deutschen Gerichtswesens zurückgehen und seine Entwicklung im Mittelalter verfolgen.

Das deutsche Gerichtswesen beruhte, wie jedweder Rechtszustand, welcher einer bürgerlichen Gemeinschaft Ordnung und Bestehen verschaffen soll, auf dem Grundgedanken, daß Friede zwischen allen Gliedern derselben seyn soll. Gegen den, welcher durch Mord, Brand, Raub u. s. w. den Frieden bricht, — so urtheilte die gerade, die rasche That liebende, Natur der Deutschen, — braucht nicht vor Gericht geklagt zu werden, sondern der Beleidigte kann Vergeltung an ihm üben, bis er sich sühnt durch Wehrgeld oder sonstige Sühne. Dieses uralte Recht des freien Mannes liegt dem gesammten Fehdewesen zum Grunde. Auf handhafter That, das heißt noch an demselben Tage, da sie geschehen, durfte man sich jedes Friedebruchs mit Gewalt erwehren, und späterhin, da das Fehderecht weiter ausgebildet war, auch nach vorhergegangener dreitägiger Ankündigung die Strafe dafür selbst üben. Wenn sich aber der Beleidiger zu Ehren und Rechte, das heißt zu gerichtlicher oder gütlicher Ausgleichung erbot, so fand gegen ihn keine gerechte Fehde statt.

In den früheren Zeiten des germanischen Alterthums, wo jedes Gericht unmittelbar auf dem kräftigen Gemeindeverbande aller freien Männer beruhte, gab es kein anderes Gericht, als das Volksgericht, welches der Graf mit der Gemeinde seines Gaues, der Centgraf mit der Hunderte, und der Dekanus mit der Dekanie, dem einzelnen Dorfe, hegte. Regelmäßig hielt jeder Richter zu gewissen Zeiten des Jahres sein echte Ding, (davon Dingstag, weil dieses am häufigsten der Gerichtstag war.) Jeder Gerichtspflichtige mußte erscheinen, die Klagen wurden angebracht, von dem Richter das Urtheil der Gemeinde gefordert, und was diese durch ihren, vom Richter aufgerufenen, Sprecher erklärte, das sprach jener als Urtheil aus. Also die Gemeinde fand das Recht, welches dadurch auch für folgende ähnliche Fälle Gesetz wurde, und jeder freie Mann nahm an der Rechtsfindung Theil. Durch Karl den Großen wurden erst bestimmte Schöffen eingeführt, die jederzeit zur Urtheilsfindung im Gericht zu erscheinen verpflichtet waren. — Wenn der Verurtheilte dem Urtheil den Gehorsam weigerte, so hatte der Richter die Pflicht auf sich mit der Folge der ganzen Gerichtsgemeinde dasselbe zu vollstrecken. Dies ganze Gerichtswesen beruhte auf gleichmäßiger Kraft der Einzelnen nnd festem Verbande der Gemeinde. Karl der Große wußte durch sein Ansehen jene Ordnung noch kräftig aufrecht zu halten und die Selbsthülfe zu verhindern. Unter ihm wurde von keiner Fehde gehört. Aber schon Ludwig der Fromme gab mit seinen Söhnen im Großen das Beispiel der Gewaltthätigkeit, und unter den spätern Karolingern verfiel die Gewalt der Grafschaft, als Gerichtsbehörde, und mit ihr die Kraft des Gemeindewesens, immer mehr; denn auf der einen Seite entzogen sich kirchliche Stifter, Klöster und der hohe Adel mit ihren Dienstmannen und Hintersassen, durch besondere Privilegien sowohl dem echte Ding, (Gemeindegerichten) als auch der Pflicht, Ungehorsame zur Be-

folgung des Richterspruchs anzuhalten; und auf der andern Seite wurde überhaupt das Gleichgewicht des Gemeindewesens durch das Uebergewicht der Fürsten, Grafen und Herren zerstört. Da war eine höhere Macht eines Einzelnen erforderlich, um die Kraft der Gerichte wieder herzustellen. Diese Macht lag im Herzogthum. Seit die ersten sächsischen Kaiser, Heinrich und Otto, das Herzogthum zu seiner rechten Bedeutung erhoben hatten, war auch der Rechtszustand wieder mehr befestigt, der Herzog konnte den Gerichtssprüchen durch das Aufgebot seines Sprengels und seiner eignen Dienstmannen die gebührende Achtung verschaffen.

Die ersten salischen Kaiser arbeiteten zwar schon wieder dahin, das Herzogthum zu schwächen und der kaiserlichen Gewalt mehr unmittelbaren Einfluß auf Alles zu verschaffen; allein eben in dem persönlichen Ansehen dieser kräftigen Kaiser fanden auch Recht und Ordnung ihre Stütze. Aber die lange, unglückliche Regierung Heinrichs IV. gab wieder das Recht aller Gewaltsamkeit preis, da der Kaiser selbst in steter Fehde mit den Sachsen, mit seinen Gegenkönigen, und endlich mit seinen eigenen Söhnen lebte.

Die meisten Hohenstaufen hatten zwar Ansehen und persönliche Kraft genug, aber diese Kraft war gegen Italien gerichtet; in Deutschland konnte die Neigung zur Selbsthülfe um so mehr Ueberhand nehmen, da die Macht des Herzogthums durch die Eifersucht der Kaiser, namentlich Friedrichs I., gebrochen war. Die Kaiser suchten nun zwar sich selbst mehr unmittelbar an die Spitze des Gerichtswesens zu stellen und durch die Inhaber desselben, die Fürsten und Grafen, zu wirken; Friedrich I. stiftete zu dem Ende 1187, und Friedrich II. 1135 ihre Landfrieden; allein die Verwirrung der fürstlichen Rechte und Gebiete war schon zu groß, die einzelnen Fürsten und Herren bekämpften sich selbst in beständigen Fehden, welche durch Friedrichs I. Gesetz noch mehr ein rechtmäßiges Ansehen erlangt hatten, wenn sie nur drei Tage vorher angekündigt waren; und so fand auch der einzelne Ritter immer mehr Gelegenheit, sich gegen die Gerichtsgewalt seines Oberherrn sicher zu stellen.

Aus einem solchen Zustande mußte sich die **Rechtsweigerung** und die **Fehde als regelmäßiges Verhältniß ausbilden**, während sie in früherer Zeit, bei größerer Kraft der Verfassung, nur Ausnahme gewesen war. Die Unordnung nahm Ueberhand zur Zeit des Interregnums, welche wir bald näher kennen lernen werden, da gar kein Kaiser in Deutschland Gewalt hatte. Der edle Geist der Ehre und Tugend, der unter den Hohenstaufen noch herrschte, verschwand auch immer mehr aus dem Ritterthum, die rohe Gewalt wurde immer verderblicher und drückender.

Mehrere der Kaiser, welche der nächste Abschnitt unserer Geschichte nennen wird, haben daran gearbeitet, diesen Uebeln zu

steuern; Rudolf von Habsburg erneuerte auf mehreren Reichstagen den Landfrieden und suchte denselben durch Verbindungen einzelner Gegenden, z. B. von Westphalen, Niedersachsen, Thüringen, Hessen, Baiern und Schwaben, zu verstärken. Es war dieses ein neues Mittel, dem Reichszustande Kraft zu geben, nachdem die alte Grafschaft, das Herzogthum, und selbst die kaiserliche Gewalt nicht hatten ausreichen wollen. Allein wo viele kleine Herren waren, da dienten auch diese Verbindungen nur gar zu leicht dem Partheigeiste und dadurch der Ungerechtigkeit. Die weltlichen Großen und Ritter benutzten ihre Bündnisse, besonders im südwestlichen Deutschland, zur Bekämpfung der mächtig gewordenen Städte, welche auch unter sich ihre Bündnisse geschlossen hatten. Dazu kamen streitige Kaiserwahlen und Erbfolgestreitigkeiten in mehreren Ländern, in der Mark, Lüneburg, Hessen, Tyrol u. s. w. wodurch der Adel ein größeres Gewicht erhielt und sich den Gerichten entziehen konnte. Der Kaiser Wenzel und seine Nachfolger suchten jene Bündnisse und Landfrieden in einen Reichsfrieden zu vereinigen und eine oberste Gewalt herzustellen, aber vergebens. Erst mit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, als der Adel sich immer mehr der Gewalt der Landesherren unterwerfen mußte, und überhaupt die Kraft des Ritterthums durch die Entwicklung einer neuen Zeit gebrochen war, wurde endlich durch den allgemeinen Landfrieden Maximilians die Herrschaft des Rechtes auf dauernden Grundlagen errichtet.

Ueber die Form des Gerichtswesens und der Gesetze im Mittelalter merken wir uns ebenfalls die Hauptzüge. — Ursprünglich war nur in dem Gerichte der eigentlichen Grafschaft im Namen des Königs, oder unter Königsbann, die obere Gerichtsbarkeit über Grundeigen, Leibeigen und Leben ausgeübt. In den Centgrafschaften, (die in Niedersachsen und Westphalen Gogerichte hießen,) galt nur niedere Gerichtsbarkeit; es erschien vor ihnen aber auch kein Edler (Semperfreier) Mann; denn durch das ganze Mittelalter herrschte der Grundsatz, daß ein jeder, in welchem Range er stand, nur von der Genossenschaft, in welche er gehörte, von seines Gleichen, gerichtet werden konnte; so wie überhaupt die Rechtfindung durch die Gemeinde, vom Höchsten bis zum Kleinsten, die Grundlage aller deutschen Verfassung blieb. Der Kaiser mochte kein Urtheil sprechen, das ihm nicht Fürsten und Herren gefunden hatten, und in der Bauerngemeinde, in der Zunft der Bürger, selbst an den Höfen der Herren unter Lehnmannen und Hörigen, konnte kein Herr, keine Obrigkeit, irgend ein willkührliches Recht sprechen; es mußte von der Gemeinde gefunden seyn. Dadurch blieb das Recht lebendiges Eigenthum des Volkes, es bildete sich, durch Gewohnheit und Herkommen, aus dem Zustande desselben hervor; ja, man fürchtete sich sogar vor geschriebenen Gesetzen, weil diese das Recht bald in die Hände der Rechtsgelehrten bringen. Nach

geschriebenem Gesetze, und zwar nach dem römischem lebte nur die Kirche. Wo außerdem einzelne geschriebene Rechte sich fanden, Privilegien, Weisthümer, Rechtsbriefe für Städte, oder ein Landrecht für einzelne Länder, da waren sie, in ihrer Unvollständigkeit, doch nicht Gesetze in unserm Sinne, d. h. Quelle des Rechts, sondern nur Zeugnisse über das im Volke lebende Recht.

Eine größere Sammlung deutscher Rechte legte erst zwischen 1215 und 18 ein sächsischer Edelmann, Epke oder Eike von Repgov, an, welche unter dem Namen des Sachsenspiegels bekannt ist. Es war eine bloße Privatarbeit; aber weil die Sammlung vollständiger war, als die übrigen sogenannten Gesetze, und als Zeugniß über das geltende Recht denselben Werth hatte, als jene, so kam sie auch nach und nach in allgemeine Geltung, besonders im 14. und 15. Jahrhundert. Der Verfasser kannte das römische Recht so gut als gar nicht, und richtete sich weder in Form noch Stoff nach demselben; aber die späteren Ueberarbeiter brachten mehr aus dem römischen und kanonischen Rechte hinein. Zu den späteren Bearbeitungen gehört der sogenannte Schwabenspiegel und das Kaiserrecht, welches letztere vorzüglich die Lehnsverfassung enthält.

Das römische Recht ist offenbar zuerst durch die Kirche in Deutschland eingeführt und in den kirchlichen Gerichten gebraucht. Im 15ten Jahrhundert fing man auch zuerst an, in städtischen Gerichten sich auf dasselbe zu berufen. Das wiedererwachte Studium des römischen Alterthums überhaupt brachte auch die römischen Gesetzbücher in allgemeine Achtung, besonders auf den Universitäten, und man fing an, in zweifelhaften Rechtsfällen, wie von andern Obergerichten, so auch von den Doctoren der Universitäten Rechtsbelehrungen einzuholen. Welchen Einfluß die allmälige Einführung des römischen Rechts auch auf die öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands gehabt hat, werden wir im weiteren Laufe der Geschichte sehen.

Hier betrachten wir noch, ehe wir die Schilderung des Gerichtswesens im Mittelalter schließen, eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen desselben, nemlich:

Die Vehm- oder Femgerichte, *) welche sich in Westphalen ausbildeten, und einen tiefen Blick in das Wesen jener Zeit thun lassen. Doch müssen wir gleich im Voraus bemerken, daß wir dabei, des Zusammenhanges wegen, auch in die Geschichte des nächsten Zeitraumes vorgreifen müssen.

In Westphalen nemlich war die Landeshoheit der Fürsten und Herren durchgehends auf die Gogerichte, (die alte Centgrafschaft,) gegründet. Aber auch die alte Grafschaft, als oberes königliches

---

*) S. Wigands vortreffliches Werk über das Femgericht Westphalens. Hamm. 1825.

Gericht, hatte sich erhalten, wenn gleich in großer Zerstückelung. Unter der Grafschaft standen nur die Geschlechter des hohen Adels und die Ueberreste der alten freien Grundbesitzer, die nicht in die Dienstmannschaft von Herren gekommen waren; und aus dem Kreise dieser konnten auch nur die Schöffen bei diesen Gerichten seyn, welche deshalb Freischöffen, so wie die Gerichte selbst Freigerichte oder Freigrafschaften genannt wurden.

Da das Recht der Freigerichte sich ursprünglich an die alten Bezirke und Dingstätten des Grafengerichts knüpfte, an die Freistühle, so hieß nun derjenige Fürst, Herr, Graf, Ritter, Stadt u. s. w., der als Gerichtsherr einen solchen Gerichtsbezirk besaß, — denn die Landesherren betrachteten die in ihrem Gebiete liegenden Freistühle als zu demselben gehörig, wenn gleich nur als Lehen des Reiches, — der Stuhlherr, und hatte dafür zu sorgen, daß an seinen Stühlen ordentlich gerichtet wurde. Er setzte zu dem Ende einen Freigrafen, dem alsdann der Kaiser, oder der Herzog, und nach dem Falle Heinrichs des Löwen der Erzbischof von Köln als Erbe des Herzogthums in Westphalen, den Königsbann verlieh. Der Freigraf stand zum Stuhlherrn im Verhältniß des Richters zum Gerichtsherrn; die Freischöffen aber waren nicht Diener des Richters, sondern sie bildeten die alte richtende Gemeinde, und der Freigraf war nur der Vorsitzer, der auf Ordnung hielt. Alle gegenwärtigen Freischöffen konnten auf Theilnahme am Gericht Anspruch machen; unter sieben durften ihrer nicht seyn; waren aber zu viele, daß sie nicht alle unmittelbar Theil nehmen konnten, so bildeten die übrigen die Zuhörer oder den Umstand, deren in der späteren glänzendsten Zeit der Gerichte, bei wichtigen Gelegenheiten, Hunderte, ja Tausende gewesen seyn sollen. Außerdem hatte jeder Freigraf seine Gerichtsdiener, welche Fronboten hießen, und wirkliche Diener, nicht Theilnehmer des Gerichts waren.

Der oberste Freistuhl war zu Dortmund, weil die Stadt eine freie Stadt des Reiches war und keine Stuhlherrschaft eines Landesherrn anerkannte, auch wohl wegen des Alters und Ruhmes ihres Gerichts; vielleicht auch nach uralten, schon zu Karls des Großen Zeit erlangten Privilegien. In Dortmund kamen jährlich alle Freigrafen zum General-Kapitel zusammen, fanden Weisthümer (Rechtsgrundsätze,) übten Aufsicht und bestätigten Urtheile.

Aus der Entstehung der Freigerichte aus dem alten Grafengericht ergiebt sich schon, daß dieselben sowohl über die gewöhnlichen Rechtsstreitigkeiten in ihrem Bezirke, welche wir zur bürgerlichen Gerichtsbarkeit rechnen, als über die peinlichen Sachen, die ein Verbrechen voraussetzen, richten konnten. Doch war dieser letzte Theil ihrer Bestimmung der wichtigste und wurde es immer mehr im Laufe der Zeit, weil die Gewaltthätigkeiten Hoher und Niederer sie aufforderten, dem Hange zu schweren Vergehungen gegen Eigenthum, Leben und Ehre ihre ganze Kraft entge-

genzustellen. Und da sie im Namen des Kaisers, unter Blutbann richteten, so glaubten sie in allen peinlichen Sachen ihre Gerichtsbarkeit bald auch über die Gränzen Westphalens hinaus auf jeden, der vor ihnen belangt wurde, ausdehnen zu können, um so mehr, da man kaum vor einem andern Gerichte des Reichs sein Recht finden und dasselbe gegen den Angeklagten durchsetzen konnte. Ja, es gab am Ende keine, selbst bürgerliche, Streitsache mehr, die nicht vor ihre Entscheidung gebracht werden konnte, wenn sich nemlich der Angeklagte weigerte, seinem Kläger zu Ehren und Recht zu stehen; denn er wurde nun ein wirklicher Verbrecher gegen die Heiligkeit des Rechts.

So dehnte sich besonders im 14ten und 15ten Jahrhundert die Gewalt der Freigerichte über alle Theile Deutschlands, ja, bis nach Preußen und Liefland aus; allein alle Klagen, auch aus den entferntesten Gegenden, mußten vor einem westphälischen Freistuhle angebracht werden, und auf westphälischem Boden, (auf rother Erde nennt es der gerichtliche Sprachgebrauch,) mußte der Beklagte erscheinen. Außer Westphalen durfte kein Freistuhl bestehen, und als Kaiser Wenzel es versuchte, dergleichen in Böhmen einzurichten, erklärten die Freigrafen die Theilnahme an einem solchen Freistuhle für todeswürdig. Eben so sollten ursprünglich nur Westphalen, und zwar nur die alten gebornen Freischöffen oder Stuhlfreien, die Richter im Freigerichte seyn; allein im 13ten Jahrhundert wurde es Gebrauch, auch andere freie, unbescholtene und ehrenwerthe Männer zu Schöffen anzunehmen; und so wie die Gerichte selbst ihre Gerichtsbarkeit über die Gränzen Westphalens ausdehnten, wurden auch freie Männer aus allen Ländern deutscher Zunge Freischöffen, — und Fürsten und Grafen, Ritter und Bürger drängten sich zu dieser Ehre, um an den Privilegien der Freischöffen Theil nehmen zu können. Ein Freischöffe konnte nur von einem Freigerichte belangt werden, und seinem Worte und Eide wurde ein großes Gewicht beigelegt. Aber man war auch sehr vorsichtig bei der Wahl eines Freischöffen; er mußte darthun, daß er frei und ehelich geboren, nicht mit Missethat berüchtigt und vollkommen an seinem Rechte sey, und darüber zwei Freischöffen zu Bürgen stellen. Nur in Westphalen durfte die Aufnahme geschehen selbst der Kaiser durfte nur auf rother Erde Freischöffen machen an den Freistühlen. Sie hatten unter sich eine uralte heimliche Losung und Schöffengruß, woran sie sich erkannten; davon, oder vielleicht auch von ihrer Rechtskunde, wurden sie Wissende genannt, und Jemanden wissend machen hieß daher, ihn unter die Schöffen des Freigerichts aufnehmen.

Selbst Kaiser unterwarfen sich dieser Aufnahme. Im Jahr 1429 wurde Kaiser Sigismund am Freistuhl zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufgenommen. Wir können in dieser glänzendsten Zeit der westphälischen Gerichte, da fast alle Fürsten und ritterlichen Männer Freischöffen wurden, die Verbindung

derselben als einen wirklichen Bund über ganz Deutschland betrachten, der in der Zeit, wo die übrigen Gerichte ihre Kraft verloren hatten, einzig der rohen Gewalt des Verbrechens einen Damm entgegensetzte. Ein feierlicher Eid hielt alle Mitglieder gebunden, und sie durften nicht einmal in der Beichte ein Geheimniß der Feme entdecken. Geistliche selbst wurden nicht aufgenommen.

Den nichtwissenden Mann zog man ursprünglich nicht sogleich vor das geschlossene Freigericht, sondern vor das alte Gemeindegericht, das echte Ding; aber es waren dieselben Personen, die dasselbe bildeten; nur waren die Formen weniger streng und jedermann konnte dabei zugegen seyn. Erschien der Geladene aber nicht, so zog man ihn vor das geschlossene oder heimliche Gericht, so genannt, weil dabei nur Wissende erscheinen durften. Ein Nichtwissender, der hier sich einzuschleichen wagte, wurde sofort gehenkt. Der Name heimlich heißt hier also nur so viel als geschlossen, und deutet nicht auf furchtbare Geheimnisse, welche das Licht der Sonne hätten scheuen müssen.

Eben so ist es eine Fabel, daß die Freigerichte in der Nacht, in Wäldern, Felsenhöhlen und unterirdischen Gewölben gehalten seyen, — (wenn dies auch in späteren Zeiten, da diese Gerichte schon ausgeartet waren, in einzelnen Fällen einmal geschehen seyn mag,) — sondern der Malplatz war die uralte Gerichtsstätte der Grafen, meistens auf Bergen und Anhöhen, wo man das Land übersah, unter dem Schatten einiger Linden, bei'm Lichte der Sonne. Der Freigraf bestieg den Stuhl; vor ihm lag das Schwert, das Zeichen der höchsten Gerichtsbarkeit, zugleich durch die Form seines Griffes das Kreuz Christi darstellend, und die Wyd oder der Strick, als Zeichen des Rechts über Leben und Tod. Dann hegte und schloß der Graf das Gericht, d. h. er berief die Schöffen um sich und ließ den Platz von den Gerichtspflichtigen, dem Umstand, umgeben. Diese mußten mit entblößtem Haupte stehen und durften weder Waffen noch Harnisch tragen. Mit dem Ausspruch des Richters, daß das Gericht gehegt werde, wurde Friede gewirkt und geboten zum ersten, zum zweiten, zum dritten Mal. Von nun an herrschte tiefe Stille; Keiner wagte Gespräch, oder gar Streit, denn er verging sich am Gerichtsfrieden. Der Geladene, welcher ebenfalls unbewaffnet erscheinen mußte, von seinen Eideshelfern begleitet, wenn er deren hatte, trat vor. Die gegen ihn erhobene Klage wurde ihm vom Richter vorgehalten. Schwor er den gesetzlichen Reinigungseid auf das Kreuz des Schwertes, so war er frei. „Dann soll er einen Kreuzpfennig nehmen, sagt ein altes Weisthum, ihn vor den Grafen werfen, sich umkehren, und ziehen seine Straße. Wer ihn dann antastet, das wissen alle Freien wohl, der hat des Königs Frieden gebrochen." — So war das alte Verfahren mit den ächten Freischöffen, welche besondere Vorrechte genossen, und denen man strenge Liebe der Wahrheit und der Ehre zutraute. Mit andern, als Schöffen,

oder auch in späterer Zeit, scheint jene einfache, gerade Weise verändert zu seyn, denn wir lesen in andern Weisthümern, daß der Ankläger den Reinigungseid des Beschuldigten mit drei Eideshelfern widerlegen, dieser dagegen mit sechs auftreten, der Ankläger diesen 14 entgegensetzen, und der Angeklagte endlich mit 21 sich frei schwören konnte, welches das höchste Zeugniß war. — Bekannte der Beklagte die angeschuldete That, oder wurde er vom Kläger durch Eid und Eideshelfer überführt, so sprachen die Schöffen das Urtheil. War es die Todesstrafe, so wurde sie auf der Stelle vollzogen. Der Verbrecher wurde an den nächsten Baum gehenkt. Gelindere Strafen waren Landesverweisung und Geldbuße.

Erschien der Angeklagte aber auf dreimalige Ladung nicht im Gericht, und konnte auch binnen verstatteter Frist keinen hinreichenden Grund seines Ausbleibens vorbringen, so wurde er als geständig seines Unrechts, oder als einer, der Frieden und Recht verachte und sich selbst aus demselben setze, betrachtet, und es wurde die Feme über ihn ausgesprochen, das ist die Acht des Freigerichts, welche der Verurtheilung gleich galt. Von dieser Acht haben diese Gerichte den Namen Femgerichte erhalten.

Furchtbar lautete der Spruch des Grafen:

„Da nun von mir verklagt, verfolgt und verwunnen ist N., der sich schreibt u. s. w., den ich um seiner Missethat willen habe heischen und laden lassen, und in der Bosheit so verhärtet ist, daß er nicht Ehre noch Rechts pflegen will, und das höchste Gericht des heiligen Reichs verschmähet, so verfeme ich ihn hier von Königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und Königsbann gebietet, und setze ihn aus dem Frieden und Rechten und Freiheit, so er jene hatte, seit er aus der Taufe gezogen wurde, in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden. Und ich weise ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zu Trost gegeben und gemacht hat, und weise ihn forthin echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos, mißthätig, fempflichtig, leiblos, also daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem andern verfemten und verweiseten Manne thut. Und er soll nun forthin unwürdig gehalten werden und keines Gerichts und Rechts genießen, und keine Freiheit noch Geleit haben in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweihten Stätten. Und ich vermaledeie hier sein Fleisch und sein Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weise seinen Hals dem Rape (Stricke,) und seinen Leichnam den Vögeln und den Thieren in der Luft, die Seele aber unserm lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will.“

Nach einigen Gewohnheiten mußte der Graf diese Worte dreimal aussprechen und jedesmal mit sämmtlichen Schöffen aus-

speien, wie es Sitte war, wenn einer wirklich gerichtet wurde. Dann nahm der Freigraf wieder das Wort und sagte:

„Ich gebiete allen Königen, Fürsten, Herren, Rittern und Knappen, allen Freigrafen und allen freien echten Schöffen, und allen denjenigen, die dem heiligen Reiche zugehören, daß sie dazu helfen mit voller Macht, daß über dieses verfemten Mannes Leib gerichtet werde, als des heiligen Reichs heimlicher Acht Recht ist. Und sie sollen das nicht lassen um Lieb noch um Leid, um Freund noch um Verwandte, noch um keines Dinges in all dieser Welt."

Der Verfemte war nun im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers, auf den nur die Vollstreckung lauerte. Wer sich seiner annahm, ja ihn nur warnte, wurde ebenfalls vor das Gericht des Freigrafen gezogen. Durch einen furchtbaren Eid und bei schwerer Todesstrafe waren die Theilnehmer des Gerichts verpflichtet, die Feme, die gegen jemanden ergangen war, zu hehlen, d. h. keinem andern, als einem Wissenden bekannt zu machen; ja, wäre der Verfemte Vater oder Bruder gewesen, er durfte nicht gewarnt werden. Dazu war jeder Wissende, dem das Urtheil glaubhaft kund gethan wurde, verbunden, dasselbe vollstrecken zu helfen. Es wurde gewöhnlich dem Kläger ein Achtsbrief mit dem Siegel des Freigrafen und sieben Freischöffen eingehändigt, um damit den Schuldigen zu verfolgen; aber auch das eidliche Wort von drei Schöffen reichte hin, die Feme zu bekräftigen. Wo der Verfemte gefunden wurde, im Hause oder auf der Straße, oder draußen im Walde, wenn die Diener des heimlichen Gericht seiner habhaft werden konnten, wurde er an dem nächsten Baume oder Pfosten aufgehenkt. Zum Zeichen, daß er von der heiligen Feme gerichtet und nicht etwa von Räubern gemordet sey, ließen sie ihm Alles, was er an und bei sich trug und steckten ein Messer neben den Hingerichteten. Ja, den Schöffen des heimlichen Gerichts wurde sogar das Recht beigelegt, jeden auf handhafter That ertappten Missethäter auf der Stelle, ohne Gericht, am nächsten Baume aufzuhenken, wenn sie nur, den Gesetzen der Ehre getreu, nichts von dem nahmen, was sie bei ihm fanden, und das Femzeichen zurückließen.

Wir erstaunen, wenn wir diese furchtbare Macht des Schöffen-Bundes bedenken, und begreifen zugleich, wie sich im Munde des Volkes die wunderbarsten Sagen über das heimliche Gericht, dessen Name schon die Einbildungskraft aufregen mußte, über seine nächtlichen Zusammenkünfte, die geheimnißvollen Gebräuche bei der Aufnahme der Wissenden, bei dem Hergange des Gerichts, und bei der Verdammung und Hinrichtung des Verurtheilten, erhalten haben. Schon die historische Wirklichkeit ist staunenswerth genug. Ein Bund vieler tausend Männer durch ganz Deutschland, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, wenn er nur ein freier Mann war, — wir finden Beispiele, daß gemeine freie Männer, Handwerker und Bürger, die Würde eines Frei-

grafen bekleideten, und Fürsten und Ritter sich nicht scheuten, als Schöffen unter ihrem Vorsitze zu richten; — ein solcher Bund, dessen Mitglieder sich durch geheime Zeichen erkannten und durch feierlichen Eid verpflichtet waren, einander beizustehen, der richtete und strafte im Namen von Kaiser und Reich, der den Verbrecher, wenn auch erst nach Jahren, in seinen geheimsten Schlupfwinkeln erreichte, keiner Rechenschaft unterworfen, wenn nur das schauerliche Messer seinen Arm bezeugte; — welche Kraft hatte dieser Bund gegen die Schlechten, welche Stütze konnte er seyn dem Frieden und dem Rechte im Reiche! Der Fürst oder Ritter, der sich dem Spruche der kaiserlichen Hofgerichte leicht entzog, und hinter seinen festen Mauern selbst dem Kaiser trotzte, er mußte erbeben, wenn der Ruf der Freischöffen durch die Stille der Nacht an seinem Burgthor erklang, und wenn ein Freigraf ihn an die alten Malplätze, unter die Linde, an eines Flüßchens Ufer, auf westphälischen Boden lud! *)

Und daß die Macht der Freigerichte nicht etwa durch die Furcht vor ihnen in der Sage vergrößert und in der Wirklichkeit vielleicht doch unbedeutend gewesen sey, beweisen hundert durch Urkunden und Zeugnisse belegte Beispiele, daß Fürsten, Grafen, Ritter und angesehene Bürger der Städte von den Schöffen des heimlichen Gerichts ergriffen worden sind.

So große Gewalt jedoch in Menschenhände gelegt, ohne die Schutzwehr der Oeffentlichkeit und Verantwortung, konnte nicht lange Zeit ohne Mißbrauch bleiben. Bei der großen Ausdehnung des Bundes konnte es nicht fehlen, daß nicht auch Unwürdige aufgenommen wurden, welche die ihnen anvertraute Gewalt zur Befriedigung ihrer Leidenschaft und Rache mißbrauchten. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts wurden harte Klagen von vielen Seiten des Reichs, besonders von Geistlichen, gegen die Freigerichte erhoben, und noch mehr als diese Beschuldigungen über einzelne Vorgänge strebte der ganze Geist der neuen Zeit ihnen entgegen. Die Gewalt der Landesherrn hatte sich immer mehr gehoben und befestigt, sie konnten es nicht ertragen,

*) Wir holen über die Ladung hier noch nach, daß sie in der Regel durch zwei Schöffen geschah, welche den Ladebrief des Freigrafen überbrachten. Konnten sie den Beklagten nicht selbst treffen, weil er in einer Stadt oder Burg war, wo sie kein sicheres Geleit hatten, so durften sie die Ladung auch bei Nacht verrichten. Sie steckten den Brief mit einem Königspfenning in den Riegel des Burgthores, schnitten drei Spähne aus demselben, um sie dem Freigrafen zum Wahrzeichen zu bringen, und riefen dem Wächter dann zu, daß sie seinem Herrn einen Brief mit einer Königs-Urkunde in den Grendel gesteckt hätten. War der Beklagte ein Landstreicher und wußte man nicht, wo er seinen Aus- und Eingang hatte, so verbotete man ihn auf vier Kreuzwegen, d. h. man steckte die Ladungen nach allen vier Weltgegenden auf und legte zu jedem Briefe eine Königsmünze. — Von diesen aufgesteckten Ladebriefen kommt vielleicht der Name Steckbrief.

daß ihre Unterthanen durch ein fremdes, wenn auch ursprünglich kaiserliches, Gericht sollten gerichtet werden. Es entstanden Bündnisse von Fürsten, Städten und Rittern gegen die westphälischen Gerichte; und als nun der ewige Landfriede, das Reichskammergericht und eine neue peinliche Gerichtsbarkeit eingeführt, die Rechtsgelehrsamkeit an die Stelle der Kunde alter Gewohnheitsrechte getreten war, als die Verbrechen gegen den Landfrieden und die Rechtsverweigerung aufhörten, da erlosch die Gewalt der heimlichen Gerichte, ohne förmliche Aufhebung, von selbst, und ihr Ende läßt sich eben so wenig als ihr Anfang an ein bestimmes Jahr knüpfen. *)

62. Das Interregnum. 1256—1273.

Eine Zeit, in welcher das kaiserliche Ansehen gar nicht mehr galt, Unrecht und Gewalt aber auf eine furchtbare Weise die Oberhand gewannen, ist die, welche man das Interregnum nennt. Nach Konrads IV. und Wilhelms von Holland Tode wollte kein deutscher Fürst die Kaiserkrone annehmen; den meisten war mehr daran gelegen, nur ihre eigenen Erbländer zu verwalten und wo möglich eigennützig zu vergrößern, als die schwere Pflicht auf sich zu nehmen, in den fast verwilderten deutschen Landen Friede und Ordnung herzustellen, und mit Selbstentsagung alle Kräfte dem allgemeinen Besten zu widmen. Da fielen die geistlichen Churfürsten auf den unwürdigen Gedanken, einen Ausländer zum Kaiser zu machen. Und noch dazu waren sie nicht einig; die eine Parthei wählte den englischen Grafen Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs Heinrichs III., die andere den König Alfonsus von Castilien in Spanien, den man wegen seiner Kenntnisse in der Himmelskunde den Weisen nannte, der aber nicht einmal sein eigenes Land zu regieren verstand. Beide hatten den Reichsfürsten viel Geld geboten, und Richard kam sogar, wie einige erzählen, mit 32 Wagen nach Deutschland, jeden mit 8 Pferden bespannt, und darauf ein, drei Ohm haltendes, Faß mit Sterlingen, (einer alten englischen Geldmünze,)

*) Im 16ten Jahrhundert kämpften sie noch um ihre Vorrechte; im 17. dauerte der Kampf, aber schwächer, nur noch in Westphalen fort; im 18. kommen nur noch einzeln stehende Spuren, die Ruinen der Vergangenheit, von ihnen vor; aber noch immer lebt ihr Andenken und selbst ihre alte Losung in einigen Gegenden Westphalens im Munde des Landmanns in einigen alten Freigerichtsbezirken. Zu Gehmen im Münsterschen wurde das noch immer fortgehegte Freigericht durch die französische Gesetzgebung 1811 aufgehoben. Aber noch immer kommen einige Freidankbauern, welche den Schöffeneid geschworen haben, jährlich am Freistuhl zusammen, und die geheime Losung zu offenbaren, hat man sie nicht bewegen können. Das Hauptzeichen besteht in den Buchstaben S. S. G. G., welche heißen, Stock, Stein, Gras, Grein. Die Bedeutung derselben ist aber nicht entziffert.

angefüllt. Er hatte reiche Zinngruben in Cornwallis, damals fast die einzigen in der Welt, und daher so großen Reichthum. Mit solchen Waffen eroberte er bald vieler Herzen, und wurde auch im Jahr 1257 feierlich zu Aachen gekrönt. Dann kehrte er bald nach England zurück, von mehreren angesehenen Deutschen begleitet. In England aber, der Heimath des Nationalstolzes, ward er nicht anders als jeder englische Große behandelt, und das verdroß die Deutschen, die mit ihm waren, so sehr, daß sie unwillig nach Hause zurückkehrten. — Seit der Zeit ist Richard noch dreimal nach Deutschland gekommen, aber jedesmal nur auf kurze Zeit, und Alfons ist niemals in Deutschland gewesen. In solcher Zeit mußten wohl Unordnung und Gewaltthätigkeit von Tage zu Tage größer werden, so daß große und kleine Fürsten, Grafen und Ritter und Städte, in beständigen Fehden mit einander lebten, und daß die Recht und Ruhe liebenden Menschen von ganzer Seele nach einem Kaiser seufzten, der ihr Schutz und Schirm seyn könnte.

Das unglücklichste Schicksal erfuhr in diesen Zeiten der letzte Sprößling des großen hohenstaufischen Geschlechts:

Konrad von Schwaben, der Sohn Kaiser Konrads IV. den man, weil er so jung sein Schicksal erfüllte, nach dem Beispiele der Italiener, den jungen Konrad oder Konradin genannt hat. Dieser war nach seines Vaters Tode in Baiern und nachher in Schwaben, wo er noch einige geringe Erbgüter hatte, aufgewachsen; und unterdeß machte sich der französische Herzog Carl von Anjou, durch den Papst herbeigerufen, 1266 auf, und nahm die schönen Erbländer Konrads, Neapel und Sicilien, weg; eine große Menge französischer Ritter folgte ihm, weil es auf diesem Zuge Beute zu machen gab. Als nun der junge Konrad größer wurde und der Länder gedachte, welche ihm gebührten, und wovon eine einzige Stadt reicher war, als alle seine deutschen Besitzungen, erwachte der kühne Sinn seiner Ahnen in ihm, und er beschloß, den Räuber aus seinem Erbe zu vertreiben. Im Jahre 1268 zog er aus, mit seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden; es folgten ihm treue Ritter aus Deutschland; in Italien strömten ihm die zahlreichen Anhänger der ghibellinischen Parthei zu; die Römer, ihrem Papst Clemens zum Trotz, der den Franzosen herbeigerufen hatte, führten ihn im Triumph in ihre Stadt ein; bald stand er dem Gegner mit einem starken Heere bei Palenza in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück Anfangs günstig, die Feinde wurden in die Flucht getrieben; aber bei der Verfolgung wich die Ordnung aus seinem Heere, zu früh fiel er über die Beute des feindlichen Lagers her, und in dem Augenblicke brach der französische Hinterhalt auf die Plündernden hervor. Sie wurden gänzlich geschlagen, und Konrad floh mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie lange ritterlich gekämpft hatten, nach dem Meere zu. Schon hatten sie zu Astura ein

Schiff bestiegen, um nach Pisa zu entfliehen, da wurden sie eingeholt und gefangen vor Carl von Anjou geführt. Und so unverschämt, lügnerisch und grausam war dieser, daß er den Konradin einen Empörer gegen ihn, den rechtmäßigen König, nannte, und beide Fürsten in einem Alter von 16 Jahren öffentlich auf dem Markte von Neapel, am 28. Oktober 1268, enthaupten ließ.

Mit dem unglücklichen Konrad endigte das mächtige Haus der Hohenstaufen, und zwar durch eben die Besitzungen, durch welche Friedrich I. demselben den größten Glanz zu geben vermeinte. Die Erbgüter in Schwaben aber zerfielen in viele Theile und kein Land in Deutschland war nachher in so viele kleine Herrschaften zerstückelt, als Schwaben. Da das Herzogthum nicht wieder hergestellt wurde, so gehörten die gesammten Stände dieses Landes von nun an unmittelbar dem Reiche zu. Nicht nur die Bischöfe, Grafen und größeren Freiherrn, sondern auch der mittlere Adel, Städte, Klöster und sogar Bauerschaften, welche zuvor Vasallen und Unterthanen des Herzogs gewesen waren, wurden reichsunmittelbar; doch hatten sie die Reichsstandschaft nicht einzeln, wie die größeren Reichsstände, sondern nur als vereinigte Körperschaft. Der Kaiser zog von ihnen bedeutende Einkünfte und die Verwaltung dieses Reichsgutes wurde Landvögten übertragen, so daß also, statt des alten schwäbischen Herzogthums, die Reichslandvogteien: Helvezien oder Schweiz, Elsaß und Schwaben, welches in Gaue getheilt war, entstanden. Diese Einrichtungen wurden unter der Regierung des nächsten Kaisers Rudolf getroffen.

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis Karl V. 1273—1520.

Für die Geschichte dieses Zeitraumes haben wir schon mannichfachere Quellen, als für die der früheren; doch sind die meisten derselben noch in lateinischer Sprache abgefaßt. Zuerst sind die allgemeinen Geschichtsbücher zu erwähnen, welche meistens in der Form von Chroniken oder Annalen abgefaßt sind und für die deutsche Geschichte nur theilweise Ausbeute geben. Die vorzüglichsten sind:

1. Die Chronik von Hermann, Mönch in Altaich, (sonst Henricus Sterc,) von 1147—1300.
2. Annales Colmarienses, von 1211—1303, bei Urstisius.
3. Mathias von Neuenburgs Chronik bis 1353, fortgesetzt von Albert von Straßburg, (Albertus Argentinensis,) bis 1378; bei Urstisius.

4. Joh. Vitoduranus, Chron. von 1215 bis 1348, bei Eccard.
5 Gobelinus Persona, Dechant zu Birkefeld und Offizial zu Paderborn, schrieb ein Kosmodromium bis 1418 ed. Meibom.
6. Dietrich Engelhusen aus Eimbeck; Chronik bis 1420; bei Leibnitz und Menken.
7. Andreas, Presbyter zu Regensburg; Chronik bis 1422; bei Eccard.
8. Werner Rolewink aus Laer, Kartheuser in Köln; Chronik bis 1476, fortgesetzt von Hans Lindner bis 1514; bei Pistorius.
9. Hermann Korner, Domin. in Lübeck; Chron. bis 1435; bei Eccard.
10. Hartmann Schebel, Arzt in Nürnberg, Chronik bis 1492; sehr brauchbar. Besonders gedruckt.
11. Johann Naukleru, Prof. in Tübingen, Weltgesch. bis 1500; bes. gedruckt.
12. Noch wichtiger die Werke von Johann von Trittenheim, (Joannes Trithemius,) aus der Gegend von Trier, Abt zu Sponheim und nachher zu Würzburg, starb 1516. Sie sind von Freher herausgegeben. Das wichtigste ist aber die Chronik des Klosters Hirschau im Würtembergischen, (Chron. Hirsaugiense) von 830 — 1514, worin er die Geschichte von ganz Deutschland einflicht.
13. Albrecht Kranz, Domherr zu Hamburg, starb 1517, hat die Geschichte des nördlichen Deutschlands in drei Werken beschrieben: Metropolis, Saxonia und Vandalia; recht freimüthig.

Als Specialquellen sind merkwürdig:
14. Kaiser Rudolfs I. Staatsbriefe, mehrmals herausgegeben, von Gerbert 1772, und Bodmann 1806.
15. Die Lebensbeschreibung Kaiser Rudolfs I. und Albrechts I., welche Gottfried von Ensningen, aus Auftrag des Straßburger Bürgers Magnus Engelhard, geschrieben hat.
16. Alb. Mussatus, (Prof. in Padua, st. 1330,) de gestis Henrici VII. Imp. und vita Ludovici Bavari.
17. Caroli IV. commentarius de vita sua ad filios.
18. Die Schriften von Aeneas Sylvius Piccolomini, nachherigem Papste Pius II. starb 1464. Er ließ:
a. durch seinen Geheimschreiber, Joh. Gobelin aus Bonn, die Geschichte seiner Zeit, von 1405 — 63 aufzeichnen,
b. schrieb selbst die Geschichte der Basler Kirchenversammlung;
c. Die Geschichte Kaiser Friedr. III;
d. Kleinere Schriften, worunter die descriptio de ritu, situ, moribus et conditione Germanice, und viele Briefe, welche gesammelt und mehrmals gedruckt sind.
19 Mehrere Quellenschriften zur Gesch. der östreichschen Kaiser sind in Petz Samml. von Script. rerum Austriac. zusammengestellt.
20. Die wichtigsten Reichstags-Verhandl. unter Friedr. III. und Maxim. I. hat gesammelt Joh. Joach. Müller in seinem deutschen Reichstagstheater und Reichstagsstaat. Jena 1709 — 1.

Im 14 und 15ten Jahrhundert werden nun auch Geschichtswerke in deutscher Sprache häufiger:
21. Ottokar von Hornegk schrieb eine Reimchronik, welche die Zeit des Interregnums und die Geschichte der Kaiser Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. bis 1309 enthält; zwar kein streng geschichtliches Werk, aber doch sehr wohl für die Geschichte jener Zeit zu gebrauchen. Ist abgedruckt in Petz östreich. Geschichte.
22. Jakob von Königshoven, Geistl. in Straßburg, st. 1420, Chronik von Elsaß und Straßburg in schwäbischer Mundart, zuletzt 1698 von Schilter mit Anmerkungen in Druck gegeben.

23. Eberhard Windeck aus Mainz, Geheimschreiber Kaiser Sigismunds, hat das Leben desselben beschrieben; bei Menken.

24. Johann Rothe, Dominikaner in Eisenach, thüringsche Chronik in niedersächs. Mundart, bis 1434; von einem andern fortges. bis 1440.

25. Limpurger Chronik, von 1336 — 89, enthält viel Speziellès zur Sittengeschichte, mehrmals gedruckt.

26. Konrad Bothe, Chronecken der Sassen, bis 1489, niederdeutsch; bei Leibnitz.

27. Diebold Schilling (gegen 1480) von den burgundischen Kriegen; sehr gut geschrieben.

28. Melchior Pfinzing, (aus Nürnberg, geb. 1481, kaiserl Rath und zuletzt Domprobst in Mainz,) besang die Gesch. Kaiser Max. I. unter dem fingirten Namen: die Geuerlichkeiten und Geschichten des löblichen, streitbaren Helds und Ritters Tewrdanks. Nürnb. 1517; nachher oft gedruckt.

29. Marcus Treizsauerwein, Geheimschreiber Kaiser Max., erzählt ebenfalls dessen Thaten, nach des Kaisers eigner Angabe, im Weiskunig. 1514.

30. Wilibald Pirkheimer (aus Eichstädt, geb. 1470, Rathsherr in Nürnberg, zuletzt kais. Rath, st. 1530,) hist. belli Helvetici; und Currus triumphalis, honori Max. I. inventus; nebst vielen andern Schriften.

31. Noch ist zu nennen Sebast. Franks (geb. 1500 st. 1545) Zeitbuch 1531, und Teutsche Chronik 1538.

V. Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1223—1437.

63. Rudolf von Habsburg 1273—91.

Die Unordnung in Deutschland wurde je länger je größer; und als 1272 Richard in England gestorben war, und Alphons sich gar nicht um das deutsche Reich bekümmerte, hielten endlich die Fürsten im Jahr 1273 einen Reichstag zu Frankfurt, um einen Kaiser zu wählen, der nach Aller Sinn wäre. Er sollte stark und weise seyn, um das kaiserliche Ansehn herzustellen, aber auch nicht mächtig, damit die Fürsten für ihre eigene Macht nichts von ihm zu befürchten hätten. Beides war schwer mit einander zu vereinigen; aber das Schicksal lenkte die Wahl glücklich zu des Vaterlandes Besten. In der Schweiz und im Elsaß lebte der Graf Rudolf von Habsburg, der nicht gar mächtig an Land und Leuten war, aber durch Muth, Klugheit und Rechtschaffenheit die Achtung der Großen und des Volks erworben hatte. Früherhin war er ein Gefährte und Freund Kaiser Friedrichs II., der ihn selbst im Jahr 1218 aus der Taufe gehoben, und auf einem seiner Züge nach Italien, vielleicht nach der glücklichen Schlacht bei Kortenuova, zum Ritter geschlagen hatte. Während der wilden Zeit des Interregnums lebte er auf seinen Stammgütern

und schützte, so weit sein Arm reichte, jeden Hülfsbedürftigen gegen Unrecht und Frevel der Raubritter. Lange war er Schirmvogt und Hauptmann der Städte Zürich und Straßburg, und der im Eingang der Gotthard-Alpen gelegenen Waldstädte. In seinen Sitten war die zwanglose Einfalt und Offenheit eines großen Mannes; und in einem Schreiben an den Papst sagt der Erzbischof von Köln von ihm, daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen und Frömmigkeit sey, bei Gott und Menschen beliebt, von einer angenehmen Gesichtsbildung, (er hatte eine große gebogene Nase, und ein blasses, ernstes Gesicht, welches aber eine Zutrauen erweckende Freundlichkeit überzog, wenn er redete,) am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Treulosen glücklich.

Vor Allen aber hielt ihn der Erzbischof Werner von Mainz in hohen Ehren. Als dieser einstmals nach Rom reiste, um von dort seinen Erzbischofs-Mantel zu holen, und ihm der Weg durch die Gebirge der Schweiz nicht sicher däuchte, ersuchte er den Grafen Rudolf, ihm von Straßburg bis an die Alpen und rückwärts das Geleit zu geben. Das that Rudolf mit aller ritterlichen Treue. Auf der Reise lernte der Erzbischof seine großen und einfachen Tugenden kennen, und beim Abschiede sprach er zu ihm: Er wünschte nur so lange zu leben, bis er ihm seinen Dienst einigermaßen vergelten könnte. Dazu kam nun die Gelegenheit. Er empfahl den Grafen Rudolf von Habsburg so dringend zur Kaiserwürde, daß die deutschen Fürsten ihn auf den Thron des Reiches erhoben.

Rudolf, der an solche Erhebung keinesweges dachte, war eben mit der Stadt Basel im Kriege, um die vertriebene Parthei des Adels, die sich die Sterner nannten, gegen die andere, die Psitticher, wieder in die Stadt einzusetzen. Mitten in einer Nacht kam der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Rudolfs Schwager, mit der unerwarteten Botschaft im Lager an. Anfangs glaubte ihm Rudolf nicht; dann, als auch der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim ankam, sandte er den Burggrafen in die Stadt, um den Bürgern, weil er nun der Mächtigere war, den Frieden anzubieten. Sie nahmen ihn mit Freuden an und waren die Ersten, die ihm zu seiner Erhebung Glück wünschten. Darauf ging er nach Frankfurt und von dort nach Aachen, wo er feierlich gekrönt wurde. Nach der Krönung ließen sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser mit ihren Ländern belehnen. Zufällig war aber kein Scepter vorhanden, vielleicht, weil durch die vielen fremden Kaiser und den Wechsel der Herrschaften die Reichskleinodien zerstreut waren; es entstand großes Bedenken, womit der Kaiser die Belehnung vornehmen möge. Da trat Rudolf ins Mittel, ergriff ein Crucifix und gebrauchte es statt des Scepters. „Denn, sagte er, ein Zeichen, durch welches die Welt erlöset ist, mag doch wohl leichtlich die Stelle des Scepters

vertreten." Diese Rede gefiel allen Anwesenden sehr wohl. — Dann fing der neue Kaiser die Regierung an mit Ernst und mit väterlichem Wohlwollen, welches der Geringste vom Volke bei ihm fand. Die neue Krone änderte nichts in seinem großen und festen Charakter; selbst im Aeußeren blieb er so einfach, als er zuvor gewesen. So wenig hielt er auf äußeren Schein und prächtige Kleidung, daß er, besonders auf langen Feldzügen, sich nicht scheute, mit seinen Kriegsgefährten einen schlechten Mantel zu tragen und sein graues Wams selbst zu flicken. Nur einmahl findet sich, daß er bei der ersten Zusammenkunft mit dem Papste eine bedeutende Summe verwendet habe, um sich und seine Gemahlin und Kinder zu kleiden.

Um die Gebrechen des Reiches sogleich in ihrer Wurzel zu heilen, sandte er folgendes Schreiben an alle Vasallen und Getreuen des Reichs: „Nun gedenke er mit Gottes Hülfe dem schon lange zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen den Frieden zu verschaffen, und die bis daher Unterdrückten gegen die Tyrannei in Schutz zu nehmen, wozu er sich der Stände kräftige Mitwirkung verspreche."

Und mit den Worten vereinigte er die That, zog durch Franken und Schwaben und am Rheinstrom umher, und wo ein Friedenstörer war, der sich nicht in die Ordnung fügen wollte, den strafte er nach der Strenge des Gesetzes. Das geschah gegen die kleineren Räuber und Ruhestörer; aber Rudolf sah wohl ein, daß, wenn das kaiserliche Ansehen ganz in sein altes Recht eintreten sollte, auch die großen Fürsten zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur schuldigen Ehrfurcht angehalten werden müßten. Nun war aber der König Ottokar von Böhmen, der von solcher Unterwerfung unter den Kaiser nichts hören wollte; er war ein viel mächtigerer Fürst, als der Graf von Habsburg, er besaß außer Böhmen auch die östreichschen Erbländer, die er nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses Babenberg theils durch Verwandtschaftsrecht, theils durch Waffen und Geld, an sich gebracht hatte, und glaubte keineswegs gehorchen zu müssen. Dazu kam, daß die östreichischen Stände bittere Klagen gegen den König Ottokar erhoben, wie er sie bedrücke und viele Ungerechtigkeit übe. Also ließ Rudolf zuerst den König einladen, daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg 1274 erscheinen und von Rechtswegen den Lehnseid leisten solle. Aber der König kam weder diesesmal, noch auf einem zweiten Tage zu Würzburg; und auf einen dritten zu Augsburg, im Jahr 1275, schickte er nur den Bischof Bernhard von Seckau als seinen Gesandten. Und dieser war so dreist, vor den versammelten Fürsten eine lateinische Rede anzuheben, worin er beweisen wollte, daß Kaiser Rudolfs Wahl ungültig sey. Rudolf unterbrach ihn, und sprach: „Herr Bischof, wenn Ihr etwas mit meinen Geistlichen abzumachen habt, so redet aller Dinge lateinisch, wenns aber mich oder die Reichsrechte angeht, so redet wie es der Brauch ist."

Und die Fürsten, da sie inne wurden, der Bischof wolle Rudolfs Kaiserwahl antasten, enthielten sich kaum, daß sie ihn nicht zur Thüre hinaustrieben; aber der Bischof kam ihnen durch freiwilliges Abtreten zuvor und reisete eilig von Nürnberg ab.

Nun wurde die Reichsacht gegen den widerspenstigen Ottokar ausgesprochen; aber so übermüthig und treulos war dieser, daß er die Herolde des Reichs, welche ihm die Achtserklärung überbrachten, an den Thoren von Prag aufknüpfen ließ. Bald erreichte ihn jedoch die Strafe. Rudolf drang im Jahre 1276 schnell in Oestreich ein, und brachte das Land in seine Gewalt, bis auf die Stadt Wien, die er belagerte. Ottokar stand an der andern Seite der Donau, und hielt sich durch den großen Strom für gesichert; aber Rudolf schlug zu Aller Erstaunen so schnell eine Brücke über denselben, um den König in seinem Lager anzugreifen, daß dieser erschrocken den Frieden anbot. Er mußte Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtreten, und zur Befestigung des Friedens ward eine Heirath zwischen dem Böhmischen Kronprinzen Wenzeslaus und einer von Rudolfs sechs Töchtern, und zwischen einem kaiserlichen Sohne und einer böhmischen Prinzessin, verabredet. Dann kam Ottokar zu Rudolf ins Lager, um die Belehnung seiner Länder zu erhalten. Dieser Auftritt ging nicht ohne des stolzen Königs Beschämung ab. Er hatte gehofft, durch die Pracht seines königlichen Gefolges den einfachen Kaiser zu verdunkeln; allein gerade dieses benutzte Rudolf zu seiner Demüthigung. „Der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht, sagte er, heute soll mein graues Wams über ihn lachen." Und nun empfing er in seiner schlechten Tracht, auf dem kaiserlichen Stuhle sitzend, den in Gold und Purpur strahlenden König, welcher vor aller Bischöfe und Fürsten Augen fußfällig vor ihm Abbitte thun und um die Belehnung mit Böhmen und Mähren anhalten mußte. Diese wurde ihm denn auch gewährt.

Hierauf gingen die Reichsfürsten, wie gewöhnlich nach beendigtem Feldzuge, nach Hause zurück; Rudolf aber, der dem stolzen Könige dennoch nicht trauete, blieb mit seinen getreuen elsaßischen und schwäbischen Rittern, die ihm noch von der Zeit anhingen, da sie mit ihm als Grafen von Habsburg so manche Fehde ausgefochten hatten, in Oestreich. Und bald fing auch Ottokar den Streit von Neuem an, als er glaubte, Rudolf habe keine hinreichende Macht mehr bei sich. Allein dieser ging ihm mit seinem kleinen Häuflein muthig entgegen, und lieferte ihm am 26. August 1278 auf dem Marchfelde, jenseits der Donau, eine blutige Schlacht. Lange war der Sieg zweifelhaft, Rudolf selbst war in Lebensgefahr; denn unter den böhmischen Rittern hatten sich mehrere verbündet, ihn selbst anzugreifen und zu tödten. Einer von ihnen, Heinrich von Fullenstein, sprengte mit eingelegter Lanze auf ihn los; Rudolf aber wich dem Stoße aus und rannte die Spitze seiner eigenen Lanze mit geschickter Wendung gerade

durch das Augenloch des Helmes seinem Gegner in den Kopf, daß er todt vom Pferde sank. In demselben Augenblicke aber durchbohrte ein riesenmäßiger thüringscher Ritter, der auch zu den Verbündeten gehörte, des Kaisers Pferd, daß es hinstürzte.*) Kaum schützte sich Rudolf mit seinem Schilde, daß er von den über ihn wegspringenden Pferden nicht zertreten wurde. Bald aber brachte ihm einer seiner Ritter ein anderes Pferd, er schwang sich hinauf, und indem in diesem Augenblick auch sein Feldhauptmann Berthold Kappler die Hinterhut heranführte, konnte der Feind seinen und der Seinigen Angriffen nicht länger widerstehen; die Böhmen geriethen in die Flucht. Ottokar, da schon die Seinigen flohen, focht doch noch, wie Rudolf selbst ihm Zeugniß giebt, wie ein Verzweifelter. Endlich ward er von einigen steiermärkischen Rittern, die er früher schwer gekränkt hatte, sammt dem Pferde zu Boden geworfen und getödtet. — Nach hergestelltem Frieden wurden die Vermählungen zwischen den beiden Königshäusern geschlossen und das böhmische Land für Ottokars Kinder durch den Markgrafen von Brandenburg verwaltet.

Oestreich aber wandte Rudolf, mit der deutschen Fürsten Bewilligung, als Reichslehen seinem eigenen Hause zu; es war ein, durch ihn für das deutsche Reich wiedererobertes Land, und einer der Churfürsten sagt in seinem Willebriefe, worin er seine Einwilligung zu dieser Sache giebt: „Daß Rudolf diese Fürstenthümer, die er mit vielem Schweiß und Blut wieder an das Reich gebracht, seinen rechtmäßigen Söhnen solle zu Lehen geben können, wenn es ihm immer gefällig seyn werde.“ Daher nahm Rudolf 1282, auf einem Reichstag zu Augsburg, vor einer zahlreichen Versammlung von Fürsten und Herren, die feierliche Belehnung vor, und gab seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die Länder Oestreich, Steier, Krain und die Windische Mark; Kärnthen aber gab er dem Grafen Meinhard von Tyrol, dessen Tochter sein Sohn Albrecht heirathete. — So ist Kaiser Rudolf der Stifter des mächtigen östreichischen Hauses geworden.

Nach Beendigung dieser Angelegenheiten wandte er sich wieder, obgleich er schon hoch bei Jahren war, zu der Sorge für die Ruhe des Reiches. Er ließ die Grafen und Edelleute und Städte in den verschiedenen deutschen Ländern einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören; und weil er wohl wußte, daß den, welcher den bösen Willen hat, das Wort nicht genugsam bindet, reiste er selbst in den Ländern umher, zerstörte die Raubburgen und bestrafte die Räuber. So hat er auf einem Zuge nach Thüringen 66 solcher Burgen zerstört und 29 Räuber von Adel hin-

*) Nach der Schlacht wurde dieser Ritter gefangen vor den Kaiser geführt. Aber dieser lobte ihn wegen seiner Tapferkeit und schenkte ihm sogleich die Freiheit.

richten lassen. Und den Grafen Eberhard von Würtemberg, der einer der unruhigsten Fürsten war, und dessen Wahlspruch hieß: „Gottes Freund und aller Welt Feind!" — belagerte er in seiner Stadt Stuttgart und zwang ihn die Mauern der Stadt zu zerbrechen. Andern Reichsständen dagegen erlaubte er, zum Schutze gegen die Räuber, sich Burgen zu erbauen, wie z. B. 1290 dem Bischof von Paderborn, der zwei Burgen in seinem Gebiete erbauen durfte.

Also fand Kaiser Rudolf so viel in Deutschland zu thun, daß er gar nicht ernstlich daran denken konnte, nach Italien zu gehen, um sich als Kaiser krönen zu lassen. Auch pflegte er zu sagen, „Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welches zwar viele Fußstapfen der Kaiser hinein, aber wenige heraus gingen." Ja, so wenig verfolgte er der früheren Könige Absichten auf Italien, daß er in einem Vertrage mit Papst Gregor X. allen Rechten des Reiches auf das Gebiet der Kirche, wie es noch besteht, entsagte. Er mochte sich freuen, eine der beständigen Anreizungen zu den verderblichen italienischen Zügen aus dem Wege geräumt zu sehen.

Zuletzt wollte er noch gern auf dem Reichstage zu Frankfurt 1291 seinen Sohn **Albrecht** von den Fürsten als deutschen König anerkennen lassen; allein die eifersüchtigen Großen, denen schon Rudolfs Regierung fast zu kräftig gewesen war, indem sie ihren Vortheil nicht so verfolgen konnten, und die da meinten, Deutschland werde aufhören ein Wahlreich zu seyn, wenn man den Sohn auf den Vater folgen lasse, schoben die Sache hinaus. Mißvergnügt über diese Undankbarkeit reiste Rudolf ab und begab sich nach Basel. Er war schon im hohen Alter und sehr kränklich; seit einem Jahre fast hatten ihm die Aerzte nur durch Kunst das Leben erhalten. Eines Tages, als er gerade am Schachbrette saß, kündigten sie ihm die Nähe des Todes an. Wohlan, sprach er, nach Speier, zu den Gräbern der Könige! Er reiste ab, mit seinem ganzen Gefolge, am Rheinstrome hinunter, erreichte aber Speier nicht, sondern starb zu Germersheim, den 30. Sept. 1291, im 74. Jahre seines Alters.

So hoch ehrte man sein Andenken noch lange Zeit nachher, daß in Deutschland das Wort blieb: „**Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.**" — Krieger war er von Jugend auf. Einer seiner Lieblingswünsche war, daß er ein Heer von 40,000 Mann Deutscher zu Fuß und 4000 zu Pferde hätte, damit getraute er sich gegen die ganze Welt auszuziehen.

64. Adolf von Nassau. 1292—98.

Mehrere Fürsten waren dem Albrecht von Oestreich, Rudolfs Sohne, nicht abgeneigt, allein der Erzbischof **Gerhard von Mainz** wußte die Sachen doch so zu lenken, daß sein eigener Vetter, der Graf **Adolf von Nassau**, zum Kaiser gewählt wurde. Adolf war zwar ein tapferer Ritter und besaß viele

liebenswürdige Eigenschaften, allein zu solcher Würde hatte er weder genug Klugheit, noch genug Macht und Ansehen. Er besaß nur die halbe Grafschaft Nassau und sein Vermögen war so schwach, daß er nicht einmal die Kosten des Krönungsfestes bestreiten konnte; und als er sich dadurch aus der Verlegenheit helfen wollte, daß er die Juden in Frankfurt mit einer Steuer belegte, widersetzte sich der Reichsschultheis in der Stadt; da mußte der Erzbischof Gerhard seine Stiftsgüter für ihn verpfänden.

Als Kaiser suchte er in Rudolfs Fußstapfen zu treten, den Landfrieden aufrecht zu halten, dabei aber auch die Macht seines Hauses zu vergrößern. Mit beiden wollte es jedoch nicht gelingen; denn die Vergrößerung seines Hauses strebte er durch solche Mittel zu bewirken, welche die Gemüther von ihm abwenden mußten. Zuerst nemlich, um Geld zu bekommen, versprach er dem Könige Edoard I. von England Hülfe gegen Philipp den Schönen von Frankreich, für eine beträchtliche Geldsumme. Zu der Hülfe kam es nicht, weil der Streit für den Augenblick beigelegt wurde, das Geld aber wandte Adolf an, sich ein Land zu kaufen. Es herrschte damals ein böser Markgraf in Thüringen, Albrecht der Unartige, der verstieß seine treffliche Gemahlin Margaretha, Tochter Kaiser Friedrichs II., und heirathete die Kunigunde von Isenburg. Die arme Mutter, als sie ihre Kinder verlassen mußte, biß im Schmerz des Abschiedes ihren einen Sohn Friedrich in die Wange, weshalb er in der Geschichte den Namen: „Friedrich mit der gebissenen Wange" erhalten hat. Der unnatürliche Vater aber verkaufte die Erbländer der beiden Söhne erster Ehe dem Kaiser Adolf, um das Geld dem Sohne der Kunigunde, Albrecht zuzuwenden. Die beiden Söhne Friedrich und Diezmann, kämpften, als sie herangewachsen waren, ritterlich für ihr Erbe, weil das Land ihnen treu war, und der Kaiser sah sich genöthigt, einen ungerechten Krieg gegen sie zu führen, er, dessen erste Pflicht es war, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Sie eroberten einen Theil ihrer Länder wieder.

Solch unwürdiges Verfahren hatte den König Adolf in Deutschland verhaßt gemacht; dazu kam, daß der wankelmüthige Erzbischof Gerhard von Mainz gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, ihn nach Gefallen zu lenken. Auf seinen Antrieb wurde also eine Fürstenversammlung gehalten und Adolf abgesetzt: „Weil er Kirchen verwüstet, von einem Geringeren, (dem König von England), Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert, und den Landfrieden nicht gehandhabt habe;" — und Albrecht von Oestreich wurde gewählt.

Dies ist das erste Beispiel, daß die Churfürsten, ohne Antrieb des Papstes, allein einen Kaiser abgesetzt haben.

Die beiden Gegner zogen gegen einander; bei Worms kämpften sie die entscheidende Schlacht, 1298. Adolf wurde geschlagen und fiel selbst im Gefechte, wie einige sagen, von Albrechts eigener Hand.

65. Albrecht von Oestreich. 1298—1308.

Dieser Albrecht war nicht milde und freundlich, wie sein Vater, sondern ein strenger und fast harter Herr, und selbst im Aeußern durch den Mangel des einen Auges entstellt. Zwar gegen den Mainzer Erbischof war seine Strenge gerecht, denn da er dessen Willen nicht in Allem thun wollte, sprach derselbe: „Er habe noch mehr Kaiser in seiner Tasche," — und ging damit um, wirklich einen neuen Kaiser zu wählen; allein Albrecht trieb ihn schnell zu Paaren, daß er um Gnade bitten mußte. Aber in anderen Fällen waren seine Anschläge nicht immer dem Rechte gemäß. Sie gingen darauf hinaus, viele Länder an sich zu bringen; auf Thüringen, Böhmen, Holland, warf er seine Blicke; — da vernichtete plötzlich der Tod alle diese Entwürfe. Im Frühlinge des Jahres 1308 kam er in seine Erblande an der Gränze der Schweiz, um die eben aufgestandenen Schweizer zur Ruhe zu bringen, und um große Macht zum Kriege wider Böhmen zu rüsten. Mit ihm war sein junger Vetter, Johann von Schwaben, der Sohn seines Bruders Rudolf, dem er, obwohl er nun mündig geworden war, seinen Antheil an den Habsburgischen Erbgütern vorenthielt. Vergeblich bat ihn der ehrgeizige Jüngling wiederholt um sein Erbe, und als der König es immer verweigerte, faßte er endlich mit vier Rittern, welche gleichfalls gegen Albrecht Groll im Herzen trugen, den Entschluß, ihn zu ermorden. Den 1. Mai 1308, im zehnten Jahre seines Königreichs, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden im Argau herunter, um nach Rheinfelden aus Hoflager zurückzukehren. Sie kamen durch die Thalgründe an die Ueberfahrt der Reuß bei Windisch. Hier drängten sich die Verschwornen zuerst mit dem Könige in den Kahn, um ihn von seinem Gefolge zu trennen, und fuhren mit ihm über das Wasser. Und als sie nun weiter ritten, durch das große Kornfeld unten an den Hügeln wo Habsburg ist, rannte plötzlich Herzog Johann den gesenkten Speer in des Königs Hals, laut rufend: „Hier der Lohn des Unrechts!" — Zu gleicher Zeit durchstach ihn auch Rudolf von Balm, und Walter von Eschenbach spaltete ihm mit seinem Schwerdte den Kopf. Der König sank ohnmächtig herab in sein Blut; ein armes Weib, welches die That gesehen, eilte herbei, und in ihrem Schoße starb Albrecht. Die Verschwornen aber sprengten davon, und von ihrem bösen Gewissen verfolgt, haben sie sich von diesem Tage an nicht mehr gesehen. Der eine von ihnen, Rudolf von Wart, wurde ergriffen und auf dem Platze der That durchs Rad hingerichtet, die andern alle, sammt dem Herzog, sind unbekannt im Elende gestorben.

66. Die Eidgenossenschaft der Schweizer.

In diesem Todesjahre König Albrechts ist der Grund zu der schweizerischen Eidgenossenschaft gelegt worden. Die Geschichte

des kräftigen, fleißigen, freiheitsliebenden Volkes, welches den Fuß der hohen Gebirgsketten zwischen Deutschland, Frankreich und Italien, in vielen großen und kleinen Orten bewohnt, gehört mit zu der unsrigen; denn seinem Stamme nach ist es ein ächt deutsches, und nur nach Frankreichs Gränze zu ist die französische Sprache die herrschende geworden. Die größeren Städte in den ebenen Gegenden nach Schwaben zu, Bern, Zürich, Freiburg, Solothurn und andere, waren von alten Zeiten her Reichsstädte, und auch die eigentlichen Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, standen im unmittelbaren Schutze des Reichs. Ihre Verfasser waren uralt, und gleichsam aus der ersten Hand der Natur. Wie bei den alten Deutschen übte die ganze Gemeinde der freien Männer, unter ihrem Landammann, die höchste Gewalt, und die Kraft ihrer Verfassung lag einzig in dem Gesammtwillen. Der Kaiser der Deutschen aber, weil sie zum Reiche gehörten, hatte Vögte oder Verwalter bei ihnen, welche die Reichsrechte über sie übten: die Zölle, die Münzgerechtigkeit, den Blutbann und anderes, was aber keineswegs drückend war.

Nun aber ließ ihnen König Albrecht, der gern die Macht seines Hauses vermehren wollte, den Antrag machen, daß sie dem Reiche entsagen, und sich dem erblichen Schutze seines mächtigen Hauses, welches in ihrer Nähe so viele Stammgüter besaß, anvertrauen sollten; das heißt, sie sollen statt deutsch, habsburgisch oder östreichisch werden. Sie aber, die diesen König mit Mißtrauen betrachteten, weigerten sich. Deshalb ließ Albrecht zu, und sah es sogar gern, daß die Vögte das Volk drückten und Unrechtes von ihm forderten. Er verachtete das wenig bekannte Bergvolk. Der Reichsvögte waren zweie, Hermann Geßler von Bruneck, ein stolzer Edelmann, der bei der Stadt Altorf in Uri eine Burg oder Zwinghof hatte, das Volk von da aus zum Gehorsam zu zwingen; und Beringer von Landenberg, der auf der Burg Sarnen in Unterwalden wohnte; außerdem waren mehrere Burgvögte des Königs.

Aber drei edle Schweizer, die ihr Vaterland ohne die alte Freiheit für unglücklich achteten, Werner Stauffacher von Schwyz, Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri, und Arnold an der Halden von Melchthal in Unterwalden, machten einen Bund zusammen, die Gewalt der Vögte zu brechen; sie wußten wohl, wie die Landleute, bei ihrem Rechte kühn und unerschrocken, ihnen leicht beifallen würden. Auch hatte Arnold von Melchthal noch besondere Ursache des Zornes. Um einer geringen Sache willen hatte der Landvogt Landenberg ihm ein Gespann schöner Ochsen weggenommen, und als sein Vater deshalb jammerte, sagte des Vogtes Knecht: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, so mögen sie den Pflug selber ziehen.“ Arnold, im Zorne, zerschlug dem Knechte mit seinem Stocke die Hand; darauf aber, weil er des Vogtes Grausamkeit kannte, floh er und verbarg sich, und dieser, als er ihn nicht fand, ließ seinem

alten Vater die Augen ausstechen. — Und solcher Gräuel waren in diesen Zeiten mehr geschehen.

Die drei Männer rathschlagten oft in stiller Nacht in dem Rütli, einer kleinen Wiese in einsamer Gegend, zwischen hohen Felsen, am Ufer des Waldstetten-Sees. Zugleich warben sie eifrig unter ihren Freunden, und in der Nacht, Mittwochs vor Martinitag, im Jahr 1307, brachten sie, ein jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, an diesen Ort. Als diese drei und dreißig herzhafte Männer, voll des Gefühls ihrer angestammten Freiheit, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli zusammen waren, hoben die drei Anführer ihre Hände auf gen Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, also mannhaftig mit einander die Freiheit zu behaupten. Die dreißig, ihrem Beispiele folgend, hoben ein jeglicher seine Hand auf und schwuren mit getrostem Muthe denselben Eid. Die Ausführung ihres Vorhabens war auf den Neujahrstag des nächsten Jahres gesetzt; für jetzt ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indessen trug sich zu, daß der Reichsvogt Herrmann Geßler durch Wilhelm Tell, ein Urner aus dem Orte Bürglen, des Walter Fürst Schwiegersohn, erschossen wurde. Wie der freie und kühne Mann sich weigerte, sich vor einem aufgesteckten Hute zu demüthigen, wie er dann, auf des unmenschlichen Vogtes Befehl, zur Strafe seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen mußte, und dennoch von jenem in ein schauerliches Gefängniß geworfen werden sollte; unterweges aber, auf dem Vierwaldstetten-See, bei einem schweren Sturme, aus dem Kahne entsprang und nachher den Vogt in der hohlen Gasse bei Küßnach erschoß; das Alles lebt im Munde des Volkes und ist in Liedern und Bildern vielfach verherrlicht. — Obgleich nun diese That noch vor der zur Befreiung des Landes verabredeten Stunde, und ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes, geschehen war, so stärkte sie doch den Muth der Verbündeten und aller Uebrigen.

Früh am ersten Tage des dreizehnhundert und achten Jahres, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Messe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, ihm zum Neujahrsgeschenk, nach der Sitte im Gebirg. Der Vogt, vergnügt ihrer Gabe, hieß den Männern sie in die Burg bringen. Als aber die zwanzig in dem Burgthor waren, stieß einer von ihnen in das Horn; auf dieses Zeichen langte ein jeder ein Eisen aus dem Busen und steckte es an seinen gespitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten noch dreißig ihrer Gesellen den Berg heran, auf die Burg; sie nahmen die Burgleute gefangen. Landenberg floh, da er dieses hörte, durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach; er wurde eingeholt; weil die Verschwornen aber verabredet hatten, kein Blut zu vergießen, ließ man ihn nur die Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die

schweizerischen Waldstette kommen wolle, und entließ ihn, er zog zu dem Könige.

Durch ähnliche Listen, wie die Burg Sarnen, wurden auch die andern gewonnen und gebrochen, die Vögte aber mit ihren Leuten über die Gränze gewiesen; und von verschiedenen Seiten begegneten sich die Boten mit froher Nachricht des Gelingens auf dem Waldstetten-See. An diesem Tage, da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute, im ersten Augenblicke des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, wurde kein Tropfen Bluts verossen und keinem Herrn ein Recht genommen. Und am folgenden Sonntag, den siebenten Januar, kamen die Schweizer zusammen und schwuren von Neuem den uralten, ewigen Bund.

Die nächste Gefahr drohte ihnen von dem Könige Albrecht, der entschlossen war, für ihre That schwere Strafe zu nehmen. Von dieser befreite sie zwar nach einigen Monden der Arm Herzogs Johann von Schwaben und seiner Mitverschwornen; doch warteten ihrer bald nachher noch schwere Kämpfe für die neu errungene Freiheit.

67. Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg. 1308—1313.

Nach Albrechts I. Tode blieben die deutschen Fürsten ihrem Grundsatze getreu, nicht mehrere Kaiser aus demselben Hause hintereinander zu wählen; und weil einmal ritterliche Tugend über Alles galt, so wählten sie den Grafen Heinrich von Luxenburg, der als ein tapferer, mannhafter Held und Ritter bekannt war. Er hat zu kurz über Deutschland geherrscht, als daß er viel für dessen Wohl hätte thun können; so viel leuchtete aber aus allen seinen Handlungen hervor, daß er Kraft und Edelmuth besaß, sich der alten Kaiserkrone würdig zu beweisen. Auch nach Italien, wohin seit Konrad IV. kein Kaiser gekommen war, unternahm er wiederum einen Zug, und sein ritterlich edler Sinn schien auch hier die in Haß und Zwietracht verwilderten Gemüther durch Versöhnung der Guelfen und Ghibellinen wieder unter das Ansehen des Reiches zu vereinigen. Aber schnell erwachte die Wuth der Partheien und Heinrich selbst ist wahrscheinlich als ihr Opfer gefallen. Er starb, nachdem er mitten unter dem Parthei-Kampfe in Rom gekrönt war, auf einem Kriegszuge gegen den König Robert von Neapel plötzlich zu Buonconvento bei Siena, den 24. August 1313, wie man glaubte an Gift.

Seinem Hause hat er Böhmen erworben und dadurch zu dessen Größe den Grund gelegt. In Böhmen war nemlich, als letzter Sprößling des alten Königsgeschlechtes, nur Ottokars Enkelin, Elisabeth, übrig; aus Haß gegen das Habsburgische Haus, welches die nächsten Ansprüche an Böhmen machte, gaben die Stände diese Erbtochter des Kaisers Sohne Johann

BIBLIOTHECA BODLEIANA

zur Gemahlin, und mit ihr gewann das Haus Luxenburg die Königskrone von Böhmen, zu welcher auch später die Kaiserkrone wieder hinzukam.

68. Ludwig von Baiern. 1314—1347, und Friedrich von Oestreich. 1314—1330.

Die neue Kaiserwahl war ganz uneinig; die eine Parthei, mit dem Erzbischof von Mainz an der Spitze, wählte den Herzog Ludwig von Oberbaiern, die andere, mit dem Erzbischof von Köln, den Herzog Friedrich von Oestreich, der von seiner edlen Gestalt den Beinamen „der Schöne" erhalten hat. Da brach ein neuer Krieg in Deutschland aus. Alles theilte sich in heftiger Zwiespalt. Die meisten Städte, besonders die in Schwaben, waren für Ludwig, und so auch die Schweizer, wie es sich erwarten ließ; der Adel dagegen war meistentheils östreichisch. Auch hatte Friedrich eine große Hülfe an seinem Bruder dem Herzog Leopold, der ein gar tapferer Ritter und Feldherr war. Dieser beschloß vor allen Dingen zuerst die Ehre des Hauses Oestreich an den schweizerischen Hirten zu rächen und zog mit einer tapferen Schaar von Rittern in ihr Land. Er drohte: „diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten;" und führte Stricke bei sich, ihre Vorsteher damit zu fesseln; denn er gedachte nicht an die Wunder, die ein bedrängtes Volk für seine Freiheit zu thun vermag, auch wenn es in den Künsten des Krieges nicht regelmäßig geübt ist.

Die Schlacht bei Morgarten. 1315.

Der Herzog kam in zwei Haufen auf Zug, wo schon die Gebirge ihren Anfang nehmen; die schwere Reuterei, ganz in Eisen gehüllte Ritter, welche der Stolz und der Kern der Heere waren, zog in großer Anzahl voran. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und Kyburg; und unter vielen auch der Vogt von Landenberg, und das Geschlecht der Geßler, racheburstig.

Aber die Landleute von Schwytz änderten keineswegs ihre Gesinnung. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri, und wenige Stunden darauf dreihundert Unterwaldner; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolf Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. Vor allen Dingen, sagte er, müßten sie, die an Zahl viel schwächeren, dahin trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nicht helfe. Und dann zeigte er ihnen, wie sie die Höhe des Morgarten

und den Berg Sattel besetzen müßten, um des Herzogs Heer in dem engen Passe zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen, es zu trennen und abzuschneiden. —

Die Eidgenossen, nachdem sie nach alter Sitte knieend Gott um seinen Beistand angerufen, zogen aus, dreizehnhundert an der Zahl, und legten sich an den Berg Sattel. Eine unerwartete Hülfe kam ihnen durch fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz, welche eines Streites wegen vertrieben waren; diese, da ihnen die Gefahr des Vaterlandes kund wurde, vergaßen ihren Streit, und kamen und legten sich auf den Morgarten, fest entschlossen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats im Jahr 1325 ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Harnische der heranziehenden Ritter; so weit man sah schimmerten Speer und Lanze; der Vortrab zog in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reutern angefüllt und die Reihen waren gedrängt. In diesem Augenblicke wälzten die Fünfzig unter lautem Geschrei viele angehäufte große Steine vom Morgarten herab, und schleuderten andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren. Als die Dreizehnhundert auf dem Berge Sattel die dadurch entstandene Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Laufe den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen, und versetzten mit langen Hallbarden schwere Wunden. Da sanken viele der Grafen und Ritter und Edlen aus Leopolds Heer; zwei Geßler wurden erschlagen und Landenberg nicht mehr verschont. Viele Pferde sprangen aus der ungewohnten Schlacht, vom glatt überfrorenen Wege, in den See; die meisten drängten rückwärts und zertraten zum Theil ihr eigenes Fußvolk. Herzog Leopold wurde kaum durch einen landeskundigen Mann aus den Schrecken der Schlacht gerettet und kam auf abgelegenen Pfaden in tiefer Traurigkeit nach Winterthur; das ganze Heer von Oestreich nahm die unordentlichste Flucht, und die Schweizer hatten binnen anderthalb Stunden durch Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde benutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollständigen Sieg erfochten. Die fünfzig Vertriebenen wurden dankbar in ihr Vaterland wieder aufgenommen, und König Ludwig bestätigte in widerholten Briefen die Freiheit der Schweizer.

Von dieser Zeit an wurde ihr Bund immer stärker befestigt und immer mehr Orte darin aufgenommen.

Die Schlacht bei Mühldorf. 1322.

In Deutschland aber dauerte der Streit zwischen Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern noch immer fort. Viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwerdt verwüstet, bis im Jahre 1322 zwischen Mühldorf und Ampfingen in Baiern ein entscheidendes Treffen erfolgte. Friedrich ließ sich unvorsichtig in dasselbe eia, ohne seinen Bruder Leopold zu erwarten,

der ihm mit Hülfe zuzog; die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang zehn Stunden lang. Friedrich selbst focht ritterlich in vergoldeter Rüstung vor seiner Leibwache, und trug den blinkenden Reichsadler auf seinem Helme. Ludwig dagegen kam nicht in die Schlacht. Um Mittagszeit machte Ludwigs erfahrner Feldhauptmann, Seyfried Schweppermann aus Nürnberg, eine Schwenkung, wodurch die Oestreicher Sonne, Staub und Wind ins Gesicht bekamen; und zu gleicher Zeit fiel ihnen der Burggraf von Nürnberg, ebenfalls nach Schweppermanns Anordnung, mit fünfhundert Reutern in den Rücken. Dieser Haufen führte, die Feinde zu täuschen, östreichische Fähnlein und Kriegszeichen, so daß Friedrich und die Seinen glaubten, Herzog Leopold komme im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe. Als sie aber ihres Irrthums inne wurden, da kam Flucht und Unordnung unter sie; Friedrich selbst, dessen Pferd durchbohrt wurde, nebst seinem Bruder Heinrich, wurden gefangen. Als er von dem Burggrafen von Nürnberg vor Ludwig geführt wurde, empfing ihn dieser mit den Worten: Herr Vetter, wir sehen euch gerne! Friedrich aber heftete die Augen zur Erde und schwieg. Er wurde nach dem festen Schlosse Traußnitz in der Oberpfalz gebracht.*)

Seltene Treue. — Ludwig war nun alleiniger Herr in Deutschland; allein Friedrichs Bruder Leopold und andere Fürsten wollten ihn nicht anerkennen, sondern setzten den Krieg gegen ihn fort; dazu kam, daß der Papst Johann XXII. ihn in den Bann that, weil er dem Herzog von Mailand gegen ihn beigestanden hatte. Daher beschloß Ludwig sich mit dem Hause Oestreich auszusöhnen; er ging 1325 zu dem gefangenen Friedrich nach dem Schlosse Traußnitz und schloß einen Vertrag mit ihm, in welchem Friedrich allen Ansprüchen auf die Königswürde entsagte und noch andere harte Bedingungen einging; dann entließ er ihn aus seiner Haft, nachdem derselbe durch die dritthalbjährige Gefangenschaft so entstellt war, daß die Seinigen ihn kaum erkannten. Seine Gemahlin aber, Elisabeth von Arragonien, hatte in dieser Zeit so unablässig um ihn geweint, daß sie völlig erblindet war. Friedrich wandte nun seinerseits alle Mittel an, den Vertrag in Erfüllung zu bringen, that durch etliche Schreiben im Reich seine Abdankung kund, und ermahnte jedermann zur Unterwerfung gegen Ludwig. aber weder der Pabst, noch Leopold, glaubten sich durch den Vergleich gebunden, sondern führten die Feindschaft gegen Lud-

(*Es wird erzählt, daß die Sieger nach der Schlacht große Noth an Lebensmitteln litten, und nur einen geringen Vorrath an Eiern im Lager hatten. Bei der Vertheilung konnte jeder Mann nur ein Ei erhalten. Da rief König Ludwig: „Jedem Mann ein Ei, dem tapfern Schweppermann aber zwei!" Zum Zeugniß, daß diesem die Ehre des Sieges gebühre.

wig auf alle Weise fort. Da gaben beide Fürsten ein Beispiel der Treue und Freundschaft, welches ihnen zu großer Ehre gereicht. Friedrich hielt fest an seiner Versöhnung mit Ludwig, und gab weder den Vorstellungen seines Bruders, noch denen des Pabstes nach, welcher ihn seines Eides gegen Ludwig, als einen Gebannten, entlassen wollte; und Ludwig, diese Standhaftigkeit ehrend, und der Jugendfreundschaft mit Friedrich gedenkend, — sie waren mit einander aufgewachsen, — beschloß, die Regierung des deutschen Reiches förmlich mit ihm zu theilen. Friedrich kam zu ihm nach München, und Ludwig wollte ihm sogar, da er eben im Begriffe war, seinem Sohne Ludwig in Brandenburg gegen die Polen zu Hülfe zu ziehen, die Beschützung seines eigenen Landes gegen Leopold übertragen. Allein jener Zug kam nicht zu Stande, und beide Könige schlossen nun den 5. Sept. 1325 zu München einen förmlichen Vertrag über die gemeinschaftliche Reichsführung. „Sie wollten beide den Namen eines römischen Königs führen, beide sich Brüder nennen und als solche halten; bei Ausfertigung von Urkunden sollte von Tage zu Tage bald der eine, bald der andere, seinen Namen vorsetzen, und Ludwigs Insiegel sollte Friedrichs Namen vor dem seinigen enthalten und umgekehrt. Die Lehen wollten sie gemeinschaftlich verleihen und überhaupt das römische Reich, zu welchem sie beide gewählt und geweiht seyen, mit einander, gleich als eine Person, besitzen und verwalten.“ — Beide Freunde schwuren sich von Neuem Treue, aßen an einem Tische, und schliefen in einem Bette, wie sie auch als Kinder gethan hatten.

Der Pabst Johann, der die deutsche Weise nicht kannte und dem solche Treue unerhört vorkam, schrieb an den König Karl von Frankreich, dem dieselbe nicht weniger neu seyn mochte: „Diese unglaubliche Freundschaft und Vertraulichkeit sey ihm aus Deutschland selbst durch ein sicheres Schreiben gemeldet worden.“

Friedrich nahm jedoch nicht lange mehr an der Regierung Theil, sondern zog sich, von seinen vielen Leiden gebeugt, in die Einsamkeit und stille Betrachtung zurück, und starb im Jahr 1330 auf dem Bergschlosse Güttenstein, nachdem ihm seine erblindete Gemahlin einige Zeit zuvor vorangegangen war.

Der erste Chur-Verein zu Rense. 1338.

Aber das Haus Oestreich, so wie der Papst, waren dennoch dem Ludwig aus Baiern feind und thaten ihm alles mögliche zuwider; so daß seine ganze Regierung unruhig und voller Zwistigkeiten war. Und Ludwig; den sein milder und edler, wenn gleich minder kräftiger, Sinn in einer bessern Zeit zum guten Herrscher gemacht haben würde, konnte in solchem Drange der Verwirrung das Steuer nicht lenken. Es ist schwer zu

sagen, wie viel Schuld in ihm, wie viel in der Schwierigkeit seiner Lage zu suchen ist; aber seine Maßregeln erscheinen schwankend. Bald wandte er Bitten an, und bald Widerstand; verband sich bald mit dem Könige von Böhmen, bald mit dem von England, und zuletzt gar mit dem von Frankreich; und an den Papst hat er mehr als sieben Gesandtschaften geschickt, um von dem Banne loszukommen; aber alles war vergeblich. Denn die Päpste wohnten nicht mehr in Rom, sondern hatten für eine geraume Zeit ihren Sitz zu Avignon in Frankreich genommen; dadurch waren sie in der Gewalt der Könige von Frankreich und mußten deren Willen thun, und diese, die es schon damals nicht gut mit uns meinten, freuten sich über die Uneinigkeit in Deutschland und verhinderten die Aussöhnung zwischen Papst und Kaiser, wie der Papst Benedict XII. selbst weinend den deutschen Fürsten ins Ohr sagte. Auch der König Johann von Böhmen war, nachdem er sich gegen Oestreich gesichert hatte, ein Feind des baierschen Hauses, dessen wachsender Größe er entgegen zu arbeiten suchte. Es gelang dem abenteuerlichen Manne, der beständig Europa, wie ein Eilbote, zu Pferde durchstreifte, in Italien unheilbare Unruhen zu erregen, so wie er auch die Päpste und den König von Frankreich in ihrer Feindschaft gegen Ludwig stärkte.

Da schlossen die deutschen Churfürsten zur Erhaltung des Reiches im Jahr 1338 das berühmte Bündniß zu Rense am Rheinstrom, welches unter dem Namen des ersten Churvereins bekannt ist. Sie versprachen darin einander auf das feierlichste, daß, weil das heilige römische Reich an seinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beschränkt und beschwert sey und werde, sie dasselbe einmüthiglich handhaben und beschützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. — Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsbeschluß feierlich erklärt: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts- und alter Gewohnheit wegen, sobald einer zum Kaiser oder Könige gewählt sey, er sogleich, vermöge der Wahl, für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sey, ohne daß er erst die Bestätigung des Papstes nöthig habe." Dieser Reichsschluß ward auch dem Papste durch ein besonderes Schreiben kund gethan.

Hätte nun Ludwig Standhaftigkeit genug gehabt, diese Stimmung der Deutschen recht zu benutzen und auf sie seine Macht zu bauen, und wäre nur überhaupt in der alten Weise auf Treue und Ausdauer Aller zu bauen gewesen, so hätte er, trotz aller Anfeindung der Fremden, glücklich regieren mögen. Allein theils gebrach es ihm selbst an jener überwiegenden Größe der Seele, welche durch die innere Ruhe das Gleichgewicht des Lebens zu erzwingen weiß, theils wurde die Stimmung der Fürsten gegen ihn immer feindlicher, so daß sie ihm auf einem

neuen Churtage zu Rense 1344 harte Vorwürfe über seine Reichsverwaltung machten. Bei Vielen rührte dieser Unwille aus Eifersucht gegen das Glück Ludwigs in Vergrößerung seines Hauses her. Durch seine Gemahlin, eine Tochter des Grafen von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, erwarb er auf diese Länder Ansprüche, weil kein männlicher Erbe vorhanden war. Als ferner der anhaltisch-brandenburgische Mannsstamm ausstarb, belehnte der Kaiser 1323 seinen Sohn Ludwig mit der Mark Brandenburg, und vermählte später eben diesen Sohn mit der Margarethe Maultasch, der Erbin von Tyrol. Durch diese Erwerbung machte er sich das Haus Oestreich noch mehr zum Feinde, so wie durch die zweite das luxenburgisch-böhmische Haus, und durch die erste den König von Frankreich.

Ludwigs Gegner, besonders Pabst Clemens VI., brachten es am Ende so weit, daß ein Theil der Fürsten den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl, der zugleich Markgraf von Mähren war, im Jahr 1346 zum deutschen Könige erwählte; einen Fürsten, der am französischen Hofe zu Paris erzogen war, weil sein Vater eine große Vorliebe für Frankreich hatte, aber der keinen Segen über Deutschland gebracht hat. Als er nach seiner Wahl auf den bei Rense befindlichen sogenannten Königsstuhl gehoben und dem Volke zum erstenmale gezeigt wurde, und nun das Vivat Rex ertönte, da fiel das am Rheine aufgesteckte Reichspanier ins Wasser und ging, aller Bemühungen ungeachtet, zu Grunde. Das sah man als eine üble Vorbedeutung an. Auch konnte er zu keinem Ansehn gelangen, so lange Ludwig lebte. Dieser starb indeß schon im folgenden Jahre 1347, indem er plötzlich auf einer Bärenjagd vom Schlage gerührt wurde. Der Anger, wo Ludwig vom Pferde sank, in der Nähe des Klosters Fürstenfeld bei München, heißt zum Andenken noch jetzt die Kaiserwiese.

Ludwig ist der letzte Kaiser, welcher den päpstlichen Bannfluch getragen hat.

69. Karl IV. 1347 — 78.

Drei übermächtige Häuser waren jetzt in Deutschland, welche, wenn sie sich vereinigt hätten, die übrigen leicht hätten unterdrücken mögen; allein sie waren nicht einig unter sich, und feindeten sich sogar an. Das war das luxenburgische Haus, welches außer Böhmen und Mähren auch einen Theil von Schlesien und der Lausitz besaß; das baierische, welches Brandenburg, Holland und Tyrol erworben hatte; und das östreichische, welches außer den östreichschen Ländern auch Vieles in Schwaben besaß.

Das Haus Baiern konnte es nicht vergessen, daß Karl IV. Ludwigs Feind gewesen war; es suchte, mit dem Erzbischof

von Mainz und andern Fürsten, Gegenkönige aufzustellen, und fand endlich, nachdem König Eduard von England, und Markgraf Friedrich von Meißen, die Krone ausgeschlagen hatten, an dem Grafen Günther von Schwarzburg einen sehr tapfern, kräftigen und rechtschaffenen Mann, welcher dieselbe zu des Reiches Besten, wie er erklärte, annahm und ein sehr gewichtiger Gegner für Karl gewesen sein würde, wenn er nicht plötzlich, wie er selbst glaubte an Gift, erkrankt und bald darnach gestorben wäre.

Nun regierte Karl allein, und hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm. Er war fein und geschickt im Unterhandeln, und wohlerfahren in mehreren Sprachen. Allein so gut er für seine Erbländer zu sorgen wußte und ihre Wohlfahrt durch viele nützliche Einrichtungen befördert hat, so war er doch ein Stiefvater für das deutsche Reich und hatte kein Herz zu demselben. Die letzten Ueberbleibsel der Reichsgüter, welche das kaiserliche Ansehn noch einigermaßen erhielten, verkaufte er, gleich dem schlechten Hausvater, welcher seine feste Habe in bewegliche verwandelt, um schnellern Genuß davon zu haben.

Außerdem ereigneten sich unter seiner Regierung viele große Unglücksfälle, die außer seinem Verschulden lagen. Gleich den Anfang derselben bezeichnete eine schreckenvolle Zeit für Deutschland, wie für viele andere Länder Europas. Nachdem schon zehn Jahre früher, im Sommer 1338, so furchtbare Schaaren von Heuschrecken sich von Osten her über einen Theil von Europa ergossen hatten, daß sie die Sonne verfinsterten, daß Ungarn, Polen, Schlesien, Oestreich und andere Gegenden ganz von ihnen verwüstet wurden und Hungersnoth über die Menschen kam, so fing im Jahr 1348 eine Reihe noch größerer Unglücksfälle an. Am 17. Januar dieses Jahres verfinsterte sich die Sonne, und am 25. war ein großes Erdbeben fast durch ganz Europa. Städte und Dörfer wurden hin und wieder umgestürtzt und begruben ihre Einwohner unter Schutthaufen. Die Erdstöße kamen noch mehrmals in diesem Jahre wieder, und im folgenden brach eine große Pest in Italien aus, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande dahin gebracht war, und bald ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und Deutschland nahm, die Geschichte kennt nichts Aehnliches von grausenvoller Zerstörung. Schwarze Beulen von der Größe eines Eies bedeckten schnell den Körper, und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod. In den großen Städten wurden die Gestorbenen am Ende nach Hunderttausenden gezählt, und in manchen war nur der zehnte Theil der Bewohner übrig geblieben. Tausende von Geschlechtern gingen gänzlich zu Grunde; ganze Straßen waren verödet und kein lebendiges Wesen, ja nicht einmahl ein Hausthier, darin zu finden; ja, einige Reisende, die aus Italien nach

Auch in Italien ist Karl gewesen, aber nicht, wie es sich für den Nachfolger der großen Kaiser geziemte, welche die Oberherrschaft dieses Landes durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papst zuerst als deutschen König bestätigte, in einer Wahlkapitulation schimpflicher Weise versprechen müssen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an dem einen Tag in der Stadt erscheinen, sie vor Abend schon wieder verlassen, und geraden Weges aus dem Kirchenstaate abziehen wollte. Nun hielt er am Ostertage 1355 seinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und schlich sich noch an demselben Tage, unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehn, zur Stadt hinaus und wieder aus dem Lande. Die Römer, welche die Ursache nicht wußten, waren sehr erstaunt darüber, und Petrarka, der berühmte Dichter, der ihn durch seine begeisterten Briefe zur Erneuerung des alten herrlichen Kaiserthums aufgefordert hatte, schrieb ihm jetzt: „Was wohl seine Vorfahren, die alten deutschen Kaiser, gesagt haben würden, wenn sie ihm auf so schimpflichem Rückzuge auf dem Alpengebirge begegnet wären?“ —

Gegen das Ende seines Lebens trieb ihn seine Vorliebe für Frankreich noch einmal zu einer Reise dorthin; und gleich nach seiner Rückkunft, im Jahr 1378, starb er.

70. Kaiser Wenzel. 1378 — 1400.

Karl IV. hatte schon die Fürsten dahin vermocht, daß sie seinen Sohn Wenzel oder Wenzeslaus zum König annahmen. Allein wie den Vater der Eigennutz und die Klugheit, welche nur den eignen Vortheil berechnet, trieben, so war der Sohn, obgleich von der Natur mit guten Anlagen ausgestattet, unkräftig zur That, gleichgültig, und nur sinnlichen Vergnügungen, besonders Trinken und Jagen, hingegeben. Er hat weder für Deutschland, noch für seine Erbländer, etwas Erhebliches gethan.

Es war eine furchtbar unordentliche Zeit. Das Kaiserthum hatte sein Ansehn verloren; die Religion war gesunken und die Christenheit in Partheiungen gespalten; es waren statt Eines zwei Päpste, der eine zu Rom, der andere zu Avignon, und beide schleuderten ihre Bannstrahlen gegen einander und verfluchten in ihrem Zorne ganze Völker und Länder, welche dem Gegner anhingen. Die Sitten verwilderten allenthalben. Lange und vergeblich erhoben die rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer ihre Stimme wider die Verderbniß der Zeit und forderten ein allgemeines christliches Concilium; allein Wenzel, der als Kaiser es hätte zur Ausführung bringen müssen, hatte nicht Geist und nicht Kraft dazu.

In Deutschland entstanden unter ihm immer mehr Bündnisse einzelner Reichsglieder unter einander zum gegenseitigen

Schutze, welche ein Zeichen der daniederliegenden höchsten Gewalt waren, und dazu dienten, sie noch mehr zu schwächen. Der mächtigste war der schwäbische Bund, der aus 34, nachher 41, Städten und mehreren Fürsten bestand. Dagegen blüheten mehrere Gesellschaften des Adels, der Löwenbund, die Gesellschaft mit den Hörnern, der Falknerbund und andere. Da konnte es an größern und kleinern Kriegen nicht fehlen. Die schwäbischen Städte nahmen sich den Schweizerbund zum Muster, welcher sich immer mehr ausbreitete; ja, sie nahmen sogar schweizerische Orte, Bern, Zürich, Solothurn und Zug, in ihr Bündniß auf, und nannten sich schon die Eidgenossen. Und, wie in Zeiten der Partheiung und des Hasses meistens kein Theil Maaß hält und streng bei dem Rechte bleibt, so war die Klage der Fürsten und des Adels gewiß, in vielen Fällen gegründet, daß die Städte ihnen widerrechtlich ihre dienstbaren Leute entzögen, indem sie ihnen Schutz und Bürgerrecht gewährten. Um ähnliche Klagen entstand auch ein neuer Krieg der östreichischen Herren gegen die Schweizer.

71. Die Schlacht bei Sempach. 1386.

Der Herzog Leopold von Oestreich, an Heldenmuth und Stolz dem Leopold gleich, der bei Morgarten stritt, war erbittert gegen die Schweizer, weil sie solche Orte in ihren Bund aufgenommen hatten, welche ihm unterthan waren, z. B. Entlibuch, Sempach, Meyenberg und Reichensee. Die Klage war gegründet; aber Oestreich war nicht ohne Schuld, denn diese Orte waren durch harte und geizige östreichische Amtleute gedrückt, und ferner hatte der Herzog, gegen die Verträge, Zölle an den Gränzen der Schweizer angelegt, die ihren freien Verkehr hinderten. Der Herzog schwur, „die Schweizer, Urheber ungerechter Waffen, und ihren trutzigen Bund, zu bestrafen.“ Der Haß der Herren gegen die freien Landleute und Bürger brach an so vielen Orten mit vollem Feuer aus, daß innerhalb wenig Wochen die Schweizer von 167 sowohl geistlichen als weltlichen Herren befehdet wurden. Die Briefe der Fehden wurden der Versammlung der Eidgenossen in zwanzig Botschaften überbracht, auf daß ihr Schrecken immer erneuert würde. Am St. Johannes des Täufers Abend kam ein Bote der würtembergischen Dienerschaft mit fünfzehn Fehden; man hatte die Briefe noch nicht ganz gelesen, so kam der Bote der Feindschaft Herren Johann Ulrichs von Pfirt mit acht andern Herren; er hatte kaum ausgeredet, so kamen die Briefe der Herren Im Thurm und aller Edlen von Schafhausen; acht Boten brachten am folgenden Tage drei und vierzig Fehden.

Die Eidgenossen hatten keinen andern Beistand als ihren Bund und ihren Muth; und sie erwarteten den Anfang des Krieges mit unbeschreiblicher Ungeduld; vier Tage vor dem

Ende des Stillstandes war alle Mannschaft unter den Waffen. Der Stillstand ging aus, da brach der Krieg der freien Männer gegen die Freiherrn los, da sank in wenig Wochen manche feste Burg, welche die Eidgenossen an ihren Gränzen bezwangen.

Der Herzog aber zog von Baden im Aargau mit dem Gewalthaufen aus derselben Gegend heran, wo vor 71 Jahren das Heer Herzog Leopolds des Aelteren sich gesammelt, aber er zog eines andern Weges gegen Sempach im Aargau. Hier warteten seiner die Eidgenossen, in einem Walde über den Wiesen und Kornfeldern, die sich bis an das Ufer des Sees erstreckten. Sie sahen die zahlreich und schön gerüstete Reuterei des Feindes, die Schaaren der Edeln und Herren, welche den Entschluß gefaßt, die Schweizerbauern, persönlich und ohne das Fußvolk, allein zu schlagen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich, seines Alters im 35sten Jahre, männlich schön, hochgemuth, voll Heldenfeuer und siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Kriege, und rachedurstig gegen die Schweizer. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, hielt er es für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung der Ritter sie zu den Bwegungen des Fußvolks unbehülflich machte. Er mochte glauben, es gezieme sich tapfern Rittern nicht, im ungleichen Kampfe den Sieg zu erringen; denn die Schweizer hatten keine Reuter. Er befahl also, daß die Edlen absitzen und eng zusammentreten sollten, so daß sie gleichsam eine undurchdringliche erzne Mauer dem Feinde entgegenstellten, aus welcher die langen Spieße wie Stacheln hervorragten. Als Johannes von Hasenburg, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung gesehn, den trotzigen Adel warnte: „Hoffahrt sey zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, das Fußvolk unter Hans von Bonstetten zu erwarten," — spotteten sie seiner und riefen: „Der Hasenburg hat ein Hasenherz." Und als Einige dem Herzog Vorstellungen machten und ihn ermahnten sich selbst zu schonen und außer den Schlachtreihen zu halten, sprach er anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: Soll denn Leopold von weitem zusehen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier, in meinem Lande, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen.

So lange die Ritter zu Pferde saßen, deuchte es den Eidgenossen schwer, in der Ebne den Stoß ihrer Menge zu bestehen; als sie aber abstiegen, zogen sie aus dem Walde in das Feld hinab. Sie standen in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen; 400 Luzerner; 900 Mann aus den drei Waldstetten, und ungefähr 100 Glarner, Zuger, Entlibucher und Rotenburger; einige trugen Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt des Schildes nur ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Sie fielen auf die Knie und

beteten zu Gottt, nach ihrem alten Brauch. Die Herren banden ihre Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld auf den Feind, in vollem Lauf, mit Kriegsgeschrei. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Schlachtordnung, als zu einem halben Mond, womit er den kleinen Haufen der Schweizer zu umzingeln gedachte. der Kampf wurde schwer und heiß; viele Schweizer waren schon gefallen; das Banner der Stadt Luzern schien lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, schwer verwundet gesunken und viele andere tapfere Männer umgekommen waren. Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen," sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder, treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seiner Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Falle sie mit sich auf den Boden. Plötzlich sprangen seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen mit äußerster Gewalt festgeschlossen hinter einander an, und brachen von beiden Seiten in die Flanken des Feindes. Dieser hinwiederum preßte seine Reihen überrascht zusammen, die Lücke zu füllen, wobei durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten.

Zuerst fiel Herr Friedrich von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener und Troßbuben der Herrn vom Adel, da sie dieses merkten, setzten sich auf die Pferde der Ritter, ihr Leben durch schnelle Flucht zu retten. Indessen sank das Hauptbanner von Oestreich; Ritter Ulrich von Aarburg rettete es, schwang es hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut aufschrie: „Retta Oestreich, retta!" Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Herzog und lagen ihm an um sein Leben. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf

und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen sterben;" — verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, stürzte sich in die feindlichen Haufen und suchte seinen Tod. Im Gedränge der Schaaren fiel er zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung, um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn; da rief Leopold hülflos; „ich bin der Fürst von Oestreich." Dieses hörte jener nicht, oder glaubte ihm nicht, oder meinte, die Schlacht hebe alle Würden auf; er erschlug ihn. Da fand seinen Leichnam Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; dann warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Freunden und Feinden zertreten werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauenvoll auf die Flucht; alle Edlen schrieen: „Die Hengste daher, die Hengste daher!" Da zeigte ihnen kaum von fern der Staub die fliehenden Troßbuben. So blieb ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, nur übrig, ihren Herrn zu rächen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Es fanden in Allem 656 Grafen, Herren und Ritter ihren Tod; dem Johannes von Hasenburg half es nicht, das Unglück vorher gesehen zu haben; mit ihm fiel Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete. Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Hitze und Anstrengung des Tages; die Oestreicher, die noch lebten, folgten der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht. Durch diesen Sieg, und durch einen andern bei Näfels, schwächten die Eidgenossen Oestreichs Macht so sehr, daß im Jahr 1389, unter Vermittlung der Reichsstädte am Bodensee, ein siebenjähriger Friede zu Stande kam, durch welchen die Schweizer alles das behielten, was sie erobert, oder was sich freiwillig an sie geschlossen hatte: Oestreich aber seine Hauptbesitzungen im Aargau und Thurgau.

Auch in den deutschen Städten weckte das Glück der Schweizer von Neuem die Kampflust; der alte Groll zwischen Adel und Bürgern kam wieder zum Ausbruch, besonders in Schwaben, am Rheinstrom und in der Wetterau; aber es waren hier nicht die günstigen Bergpässe, und die Städter waren auch nicht den Hirten der Schweitz gleich. Sie wurden bei mehreren Gelegenheiten geschlagen, unter andern durch den Grafen Eberhard von Würtemberg zwischen Weil und Döffingen, und den Pfalzgrafen Ruprecht bei Worms. Da wurde 1389 durch den

Landfrieden zu Eger die Ruhe einigermaßen hergestellt. Es waren sehr schlimme Zeiten für Baiern, Schwaben, Franken und den ganzen Oberrhein gewesen. Es verdarben mehr Leute, sagt die Chronik von Königshofen, denn vorher in vielen hundert Jahren. Die meisten Landbewohner mußten sich den ganzen Winter in den Burgen und Städten aufhalten. In manchen Gegenden fand man außer den Städten und Festen auf zehn Meilen kein Dorf und kein Haus; so war Alles durch Brand und Mord verheert.

Der Kaiser Wenzel hatte nicht Kraft und Ansehn genug, um zwischen Adel und Städten das kaiserliche Wort als Entscheidung geltend zu machen; dazu kam er selten, und vom Jahre 1391 sechs Jahre lang, gar nicht nach Deutschland. Die Böhmen, die auch unzufrieden über ihn waren, — er beging mehrere grausame Thaten, die ihn, bei seiner übrigen Schwäche, nur noch verhaßter machten,— setzten ihn sogar auf dem Prager Schlosse gefangen, bis ihn sein jüngerer Bruder Johann wieder befreite. Dadurch sank sein Ansehn in Deutschland noch mehr, und im Jahre 1400 schritten die Fürsten endlich zu seiner Absetzung. Seine Anklage lautete also: „Das heilige römische Reich, die heilige Kirche, und die ganze Christenheit, sind von dem, von welchem sie Trost, Schutz und Hülfe haben sollten, vielmehr zerrissen, verringert und nachläßig regiert worden. Dieses Alles ist ihm schon oft und ohne alle Furcht vorgestellt; aber er hat weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch kümmerte er sich wegen der vielen Fehden und Unruhen im Reich, so daß keiner weiß, wo er Recht suchen und Schutz und Sicherheit hernehmen soll. Weil demnach alle Ermahnung nichts gefruchtet, so haben die Fürsten nichts anderes schließen können, als daß er gar keine Sorge mehr für das Reich hegen wolle, und entsetzen deshalb diesen Wenzel als einen Nachläßigen und Unwürdigen hiemit des Reiches."

Am Tage darauf ward zum Könige erwählt:

72. Ruprecht von der Pfalz. 1400 — 1410.

Im folgenden Jahre wurde Wenzel, welcher im Besitze Böhmens geblieben war, von seinem Bruder Sigmund von Neuem gefangen genommen und hat 19 Monate zu Wien gefangen gesessen.

Ruprecht, ein thätiger ritterlicher Mann, suchte der Kaiserwürde wieder Ansehn zu verschaffen; aber die Zeiten waren schon zu sehr verworren, und seine Regierung zu kurz. Ein Zug, den er nach Italien unternahm, mißlang gleichfalls. Er starb ohne was Erhebliches gethan zu haben, 1410.

73. Kaiser Sigismund. 1410 — 1437.

Es war nahe daran, daß es dem Kaiserthum erging, wie dem Papstthum, daß nemlich drei Kaiser zugleich aufstanden: der abgesetzte Wenzel, sein Bruder der Churfürst Sigmund von Brandenburg, der auch durch Heirath und Wahl König von Ungarn geworden war, und der Markgraf Jodokus von Mähren; denn diese beiden wurden jetzt von einem Theile der deutschen Fürsten zu Königen gewählt. Jodokus starb jedoch schon im folgenden Jahre, und in einer neuen Wahl wurde Sigmund allgemein angenommen.

Dieser Kaiser war in mancher Hinsicht der vorzüglichste aus dem luxenburgischen Hause. Sein Aeußeres zeigte Majestät, verbunden mit Anmuth. Er war groß und wohlgebaut, sein Angesicht, von blondem lockigen Haare umwallt, machte ihn zu einem der schönsten Fürsten seiner Zeit. Sein Geist war lebhaft, sein Witz treffend; er konnte für einen gelehrten Fürsten gelten und redete sechs Sprachen geläufig. Er hatte etwas Biederes und Treuherziges in seinem Wesen, was ihm die Gemüther gewann, und einen redlichen Willen für das Gute. Allein mit diesen schönen Anlagen und glänzenden Eigenschaften stand seine Kraft zur That nicht auf gleicher Stufe. Er war zu wankelmüthig und unentschlossen, und vermochte eine großartige Ansicht nicht kräftig festzuhalten. Darum hat er auch die großen Aufgaben der Zeit nicht durchzuführen gewußt. Dazu war er ein schlechter Wirth, verschwendete schnell, was er hatte, und befand sich deshalb fast fortwährend in Verlegenheit. — Sein nächstes Augenmerk richtete Sigismund auf die verderbliche Spaltung in der Kirche, da ein Papst in Italien, ein anderer in Frankreich, und ein dritter in Spanien seinen Sitz hatte, und von da aus den Fluch über seine Gegner und die Länder aussprach, die ihnen anhingen. Es kam endlich im Jahr 1414 die merkwürdige Kirchenversammlung zu Kostnitz zu Stande, und nie ist wohl eine Versammlung größer und glänzender gewesen. Außer dem Papste waren die drei Patriarchen von Konstantinopel, Grado und Antiochien, 22 Kardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 niedere Geistliche, viele Doktoren und Meister der Wissenschaften und Künste, auch Abgeordnete der Universitäten Paris, Orleans, Köln, Wien und anderer, ferner an 1600 Fürsten, Herren, Grafen und Ritter zugegen, sämmlich mit mehr oder minder zahlreichem Gefolge, so daß die Zahl der Fremden bisweilen über 100,000 stieg; ja einmal sollen ihrer 150,000, mit 30,000 Pferden gezählt worden seyn.

Von den drei Päpsten erschien nur Johann XXIII. aus Rom, der das Concilium ausgeschrieben hatte, in der Hoffnung, dasselbe werde die beiden Gegner absetzen und ihn bestätigen. Das Concilium aber hatte gleich, ungeachtet des Widerspruchs

der Italiener, die Absicht gefaßt, daß alle drei Päpste ihr Amt niederlegen sollten, damit das Übel mit der Wurzel ausgerissen würde. Man war übereingekommen, daß erstlich nicht blos, wie bisher gewöhnlich, nur Bischöfe und Aebte, sondern auch die Doktoren der Theologie so wie des kanonischen und bürgerlichen Rechts, und eben so die Fürsten und ihre Gesandten, und endlich alle anwesende Priester, am Stimmrecht Theil nehmen sollten;und zweitens, daß nicht einzeln, sondern nach Nationen gestimmt werde, so daß jede der vier Hauptnationen, die Deutschen, Engländer, Franzosen und Italiener, jede eine Stimme hätten; — (die Spanier waren noch nicht angekommen.) Denn hätte man die einzelnen Stimmen gesammelt, so würden die Italiener, welche an Zahl die stärksten waren, alle andern überstimmt haben. Bei den Deutschen zeigten sich, wie ein Zeitgenosse sagt, in dieser wichtigen Angelegenheit Standhaftigkeit und Ungestüm, und dringendes Beharren auf ihren Forderungen; bei den Engländern Kühnheit und Scharfsinn; bei den Franzosen Großthun und die Gabe sich geltend zu machen; bei den Italienern Feinheit, List und Partheilichkeit.

Die Engländer und Deutschen waren wegen der Absetzung der Päpste einig, und bald gesellten sich auch die Franzosen dazu. Johann XXIII., da er gegenwärtig war, sollte zuerst die Abdankungsurkunde unterschreiben; er suchte Auswege; endlich aber gab er nach und las vor dem Altare knieend das Versprechen seiner Abdankung öffentlich vor. Kaiser Sigmund und alle Anwesende waren voller Freude; der Kaiser erhob sich sogar, und küßte dem Papst die Füße und dankte ihm im Namen der christlichen Welt, daß er ein so herrliches Beispiel der Selbstüberwindung gegeben. Allein Johann hatte nur zum Schein nachgegeben; schon hatte er seine Abrede mit seinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Oestreich, genommen; dieser veranstaltete gleich darauf am 20. März 1415 ein großes Turnier, und als die Aufmerksamkeit Aller auf das Fest gerichtet war, entfloh der Papst als Postknecht verkleidet nach Schafhausen, welches damals noch eine östreichische Stadt war. Der Herzog folgte ihm, und in der Nacht entwichen gleichfalls mehrere hundert italienische und östreichische Prälaten. Der Papst gedachte, auch wider den Willen des Conciliums seine Gewalt fortzusetzen. Allein die versammelten Kirchenväter aus Deutschland England und Frankreich, sammt dem Kaiser Sigismund, nahmen die Sache zu ernsthaft. Das Concilium erklärte unter Vorsitz des Kaisers Sigismund: da seine Gewalt unmittelbar von Christus und über dem Papste sey, so sollten seine Beschlüsse auch ohne päpstliche Bestätigung die Kirche vereinigen und reformiren." Gegen die Entwichenen wurde mit der größten Strenge verfahren; Herzog Friedrich ward von dem Concilium in den Bann und von dem Kaiser in die Acht gethan, und auf des Letztern Befehl griff das Reichsheer

unter dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, und die Schweizer, des Herzogs Erbländer an und nahmen sie größtentheils weg. Das Aargau und die alte Stammfeste Habsburg, gewannen die Berner. (Erst zehn Jahre nach dieser Zeit nahm der Kaiser den Herzog wieder zu Gnaden an, und gab ihm die Länder, die im Reiche gelegen waren, zurück; die Schweizer aber wollten ihre Eroberungen nicht wieder herausgeben, und behielten das Aargau und andere Stücke.)

Der Papst, der des herzoglichen Schutzes beraubt war, mußte sich wohl den Beschlüssen des Conciliums fügen; er wurde von Freiburg im Breisgau, wohin er geflohen war, nach dem Städtchen Ratolfszell, in der Nähe von Kostnitz, zurückgeführt, um hier sein Endurtheil zu vernehmen: „Daß er nemlich, als ein offenbarer Verschwender der Rechte und Güter der römischen Kirche, der noch dazu die Christenheit durch seine bösen Sitten geärgert, des Papstthums entsetzt seyn solle.“ — Johann unterwarf sich seinem Urtheil, wurde bis zum Jahr 1419 auf dem Schlosse zu Heidelberg und darauf zu Mannheim in Verwahrung gehalten, dann wieder losgelassen, und starb bald nachher als Kardinal-Bischof von Frascati.

Der zweite Papst, der acht und achtzig jährige Gregor XII., der in Frankreich seinen Sitz hatte, erklärte sich gleich Anfangs bereit, seine Würde niederzulegen, wenn der Friede der Kirche es fordere; er dankte demnach in diesem Jahre 1415 freiwillig ab und wurde Kardinal-Bischof von Porto.

Benedict XIII. aber, der sich in Spanien aufhielt, war nicht zum Nachgeben zu bewegen. Kaiser Sigismund selbst übernahm, auf Ersuchen des Conliliums, die Reise nach Spanien, um den alten Mann zu bereden; dennoch richtete er bei ihm selbst nichts aus. Aber der König Ferdinand von Arragonien, der ihm bis dahin angehangen hatte, entzog ihm seinen Schutz, und nun setzte ihn das Concilium ohne Weiteres ab.

So war eine Hauptabsicht der Versammlung erfüllt, und die verderbliche vierzigjährige Spaltung der Kirche geendigt; man konnte nun zu der Wahl eines neuen Papstes schreiten. Aber es lag den versammelten Vätern noch eine andere große Sorge im Sinne, das war die Verbesserung der Kirche selbst. Man klagte über viele Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten, über Sittenverderbniß der Geistlichkeit, über das Kaufen geistlicher Stellen durch Geld, dann insbesondere über die größer gewordenen Ansprüche des römischen Stuhles. Der Papst wollte hohe und niedere geistliche Stellen in den europäischen Ländern besetzen, und schränkte dadurch die Wahlfreiheit der Kapitel, so wie die Rechte der Landesherren, ein; es sollten alle Klagen in Religionssachen vor seinen Richterstuhl nach Rom gebracht werden; er forderte viele Abgaben aus allen christlichen Ländern, und so vieles Andere, wodurch die hohe Würde des Papstes, als eines geistlichen Vaters, Rath-

gebers und Vorstehers der ganzen Christenheit, nach und nach in eine einträgliche Pfründe verwandelt war, wobei die innere Reinheit und Würde der Kirchenverfassung nothwendig leiden mußte. Solche Mißbräuche wollten die versammelten hohen Geistlichen, im Namen ihrer Nationen, abgestellt wissen, indem sie übrigens dem Papste alle schuldige Ehrfurcht, allen Gehorsam, und auch sehr viele rechtmäßige Einkünfte aus den Ländern zusicherten.

Besonders eifrig verlangten die Deutschen, und an ihrer Spitze der Kaiser, eine gründliche Kirchenverbesserung am Haupt und an den Gliedern. Allein die Italiener, welche den meisten Vortheil dabei hattten, wenn recht viel Geld aus den andern Ländern nach Rom floß, suchten die Absichten zu hintertreiben, und hielten nichts wirksamer dazu, als wenn das Concilium zuerst einen Papst wählte, welcher dann die Verhandlungen über die Kirchenverbesserung nach seinem Gefallen lenken könnte. Die Deutschen dagegen, die diese Absicht wohl merkten, forderten mit guten Gründen, daß erst nachher der neue Papst gewählt werde, von dem man als die erste Bedingung seiner neuen Wahl die Bestätigung der neuen Kirchenverfassung fordern könne. Ihre Gründe waren triftig und gut; aber dennoch gelang es den Italienern, die Franzosen und die indeß angekommenen Spanier auf ihre Seite zu bringen, und als auch die Engländer von ihrem Könige den Befehl erhielten, den Kardinälen beizutreten, standen die Deutschen allein und mußten endlich wohl nachgeben.

Der neue Papst wurde gewählt, — es war ein Italiener, Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Er war ein äußerst kluger Mann und wußte sehr fein meist Allem auszuweichen, was die versammelte Kirche zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt im Sinne hatte. Da erwachten die Andern aus ihrem Schlummer, besonders wandten sich die Franzosen an den Kaiser Sigmund, damit er sich ernstlich der Sache annähme. Er antwortete ihnen aber: „Da wir Deutschen die Reformation verlangten, ehe ein Papst gewählt wurde, waret ihr Franzosen nicht damit zufrieden, sondern wolltet zuvor einen Papst haben. Nun habt ihr einen, wie wir, geht zu ihm und verlangt eure Kirchenverbesserung."

Der Papst, der wohl wußte, daß man Gegner trennen muß, wenn man sie besiegen will, fing an, mit den verschiedenen Nationen einzeln zu unterhandeln, weil eine jede ihre Reformations-Vorschläge gemacht hatte, und daraus sind die besondern Concordate entstanden.

So war dieser große Zweck der Kirchenversammlung, die gesammten kirchlichen Einrichtungen und die Verfassung der Geistlichkeit zu verbessern, größtentheils vereitelt. Wie heilsam, wenn man mehr gethan hätte! wie viel Zwiespalt hätte dadurch für die Zukunft verhütetet werden können! Man tröstete sich

damit, daß von nun an regelmäßig alle zehn Jahre allgemeine Concilien sollten gehalten werden; allein, was nicht in dem rechten Augenblicke vollbracht wird, ist für alle Zeiten verloren. Die verabredeten zehnjährlichen Concilien kamen nicht zu Stande.

Nachdem der Papst Martin seine Absichten erreicht hatte, schloß er am 22. April 1418 die Kirchenversammlung und ritt am 16. Mai in einem goldenen Meßgewande, mit weißer Inful, auf einem weißen Pferde, das mit Scharlach bedeckt war, unter einem prächtigen Traghimmel, zur Stadt hinaus. Sigmund ging voran und führte das Pferd beim Zügel, drei Fürsten, die zu den beiden Seiten und hinter dem Pferde gingen, trugen dessen Decke. — So war der Abzug und das Ende der großen Kostnitzer Kirchenversammlung, welche beinahe viertehalb Jahre gedauert hatte.

74. Johann Huß und die Hussiten-Kriege.

Diese Versammlung hat auch noch in einer andern Sache gerichtet und durch ihren Urtheilsspruch die wichtigsten Folgen veranlaßt.

Kaiser Karl IV. hatte die Universität Prag gestiftet, und sie wurde bald von Studirenden aus allen benachbarten Ländern stark besucht. Aber Karl räumte den Deutschen viele und große Vorrechte bei derselben ein, worüber die Böhmen unzufrieden waren; und diese brachten es im Jahre 1409 dahin, daß der König Wenzel (in Böhmen war er noch König) den Deutschen jene Rechte wiederum nahm. Aufgebracht darüber zogen Tausende von fremden Studenten mit ihren Lehrern von Prag fort und stifteten oder vermehrten andere hohe Schulen, unter andern Leipzig, Ingolstadt und Krakau. Johann Huß, der eifrigste und gelehrteste unter den böhmischen Lehrern, wurde nun Rektor der Universität. Er verbreitete bald Grundsätze, die von den gewöhnlichen ganz abwichen; größtentheils waren es die Lehren eines englischen Gottesgelehrten und Pfarrers, Johann Wicklef, welcher ungefähr dreißig Jahre vor Huß lebte. Dieser eiferte gegen die verdorbenen Sitten der Geistlichen und behauptete es sey der heiligen Schrift zuwider, daß sie zeitliche Güter besäßen; auch verwarf er alle Mönchsorden und redete in seinem Eifer sehr bitter über sie. Und solche und ähnliche Lehren brachte auch Huß vor, eiferte unter andern auch sehr heftig gegen den Ablaßhandel, und bewirkte bald dadurch, daß er als Ketzer angeklagt und vor den Richterstuhl des Papstes nach Rom gefordert wurde. Er gehorchte nicht und wurde in den Bann gethan, aber er hatte schon eine bedeutende Parthei gewonnen, selbst der König Wenzel nahm ihn eine Zeitlang in Schutz, und es kam in Prag, so wie in andern Theilen Böhmens, sogar zu blutigen Händeln, bei

welchen auch ein anderer Lehrer in Prag und Hussens Freund Hieronymus, eine Rolle spielte. Jetzt wurde Huß vom Kostnitzer Concilio zur Verantwortung vorgeladen, und er folgte, nachdem Sigismund, auf seines Bruders Wenzel Fürwort, ihm einen sichern Geleitsbrief ausgestellt hatte. Aber der Kaiser dachte hierin nicht, wie hundert Jahre später Karl V. gegen Luther zu Worms; er ließ es sich ausreden, daß er sein kaiserliches Wort zu halten brauche, da man ihm vorstellte: „Sein Wort dürfe dem katholischen Glauben nicht zum Nachtheil gereichen und den geistlichen Richter nicht hindern, sein Amt zu verrichten; auch mache sich einer, der den Glauben anfechte, alles Geleites selbst verlustig.“ Sigmund erlaubte, daß man den Huß gefangen nahm, und beschloß sich ferner gar nicht in die Sache zu mischen.

Man forderte von Huß den bestimmten Widerruf aller seiner Lehren, wo nicht, so müsse er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen sterben. Er wählte das Letztere und wurde am 6. Juli 1415, so wie elf Monate nachher sein Freund Hieronymus von Prag, öffentlich in Kostnitz verbrannt. Sie starben mit einer Standhaftigkeit, die selbst von ihren Feinden bewundert wurde. Ihre Ueberreste wurden mit der Asche in den Rhein geworfen, um den Böhmen keinen Gegenstand der Verehrung zu lassen.

Die Nachricht von diesen Begebenheiten brachte ganz Prag in Bewegung und Aufruhr; die Böhmen schrieben Hussens Hinrichtung dem Hasse der Deutschen zu, und hingen nun um so mehr an seinen Grundsätzen. Ja sie gingen noch weiter; andere Lehrer setzten neue Lehren hinzu, und besonders fand Jacob von Mieß großen Anhang mit seiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beiderlei Gestalten ausgetheilt werden müsse. Die Anhänger der neuen Lehre versammelten sich auf einem Berge, welcher nachher der Berg Tabor genannt wurde, und von welchem sie selbst den Namen Taboriten annahmen. Der König Wenzel wagte es nicht, diese Versammlungen zu stören, denn es kamen oft gegen 40,000 Menschen zusammen; und, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, sie gingen immer weiter in ihrem Eifer, jemehr ihrer wurden, und je eifriger sie von dem Papste und der Kirche als Ketzer verdammt wurden. Bald zogen sie auch durch Prag im feierlichen Umgange, unter Vortragung des Kelches, und Wenzel, der sich nicht mehr sicher hielt, verließ die Stadt; re starb bald nachher 1419.

Als der Zug der Hussiten eines Tages vor dem Prager Rathhause vorbei zog, und jemand einen Stein herabwarf, der einen ihrer Priester traf, stürmten sie in äußerster Wuth das Rathhaus und stürzten 13 von den Rathsherrn zum Fenster hinaus, welche von dem rasenden Pöbel mit Spießen aufgefangen und ermordet wurden. Somit wurde das blutige Zeichen des Aufruhrs gegeben; unter der Anführung des Ziska, welcher auch zum Sturme des Rathhauses geführt hatte, zogen die Haufen im

Lande umher und zerstörten die Klöster, peinigten die Priester und verwüsteten die Güter katholischer Herren.

Sigismund, der nach Wenzels Tode rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hülfe des deutschen Reiches gegen die Hussiten auf und brachte wirklich ein ansehnliches Heer zusammen; er rückte 1420 in Böhmen ein und belagerte Prag. Allein Ziska schlug den Sturm tapfer ab, der König mußte einen Stillstand schließen und zog wieder zurück. — Im Jahr 1427 machten die deutschen Fürsten mit vier Heereshaufen einen neuen Einfall; allein der Schrecken vor den, durch ihren Religionseifer fast unüberwindlich gewordenen Hussiten war schon so groß, daß die eingerückten Heere bei ihrem bloßen Anblicke in Unordnung geriethen und zurückwichen. Und eben so ging es einem neuen Heere, welches auf 100,000 Mann geschätzt wurde, und im Jahr 1431 einrückte. Dasselbe wurde bei Riesenberg so gänzlich geschlagen, daß 10,000 Mann auf dem Platze blieben, alles Geschütz und Gepäck verloren ging, und daß der Kardinal Julian nur mit Mühe, und mit Verlust seines Kardinalhutes, seiner Insignien, und der Kreuzbulle gegen die Hussiten, die er bei sich führte, sein Leben rettete. — Die Hussiten aber thaten ihrerseits wiederholte Einfälle in Meißen, Sachsen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oestreich, und ihre verwüstenden Züge waren schrecklich; es war ein Religionskrieg. Die Taboriten hatten die Lehre: wenn alle Städte der Erde bis auf fünf verbrannt seien, so beginne das neue Reich des Herrn. Jetzt sey die Zeit der Rache, und Gott ein Gott des Zornes.

Nun rieth Alles zur Güte. Man gab sich Mühe, einen kirchlichen Vergleich mit den Hussiten zu Stande zu bringen, und dieses gelang auch wirklich durch das zu Basel indeß versammelte Concilium. Es wurde den Hussiten der Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten erlaubt, jedoch so, daß die Priester das Volk fleißig belehren sollten, daß unter jeder Gestalt Christus ganz enthalten sey.

Der größte Theil des böhmischen Volkes nahm diesen Vergleich willig an, aber zwei Partheien wollten in ihrer Wuth von keiner Mäßigung und von keinem Vergleiche hören, die Taboriten und die Waisen, unter der Anführung von Procopius dem Großen und Procopius dem Kleinen. Es kam zum offenbaren Kriege zwischen ihnen und den Gemäßigten; diese aber gewannen eine große Schlacht, in welcher die beiden Procope umkamen, und nun erlangte endlich der Kaiser Sigismund, daß er auch als König von Böhmen anerkannt wurde; aber es war nur ein Jahr vor seinem Tode, denn in dem darauf folgenden Jahre 1437 starb er, 69 Jahr alt, nachdem er 51 Jahre in Ungarn und 28 in Deutschland König gewesen war.

Dieser Kaiser befand sich, trotz seiner vielen und reichen

Länder, oft in der größten Geldverlegenheit, indem besonders seine häufigen Reisen große Summen erforderten. Aus dieser Ursache verpfändete er 1417 die Mark Brandenburg, welche unter Karl IV. an das luxemburgische Haus gekommen war, sammt der dazu gehörigen Churstimme und dem Erzkämmerer-Amte, an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, gegen 400,000 Goldgulden, welche er ihm bei verschiedenen Gelegenheiten, unter andern auch zu der Reise vom Kostnitzer Concilium nach Spanien, um Benedict XIII. zur Abdankung zu bewegen, geliehen hatte. Am 8. April 1517 geschah die feierliche Belehnung zu Kostnitz; dadurch ist das Haus Hohenzollern in den Besitz dieses Landes und unter die großen Reichsfürsten gekommen. — Auf ähnliche Weise erhielt Friedrich der Streitbare, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, für 100,000 Mark vom Kaiser Sigismund die sächsische Churwürde und den wittenbergischen Kreis, nachdem auch der Zweig des Anhaltischen Hauses, welcher Sachsen-Wittenberg und den Churhut besaß, ausgestorben war.

Zum Schlusse von dieses Kaisers Regierung möge noch, als Beitrag zur Charakteristik jener Zeit, des Streites zwischen den Herzogen Ludwig von Baiern-Ingolstadt und Heinrich von Landshut gedacht werden. Beide waren auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz gegenwärtig und brachten hier ihren Streit wegen der Ansprüche, die Ludwig auf seines Vetters Land machte, vor den Kaiser. Herzog Ludwig der Bärtige, — so war sein Beiname, — benahm sich sehr ungebührlich vor dem Kaiser und stieß gegen seinen Vetter sogar Schmähreden aus. Heinrich, darüber empört, eilte zu seiner Herberge, waffnete sich, ritt seinem Beleidiger bei dessen Heimkehr entgegen, und stach ihn mit zwei Stichen vom Pferde, worauf er aus Kostnitz entfloh. Im Zorne wollte ihn der Kaiser in die Acht erklären; als Ludwig aber wider Erwarten genas, verzieh jenem der Kaiser auf Fürbitten seines Schwagers, des Churf. Friedrich von Brandenburg. Aber Ludwig glühte desto mehr von Rache und erhob blutige Fehde gegen Heinrich, in welcher Franken, Baiern und Schwaben durch Mord und Brand verheert wurden, denn beide hatten viele Bundesgenossen geworben. Aber Heinrich behielt die Oberhand und der niederbaiersche Adel, der von ihm, als seinen Lehnsherrn, abgefallen war, demüthigte sich wieder vor ihm. Nur das Haupt dieses Adels, Kaspar der Törringer, blieb ungebeugt und kam jetzt auf den Gedanken, den Herzog Heinrich vor den Freistuhl der westphälischen Feme zu laden. So groß war das Ansehn dieses Gerichtes, daß Heinrich, begleitet von seinem Schwager, dem Churf. von Brandenburg, nach Westphalen ritt. Aber zur Stunde der Feme fehlte Kaspar der Törringer. Da ward er als falscher Kläger selbst zum Stricke verdammt, und die Burg

Törring, bei Salzburg, dem Erdboden gleich gemacht. Churfürst Friedrich und Herzog Heinrich ließen sich zu Wissenden der Feme aufnehmen.

75. Kaiser Albrecht II. 1438 — 39.

Nach Sigmunds Tode wählten die Fürsten 1438 einen Kaiser aus dem östreichischen Hause, und dasselbe ist von nun an fast ununterbrochen auf dem alten Throne der Deutschen geblieben. Albrecht von Oestreich, der zugleich König von Ungarn war, war ein sehr wohldenkender, ausgezeichneter Fürst, und würde sicher recht viel Gutes für das Reich gestiftet haben; aber schon im zweiten Jahre seiner Regierung, da er eben einen Zug gegen die Türken gemacht hatte, starb er auf dem Rückwege. Fast kein König ist von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen, so betrauert worden, als Albrecht.

Noch unter dem Kaiser Sigismund war im Jahr 1431 das schon erwähnte neue Concilium zu Basel versammelt worden, um das zu Kostnitz angefangene Werk der Kirchenverbesserung fortzuführen. Allein das Concilium gerieth bald in sehr verwickelte Streitigkeiten mit dem Papst Eugen IV., über den dasselbe sogar die Absetzung aussprach, und welchem es den Herzog Felix von Savoyen als Papst Felix V. entgegenstellte. Daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste und die erste gesetzgebende Gewalt in der Kirche sey, dieser Grundsatz wurde zu Basel, wie früher zu Kostnitz, auf das feierlichste festgehalten. — die Deutschen mischten sich eine Zeitlang nicht in den Streit; endlich aber, unter Kaiser Albrecht II., nahmen sie die Hauptbeschlüsse der Baseler Kirchenversammlung auf einem Fürstentage zu Mainz im Jahre 1439 durch ein förmliches Instrument an. Von den Reichsständen waren die drei geistlichen Churfürsten selbst zugegen, von dem Kaiser und den übrigen die Gesandten; ferner ein Gesandter des Königs von Frankreich und der Könige von Castilien, Arragonien und Portugal, um mit den Deutschen zusammen die Ordnung der Kirche zu berathen. Von Seiten des Conciliums war der Patriarch von Aquileja zugegen.

Unter den Beschlüssen, welche hier angenommen wurden, waren solche, wodurch die bisherigen päpstlichen Rechte sehr eingeschränkt wurden. Statt der beträchtlichen Geldsummen, welche von allen höheren geistlichen Stellen jährlich nach Rom flossen, sollte dem Papste ein bestimmter Unterhalt (Provisio) festgesetzt werden, und die deutschen Fürsten bewilligten fürs Erste dazu, „als freiwillige Beihülfe," den achten Theil dessen, was sonst bei einer Erledigung der geistlichen Stellen an die päpstliche Kammer gezahlt worden war. — Ebenfalls sollte der Papst künftig, außer dem Kirchenstaate, keine geistlichen Stellen besetzen, sondern die freien Wahlen der Kapitel hergestellt werden. — Endlich hatte das Concilium auch über die Papst-

wahl und die Anzahl und Eigenschaften der Kardinäle Bestimmungen getroffen, wobei vorzüglich der Grundsatz aufgestellt war, daß nach Verhältniß aus allen Völkern eine gleiche Anzahl von Kardinälen den Papst umgeben sollten, welche, mit der Eigenthümlichkeit jedes Volkes bekannt, in dem einzelnen Falle den rechten Standpunkt der Beurtheilung anzugeben wüßten; „damit, wie sich das Concilium ausdrückt, die Cardinäle, so wie dem Namen, so auch der That nach, die Angeln (cardines) seyen, auf welchen die Thore der allgemeinen Kirche ruhen und sich drehen können." Es wurde schon damals als ein wesentliches Hinderniß der Zufriedenheit der Völker mit der Kirchenverfassung gehalten, daß bei weitem die Mehrzahl der Kardinäle, die doch „des Papstes Rathgeber in der Leitung der christlichen Republik" sein sollten, aus Italienern bestand.

Diese und andere Bestimmungen, welche der deutschen Kirche bedeutende Rechte und eine große Selbstständigkeit geben konnten, wurden durch Albrechts Vetter und Nachfolger, den Herzog Friedrich von Oestreich, der ihm durch die Wahl der Fürsten als:

76. Kaiser Friedrich III. 1440 — 1493.

folgte, durch die Wiener Concordate (früherhin fälschlich die Aschaffenburger Concordate genannt,) mit dem Papst Nicolaus V., im Jahre 1448, zum großen Theile wieder aufgegeben; und das Baseler Concilium ging in demselben Jahre, ohne seine ursprüngliche Absicht erreicht zu haben, auseinander, nachdem dasselbe 17 Jahre versammelt gewesen war. Der Gegenpapst Felix V. legte freiwillig seine Würde nieder. Der Mann, welcher diese Wendung der kirchlichen Angelegenheiten vor Allen bewirkt hat, war der ehemalige Geheimschreiber Kaiser Friedrichs, Aeneas Sylvius, aus dem Hause Piccolomini in Siena, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Früherhin war er selbst Geheimschreiber des Baseler Conciliums und der eifrigste Verfechter der Rechte der Concilien gewesen; als er aber für sein ehrgeiziges Streben eine glänzendere Laufbahn vor sich sah, wenn er sich dem römischen Stuhle eng anschlösse und das päpstliche Ansehen gegen die demselben drohende Gefahr vertheidigte, wußte er seinen Kaiser, so wie auch mehrere deutsche Fürsten sehr geschickt zu Gunsten des Papstes zu leiten. Er selbst wurde später Papst, als Pius II., starb aber schon nach kurzer Regierung 1462.

Der Kaiser Friedrich war ein gutgesinnter, nur allzu friedlicher und ruhiger Herr, dessen lange Regierung wenig Merkwürdiges und Rühmliches für Deutschland enthält. Es fehlte Friedrich an Kraft des Willens und an der äußeren Macht, um das kaiserliche Ansehn würdig zu behaupten. Von Osten her rückte eine große Gefahr dem Reiche immer näher, ohne daß

dagegen ernsthafte Vorkehrungen gemacht wären; das war die Gefahr vor den Türken. Diese eroberten am 29. Mai 1453 Konstantinopel und machten dem griechischen Kaiserthume ein Ende, nachdem es fast 1000 Jahre länger bestanden hatte, als das Reich der Römer im Abendlande. Darauf drangen sie immer weiter gegen die Donau vor, und es war nahe daran, daß sie auch Ungarn eroberten. Friedrich, so wie der Papst, redeten viel von einem Kreuzzuge gegen sie; aber die Zeiten der Begeisterung waren vorüber und niemand ließ sich das Kreuz anheften. Daß wenigstens noch etwas gegen die Feinde des christlichn Namens geschah, war allein Verdienst des Papstes Calixt III. Dieser ließ auf eigene Kosten eine Flotte von 16 Galeeren ausrüsten und schonte dabei selbst der Kostbarkeiten seines Schatzes nicht; und sein Legat, Johannes Capistranus, ein Mann, an Körpergestalt und an Feuer der Beredsamkeit Peter dem Einsiedler gleich, dem Prediger des ersten Kreuzzuges, hatte wenigstens einige Tausend armer Bürger, Bauern und Mönche mit heiligem Eifer für die Sache der Christenheit zu erfüllen gewußt und erschien mit ihnen 1456, in dem gefährlichsten Augenblicke, da der Sultan Mohamed II. mit 160,000 Mann, die Festung Belgrad belagerte. Wenn diese Festung fiel, so war Ungarn verloren und der Weg nach Wien den Türken eröffnet. Denn der junge König Ladislaus von Ungarn sowohl, als der Kaiser Friedrich und die deutschen Fürsten, waren nicht gerüstet und rathschlagten, statt zu handeln. Da schlug Capistran zuerst mit seiner, kaum nothdürftig mit Spießen, Dreschflegeln und Heugabeln ausgerüsteten Schaar, die er auf Kähne gebracht hatte, die türkische Flotte auf der Donau, die Belgrad einschloß, und warf sich in die Stadt. Auch der ungarsche Oberfeldherr, Johannes Hunnyades Corvinus, hatte einige Mannschaft zusammengebracht, und schlug mit den Kreuzfahrern die wüthenden Stürme der Türken zurück. Aber deren wohlverschanztes Lager selbst anzugreifen, wagte er nicht und verbot sogar bei Todesstrafe jeden Ausfall. Allein der feurige Muth der Kreuzfahrer ließ sich nicht zurückhalten, und Capistran selbst, als er dieses sah, stellte sich, einen Stab in der einen und ein Cruzifix in der andern Hand, an ihre Spitze, erstürmte drei türkische Schanzen nacheinander, und nun fiel auch Hunnyades mit der Reuterei den fliehenden Türken in den Rücken. Ihr Lager wurde nach einem schrecklichen Kampfe erstürmt, alles Geschütz und eine unermeßliche Beute gewonnen, und Mohamed selbst floh verwundet mit den Ueberbleibseln seines Heeres aus Ungarn. Ueber 20,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld, und des Sultans Macht war auf viele Jahre gelähmt. Diese Rettung verdankte die Christenheit dem Heldenmuthe eines Mönches und der Tapferkeit eines ungarischen Edelmanns, während die Könige und Fürsten unthätig, oder mit kleinlichen Händeln beschäftigt waren. Wäre der Sieg mit gemeinsamen Kräften rasch verfolgt worden,

so konnte die ganze türkische Macht über den Haufen geworfen werden; aber es geschah nichts, und selbst die beiden Helden, welche noch etwas hätten ausrichten können, starben noch in demselben Jahre 1456, erschöpft von den übermenschlichen Anstrengungen, an den bösen Seuchen, welche die Menge der Leichname erzeugt hatte.

In Deutschland waren unterdeß unzählige Händel und Fehden, ein jeder dachte nur an seine Privatstreitigkeiten oder verfolgte seinen besondern Vortheil; und wenn ein Reichstag zur Beschließung eines Türkenzuges ausgeschrieben war, so stritt man Monate lang darüber, wie viel ein jeder an Geld und Mannschaft geben sollte, und verschob am Ende die ganze Sache auf das nächste Jahr. Ueberhaupt wurde auf den deutschen Reichstagen wenig Ersprießliches ausgemacht. Der Kaiser und die Fürsten erschienen meistentheis nicht mehr selbst, sondern schickten ihre Gesandten, und diese waren nur darauf bedacht, dem Vortheile ihrer Herren nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden solche geschickt, die in dem römischen Rechte, welches jetzt fleißig studiert wurde, wohl erfahren waren*); diese kamen mit fein ausgesponnener Rede, und hatten hundert Gründe, mit denen sie bewiesen, daß ihrem Fürsten oder ihrer Reichsstadt zu viel von der Last des Ganzen aufgebürdet werde. Man stritt darum, wer am wenigsten für das Wohl des Vaterlandes beizutragen brauche, und darüber konnte wohl nie das Rechte und Große zu Stande kommen. Auch fing das Uebel schon an, daß man nicht von Mund zu Mund mit einander redete, einfach, kurz und kräftig, sondern in weitläuftigen Schriften und Gegenschriften; an die Stelle der lebendigen Rede trat der todte Buchstabe. Und wenn man endlich glaubte, daß eine Sache zur Entscheidung gedrängt sey, so trat vielleicht ein Gesandter mit der Entschuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle

---

*) Das Studium des alten römischen Rechtes, wurde durch einen Deutschen von Geburt, Irnerius oder Werner, der 1128 einen Lehrstuhl desselben zu Bologna errichtete, ganz vorzüglich befördert. Von nun an wanderten jährlich Tausende aus allen Ländern nach Bologna, dieses neue Recht kennen zu lernen, welches in dem Laufe vieler Jahrhunderte durch den Scharfsinn des römischen Volkes in der That zu solcher Feinheit und Gründlichkeit ausgebildet war, daß kein Volk jemals eine vollkommnere Rechtsordnung hervorgebracht hat. Dadurch hat sich dieses Recht, obgleich in alter Zeit und in einem fremden Lande entstanden, nach und nach des ersten Platzes in der Rechtswissenschaft bemächtigt; ja es hat den Eingang in das bürgerliche Leben der europäischen Völker gefunden, und die alten einheimischen, aus diesen Völkern selbst hervorgegangenen, Rechtsgewohnheiten verdrängt. Der Gewinn, den der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit aus demselben gezogen, hat diesen Schaden nicht ersetzt. Die Begriffe über Recht und Gerechtigkeit, welche dem Leben angehören, und bei einem gesunden öffentlichen Zustande mitten in dem Leben innestehen und sich aus ihm täglich neu gebären sollen, wurden nun ein Eigenthum weitläufiger Bücher, an den todten Buchstaben gebunden, dem Volke unzugänglich. Der Buchstabe fing an viel zu gelten, und bei dem großen Um-

mehr habe; und mit der Einholung neuer gingen wiederum Monate verloren. So kam es, daß von nun an fast auf keinem Reichstage ein fester und bündiger Schluß gefaßt wurde; sondern immer verschob man den Ernst der Entscheidung auf eine neue Versammlung, und diese machte wieder eine neue nöthig. — Wie anders war es und besser, als noch die Fürsten selber freien Angesichts einander gegenüber standen, und in einer Stunde herzlicher Unterredung mehr entschieden wurde, als später in Wochen und Monaten!

Der Kaiser konnte den Ernst in die öffentlichen Angelegenheiten nicht bringen; kaum konte er sein Ansehn bei seinen eigenen Unterthanen behaupten. Der östreichische Adel erkühnte sich, seinem Landesherrn Fehdebriefe zuzuschicken; selbst die Stadt Wien empörte sich gegen ihn, und sein Bruder Albrecht hatte seine Freude an diesem Unfug und schürte das Feuer immer stärker an. Es kam so weit, daß Kaiser Friedrich, mit seiner Gemahlin und seinem vierjährigen Sohne Maximilian, 1462 von seinen Unterthanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein gemeiner Bürger, Holzer mit Namen, hatte sich an die Spitze der Aufrührer gestellt und sich zum Bürgermeister machen lassen, und Herzog Albrecht kam selbst nach Wien, die Belagerung der Burg zu leiten; es ward ein Graben um dieselbe gezogen und man beschoß sie.

Der Kaiser zeigte sich diesmal standhaft und entschlossen, er munterte seine kleine Besatzung von 400 Mann zur tapfersten Gegenwehr auf und rief laut von der Mauer: „Diesen Ort wolle er vertheidigen, bis er sein Gottesacker werde!"

Solche Schmach ihres Kaisers konnten die deutschen Fürsten doch nicht gleichgültig ansehen, sie sammelten sich, ihn zu befreien; am schnellsten war der König Georg Podiebrad von Böhmen mit seiner Hülfe zur Stelle, machte den Kaiser frei

---

fange der Rechtsquellen mußten so viele Schlupfwinkel übrig bleiben, daß die gerichtlichen Händel immer weitläufiger wurden, und oft eine gerechte Sache durch die Spitzfindigkeit der Auslegung gänzlich verdreht werden konnte. Was, als es Varus im Geleite der Waffen zu uns bringen wollte, durch Hermanns Schwerdt blutig zurückgewiesen wurde, das hat sich nach dem Ablauf von 13 bis 14 Jahrhunderten durch leise schleichende Künste dennoch unserer bemächtigt.

Der Nachtheil lag nicht allein darin, daß die Entwicklung der einheimischen deutschen Rechte gehemmt, den Gerichten die Oeffentlichkeit und dem Volke die Theilname an ihnen genommen, die ganze Ausbildung des Rechtsbegriffes aber einer lateinischredenden Richter- und Advocatenwelt übergeben wurde; — sondern auch darin, daß nach und nach die ganze Staatsverwaltung des Reiches, wie der einzelnen deutschen Länder, in die Hände der Rechtsgelehrten kam. Fast kein höherer Staatsbeamter war, der nicht die Rechtswissenschaft zu seinem Hauptstudium gemacht haben mußte. Die einfachen Bewegungen des Lebens wurden in feste, ertödtende, weitschweifige Formen gezwängt, und die Schwerfälligkeit der ehemaligen deutschen Staatsverwaltung erzeugt, die oft genug den Fremden zum Spotte gedient hat.

und vermittelte den Frieden zwischen ihm und seinem Bruder. Doch mußte der Kaiser dem letzteren Niederöstreich und Wien auf acht Jahre abtreten. Albrecht starb indeß schon im folgenden Jahre, nachdem er noch an dem Bürgermeister Holzer, der auch ihn wieder an den Kaiser verrathen wollte, die verdiente Strafe verübt hatte; Holzer wurde lebendig geviertheilt.

Im deutschen Reiche wurde des Kaisers Stimme eben so wenig gehört, als in seinen Erbländern. Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf am Rheine, der die Pfalz durch glückliche Waffen um den dritten Theil vermehrte, durfte an seinem Schlosse zu Heidelberg einen festen Thurm bauen, den er „Trutz Kaiser" nannte, als Friedrich die Reichsacht gegen ihn aussprach. Eben dieser Pfalzgraf wagte es, den Erzbischof Diether von Mainz, das Haupt der Parthei in Deutschland, welche des Papstes Rechte einzuschränken suchte, öffentlich in seinen Schutz zu nehmen, als Papst Pius gegen denselben Absetzung und Bann ausgesprochen hatte. Kaiser Friedrich dagegen wollte den Spruch des Papstes zur Ausführung bringen und trug dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem Grafen Ulrich von Würtemberg, als kaiserlichen Hauptleuten, den Reichskrieg gegen den Pfalzgrafen und eine Bundesgenossen auf. Allein beiden Hauptleuten ging es nicht glücklich. Das Heer des Würtembergers wurde 1462 bei dem Dorfe Seckenheim vom Pfalzgrafen gänzlich in die Flucht geschlagen und Ulrich selbst mit dem Markgrafen von Baden gefangen genommen; und in demselben Jahre schlug auch der Bundesgenosse des Pfalzgrafen, Herzog Ludwig von Baiern, den Albrecht von Brandenburg bei Giengen in Schwaben eben so entscheidend, und erbeutete die kaiserliche Hauptfahne. (Gleichwohl unterwarf sich nachher der Erzbischof Diether freiwillig dem päpstlichen Spruche und trat das Erzbisthum dem vom Papste ernannten Adolf von Nassau ab.)

Eine andere berühmte Fehde unter Friedrichs Regierung war die vieler Fürsten und Herren, unter Anführung des schon genannten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der wegen seiner Stärke und ritterlichen Schönheit der deutsche Achilles genannt wurde, gegen die Stadt Nürnberg in Franken. Nürnberg war damals eine der blühendsten und mächtigsten Städte in ganz Deutschland; der alte Haß zwischen den freien Bürgern und den Rittern brach im Jahr 1449 zu einer großen Fehde aus. Siebzehn der größten Fürsten des Reiches, Kurbrandenburg, Kur-Mainz, Wilhelm von Sachsen, Otto von Baiern, Albrecht von Oestreich, u. s. w. sagten der Stadt die Fehde an. Dagegen hielten es 72 Städte mit Nürnberg, und auch die Schweizer schickten 800 Mann. Der verheerende Krieg, der vorzüglich das Landvolk traf, — 200 Dörfer wurden niedergebrannt, — dauerte 8 Jahre. Achtmal siegte der Adel; aber im März 1456 wurde das Heer des Markgrafen bei Pillereut,

an den Fischteichen der Stadt, gänzlich geschlagen; den Sieg entschieden vorzüglich die Schweizer; und der Markgraf, der nun sah, daß selbst Fürstengewalt gegen die festen Mauern und die Reichthümer der Städte nicht zu bestehen vermöge, machte gern Frieden mit Nürnberg.*)

Das Wichtigste in Friedrichs ganzer Regierung ist die Verbindung, die er mit dem burgundischen Hause knüpfte, und die den Grund zu der Größe Oestreichs gelegt hat.

Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, war einer der reichsten und angesehensten Fürsten seiner Zeit. Er herrschte über die schönen Länder, welche an den Ausflüssen des Rheines und der Schelde liegen und mit dem gemeinschaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und ferner über die Grafschaft und das Herzogthum Burgund. Sein stolzer, hochstrebender Sinn stand jedoch nach größeren Dingen, vielleicht gar nach der Kaiserkrone, und deshalb sah er es gern, als Kaiser Friedrich III. seinen Sohn Maximilian mit seiner einzigen Tochter Maria, welche einst die Erbin der schönen burgundischen Länder wurde, zu vermählen wünschte. Als er aber merkte, daß der Kaiser die Nachfolge im Reich nicht zum Opfer bringen werde, verlangte er von ihm wenigstens den Königsnamen, gleich wie frühere Kaiser auch die Herzöge von Böhmen, als Lehnsfürsten des Reiches, zu Königen gemacht hatten. Zu der Verhandlung hierüber verabredeten beide eine Zusammenkunft nach Trier, im Jahr 1473. Der reiche Herzog erschien mit mehr als kaiserlicher Pracht, und Friedrich, welcher bei der Unordnung in seinen Erbländern fast immer Mangel litt, erschien neben ihm in gar ärmlicher Gestalt. Das mochte ihn verdrießen; vielleicht mißfiel ihm überhaupt der stolze Sinn und das anmaßende Betragen des Herzogs; denn so sicher hielt dieser sich der Königswürde, daß er die Kleinodien zu seiner Krönung mit sich gebracht hatte und schon Anstalten zu dem großen Feste machen ließ. Wie mußte er erschrocken seyn, als der Kaiser plötzlich, ohne ihn gekrönt zu haben, ja ohne Abschied zu nehmen, von Trier wieder abzog, mit der kalten Entschuldigung, daß seine Gegenwart in Köln, wegen der Uneinigkeit des Erzbischofs und seines Kapitels, dringend nöthig sey. Voll Zorn und keinenweges zu der Heirath mit dem östreichischen Hause geneigt, verließ der Herzog gleichfalls Trier.

---

*) Diese Fehde ist von Hans Rosenplüt, genannt der Schnepperer, einem Wappenmaler in Nürnberg, besungen in einem Gedichte: „Der Nürnberger Krieg.“ Der kriegerische, kühne Geist der Reichsstädter spricht sich darin lebendig aus, und an Spott über die Flucht der Fürsten fehlt es auch nicht. — Ein niederdeutsches Gedicht jener Zeit erzählt die merkwürdige Soester Fehde im Jahr 1444, da der Erzbischof Dietrich von Köln mit 70,000 Mann, worunter sogar Hussitische Söldner waren, die Stadt Soest angriff, aber am Ende mit Schimpf abziehen mußte

Dennoch war diese Zusammenkunft nicht ohne Folgen. Karl hatte bei dieser Gelegenheit den jungen, ritterlichen Kaisersssohn, der in allen Leibesübungen ein Meister war, lieb gewonnen, und entwarf bei seiner Rückkunft das Bild desselben seiner Tochter mit den schönsten Farben; und ihr prägte es sich so tief in das Herz, daß sie, ohne Maximilian gesehen zu haben, von dieser Zeit an eine stille Neigung für ihn hegte, und sich ihm nachher, bloß auf des Vaters Schilderung, in einem Briefe verlobte.

Der Streit des Erzbischofs Ruprecht von Köln mit seinem Domkapitel war zu solcher Höhe gediehen, daß dieses seinen Sitz in der Stadt Neuß genommen hatte und ihm offenbar widerstand. Der Erzbischof suchte Hülfe bei Karl dem Kühnen, und dieser, der solche Gelegenheit recht gern ergriff und sich vielleicht schon im Geiste als Fürsten des Rheinstromes betrachtete, rückte mit einem Heere von 60,000 Mann vor Neuß. Die Stadt aber vertheidigte sich mit äußerster Tapferkeit und großem Ruhme; elf Monate lag der Herzog davor, machte 56 vergebliche Stürme und verlor über 15,000 Menschen, und endlich, als Kaiser Friedrich mit einem Reichsheer zum Entsatze der Stadt heranzog, und Karl selbst durch neunmaliges Stürmen an einem Tage nichts hatte ausrichten können, mußte er noch zufrieden seyn, durch Vermittlung des päpstlichen Legaten einen Vergleich zu schließen, welcher ihm, wenn auch keinen Vortheil, doch wenigstens keine Unehre brachte. Neuß ward ihm übergeben, aber nur zum Scheine; denn noch an demselben Tage zog er wieder aus und gab die Stadt in die Hände des päpstlichen Legaten, der sie, bis zu ausgemachter Sache zwischen dem Erzbischof und dem Kapitel, bewahren sollte.

Der unruhige Herzog wandte sich bald darauf gegen den Herzog Renatus von Lothringen, dessen Land er gern mit dem seinigen vereinigt hätte. Er eroberte die Hauptstadt Nancy, ließ sich dort huldigen, und wollte nun seine Waffen gegen die Schweizer kehren, damit sein Reich von den Quellen des Rheines bis nach seine Mündung mächtig hinabliefe. Vergebens stellten ihm die Schweizer vor, daß ihr ganzes Land nicht so viel werth sey, als das Geschirr seiner Pferde; er fiel in die Schweiz ein und hielt sich des Sieges schon so gewiß, daß er die schweizerische Besatzung von Granson, welches er eingenommen, an den Bäumen aufknüpfen ließ. Da rückten ihm die Schweizer entgegen und nahmen schwere Rache für die That; obgleich dreimal geringer an Zahl, schlugen sie sein Heer bei Granson in blutiger Schlacht und erbeuteten sein ganzes, mit Kriegszeug und unermeßlichen Schätzen*) angefülltes Lager.

*) Um von den Reichthümern des stolzen Herzogs ein Bild zu geben, werde hier das Hauptsächlichste von der Beute der Schweizer genannt. In seinem Zelte, welches von außen mit Wappenschilden von Gold mit Perlen umhängt war, fanden sie den goldenen Stuhl, auf welchem er bei feierlicher

Er selbst floh, nur von 5 Gefährten begleitet, vom Schlachtfelde. Voll Zornes rüstete er ein neues Heer von 60,000 Mann und zog in demselben Jahr 1476 noch einmal gegen sie. Bei Murten trafen die Heere auf einander. Hans von Hallwyl, der die Eidgenossen führte, ließ sie vor der Schlacht knieend ihr Gebet verrichten, wie ihre Väter zu thun gewohnt waren; und während sie beteten, öffnete sich das Gewölk, welches bis dahin den Himmel mit grauer Decke überzogen hatte, und ein heller Sonnenschein fiel auf die Betenden. Er erschien ihnen als ein Bote des Himmels und als ein sicheres Unterpfand des Sieges, und mit solcher Zuversicht griffen sie den Feind an, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Bald bedeckten 20,000 erschlagene Burgunder das Schlachtfeld. Ihre Gebeine wurden gesammelt und in dem Beinhause bei Murten aufbewahrt, mit der Ueberschrift: „Dieses Denkmal hat das Kriegsheer des mächtigen Herzogs von Burgund hinterlassen."

Im folgenden Jahre 1477, an einem kalten Wintertage, es war der 5. Januar, kam es zu einer blutigen Schlacht bei Nancy, in welcher der kriegerische Herzog endlich seines Lebens Ziel fand. Das vereinigte Heer der Lothringer und Schweizer schlug das seinige gänzlich in die Flucht; und er selbst, der sich im Getümmel der Schlacht verloren hatte, nachdem er ritterlich, seines Stammes würdig, gekämpft, wurde erst spät am andern Tage, fast unkenntlich, unter den Erschlagenen gefunden.

Sein Tod gab dem schlauen französischen Könige Ludwig XI. Hoffnung, neue, herrliche Länder zu erwerben; er wandte alle Mittel an, die burgundische Erbtochter Maria für seinen ältesten Sohn zu gewinnen; allein die Niederländer hatten einen heftigen Widerwillen gegen alles Französische; und als nun Kaiser Friedrichs Gesandte kamen, und zu Aller Erstaunen einen eigenhändigen Brief und einen Ring vorzeigten, welche

---

Gelegenheit saß, seinen herzoglichen Hut, von gelbem Sammt, mit den kostbarsten Edelsteinen und Perlen besetzt, das goldene Vließ, den Orden, welchen sein Vater gestiftet hatte, das Hauptsiegel von Burgund, ein Pfund an Golde schwer, den goldenen Rosenkranz seines Vaters, der Edelsteine statt der Kugeln hatte, Reliquienkästchen, ein kostbares Gebetbuch u. s. w. Der Speisesaal war angefüllt mit goldenen und silbernen Pokalen, Schüsseln und Tellern, und vierhundert Reisekisten enthielten die kostbarsten Gold-, Silber- und Seidenstoffe, welche die Krieger für wenige Groschen verkauften. Das Gold wurde mit Huten vertheilt. Der größte von des Herzogs Edelsteinen, einer halben Wallnuß an Größe gleich, dessen Werth von ihm einer Provinz gleich geschätzt wurde, wurde von einem Schweizer auf der Landstraße gefunden und für einen Gulden verkauft. Papst Julius II. erhandelte ihn später von den Bernern für 20,000 Dukaten, und noch glänzt er als erster Edelstein in der päpstlichen Krone. Ein zweiter im Lager erbeuteter Edelstein des Herzogs findet sich in der französischen Krone, und ein dritter befindet sich in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.

Maria dem Erzherzog Maximilian geschickt hatte, freute sich das Volk, und Maria erklärte offen und frei: „Ihn habe sie sich in ihrem Gemüthe auserkohren, ihn wolle sie auch zum Gemahle haben und keinen andern." Darauf machte sich Maximilian selbst auf den Weg nach den Niederlanden und vermählte sich mit der Maria von Burgund. Er fand bald Gelegenheit, seine Tapferkeit und seine Einsicht den neuen Unterthanen in den Kämpfen gegen den französischen König zu bewähren; denn dieser, der den jungen Fürsten für einen unbedeutenden Gegner hielt, und auf seine Uebermacht vertraute, hatte verschiedene Theile des burgundischen Landes mit Gewalt der Waffen an sich gerissen. Maximilian aber bot ihm tapfer die Spitze, schlug den habsüchtigen Feind bei Guinegast 1479, und würde ihm sicher alle Theile der burgundischen Erbschaft wieder abgewonnen haben, wenn nicht im Jahr 1482 seine geliebte Gattin Maria, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Reiherbeize, gestorben wäre. Da erkaltete der Eifer der Niederländer zu dem langwierigen Kriege, und Maximilian mußte das eigentliche Herzogthum Burgund in den Händen der Franzosen lassen.

In diesen Kämpfen konnte der Kaiser Friedrich dem Sohne keine Unterstützung gewähren; er war in seinen eigenen Erbländern hart bedrängt, theils durch die Türken, welche bis in Kärnthen und Krain, ja, bis ins Salzburgische streiften, theils durch den König Mathias von Ungarn. Dieser eroberte sogar Wien, und das deutsche Reich, in der Erschlaffung alles Gefühles für die gemeinsame Ehre, konnte erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zu einiger Anstrengung für seinen Kaiser gebracht werden. Nur wenige Jahre vor seinem eigenen Tode, nämlich 1490 erlebte Friedrich die Befreiung seiner Erbländer durch den Tod des Königs Mathias, und einen Vergleich mit dessen Nachfolger Wladislaus. Die letzten Jahre waren die besten in des Kaisers ganzem Leben und gewährten ihm für viele Mühseligkeiten eine Ruhe, welche er durch seinen treuen, guten Willen verdient hatte. Er starb den 19. August 1493, nach einer 54jährigen Regierung.

Friedrich ist der letzte Kaiser gewesen, welcher die römische Kaiserkrone in Rom selbst empfing; es war am 19. März 1452.

Unter Friedrichs III. Regierung ist ein Nachbarland, welches von Deutschen erobert und bevölkert wurde, und später in noch engere Verbindung mit dem deutschen Reiche getreten ist, der Ritterstaat Preußen, unter polnische Lehnshoheit gekommen, worüber wir hier das Wesentliche nachholen. — Wie unter Kaiser Friedrich II. die Ritter des deutschen Ordens nach Preußen zogen, und dort eine Herrschaft gründeten, unter welcher Städte und Land schnell emporblühten, haben wir früher gesehen. Diese Blüthe dauerte bis in das fünfzehnte Jahrhundert. Die Handelsstädte Danzig, Thorn und Elbing gelangten zu solcher Macht, daß Danzig unter andern, (nach Aeneas

Sylvius,) 50,000 Mann in's Feld stellen konnte; und eben so erzählen die Chroniken von einem Bauer, der, als er den Hochmeister Konrad von Jungingen, (gegen das Jahr 1400) bewirthete, zwölf Tonnen als Sitze um den Tisch stellte, von denen elf ganz, und die zwölfte halb mit Gold gefüllt waren. Ja, er bot dieselben sogar dem Hochmeister zum Geschenke an. Dieser befahl aber, die zwölfte auch ganz zu füllen, damit man sagen könne, es sey in Preußen ein Bauer, der zwölf Tonnen Goldes besitze.

Aber schon unter eben diesem Hochmeister fing der Verfall der Ordensherrschaft an. Der Orden war zu reich geworden; Ueppigkeit und Laster schwächten die ritterliche Kraft; Ungerechtigkeit und Bedrückung entfremdeten das Volk seinen Herrschern. Und als nun die emporstrebende Macht der polnischen Könige sich gegen den Orden erhob, zeigte sich in diesem die Erschlaffung der alten Kraft. In einer großen Schlacht bei Tannenberg 1410 wurden die Ritter von dem Könige Wladislaus Jagello gänzlich geschlagen. Zwar erlangten sie noch leidliche Bedingungen in dem ersten Thorner Frieden 1416 allein die alten Uebel blieben. Innere Zwistigkeiten kamen dazu; die Stände und Städte des Landes verbündeten sich gegen die Ritter und wählten 1454 den König Casimir III. von Polen zum Schutzherrn. Nach zwölfjährigem Kriege mußte der Orden im zweiten Thorner Frieden 1466 einen Theil des Landes mit Culm, Marienburg, Elbing und andern Orten an Polen abtreten und für das Uebrige die Lehnshoheit der Krone Polen anerkennen. Das Land hatte in dem verheerenden Kriege unbeschreiblich gelitten; von 21,000 großen Dörfern waren nur noch 3000 übrig; und der Orden war zu einem Schattenbilde seiner vorigen Größe herabgesunken.

77. Maximilian I. 1493—1519.

Europa war in dem abgelaufenen Jahrhunderte zu großen Veränderungen reif geworden, welche, wenn sie einmal ihre Folgen ganz entfalteten, den Zustand der Völker völlig umgestalten mußten. Die Erfindung des Schießpulvers hatte schon angefangen, die Kriegskunst so zu verwandeln, daß das Ritterthum, welches Jahrhunderte lang das Mittelalter beherrscht hatte, sich zu seinem Ende neigte; die Buchdruckerkunst, in Verbindung mit der Erfindung des Linnenpapiers, hat ein neues Mittel der Gedankenmittheilung erschaffen, durch welches die Geister von Einem Ende Europa's bis zum andern mit Blitzesschnelligkeit bewegt werden konnten; die Entdeckung eines neuen Welttheiles und des Seewegs nach Ostindien veränderte den bisherigen Gang des Welthandels, und gab die große Kraft, die dadurch gewonnen ward, Völkern, welche bis dahin in der Reihe der übrigen noch wenig genannt waren; die Politik

oder Staatskunst endlich, die jetzt aufkam und vorzüglich von Frankreich und Italien ausging, war ganz neuer Art. Sie gab die Treue des Wortes gegen den Vortheil hin, und dieser wurde von nun an das Grundgesetz in den Verbindungen wie in den Feindschaften der Staaten, so daß in den Verhältnissen der Völker unter einander ein anderes Gesetz zu herrschen schien, als das, welches im Leben des einzelnen Menschen gilt.

In solcher Zeit der Gährungen und neuen Geburten kann man von dem Kaiser Maximilian sagen, daß er wie ein ehrwürdiges Bild der alten Zeit zwischen den neuen Gestalten da stand, indem sich in ihm noch einmal, und zuletzt, das Ritterthum in seiner ganzen Herrlichkeit darstellte. Wie dieses in seinen großen Zügen eben so erhaben als liebenswürdig war, so vereinigte auch Maximilian Kühnheit, Ernst und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde; und wie warme Einbildungskraft des Mittelalters zu den wunderbarsten, außer aller gewohnten Bahn liegenden, Wagnissen trieb, so ist auch in Maximilians Unternehmungen das ritterlich Kühne, Schwärmerische, oft Abendteuerliche vorherrschend. Es zeigt sich in dem Großen, wie in dem Kleinen. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war die Gemsenjagd, weil sie die kühnste ist, und dabei wagte er sich oft an so gefährliche Stellen, daß seine Freunde für sein Leben zitterten; und eben so scherzte er mit der Gefahr sowohl in den Kampfspielen, in welchen er mit eigener Hand Löwen bezwang, als in dem Ernste der Schlacht, wo mancher Gegner vor ihm erliegen mußte. — Dabei fand der vielbeschäftigte Herrscher auch zu den Wissenschaften und Künsten Zeit, erwarb sich Kenntnisse, die selbst an dem, welcher sich einzig solchen Beschäftigungen widmen könnte, Bewunderung erregen würden; er redete fast alle damals in Europa übliche Sprachen; hinterließ selbst mehrere Werke in deutscher Sprache; lernte mit eigner Hand die Kunst Harnische zu schmieden; liebte Gelehrte und Künstler, und war so freundlich, so geistreich und liebenswürdig im Umgange, daß man in Allem den vollendeten deutschen Mann in ihm zu erblicken glaubte. Auch sein Aeußeres entsprach ganz diesem Bilde. Er war groß und stark, von wahrhaft königlichem Anstande; in seinen jüngeren Jahren wallte sein Haar in blonden Locken um den Nacken, in seinen blauen Augen war Feuer mit Güte zu lesen, und die hohe Stirn und Adlernase vollendeten den Ausdruck der Erhabenheit in seinen Zügen. Das Feurige in seiner Natur hatte Maximilian von seiner Mutter, der großherzigen Eleonore von Portugal, welche leider zu früh, als sie kaum dreißig Jahre alt war, starb. Doch muß auch seinem Vater zum Ruhme nachgesagt werden, daß er durch treffliche Meister, so wie durch eigenen Unterricht, sehr vorzüglich für die Bildung des Knaben und Jünglings gesorgt habe.

Gleich das erste Auftreten Maximilians gleicht dem Beginne einer Ritterdichtung. Liebe und Ehre rufen ihn noch als Jüngling

auf den Kampfplatz, und er besteht den Streit gegen den schlauen, in allen Künsten geübten, König Ludwig XI. auf die ehrenvollste Weise. Allein im Verlaufe des Lebens gelingt ihm nicht alles wie dieses Erste. Die Zeit war vorüber, wo ein kühnes, ritterliches Wagen den glücklichen Erfolg an sich riß. Statt, wie in alter Zeit, mit den rasch aufgebotenen Vasallen einen Ritt in Feindesland zu thun, Gefangene niederzuwerfen und nach ehrenvoller Beendigung der Fehde bald heimzukehren, mußte man jetzt besoldete Heereshaufen halten; es war nicht mehr allein das Uebergewicht des Geistes und der persönlichen Kraft, welches große Unternehmungen gelingen machte, sondern das meiste entschied der Reichthum an äußeren Hülfsmitteln; und der tapfere, hochherzige Kaiser, der in einer früheren Zeit gleich den herrlichsten seiner Vorgänger gewaltet haben würde, stand nun aus Mangel äußerer Hülfsquellen in Absicht des Gelingens hinter den schlauen, kalt berechnenden Königen von Frankreich und Spanien zurück. Er wußte die Bedeutung der äußeren Mittel, und namentlich des Geldes, nicht, wie sie, zu berechnen; er verschwendete große Summen, und im entscheidenden Augenblick fehlten sie alsdann, und seine Heere gingen auseinander. *)

Diese Bemerkungen geben den Aufschluß über Maximilians Leben, und erklären den Widerspruch, in welchem er gegen sein Zeitalter stand. Uebrigens verfolgte er, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiserwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichst aufrecht zu halten, und zwar weniger durch die Gewalt der Waffen, als auf dem Wege der Einsicht und Vernunft; ferner das Ansehen der Kirche zu schützen; und endlich die gesammte Kraft der christlichen Völker gegen den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Und in der That gelang es ihm auch, der Kaiserwürde wiederum mehr Ansehen zu verschaffen, als sie seit Jahrhunderten besessen hatte; ja, er kam sogar auf den kühnen Gedanken, selbst die päpstliche Krone zu erlangen und so die beiden höchsten Würden der Christenheit, zum Wohle und Frieden der Welt, in seiner Person zu vereinigen. Es ist dies keine Erdichtung, sondern durch Dokumente und die eigenen Briefe des Kaisers erwiesen, indem er bei einer schweren Krankheit des Papstes Julius II. im Jahr 1511 ernstliche Schritte that, im Fall seines Todes, (er genas jedoch wieder,) sich zum Papste wählen zu lassen. Und wenn man die damalige Lage der Welt genau erwägte, so war der Gedanke des Kaisers auch nicht in dem Maaße abenteuerlich und

*) Schon als Knabe sprach Maximilian einst diese Gesinnung aus, als sein Vater ihm einen Teller mit Obst und einen Beutel mit Geld schenkte. Maximilian behielt das Obst und verschenkte das Geld an seine Bedienten. „Der wird ein Streugütlein werden," seufzte der Vater. Maximilian aber erwiederte: „Ich will nicht ein König des Geldes werden, sondern des Volkes und aller derer, die Geld besitzen.

unmöglich, wie er auf den ersten Blick erscheint. Ein Haupthinderniß, welches sein Ehestand hätte in den Weg legen können, war durch den Tod seiner zweiten Gemahlin Bianka ebenfalls gehoben. — Gleichwohl hatte Maximilian bei dieser, so wie bei den meisten übrigen Bestrebungen seines Lebens, das Maaß der äußeren Mittel nicht gehörig berechnet; die Idee stand zu großartig neben der kleinlichen Wirklichkeit; und deshalb hatten seine meisten Unternehmungen einen geringen Erfolg, wie die Geschichte seines Lebens jetzt näher darthun wird.

Die auswärtigen Beschäftigungen Maximilians, — bezogen sich fast ausschließlich auf Italien. Hier verfolgten die französischen Könige, deren Macht durch die gänzliche Vertreibung der Engländer vom französischen Boden, so wie durch die Einziehung der großen Kronlehen Burgund, Bretagne, Provence und Anjou, außerordentlich gewachsen war, immer eifriger den Gedanken, das in sich uneinige Land der kaiserlichen Oberlehnsherrlichkeit zu entziehen, und wo möglich sich zu unterwerfen. Daher suchte Karl VIII. alte Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel hervor, wo eine Nebenlinie des spanisch-arragonischen Stammes regierte, rückte schnell mit einem geworbenen Heere in Italien ein und eroberte 1495 in kurzer Zeit Neapel. Große Wirkung thaten dabei die metallenen Kanonen, welche, durch Pferde gezogen, dem Heere folgten, da man bis dahin fast nur schwere eiserne gekannt hatte, welche nur bei Belagerungen gebraucht wurden.

Sobald sich indeß die Italiener von dem ersten Schrecken erholt hatten, vereinigten sich Freunde und Feinde gegen die Franzosen; auch der Kaiser, der Papst und König Ferdinand der Katholische von Arragonien, versprachen ihre Hülfe, und der französische König sah sich gezwungen, seine Eroberung eben so schnell wieder aufzugeben, als er sie gemacht hatte. Bei dieser Gelegenheit verabredete auch Kaiser Maximilian die höchst wichtige Heirath seines Sohnes Philipp, des Besitzers der Niederlande, mit der spanischen Königstochter Johanna. Diesen Philipp hatte ihm seine geliebte Maria von Burgund geboren, und aus Philipps Ehe mit der spanischen Johanna stammte der nachherige Kaiser Karl V. her, welcher halb Europa unter seiner Herrschaft vereinigte.

Die Franzosen ließen sich indeß durch den ersten mißlungenen Versuch auf Italien nicht abschrecken. Der Nachfolger Karls VIII., König Ludwig XII., wollte Mailand unter seine Herrschaft bringen, da es mit Neapel nicht geglückt war. Er gründete seine Ansprüche auf Familienverträge mit dem Hause Visconti, und griff den damaligen Herzog, Ludwig Moro, feindlich an. Mit Hülfe der Venetianer, denen er einen Theil der Beute versprach, eroberte er das Herzogthum bald, im Jahr 1500, und der unglückliche Herzog mußte, nach zehnjähriger Gefangenschaft, sein Leben in einem Kerker in Frankreich beschließen.

Jetzt richtete der König seine Blicke von Neuem auf Neapel, verband sich mit Ferdinand von Arragonien, und beide theilten das Land, welches keinem gebührte. Bei dieser Gelegenheit mußte Ludwig aber erfahren, wie der Schlaue durch den Schlaueren betrogen wird; der spanische König wußte durch seinen Heerführer Gonsalvo von Corduba die Franzosen bald wieder aus dem Neapolitanischen zu vertreiben und behielt das Königreich für sich.

Der Kaiser hätte ein solches Schalten anderer Völker in Italien nicht dulden müssen; das unglückliche Land, welches sich nicht selbstständig zu erhalten wußte, mußte wenigstens durch kaiserlichen Schutz vor solcher Willkühr der Fremden bewahrt werden; und Maximilian hätte gern die alten Rechte der Lehnshoheit behauptet; allein das deutsche Reich unterstützte ihn nicht, seine Macht war zu gering, er mußte es geschehen lassen, daß der König Ludwig im Besitze Mailands blieb, und zufrieden seyn, als er doch in sofern die kaiserliche Würde ehrte, daß er das Herzogthum als Lehn des Reiches annahm.

Während die Franzosen sich in Italien festsetzten, machte Maximilian einen Versuch, — den letzten, der gemacht worden ist, — die Schweizer wieder unter die Botmäßigkeit des Reiches zu bringen. Noch einmal erhob sich der alte Haß des Adels, besonders in Schwaben, gegen die Schweizerbauern. Den Anlaß gab ein unbedeutender Streit der östreichischen Regierung in Tyrol mit den Graubündnern; die Hauptsache war aber, daß die Schweizer im Bunde mit den französischen Königen waren und ihnen Hülfe leisteten zu den Zügen nach Italien, was als eine Verletzung ihrer Reichspflicht angesehen wurde; denn noch immer betrachtete man sie als einbegriffen in den Reichsbund. Aber das Ende des Krieges gegen sie, der 1499 geführt wurde, war schimpflich für Deutschland. Der schwäbische Adel wurde in mehreren Gefechten hart geschlagen; ein großes und glänzendes Reichsheer, welches Maximilian selbst in Kostnitz sammelte, kehrte, wegen des Widerwillens der Fürsten an einem Kriege in den gefährlichen Bergen der Schweiz, die schon so manche Niederlage gesehen hatten, unverrichteter Sache an den Gränzpässen des Berner Landes um; und Maximilians Hofmarschall, Graf von Fürstenberg, der das Heer der rheinischen Fürsten durch das Elsaß bei Basel in die Schweiz führen sollte, ward bei Dorneck von den Schweizern überfallen und mit dem Verluste von 3000 Todten und des ganzen Lagers gänzlich geschlagen. Da mußte man Frieden machen und den Schweizern ihre Selbstständigkeit lassen, obgleich sie sich noch nicht ausdrücklich vom Reiche lossagten. — Bald nachher wurden auch die bisherigen Reichsstädte Basel und Schafhausen in den Schweizer-Bund aufgenommen.

Maximilian fand sehr bald wieder Beschäftigung in Italien. Hier war um diese Zeit kein Staat blühender, als der der Ve-

netianer. Durch ihren ausgebreiteten Handel hatten sie unermeßliche Reichthümer erworben, ein großer Theil von Oberitalien war ihnen nach und nach unterthan geworden, und sie strebten nach immer größerer Macht. Allein ihr Uebermuth erregte den Haß ihrer mächtigen Nachbarn, welche noch dazu auf verschiedene Theile ihres Gebietes Ansprüche machten; das meiste, was sie in Oberitalien außer ihrem alten Lande besaßen, hatte ehemals zum Reiche, andere Stücke hatten zum Kirchenstaate gehört; in Unteritalien hatten sie Orte an sich gerissen, auf welche Ferdinand der Katholische, als König von Neapel, gerechte Ansprüche hatte; Frankreich endlich hätte gern ihre zunächst an Mailand gränzenden Orte an sich genommen. Daher entstand 1508 die berühmte Verbindung zwischen Spanien, Frankreich, dem kriegerischen Papst Julius II., und dem Kaiser, gegen die Republik Venedig, welche man die Ligue von Cambray nennt, und die den, wenn auch reichen, doch gegen solche Macht unbedeutenden, Freistaat augenblicklich erdrücken zu müssen schien. Allein wie diese Verbindung die erste große dieser Art in der Geschichte der neuern europäischen Staaten ist, so ist sie auch insofern das Vorbild der meisten folgenden und ein Spiegel der Bodenlosigkeit der gewöhnlichen neuern Staatskunst geworden, daß sie, auf Eigennutz und Selbstsucht gegründet, ohne einen festen Anker in der sittlichen Würde der Völker zu haben, sich wie ein leerer Hauch wiederum auflösete, als die Karten des Vortheils sich anders mischten, und daß sie zum Gespött vor ganz Europa wurde. Denn die schlauen Republikaner wußten die Verbündeten durch Vorspiegelungen des Eigennutzes bald so zu trennen, daß diejenigen unter einander feind wurden, die vorher Freund waren, und daß sie selbst am Ende unverletzt aus dem Kampfe gegen die mächtigsten Fürsten hervorgingen.

Von dem Kaiser Maximilian rühmt die Geschichte, daß er es am treuesten mit seinen Bundesgenossen meinte und auf die Ehre seines Wortes hielt. — Zuerst nämlich im Jahr 1509 war Ludwig XII. am schnellsten auf dem Kampfplatze und eroberte in wenigen Wochen alles, was ihm die Ligue als Theil der Beute zugesprochen hatte; und als auch Maximilian mit seinem Heere anrückte und einen Ort nach dem andern einnahm, flehten die Venetianer um Frieden bei ihm und boten die Herausgabe alles dessen an, was sie je dem östreichischen Hause oder dem Reiche entzogen hätten, so daß er Gelegenheit hatte einen sehr vortheilhaften Vertrag mit ihnen zu schließen. Er that es aber nicht, weil sich die Verbündeten feierlich verpflichtet hatten, nur gemeinschaftlich den Frieden zu bewilligen. So gewissenhaft dachten die Uebrigen nicht. Ferdinand der Katholische, da er seine Orte in Unteritalien inne hatte, nahm nicht weiter Theil an dem Kampfe, und der Papst Julius II. verließ sogar die Ligue, aus Haß gegen die Franzosen, ganz und verband sich

mit den Venetianern; dasselbe that nach einiger Zeit Ferdinand, und die drei nannten ihren Bund den heiligen Bund. Die Franzosen wurden aus Mailand vertrieben. Da wandten sie schnell ihre Politik um; weil sich die erste Berechnung als falsch gezeigt hatte, so schlossen sie mit ihren bisherigen Feinden, den Venetianern, einen Bund; und Spanien verband sich dagegen wieder mit dem Kaiser und dem König Heinrich VIII. von England gegen jene beiden. In dem Raume weniger Jahre hatte also Freundschaft der Feindschaft und diese wiederum jener Platz gemacht; Spanien war zum Beispiel erst feindlich, dann verbündet, und nun wieder feindlich gegen Venedig; und im ganzen gehaltlosen Spiele zeigte sich, daß die List als Weisheit galt, und die Stimme des Gemüthes für nichts geachtet wurde.

Den Franzosen half auch die neue Berechnung diesesmal nicht; sie wurden mit Hülfe der Schweizer durch die Schlacht bei Novara 1513 ganz aus Italien herausgeschlagen; und da sie auch in ihrem eigenen Lande durch den Kaiser und die Engländer hart gedrängt wurden, welche unter Maximilians eigener Anführung in demselben Jahre die Schlacht bei Guinegast, (von der schleunigen Flucht der Franzosen die Sporenschlacht genannt,) gewannen, so mußte Ludwig seine Ansprüche auf Mailand auf eine gelegenere Zeit verschieben. Maximilian gab Mailand als Reichslehen an Max Sforza, den Sohn des Ludwig Moro.

Aber auch dieser besaß es nicht lange. Als Ludwig XII. im Jahr 1515 starb, folgte ihm der jugendlich kühne und ehrgeizige Franz I. auf dem französischen Throne; und um seine Regierung mit einer glänzenden That zu beginnen, brach er noch in demselben Jahre mit einem Heere nach Italien auf und eroberte Mailand wieder. Die Schweizer, welche der Stadt zu Hülfe kamen und sich unvorsichtig in ein Treffen einließen, wurden bei Marignano nach zwei heißen Tagen besiegt. Es war die erste Schlacht, die sie gänzlich verloren. Das französische Geschütz und die deutschen Lanzknechte, die im französischen Solde dienten, und von nun an als das beste Fußvolk galten, gewannen den Sieg. Der Kaiser Maximilian zog zwar im folgenden Jahre noch einmal nach Italien und belagerte Mailand, allein sein Alter und so viele mißlungene Bestrebungen machten ihn zum Frieden geneigt; überdieß schmolz sein Heer aus Mangel des Soldes schnell zusammen; er überließ in dem Vergleiche zu Brüssel 1516 das Herzogthum Mailand dem französischen Könige, und gab, was ihm fast noch empfindlicher war, der verhaßten Republik Venedig die wichtige Festung Verona zurück.

So endigte sich nach vielfachem Wechsel der Streit in Italien, auf welchen Maximilian seine beßte Kraft hatte verwenden müssen. Dieser Streit hatte ihn auch abgehalten, der Richtung

zu folgen, nach welcher ihn sein ritterliches Gemüth vorzüglich trieb, nämlich die Türken zu bekriegen und wo möglich aus Europa zu vertreiben. Dieser Lieblingswunsch schwebte ihm stets vor der Seele, und sprach sich noch wenige Monate vor seinem Tode, auf seinem letzten Reichstage zu Augsburg, in einem Antrage an die Stände des Reiches zu einem Türkenkriege auf das Lebendigste aus; allein die kleinlich und eigensüchtig bewegte Zeit war solchen Gedanken nicht günstig.

Von den übrigen auswärtigen Veranstaltungen des Kaisers ist am merkwürdigsten die Erneuerung der schon bestehenden Verbindung mit Ungarn und Böhmen. Er hatte von seinem Sohne Philipp, der früher gestorben war, und der spanischen Johanna, außer dem nachherigen Kaiser Karl V., noch einen Großsohn, den nachherigen Ferdinand I.; diesen vermählte er 1515 mit der Tochter des ungarischen Königs Wladislaw und legte dadurch den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den östreichischen Ländern.

Der ewige Landfriede. 1495. — Für das deutsche Reich ist Maximilian durch viele Einrichtungen ein Wohlthäter geworden; und wir berühren damit zuletzt noch seine Wirksamkeit im Innern und als Gesetzgeber. Sein großer Sinn kannte das dringende Bedürfniß einer gesetzlichen Ordnung in Deutschland. Schon sein Vater Friedrich hatte an ihrer Einführung gearbeitet; allein die Verwilderung der Zeit und seine eigene Schwäche hatten ihm nicht vergönnt, das Werk zu Stande zu bringen. Unter seiner Regierung tobte das Fehdewesen noch so allgemein und so verderblich, daß selbst die niedern Stände davon ergriffen wurden. So schickten im Jahr 1471 die Schuhknechte in Leipzig der dortigen Universität einen Fehdebrief zu; ferner die Bäcker des Pfalzgrafen Ludwig und die des Markgrafen von Baden mehreren Reichsstädten in Schwaben; und so mehr dergleichen. Maximilian nun nahm sich des Friedens so ernstlich an, daß er auf dem Reichtage zu Worms 1495 zwei Tage ununterbrochen selbst daran arbeitete, und so wurde der schon oft angeordnete Landfriede den 7. August auf ewige Zeiten gesetzlich gemacht und zu seiner Behauptung ein beständiges Reichskammergericht eingesetzt, welches die Streitigkeiten zwischen den Reichsständen, die sonst gewöhnlich durch die Gewalt der Waffen entschieden wurden, auf dem Wege Rechtens schlichten sollte. Wenn der Mißbrauch der Gewalt gründlich aufgehoben werden sollte, so mußte das Gesetz in seine volle Geltung treten und ein höchstes Gericht da seyn, welchem sich auch die Fürsten des Reiches unterwarfen. Das Kammergericht sollte aus einem Kammerrichter, der die Stelle des Kaisers vertrat, vier Vorsitzern und fünfzig Beisitzern bestehen, und der Kaiser selbst setzte es, nach Vollendung des Wormser Reichstages 1495 in Frankfurt ein, und übergab dem Gra-

sen Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab.*)

Von diesem Jahre 1495 kann also die Zeit des Faustrechts als beendigt angesehen werden; denn obgleich auch nachher noch einzelne Fehden vorkommen, so sind sie doch nur als seltene Ausnahmen zu betrachten, statt daß früher die Selbsthülfe das Gewöhnliche war; die Herrschaft des Rechtes hatte die Oberhand gewonnen. Wenn wir die unübersehbar wichtigen Folgen dieser Wendung der Dinge für die mittleren und niederen Stände des Volkes bedenken, von denen die Geschichte zu allen Zeiten so wenig kennt, weil ihr Leben von einem Tage zum andern unbemerkt abläuft, so müssen wir dieses Jahr als eines der wichtigsten unserer Geschichte, und den Kaiser Maximilian als einen der größten Wohlthäter unseres Volkes anerkennen.

Zur bessern Handhabung der Ordnung, und damit besonders die Sprüche des Kammergerichts durch eine bestimmte Macht in jedem Theile des Reiches ausgeführt würden, wurde ganz Deutschland im Jahr 1512 in Zehn Kreise getheilt, deren jeder als ein geschlossenes Ganze angesehen wurde und seinen Kreisobersten, so wie seine bestimmte Anordnung der friedlichen und kriegerischen Geschäfte hatte. Sechs Kreise waren schon früher gewesen: Baiern, Schwaben, Franken, der rheinische, Westphalen und Niedersachsen; 1512 kamen hinzu: der Kurkreis, welcher die vier Kurländer am Rheine enthielt, der obersächsische für Sachsen und Brandenburg, der östreichische und burgundische.

Außer diesen Einrichtungen verdankt das Vaterland dem Kaiser Maximilian eine neue, vollkommnere Kriegsordnung, durch Eintheilung der Heereshaufen, und endlich die Einführung des Postwesens.

Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 bemühte er sich noch angelegentlich, seinen Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, zum römischen König wählen zu lassen; sein Wunsch wurde aber damals nicht erfüllt, weil der Papst und ein Theil der Churfürsten Bedenklichkeiten wegen der zu großen Macht des vorgeschlagenen Königs hatten. Mißmuthig und kränkelnd reiste Maximilian ab und starb noch auf der Reise zu Wels in Oberöstreich, den 12. Januar 1519, im 59. Jahre seines Alters, und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter dem Altarstein der Kirche zu Neustadt neben seiner geliebten Mutter Eleonora begraben. — Es wird erzählt, daß er schon seit einigen Jahren seinen Sarg mit sich geführt habe. Gleich wie er dem Tode in früherer Zeit in dem kräftigen Muthe des Lebens und der Jugend oft getrotzt hatte, so lebte er in den letzten Jahren aus religiösem Ernste mit ihm vertraut.

*) Von Frankfurt wurde das Gericht später nach Speier und von da 1693 nach Wetzlar verlegt.

78. Das Ende des Mittelalters.

Es ist schon im vorigen Kapitel der wichtigen Veränderungen gedacht worden, welchen unser Volk in den letzten Jahrhunderten entgegengereift war. Mit Maximilian, als seinem letzten Vertreter; war das Mittelalter abgelaufen; eine neue Zeit, die schon lange im Keimen war, trat immer bestimmter ins Daseyn ein. Wir wollen noch einen Blick auf die Zeichen zurückwerfen, welche das Neue verkündigten, und auf die großen Erfindungen, welche am meisten zu seiner Erzeugung mitgewirkt haben.

Erfindung des Schießpulvers. Adel. Kriegswesen. — Wo und wann das Schießpulver zuerst erfunden ist, kann nicht genau bestimmt werden; es ist wahrscheinlich, daß die Chinesen es sehr früh gekannt haben, daß es von ihnen zu den Arabern und durch diese nach Europa gebracht ist. Allein es wurde noch nicht zum Kriege gebraucht, und kann also vorher auch eigentlich noch nicht Schießpulver genannt werden. Als solches findet es sich erst gegen das Jahr 1350 im Gebrauch, und man schreibt diese Erfindung einem deutschen Mönche Berthold Schwarz zu. Er hatte, so erzählt man, eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser zerrieben, es kam zufällig ein Funke hinein, die Masse entzündete sich und warf den Stein, mit welchem er es gerieben hatte, mit großer Gewalt in die Höhe. Dieser Zufall leitete auf den Gedanken, große metallene Mörser für den Gebrauch im Kriege zu verfertigen, aus denen man Steine und Kugeln gegen eine feindliche Stadt schleudern könnte, und so wurde das schwere Geschütz erfunden, dessen Gebrauch schon um das Jahr 1400 ziemlich allgemein war. Zum erstenmale geschieht des groben Geschützes in der Schlacht bei Creci in Frankreich, zwischen den Franzosen und Engländern, im Jahr 1346, Erwähnung. Das kleine Geschütz, oder die Handbüchsen, die ein einzelner Mensch mit sich forträgt, erfand man etwas später; doch wird derselben schon in einer Urkunde vom Jahr 1381 erwähnt, indem nämlich die Stadt Augsburg zu dem Kriege der Städte gegen den Adel dreißig Büchsenschützen zu stellen sich verpflichtete,*)

Durch diese neuerfundenen Waffen mußte die ganze Gestalt

*) Diese waren einfache Röhren, welche eben so wie die Kanonen durch eine Lunte angezündet wurden. Weil es aber langsam und mühselig war, und besonders das genaue Zielen verhinderte, so erfand der deutsche Scharfsinn im Jahr 1551 zu Nürnberg das deutsche Feuerschloß, an welchem der zündende Funke durch ein umlaufendes stählernes Rad, welches gegen den Kiesel im Hahne anschlug, hervorgebracht wurde; und später wurde diese Erfindung in Frankreich zu dem jetzigen Flintenschloß vervollkommnet.

und Weise des Krieges umgewandelt werden. In der alten Zeit wurde der Kampf fast nur in der Nähe geführt; Mann gegen Mann mit Lanze und Schwerdt; die persönliche Kraft, Uebung, Gewandtheit und der Muth der Brust, gaben die Entscheidung. Falls nicht eines der Heere aus Feigheit früh floh, so war die Schlacht nur dann entschieden, wenn der Kampfplatz mit einem großen Theile der fechtenden Krieger bedeckt lag; die Schlachten waren blutiger, aber entscheidender. Nachdem nun aber der Kampf aus der Ferne die Hauptsache wurde, und der Einzelne seinem Gegner nicht mehr ins Auge sah, sondern dem Zufall überlassen mußte, ob seine Kugel das Schicksal des Tages entscheiden helfe, oder ohne Wirkung im Raume sich verliere; nachdem er sich immer mehr als ein Werkzeug der Berechnung des Heerführers hingeben mußte, und des letzteren Kunst und Verstand als die Quelle der Entscheidung zu gelten anfing; da mußte der Geist des Ritterthums durch die neue Kriegsweise vernichtet werden. Jenes stützte sich auf die höchstmögliche Ausbildung der persönlichen Kraft, und dieselbe gab dem Einzelnen ein solches Uebergewicht, daß ein ganzer Haufe gemeiner Fußknechte gegen den überall geharnischten Mann auf seinem gepanzerten Streitrosse nicht zu bestehen vermochte; nun aber konnte der feigste Mann den tapfersten Ritter mit seiner Büchse aus der Ferne erlegen. Mit äußerster Erbitterung des Gemüthes eiferte lange Zeit der Adel gegen die neue heimtückische, unehrliche Waffe; endlich, da sie die Oberhand gewonnen hatte, zog er sich immer mehr vom Kriegswesen zurück.

Doch ging auch diese Veränderung nicht schnell vor sich. Noch lange nach Erfindung des Schießgewehres, da die Schützen nur noch einen kleinen Theil des Heeres ausmachten und das grobe Geschütz nur bei Belagerungen gebraucht wurde, blieb der geharnischte Reuterhaufen der Kern der Heere und erhielt sich der Adel in seiner kriegerischen Erziehung. Die Turniere blieben seine Hauptfeste, wo der Jüngling schon früh mit der Gefahr spielen lernte; und alle Verbote der Päpste und Kirchenversammlungen gegen dieselben, weil sie so gefährlich waren, — denn oft wurde auch mit scharfen Lanzen gerennt, — und alle Kirchenstrafen gegen die Theilnehmer, indem z. B. kein im Turnier Umgekommener Begräbniß in geweihter Erde erhalten sollte, hatten die leidenschaftliche Vorliebe für diese Feste nicht auszurotten vermocht. Noch in dem fünfzehnten Jahrhundert findet sich fast kein deutsches fürstliches Geschlecht, welches nicht eins seiner Glieder bei solchen Kampfspielen verloren hätte. Von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den man den deutschen Achilles nannte, wird erzählt, er habe bis siebenzehnmal scharf gerennt, und selbst der Kaiser Maximilian hat es mehreremale gewagt. So erzählt der Geschichtschreiber des östreichischen Hauses, Fugger, wie auf dem Reichstage zu

Worms 1495 ein französischer Ritter, Claudius Barre, erschienen sey und die ganze deutsche Nation zur Probe der Waffen herausgefordert habe. Kaiser Maximilian ließ sich das Recht für die Ehre seines Volkes zu streiten nicht nehmen und überwand den fremden Ritter, nachdem das Rennen mit den Lanzen unentschieden geblieben war, mit dem Schwerdte.

So wie dieser Kaiser der letzte der eigentlich ritterlichen Kaiser ist, und wie sein Zeitalter überhaupt das Mittelalter beschließt, so erscheint in einigen seiner Zeitgenossen, wie z. B. in Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, noch einmal der Kampf der alten Herrlichkeit ihres Standes gegen den gewaltigen Wechsel der Zeiten, — bis sie erliegen. Selbst in den Geistlichen dieser spätern Zeit zeigt sich mitunter der kriegerische Sinn des Ritterthums. Als Friedrich III. gegen Karl den Kühnen heranzog, Neuß zu befreien, führte der tapfere Bischof von Münster, Graf Heinrich von Schwarzburg, den ersten, aus Westphalen, Niederländern und Niedersachsen bestehenden, Heerhaufen selbst an, und zeigte größeren Eifer zum Kampfe, als der Reichsfeldherr, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg. Ja, er hegte die Hoffnung, den stolzen Herzog von Burgund in der Schlacht selbst zu treffen und mit ihm zu kämpfen. Da es nicht zur Schlacht kam, sondern ein Stillstand geschlossen wurde, während dessen die Münsterschen mit des Herzogs Pikarden in blutigen Streit geriethen, forderte der Bischof, der keine Genugthuung für die seinem Heere angethane Schmach erhalten konnte, den Herzog Karl selbst zum Zweikampfe heraus. Kaiser Friedrich untersagte den Zweikampf; das Heer aber urtheilte, nicht der Markgraf von Brandenburg, sondern der Bischof von Münster, habe auf diesem Zuge den Namen des deutschen Achilles verdient.

Die Umwandlung des ganzen Kriegswesens war indeß immer entschiedener geworden. An die Stelle der alten Lehns-Heere waren die Soldtruppen gekommen und damit das ganze volle Uebel der Absonderung des kriegerischen Standes von dem Bürger eingetreten. In älterer Zeit war der Vogt, der die Rechtspflege und die bürgerliche Ordnung in einem Bezirke verwaltete, zugleich der Befehlshaber der Stadt und Burg und der Anführer im Felde; eben so die Räthe und Hofbeamten der Fürsten; die Geschäfte des Landes standen im Einklange und wurden mit den gleichen Geisteskräften geführt. Jetzt trennte man sie, und der Kriegsdienst wurde ein Gewerbe.

Das schlimmste war damals, wenn die Fürsten die im Kriege gehaltenen Söldner im Frieden nicht beibehalten konnten; da wurden sie dann, weil sie weder Lust noch Fähigkeit hatten, zu bürgerlichen Geschäften zurückzukehren, eine Plage der Länder. Bitter klagt darüber die Chronik des Sebastian Frank. „Die verderblichen Lanzknechte, sagte sie, sind niemand nütz Volk, das ungefordert, ungesucht umläuft, Krieg und Unglück sucht und

nachläuft. Ein unchristlich und verloren Volk, dessen Handwerk ist, Morden, Rauben, Brennen, Spielen, Saufen, Gotteslästern, freiwillig Wittwen und Waisen machen, ja, das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermanns Schaden nähret und innerhalb und außerhalb des Krieges die Landleute plaget. Die Sach ist leider dahin gekommen, daß ein jeder Lanzknecht sich stellt, als habe er einen Eid geschworen, sobald er einmal den Spieß auf die Achsel nehme, so wolle er sein Tag keine Arbeit weiter thun. Ehemals kriegte ein jeder Fürst mit seinem eigen Volk, so er Anstöße hätt; jetzt, da man dieß unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel Tausend zu, will ein jeder über den andern mit der Viele und Stärke der Rüstung seyn, und kost ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet, und mit diesem Gesind hinausrüstet, als dort bis man vollendet. Wenn dieß Volk nicht wäre, so wären viel geringer Krieg, und müßte oft ein Fürst mit soviel Hundert kriegen, als jetzt mit Tausend, und sollt dennoch mehr ausrichten. Denn dieses Volk und Schadenfroh hängt immer eins ans ander, daß sich der Krieg verlängere, und wär ihm leid wenn es recht zuginge und Fried würde. Damit wird dann das Land erschöpft, daß schier kein Fürst noch Bauer Geld mehr hat.“ — Ganz bestimmt und ehrenvoll unterscheidet dieselbe Chronik von diesen Miethstruppen, welch einem jeden dienten, der ihnen Sold gab, die Krieger, welche nur für ihr Vaterland fochten. „Die Unterthanen, sagt sie, die aus Noth des Gehorsams von ihrem Herrn zum Kriege aufgefordert werden, und so sie vollenden, wieder niedersetzen an ihre Arbeit, nenne ich nicht Lanzknecht, sondern gehorsame Kriegsleut.“ — Uebrigens waren jene Lanzknechte, über deren Zuchtlosigkeit so bitter geklagt wurde, treffliche Krieger in der Schlacht. Mit achtzehn Fuß langen Lanzen bewaffnet, durch Helm und Küraß geschützt, standen sie wie eine feste Mauer, und ihre vorgestreckten Lanzen bildeten einen undurchdringlichen Wald, weshalb die Franzosen ihre Schlachtordnung herisson, Stachelschwein, nannten. Kaiser Maximilian gab ihren geschlossenen Reihen durch geschickte Eintheilung und Uebung im Oeffnen und Wiederschließen noch mehr Beweglichkeit. Sie verdunkelten selbst den Ruhm der Schweizer und brachen das Uebergewicht der alten ritterlichen Reuterei, deren Ansehn schon durch das hussitische und schweizerische Fußvolk gesunken war, nun völlig.

Erfindung der Buchdruckerkunst. — Eben so wichtig, als die Erfindung des Schießpulvers für den Krieg, war die Buchdruckerkunst für alle Geschäfte des Friedens. Auch sie ist ein Werk des deutschen Scharfsinns, und nicht etwa durch Gunst des Zufalls, sondern durch die bewußte Richtung des Nachdenkens gefunden und von Stufe zu Stufe weiter ausgebildet.

Man hatte schon früher, nach dem Muster kleiner Bilder, die man in Holz ausschnitt und abdruckte, auch die Buchstaben nachgeschnitten, dann eine ganze Seite eines Buchs und endlich ganze Bücher, indem man jede Seite derselben auf einer besonderen Holztafel nachbildete. Obgleich dieses viel mühsamer war, als das Abschreiben, so konnte man dafür auch mit diesen Tafeln ein Buch viele hundert Male abdrucken und so den Lohn der mühseligen Arbeit gewinnen. Dennoch mußte sie noch um Vieles erleichtert werden können; so dachte Johann Guttenberg, aus einem alten adeligen Geschlecht 1401 zu Maynz geboren, und wandte die ganze Kraft seines Geistes auf die Verfolgung des Gedankens, die Buchstaben einzeln, von gleicher Größe, auf der Spitze hölzerner Stäbchen auszuschneiden, diese zu Wörtern zusammenzusetzen, abzudrucken, wieder auseinanderzunehmen, und dann zu der Bildung der folgenden Seite von Neuem zu benutzen. Nach vielfachen Versuchen gelang ihm das Werk. Er verband sich mit einigen andern Männern seiner Vaterstadt, dem Goldschmidt Johann Faust, und dem Peter Schöffer aus Gernsheim;*) und diese Gesellschaft bildete die Erfindung durch das Hinzufügen der noch folgenden Dinge, der eigenthümlichen Mischung von Metallen zu den Lettern, der Presse, der Druckschwärze, zu der nöthigen Vollkommenheit aus, um den Druck eines Buches zu beginnen. Man machte den Anfang mit der Bibel. Aber der wahre Erfinder genoß die Frucht seiner Arbeit nicht, die er so wohl verdient hätte; der Goldschmidt Faust, welcher ihm Geld vorgeschossen, nachdem er sein Vermögen auf die Versuche seiner Kunst verwendet hatte, ließ ihm alle seine Geräthschaften durch einen gerichtlichen Spruch abnehmen, und schloß ihn von der Unternehmung aus. Der Erfinder der wichtigsten Kunst der neueren Zeit mußte durch die Wohlthaten des Churfürsten von Maynz sein Leben fristen und starb 1468.

Im Jahr 1457 wurde durch Faust und seine Gehülfen das erste Buch, die lateinischen Psalmen, vollendet, und 1462 bald darauf eine ganze Bibel. So großer Unterschied war schon damals in dem Preise eines solchen Werkes gegen die Kosten des Abschreibens, daß eine Bibel, die man abgeschrieben um 4 bis 500 Goldgulden kaufte, gedruckt für 30 gegeben wurde; und dennoch war dieser Preis noch ohne Vergleich höher, als wir ihn nach der allgemeinen Ausbreitung der Buchdruckerkunst kennen. Und dieses ist eben der große Vortheil dieser Erfindung, daß jedes Licht der Erkenntniß, welches das menschliche Geschlecht auf eine höhere Stufe geistiger Klarheit erhebt, nicht mehr ein Eigenthum Weniger bleibt, sondern ein Gut ganzer Völker werden kann. Dadurch greift die Buchdruckerkunst auf eine wunderwürdige

*) Die gewöhnliche Annahme, daß Schöffer ein Geistlicher gewesen sey, ist falsch. Der Name Clericus, den er sich beilegt, bedeutet auch einen Kalligraphen, der sich mit Bücherabschreiben beschäftigte.

Weise in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts ein. Das Gesetz in dieser Entwicklung, welches sich vom Anfange aller Geschichte bis auf den heutigen Tag am klarsten erkennen läßt, ist dieses, daß die Bildung und Aufhellung des Geistes immer weitere Kreise einnimmt, und eine immer größere Zahl der Menschen ergreift. Wenn auch darüber gestritten werden mag, ob wir im Ganzen in den Wissenschaften und Künsten auf höherer Stufe stehen, als manche Völker der alten und mittleren Zeit, so ist doch der Fortschritt in der allgemeinern Ausbreitung der Erkenntniß auf keine Weise abzuleugnen, und die Buchdruckerkunst ist der große Hebel hierzu gewesen. — Von großer Wichtigkeit für die außerordentlichen Folgen der Buchdruckerkunst war die schon vorher gemachte Erfindung des Linnenpapiers. Früher gebrauchte man Pergament, welches aber zu kostbar und zu dick, dann Baumwollenpapier, welches zu wenig dauerhaft war; das Linnenpapier, wahrscheinlich auch eine deutsche Erfindung, kommt zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1318 zu Kaufbeuren vor. Welche Erleichterung der allgemeinen und schnellen Verbreitung von Nachrichten und Gedanken hat nicht die Freiheit, Leichtigkeit und Wohlfeilheit dieses Materials gewährt!

Wir schließen die allgemeine Betrachtung des jetzt geendigten Zeitraums mit einigen Worten über die Folgen der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien. Sie gingen zwar nicht von unserm Vaterlande aus, aber sie hatten doch vielfachen Einfluß auf dasselbe; nicht nur durch die Erweiterung des Gedankenkreises im Allgemeinen, welche für den menschlichen Geist daraus folgen mußte, sondern auch insbesondere durch die Veränderung des Welthandels. Bis dahin waren die ostindischen Erzeugnisse, deren Europa jedes Jahr einen beträchtlichen Vorrath bedurfte, auf verschiedenen Wegen durch Asien an das mittelländische Meer gekommen, und von da vorzüglich durch die italienischen Seestaaten abgeholt und weiter verfahren. Der Landweg zu den nördlichen Gegenden ging dann wie schon früher entwickelt ist, durch Deutschland. Nun aber, nachdem die Portugiesen 1498 den Seeweg um Afrika herum gefunden hatten, konnten sie, bei den großen Vortheilen der Seefracht, bald alle andere Völker aus dem ostindischen Handel verdrängen; Venedig und die anderen italienischen Seestaaten sanken, und auch Deutschland fühlte die Folgen mittelbar sehr bald. Sein Handel sank gleichfalls, so wie der der Portugiesen und Spanier stieg; und durch den großen Umschwung zerfiel auch der Bund der Hansa, obgleich ihr Handel viele andere Waaren umfaßte. Die deutschen Städte konnten sich vom sechszehnten Jahrhundert an auf der alten Höhe des Reichthums und der Macht nicht erhalten, und so wurde der aufstrebenden fürstlichen Gewalt auch von dieser Seite der Weg gebahnt.

Die
Deutsche Geschichte.

Für Schulen bearbeitet

von

F. Kohlrausch.

Zweite Abtheilung.

Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den westphälischen Frieden. 1520 — 1648.

Die neuerfundene Buchdruckerkunst befördert die Abfassung und Verbreitung historischer Werke außerordentlich, und ihre Zahl wächst daher mit jedem Jahrzehend. Zugleich erhöht der geweckte Sinn für wissenschaftliche Forschung, und der durch das Studium der Alten geläuterte Geschmack, den Werth der besseren unter ihnen.

Unter den Schriftstellern, welche die allgemeine Geschichte dieser Zeit behandeln, nennen wir:

1. Paul Jovius, (geb. 1482 zu Como, st. 1552 als Bischof von Nuceria,) schrieb historiam sui temporis von 1494 bis 1546.
2. Jak. Aug. Thuanus, (de Thou, geb. zu Paris 1553, st. 1617, Präsident des Parlaments und Oberbibl. Heinrichs IV; gelehrt und geachtet,) schrieb ebenfalls hist. sui temp. 1543 — 1607.
3. Joh. Genesius de Sepulveda (Spanier, geb. 1491, st. 1572, Historiograph Karls V.) de rebus gestis Caroli v: Colon. 1657.
4. Unter den spanischen Geschichtschreibern sind noch zu nennen: Petrus Salazar, Prudentius de Sandoval, Alfons de Ulloa, und Antonius de Vera Zunnigaet.
5. Unter den italienischen: Ludw. Dolce, Giovambaptista Adriani, und Gregorius Leti.
6. Einzelne, zum Theil wichtige, Schriften über die Zeit Karls V., an der Zahl 62, hat Simon Schard im zweiten Bande seiner Script. rer. Germ., und:
7. Freher im dritten Bande seiner Script. gesammelt.

Für die Geschichte der Reformation sind:

8. vor Allen die Schriften der Reformation selbst und ihrer nächsten Freunde von der höchsten Wichtigkeit; sie enthalten zugleich Vieles zur Aufhellung der politischen Geschichte ihrer Zeit. Die Werke Luthers, Melanchthons, Zwingli's und Calvins brauchen hier nicht namentlich aufgezählt zu werden.
9. Wichtig sind auch die Werke von Erasmus von Rotterdam, (geb. 1467, st. 1536) theils im Sinne der Reformation, theils gegen sie gerichtet; ebenfalls:

10. Die Schriften Ulrichs von Hutten, (geb. 1480, st. 1523,) welcher für die neuern Ideen mit Feuer und scharfem Witze auftrat.

11. Johann Sleidanus (geb. 1506 zu Sleida, st. 1556, Professor juris zu Straßburg und Historiograph des schmalkaldischen Bundes,) Commentarius de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare. Ein wichtiges Werk. (Fortgesetzt von Londorp von 1555 — 64.)

12 Georg Spalatin, (geb. 1482 st. 1545, Hofprediger und Geheimschreiber Churf. Friedr. des Weisen, dann erster evang. Sup. zu Altenburg, sehr thätig auf dem Reichstage zu Augsburg 1530,) Annales reformationis; dann Lebensbeschreibung mehrerer Päpste seiner Zeit, und kleinere Schriften, gesammelt in Menken's script. rer. Germ.

13. Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 1626, st. 1692, zwar nicht Zeitgenosse, aber doch ein zuverläßiger Gewährsmann, weil er als sächsisch-gothaischer Minister aus den Urkunden des Archivs zu Gotha schöpfte,) Comment. hist. et apologeticus de Lutheranismo, gegen die hist. Lutheranismi des Jesuiten Ludw. Maimburg (geb. 1610 zu Nancy, st. 1686) welche ebenfalls zu beachten ist.

14. Die Akten über die Reformationsgeschichte vervollständigten aus archivalischen Quellen auch noch spätere Schriftsteller aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts, besonders Joh. Joach. Müller, Valentin Löscher, Chr. Lehmann u. a.

Die Geschichte der Augsb. Confession behandeln besonders:

15. David Chyträus (geb. 1530, starb 1600, Prof. zu Wittenberg, Rostock, Helmstädt, Urheber der protest. Kirchenordnung in Oestreich aus Maxim. II. Auftrage, Mitverfasser der formula concordiae,) in seiner hist. Confess. Augustanae. Hat auch Reden auf Karl V., Ferd. I. und Maxim. II. geschrieben.

16. Auch Georg Cölestinus (churbrand. Oberhofprediger, st. 1576) hat hist. Comitiorum Augustae 1530 celebratorum geschrieben.

Ueber den schmalkaldischen Krieg handeln:

17. Der Spanier Ludw. von Avila. (General Karls V.) in seinen Comment. de bello Germanico a Carolo V. gesto. II. Vol., spanisch geschrieben und ins Lat. übersetzt Antwerpen 1550; sehr für Karl V.; dagegen sehr für die protest. Parthei.

18. Fried. Hortleder, geb. 1579, st. 1640, weimarscher Hofrath,) in den: Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen des deutschen Kriegs Karls V. wider die schmalkaldischen Bundesgenossen; Frankf. 1617, und vermehrt Gotha 1645. Er schöpfte aus den Urkunden des Weimarschen Archivs.

Ueber das tridentinische Concilium:

19. Paul Sarpi, (geb. zu Venedig 1552, st. 1623, Serviten-Mönch, Rath der Stadt Venedig,) „Geschichte des Concil. zu Trident," ital. geschrieben und herausg. London 1619, unter dem Namen von Petrus Suavis; deutsch von Rambach Halle 1761.

20. Gegen Sarpi, der zu frei geschrieben, ist die „Gesch. des trid. Conc." von dem Jesuiten Sfortia Pallavicini, (geb. zu Rom 1607, st. 1667.)

Lebensbeschreib. berühmter Männer jener Zeit:

21. Adami Reisneri Comm. de vita et reb. gest. Georgii et Casp. Frundsbergiorum. Frkf. 1568.

22. Joach. Camerarius (geb. 1500, st. 1547, Freund Melanchthons, Prof. zu Tübingen und Leipzig) vita Melanchthonis und auch Mauritii Electoris.

23. Götz von Berlichingens (st. 1562) Lebensbeschreibung, von ihm

selbst; von Pistorius herausgeg. Nürnb. 1731, und von Büsching u. v. d. Hagen 1813.

24. Sebast. Schärtlins von Burtenbach, (Feldherrn der Städte im schmalk. Kriege) Leben von ihm selbst.

Quellenschriften über die Zeit Ferd. I. und Max. II. enthält:

25. Der dritte und vierte Theil der Script. rer. Germ. von Schard.

Ueber die Zeit bis Ferd. II. und ferner, besonders den dreißigjährigen Krieg:

26. Franz Christ. Graf von Khevenhüller, (kais. Rath und Obrist-Hofmeister, st. 1650,) Annales Fredinandei, von 1578 bis 1637, vollst. Leipzig 1726 in einen pragm. Auszug gebracht von Runde, f. Leipz. 1778.

27. Nicol. Bellus Kriegs- und Friedenshandlungen unter Matthias und Ferd. II, von 1617 — 40.

28 Wilhelm Lamormain (Jesuit, Beichtvater Ferd. II., st. 1648) Virtutes Ferdinandei, Wien 1637.

29. Pet. Bapt. Burgus, (aus dem Genuesischen, Augenzeuge von Gust. Adolfs Thaten, daher günstig für ihn,) Comment. de bello Suecico, von 1618 — 32.

30. Eberh. Wassenberg (aus Emmerich, Historiograph des Königs Wladislaus von Polen) Florus Germanicus de bello inter Ferd. II. et III. et eorum hostes ab ann: 1618 — 40 gesto; sehr eifrig gegen die Protestanten; so wie auch:

31. Die ital. Geschichtsschreiber des dreißigjährigen Krieges, Jos. Ricci, Jak. Damiani, Galeazzo Gualdo, und andere.

Dagegen für die protest. Partbei:

32. Phil. von Chemnitz, (schwedischer Rath und Historiograph, st. 1678,) der den schwedisch deutschen Krieg in 9 Theilen beschrieb, von denen aber nur 2 gedruckt sind. Die übrigen, im Reichsarchiv zu Stockholm verwahrten, benutzte ohne Zweifel:

33. Der berühmte Samuel Puffendorf (Rath und Historiograph zu Stockholm, zuletzt Geh. Rath in Berlin, st. 1694) in seinem Werk de rebus Suecicis sub Gust. Adolpho usque ad abdicationem Christinae.

34. Tobias Pfanner, (geb. 1640, sächs. Rath,) hist. pacis Westph.

35. Mit dem J. 1617 fängt auch das bändereiche Werk: Theatrum Europaeum an, 19 Voll., von verschiedenen Verfassern und sehr ungleichem, oft geringem, Werthe.

Ueber einzelne merkwürdige Männer.:

36. Die Thaten Herzog Bernhards von Weimar hat aus archivalischen Quellen bearbeit: Ernst Sal. Cyprian. Gotha 1729

37. Das Leben Wallensteins schrieb Galeazzo Gualdo, Lyon 1643.

38. Die Originalbriefe Wallensteins aus den Jahren 1627 bis 34, welche ein neues Licht auf sein Leben und seinen Charakter werfen, werden gerade jetzt herausgegeben von Friedr. Förster, Berlin 1828. f.

79. Wahl Kaiser Karls V.

Der durch Maximilians Tod erledigte Kaiserthron sollte wiederum besetzt werden. Die gespannte Lage Europa's, so wie die Verwirrung in Deutschland, wo das Faustrecht nach des alten Kaisers Tode wieder zu erwachen schien, forderten einen kräftigen Herrscher, damit nach Innen und Außen das Gleichgewicht erhalten werde. Um Italien dauerte noch der Streit zwischen Spanien und Frankreich; aber keinem von diesen, sondern dem Kaiser, gebührte das Recht der Entscheidung in diesem Lande, welches sich nicht selbst zu helfen vermochte. Von Osten her drohten die Türken; Ungarn, geschwächt durch schlechte Verfassung so wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen sie seyn, daher mußte auch hier der Kaiser der Deutschen Europa schützend vertreten. In Deutschland hatten sich zwei große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte, eine Beleidigung zu rächen, plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reutlingen mit dem Schwerte erobert und zu seiner Stadt gemacht, und als er die Abmahnungen des schwäbischen Bundes, welchen Kaiser Maximilian zur Erhaltung der inneren Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete griff der Bund ihn mit Kriegsmacht an und trieb ihn aus seinem Lande. — In Niedersachsen erhob sich noch blutigerer Streit. Zwei Edelleute, Herrn von Saldern, Vasallen des Bischofs von Hildesheim, kündigten diesem die Fehde an; sie fanden Hülfe bei den Herzogen von Wolfenbüttel und Kalenberg, der Bischof dagegen bei dem Herzog von Lüneburg, so wie bei den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Januar 1519 fochten beide Theile in einer Schlacht auf der Soltauer Haide im Lüneburgischen; des Bischofs Heer siegte, viele der Gegner wurden gefangen und 4000 blieben auf dem Wahlplatze. — Solche Beispiele waren gefährlich. Den Räubereien der kleinen Ritter war durch den Landfrieden zwar ein Ende gemacht worden; sollten aber die Fürsten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen streben, — bis dahin war durch die Fehde noch niemand unterdrückt worden, — so mußte ein kräftiger Kaiser die Herrschaft der Gesetze zu schützen wissen.

Maximilian hatte schon früher mehrere Stimmen für seinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gewonnen. Vielen aber schien es bedenklich, einen Herrn, der schon halb Europa beherrschte, zum Kaiser in Deutschland zu machen; denn Karl, der Erbe des spanischen und östreichischen Stammes, besaß, außer Spanien, die Königreiche Neapel und Sizilien, die schönen östreichischen Länder, und die ganze burgundische Erbschaft in den Niederlanden. Wenn einem solchen noch der Glanz der alten Kaiserkrone gegeben wurde, dann konnte ihn diese, so fürchteten sie, mit der Macht seines Hauses verbunden, leicht zu

hoch erheben, und ihm Gedanken des Stolzes eingeben, daß er die Freiheit der deutschen Fürsten zu überwältigen und aus Deutschland ein unumschränktes Erbreich zu machen strebte.

Von der andern Seite war als Mitwerber um die kaiserliche Krone Franz I., König von Frankreich, aufgetreten. Der Papst begünstigte ihn, wenigstens nahm er den Schein davon an, und durch sein erstes ritterliches Erscheinen in Italien hatte sich der junge König großen Ruf erworben; ja, sein Volk erhob, nach seiner Weise, die Verdienste seines Königs in den Himmel. Die französischen Gesandten überreichten den deutschen Wahlfürsten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunsten des Königs, und indem in derselben von der großen Türkengefahr die Rede war, schlossen sie: „derjenige müsse in der That ohne Verstand seyn, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen sey, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geschicktesten anvertrauen müsse."

Aber, obwohl sie so zuversichtlich redeten, fühlten die Fürsten doch die Gefahr, einen König der Franzosen zum deutschen Kaiser zu machen; und da der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem sie die Krone angeboten, sie mit großartiger Gesinnung ausschlug, weil die geringe Macht seines Hauses so schwierigen Zeiten nicht gewachsen sey, und selbst den jungen spanischen König empfahl, bedachten sie, daß dieser doch ein Fürst in deutschen Landen und des verehrten Kaisers Maximilian Enkel sey, und wählten ihn den 28. Juni 1519. Doch mußten seine Gesandten zuvor einen Wahlvertrag unterschreiben: „Daß er, ohne der Churfürsten Einwilligung, als Kaiser kein Bündniß mit Fremden machen und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen wolle; daß er keinen Reichstag außerhalb Deutschland halten; die Reichs- und Hofämter mit gebornen Deutschen besetzen; in Schriften und Handlungen des Reiches keine, als die deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen; ferner die großen Gesellschaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert und ihres eignen Willens gehandelt, mit der Reichsstände Rath gänzlich aufheben;*) keinen Stand des Reichs ohne Ursache und unverhört in die Reichsacht erklären; und endlich so bald als möglich nach Deutschland kommen und für die meiste Zeit seinen Aufenthalt daselbst nehmen wolle."

Diese und andere Punkte beschworen die Gesandten im Namen ihres Herrn und ersuchten ihn, nun als alsbald im Reiche zu erscheinen.

Der junge König hatte schon seit zwei Jahren seine Regierung in Spanien angetreten; allein die Welt kannte ihn noch nicht. Die meisten hatten geringe Hoffnung von ihm. Der frühe Tod

---

*) Dieses ging hauptsächlich gegen den Bund der Hanse, der noch bestand, und zeigt die traurige Eifersucht der Fürsten gegen die Freiheit und Blüthe der Städte.

seines ritterlich edlen Vaters Philipps des Schönen, der Wahnsinn seiner Mutter Johanna, die Trennung von seinem Bruder Ferdinand, der in Spanien erzogen wurde, seine eigne Jugend unter fremden Menschen in den Niederlanden, — dieses Alles hatte sein Gemüth tief in sich zurückgedrängt und ihm früh eine Verschlossenheit gegeben, welche dem fremden Blicke sein Inneres verbarg. Dazu reift er nur langsam zu der Klarheit und Selbstständigkeit heran, welche ihn später groß machten; es schien, als wenn seine Rathgeber ihn ganz beherrschen würden. Nur, die tiefer in der Menschen Seele zu blicken verstanden, hatten die Lichtblitze der seinigen bemerkt. Zu Valladolid, in einem großen Ritterspiele, erschien der junge König, der von Jugend auf die ritterlichen Uebungen geliebt hatte, in vollen Waffen, und hielt einige Rennen mit seinem Stallmeister. Drei Lanzen brach er mit ihm, und jedesmal erfüllte das Jubelgeschrei des Volkes die Luft; denn der Jüngling, der noch nicht 18 Jahre alt war, den man für schwach und untergeordnet gehalten hatte, erschien mit dem edelsten Anstande und herrlicher Kraft, und auf seinem Schilde las man das einzige Wort: Nondum („noch nicht!") Die, welche den Sinn des Wortes faßten, erwarteten mit Verlangen den Augenblick da er es an der Zeit halten würde, selbstständig hervorzutreten.

Er kam. Seine Wahl zum Kaiser in Deutschland war geschehen, und er sollte sich rasch entscheiden, ob er Spanien jetzt verlassen und in dem neuen Reiche die Zügel ergreifen wolle. Bei der großen Nachricht blieb der zwanzigjährige Jüngling unverändert. „Unser König, der jetzt Kaiser ist," so erzählt ein Augenzeuge, „schien das Größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; seine Gemüthsgröße und sein Ernst sind so außerordentlich, daß er das Ansehen hat, als habe er den Erdball unter seinen Füßen." — Der Entschluß, den er fassen sollte, wäre für einen gewöhnlichen Geist sehr schwer gewesen. Spanien war in großer Gährung und fast schon in vollen Flammen, denn gewaltige Kräfte standen hier feindlich gegen einander: die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel, und reiche und stolze Städte. In Deutschland aber wartete seiner ein ebenfalls unruhiges, verworrenes Reich, und vor Allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher eben begonnen hatte und auf den schon Aller Augen gerichtet waren. Die Spanier selbst waren mißvergnügt über die Kaiserwürde ihres Königs; sie fürchteten nun ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. „Was das Kaiserthum wohl sey, sagten sie, als der Schatten eines überaus großen Baumes? Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster in das Zimmer falle, und das Haus beleuchte? Man solle aber nur eine Unze von diesem Lichte mit der Hand erfassen, und es aufbewahren; oder sich herrliche Kleider daraus machen lassen zur Bedeckung, oder nur seinen Tisch damit zurichten." — In so geringer Achtung stand

jetzt die alte, sonst so ehrwürdige Kaiserkrone bei den fremden Völkern.

Viele seiner Rathgeber warnten den König, des unsicheren und mühevollen Besitzes wegen sein Erbreich nicht zu verlassen; allein seinem Geiste erschien jetzt der Zeitpunkt selbstständiger und kühner That; das Schicksal hatte ihn in die Bahn des Ruhmes gerufen, er folgte der Stimme unerschrocken und ohne Zögern. Und zu derselben Zeit, als er die deutsche Krone zu empfangen abreiste, kam die Nachricht, daß in dem neu entdeckten Welttheile das große Merikanische Reich, ein zweites Kaiserthum, für ihn gewonnen sey. Vor so großartigen Eindrücken des Lebens konnte eine kleinliche Gesinnung nicht bestehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte schnell zum Manne; eine halbe Welt forderte seine Obsorge, und von dieser Zeit an zeigt sich der selbstthätige, klare, mit seines Geistes Auge Alles umfassende Herrscher.

Karl kam von Spanien in die Niederlande und von da nach Deutschland; am 22. Oct. 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt, und schrieb dann seinen ersten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächsten Jahres nach Worms aus. Dieser Reichstag war einer der glänzendsten, die jemals sind gehalten worden; denn auf des Kaisers Mahnung waren 6 Churfürsten selbst gekommen, und außerdem eine große Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten. Die wichtigste Verhandlung, welche auf diesem Reichstage vorgenommen wurde, war das Verhör Martin Luthers.

80. Die Kirchentrennung. Ihre Ursachen und ihre Bedeutung.

Der Zustand der Kirche war schon seit Jahrhunderten vielfach verworren, und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des christlichen Glaubens und in die Sittlichkeit der Völker eingegriffen. Die Klagen über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbesserung „an Haupt und Gliedern" war schon alt. Es ist keiner aus allen Religionspartheien, der die Geschichte kennt, welcher nicht wüßte, daß solche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; sie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche, von ehrwürdigen Bischöfen, von gelehrten wohldenkenden Männern in Staat und Kirche, und dienen spätern Zeiten, wenn sie solche Mißbräuche abgethan haben, zu keinem Vorwurf.

Zur Zeit der großen Spaltung (1378 — 1414), da mehrere Päpste zugleich sich um den Stuhl Petri stritten, thaten sie einander wechselseitig sammt ihrem ganzen Anhange in den Bann, so daß alle Länder der Christenheit von einem oder dem andern Papste unter dem Bannfluche lagen und die friedlichen und frommen Gemüther nicht wußten, wo sie in Wahrheit den Frie-

den Christi suchen sollten. In solchen Zeiten, unter solcher Gewalt der Leidenschaften, mußte nothwendig die alte, gläubige Ehrfurcht vor dem päpstlichen Namen bedeutend geschwächt werden; die unsichtbaren, heiligen Bande lösten sich allmälig auf.

Dazu kam eine gränzenlose **Unwissenheit** des geistlichen Standes, wenigstens in seinen meisten Gliedern, — denn einzelne weise, kenntnißreiche Männer konnten die Finsterniß der größeren Menge nicht erhellen. Und wie aus der Finsterniß des Geistes immer das Laster folgt, welches nur durch Licht zu verscheuchen ist, so waren auch damals eine Menge Geistlicher von Sünden befleckt, den Guten ein Abscheu, dem Volke ein Aergerniß. Im Jahr 1503, also geraume Zeit ehe Luther auftrat, schilderte einer der ersten Theologen Deutschlands das Sinken des geistlichen Standes mit starken Zügen. „Das Studium der Gottesgelahrtheit ist verachtet, sagte er, das Evangelium Christi, wie die herrlichen Schriften der Väter, vernachläßigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und andern Tugenden, welche selbst die bessern Heiden gepriesen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns, und von Jesu Verdiensten ist bei ihnen ein tiefes Stillschweigen. Und solche Leute, die weder Philosophie noch Theologie verstehen, werden zu den höchsten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jammervolle Verfall der christlichen Kirchen, die Verachtung der Geistlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchlose Leben der Geistlichen schreckt gutgesinnte Eltern ab, ihre Söhne diesem Stande zu widmen. Sie setzen die Erforschung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geschmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt und begnügen sich, wenns nur gethan, gesungen und gepredigt, und bald wieder aus ist! Mit einem Menschen, der ihnen Geld schuldig ist, reden sie ernsthafter und besonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen sie, anstatt auf Bücher, auf **Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben**, ohne sich aus der allgemeinen Verachtung im mindesten etwas zu machen. Wie ist es also nur möglich, daß bei solchem Zustande die Laien sie und die Religion irgend achten können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, sie aber machen ihn breit und lustig."

Daß solche Schilderung nicht zu stark war, sehen wir aus hundert andern, unverdächtigen Zeugnissen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der sie so hart getadelt, beim Papste Julius II. anklagten, so hatte er doch die Wahrheit so sehr auf seiner Seite, daß ihn die päpstlichen Commissarien selbst lossprachen. Völlig einstimmig mit jenen Klagen redet der fromme Bischof von Augsburg, **Christoph von Stadion**, in einer Synodalrede an seine Geistlichkeit, und wirft ihnen die gröbsten

Laster vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verschlimmert werden müßten; und gleich bitter klagt der Bischof Hugo von Constanz, ein Feind übrigens der Lehre Luthers, mit vielen andern katholischen Kirchenvorstehern der damaligen Zeit.

Wie mogte es auch anders seyn, da man sich bei Verleihung der geistlichen Stellen Geld zahlen ließ und auf Fähigkeit und innere Würdigkeit wenig geachtet wurde, und da, wie die oben erwähnten Klagen beweisen, die wenigsten Geistlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugnissen, unter den ersten Kirchenvorstehern der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nicht drei waren, welche die Bibel gelesen hatten; — und daß, als die Walliser einst in jener Zeit einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, sich ein einziger Mann fand, der dieses Buch, und zwar nur durchs Gerücht, kannte! — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß seyn, da die Menschen von der Quelle christlicher Frömmigkeit und Tugend also abgewendet waren, daß sie kaum ihren Namen kannten.

In Italien, und namentlich in Rom, war der Unglaube und die Unwissenheit in den göttlichen Dingen am schlimmsten. Unter dem sehr gebildeten Papst Leo X. (1513 — 21) blühten die Künste zwar auf eine glänzende Weise in Rom; allein während sie aus üppigem Boden emporsprossen, erstickten sie die stille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchste; vor ihm konnte der Glaube an die unsichtbare Welt nicht bestehen, und die stille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Gespött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienstes schien man beizubehaltrn als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten sie bald etwas blos Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Papstes Hadrian VI. selbst in einer Schrift an seinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522: „Wir wissen, sagt er, daß in diesem heiligen Sitze schon einige Jahre hindurch viel Verderben gewesen ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, so wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit einem Wort, eine Verschlimmerung in allem. Und es ist kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder von den Päpsten auf die Priester übergegangen ist; daher widersprechen wir, so viel an Uns ist, alle Sorgfalt anzuwenden, daß zuerst unser Stuhl, von welchem vielleicht dieses ganze Uebel ausgeflossen ist, umgewandelt werde, damit, so wie das Verderben von da nach Unten zu gegangen, eben von daher auch die Heiligung und die Gesundheit ihren Anfang nehme."

Dieses Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war in Hohen und Niedern schon lange mit solcher Bestimmtheit, daß das Volk schon in der Mitte des 14ten Jahr-

hunderts den, hundert Jahre vorher verstorbenen, Kaiser Friedrich II. als Reformator der Kirche zurückerwartete. Wie dringend die Vorstellungen der Deutschen, Engländer und Franzosen auf den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und zu Basel waren, haben wir früher gesehen; und im J. 1510 übergab der Reichstag zu Augsburg zehn Beschwerden gegen die angemaßten Rechte der Päpste, worin die Kirchentrennung fast bestimmt vorhergesagt wurde; denn wenn diesen Beschwerden nicht abgeholfen werde, sagt der Reichstag, „so könnte leicht eine Verfolgung über alle Priester, oder, nach dem Beispiele der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römischen Kirche entstehen."

So sehen wir um jene Zeit das alte, ernste Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte gestanden, welches seinem Grundgedanken nach so trefflich für die Einheit der christlichen Völker war, untergraben durch sich selbst, schwankend, weil es die Achtung der Völker verloren hatte, und in seinen Grundfesten erschüttert, weil die Vorsteher in stolzer Sicherheit dahin lebten und den Geist der Zeiten nicht achteten.

So sehr dieses Alles schon in die Augen springt, so müssen wir doch wiederum einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tiefern Gründen zu verstehen. Alle die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmälige Verbesserung gehoben werden mögen, weil sie größtentheils die äußere Gestalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion selbst ein lebendiger, heller, treibender, schaffender Geist gewaltet hätte. Allein ein solcher Geist lebte nicht mehr in der Religionswissenschaft, sondern fing vielmehr an sich außerhalb derselben zu regen. Nicht nur Unwissenheit, von der wir schon oben geredet, sondern ein ganz verkehrtes Wissen war in den meisten Lehrern der Religion; sie setzten einen hohen Werth auf eine gewisse Schulweisheit, welche sie Scholastik nannten, und die in alter Zeit aus der Vermischung philosophischer Grundsätze mit den Lehren des Christenthums entstanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des Ungelehrtesten ganz klaren und verständlichen Wahrheiten der heiligen Schriften waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet, dieses Wort galt als die Hauptsache; bald fing man an über den Sinn desselben zu streiten, und derjenige galt als der Gelehrteste, welcher bei solchem Streite am spitzfindigsten reden konnte. So wie es aber immer geschieht, daß der Geist und die Wahrheit verloren gehen, wo man viel Worte macht, so verschwand das milde, einfache und wohlthätige Licht des christlichen Glaubens immer mehr aus der Wissenschaft, welche sie ihre Theologie nannten. Nun aber war schon in dem 15ten Jahrhundert ein neues Zeitalter für die Wissenschaften angebrochen, und eine hellere Ansicht der Welt hatte sich der Gemüther bemeistert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte schon konnte die Scholastik in ihrem geschmacklosen

Gewande, mit der Wichtigkeit, die sie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen innern Leerheit, nicht bestehen; die besten Köpfe der Zeit wandten Ernst und Spott an, sie in ihrer Blöße darzustellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, suchten sich nicht etwa dadurch zu retten, was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß sie selbst das Licht in ihrer Wissenschaft aufsuchten und sie in sich selbst läuterten, sondern mit blindem, polterndem Eifer wollten sie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltsam zurückscheuchen; ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden ist. In Deutschland war es vorzüglich Reuchlin, einer der ersten Gelehrten welche unser Vaterland jemahls hervorgebracht hat, der das neue Licht der Wissenschaften verbreitete; ein Mann von so umfassendem Geiste, daß man von ihm gesagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit, welche damals in der christlichen Welt gefunden wurden, zusammen, und beziehe dieses Alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wissens, sondern auf die höchste Erkenntniß, auf die des Menschen, der Natur und Gottes. Auch gegen diesen eiferten viele Theologen mit der größten Leidenschaft, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorsteher so finster gesinnt; der oben genannte Bischof von Augsburg, Christoph v. Stadion, hielt es nicht unter seiner Würde, eine Reise von sieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in Freiburg kennen zu lernen, und Johann von Dalberg, Bischof in Worms, legte eine Bibliothek der besten Schriftsteller an, und liebte die Wissenschaften so sehr, daß er selbst Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes gestifteten Rheinischen Gelehrten-Gesellschaft wurde. Allein die Zahl dieser Verständigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thöricht, aus Haß des Lichtes, Gutes und Böses unter einander mengend, ihr eignes Reich zerstörten.

81. Ausbruch der Reformation, 1517.

In dem vorigen Abschnitte sind die vorbereitenden Ursachen der Kirchentrennung, welche schon seit einigen Jahrhunderten gewirkt hatten, entwickelt; die nächste Veranlassung zum Ausbruche gaben aber die Mißbräuche beim Verkündigen und Spenden des Ablasses.

Die Abgeordneten des römischen Hofes boten in allen Ländern päpstliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Nachlaß der durch Sünden verwirkten Kirchen-Strafen erhielt. Solche Ablaß-Vertheilung war nicht neu. Schon in den älteren Zeiten der Kirche, da diese die öffentlichen Vergehungen durch strenge öffentliche Bußen, Ausschließung vom Gottesdienste, oft auf mehrere Jahre, u. s. w. bestrafte, war denen, welche sich durch be-

sondern Eifer in ihren Bußübungen auszeichneten, durch Ablaß der Bischöfe wohl die Zeit derselben abgekürzt oder die Buße in fromme Werke verwandelt worden. Zur Zeit der Kreuzzüge ertheilten die Päpste allen denen, die sich den Mühen und Gefahren derselben unterziehen wollten, Ablaß von allen Kirchenstrafen, denen sie sich sonst hätten unterwerfen müssen. Später wurde derselbe auch denen ertheilt, die, ohne selbst Theil zu nehmen, Geld für diese heiligen Unternehmungen herschossen. Nach der Zeit der Kreuzzüge dehnte man den Zweck der Geldspenden auch auf andere fromme Werke, Erbauung von Kirchen, Schulen u. s. w. aus; und als die Gefahr von Seiten der Türken Europa näher rückte, gaben die Türkenkriege häufig Veranlassung zum Ausbieten päpstlicher Ablaßbriefe. Allein so wie auf der einen Seite der verderbliche, der rohen Sinnesweise des Volks ganz zusagende Irrthum sich einschlich und durch die Ablaßprediger unterhalten wurde, daß der erkaufte Ablaßzettel die Sündenschuld selbst tilge, so zweifelte man auf der andern schon lange, daß die gelöseten Gelder nur zu frommen Zwecken verwendet würden. Von Fürsten und Völkern waren Klagen über den Mißbrauch der Ablaßvertheilung geführt worden, und auf der Kirchenversammlung zu Trient wurde späterhin ein Dekret dagegen erlassen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede ist, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerb trieben.“

Um nämlich so viel Gewinn als möglich aus den Ablässen zu ziehen, wurde die Einnahme aus ganzen Provinzen an die Meistbietenden verpachtet, welche wiederum Unterpächter anstellten; und alle diese erlaubten sich, um sich zu bereichern, die gröbsten Mißbräuche. Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten sie solche Menschen, welche durch Rednerkünste und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverschämtheit mancher unter denselben übersteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die schwersten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und Mord; ja man konnte sogar für zukünftige Sünden schon im Voraus das Versprechen des Ablasses erhalten.*)

Jedes Wort wäre überflüssig zu beweisen, wie verderblich solcher Mißbrauch der Religion auf die Sittlichkeit der Menschen wirken mußte!

Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Leo X. im Jahre 1516 einen neuen Ablaß ausschrieb, um die von seinem Vorgänger Julius II. angefangene Peterskirche in Rom ausbauen zu können; es verbreitete sich allgemein der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, nemlich

*) S. Die Beschwerden, welche die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 an den Papst Hadrian richteten. Schmidt's Gesch. der Deutschen, Band XI. p. 38.

die ganze Einnahme aus Sachsen und den Ländern bis an die Ostsee, nicht zum Bau der Peterskirche, sondern für des Papstes Schwester bestimmt sey. Dazu erweckten die Ablaßprediger, welche bei dieser Gelegenheit gebraucht wurden, besonders ein gewisser Bernhard Samson, der in der Schweiz, und Johann Tezel, der in Sachsen umherzog, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Da trat Martin Luther, geboren 1483 zu Eisleben in Thüringen, ein Augustiner-Mönch und Lehrer der Theologie an der Wittenberger Universität, öffentlich gegen die Ablässe auf, indem er am Allerheiligenabend, d. i. den 31sten October 1517, an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze anschlug, worin er den Ablaßhandel heftig angriff und alle Gelehrte aufforderte, dieselben in einer öffentlichen Deputation zu prüfen. Eine solche öffentliche Behauptung gewisser Glaubenssätze war nichts Seltenes, aber in denen Luthers herrschte eine so kühne Sprache und solcher Geist der Freiheit, daß sie sogleich großes Aufsehen erregten und begierig in ganz Deutschland gelesen wurden. Er behauptete: „Der Papst habe keine Gewalt, die Sünden nachzulassen, sondern, nur zu erklären, daß sie schon von Gott nachgelassen seyen; was der Papst in Ansehung derselben für Gewalt habe, eben so viel habe auch jeder Bischof und Pfarrer; wer seine Sünden wahrhaft bereue, erhalte auch Nachlaß der Strafe ohne Ablaß; die Schätze des Heilandes und der Kirche gehörten den Gläubigen dergestalt zu, daß ihnen der Papst kein neues Recht dazu ertheilen könne" u. s. w. Uebrigens war es damals noch gar nicht in seinem Sinne, des Papstes Ansehen selbst oder die alte Kirche anzutasten. Allein schon seine Lehre vom Ablaß mußte den heftigsten Widerspruch von Seiten Tezels und seiner Freunde, besonders der Dominikaner, welche schon länger in Feindschaft mit dem Augustiner-Orden standen, erwecken; sie schrieen ihn als einen Ketzer aus und redeten schon von Schwerdt und Scheiterhaufen.

In Rom schwieg man, obschon die Streitigkeiten bereits 9 Monate gedauert hatten. Die Sache war dort wohl bekannt, allein der Papst Leo soll sie nur für eine Mönchszänkerei angesehen haben; und überhaupt kannte man in Rom Deutschland nicht, sondern hielt es noch immer für ein halb barbarisches Land, dessen Volk geduldig, zum Gehorchen gewöhnt, und langsames Entschlusses sey. Diese Nichtkenntniß und Nichtachtung unsres Volkes ist dem römischen Stuhle verderblich geworden und hat über uns selbst unsägliche Verwirrung gebracht.

Endlich, im August 1518, wurde Luther nach Rom berufen, um sich vor dem päpstlichen Richterstuhle zu verantworten. Allein der Churfürst von Sachsen, so wie die Universität Wittenberg, die, eben gestiftet, durch Luther schnell emporblühte, wollten ihn die gefährliche Reise nicht machen lassen. Durch ihre Verwendung erhielt er die Erlaubniß, seine Sache in Deutsch-

land auszumachen, und sich zu dem Ende im Oct. 1518 vor dem päpstlichen Nuntius bei dem Reichstage zu Augsburg, Thomas de Vio aus Gaeta, gewöhnlich nur Cajetan genannt, zu stellen. Dieser forderte Widerruf von ihm. Luther erklärte sich dazu bereit, wenn man ihn aus der heiligen Schrift widerlege. Allein der Kardinal, der es unter seiner Würde hielt, mit einem Mönche zu disputiren, entließ ihn kurz mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun." Nun setzte Luther eine schriftliche Vertheidigung auf, gestand, daß er zu hitzig gewesen und von dem Papst nicht mit gehöriger Ehrfurcht gesprochen habe, und erbot sich, von nun an zu schweigen, wenn seinen Gegnern gleichfalls Stillschweigen auferlegt würde. Als er auf dieses Schreiben keine Antwort erhielt, glaubte er, sich an den Papst selbst wenden zu müssen, und setzte mit Notarius und Zeugen eine lateinische Apellation von dem übelunterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst auf, welche öffentlich zu Augsburg am Dom angeschlagen wurde, und begab sich von Augsburg weg. Dieses Schreiben beweiset, daß Luther damals noch gar nicht den Entschluß gefaßt hatte, sich von der römischen Kirche loszusagen; aber der Drang der Begebenheiten und der Streit mit seinen Gegnern führten ihn von einem Schritte zum andern weiter.

Ein Professer der Theologie zu Ingolstadt in Baiern, Dr. Johann Eck, der rüstigste Streiter seiner Kirche, forderte im J. 1519 Luthern und einen wittenbergischen Professor, Andreas Karlsstadt, zu einer öffentlichen Disputation über Glaubenssachen nach Leipzig heraus, welches zu dem Lande des Herzogs Georg von Sachsen gehörte. Sie erschienen beide in Gesellschaft des nachher so berühmt gewordenen Philipp Melanchthon, der als Lehrer der griechischen Sprache in Wittenberg angestellt war. Die Streitreden dauerten vom 27. Juni bis 13. Juli 1519; man redete viel über Glaubenssätze und über das Ansehn des Papstes; wie es aber meistens bei dem Streite der Meinungen zu geschehen pflegt, wenn er mit Eifer geführt wird, — es waren bittere, harte Worte gewechselt, und Eck wendete sich darauf nach Rom und forderte die äußerste Strenge der apostolischen Gewalt gegen den Ketzer. Und wirklich erschien er bald nachher in Deutschland mit einer Bulle des Papstes, in welcher ein und vierzig aus Luthers Schriften gezogene Sätze als ketzerisch bezeichnet, und er selbst, falls er nicht in sechzig Tagen öffentlich widerrufe, mit dem Banne belegt war, und verbreitete sie sehr eifrig in den deutschen Städten. Aber er fand an wenigen Orten Eingang damit; der Magistrat verbot das Anschlagen derselben, das Volk riß sie herab; — so hoch war schon das Ansehen der neuen Grundsätze gestiegen. Und nun schritt Luther selbst zu einer Handlung, welche das Band zwischen ihm und der alten Kirche auf immer zerriß. Er beschied

am 10. December 1520 die ganze Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag vor das Elsterthor; die Studenten bauten einen Scheiterhaufen, ein Magister zündete ihn an, und Luther warf, unter lautem Beifall der Versammlung, die päpstliche Bulle, das kanonische Recht, und Ecks Schriften in die Flammen.

82. Schnelle Verbreitung der neuen Grundsätze.

Es ist kaum zu beschreiben, wie schnell die neuen Lehren von einem Ende Deutschlands bis zu dem andern und über seine Gränzen hinaus, sich verbreiteten.*) Wer mit sinnlichem Maßstabe mißt, kann solches nicht begreifen; denn nur die Kraft des Gedankenblitzes, welcher in Millionen auf einmal den schon vorhandenen Brennstoff entzündet, richtet solche Wirkung aus. Wenn ein Zeitalter für große Umwandlungen reif ist, so bedarf es nur des Losungswortes, und Alle sind wie von einem Zauberschlage geweckt, und der es ausgesprochen, gilt ihnen als der große Erfinder, obwohl er nur das ausgesprochen hat, was im Schooße der Zeit und in ihrer eigenen Seele schon reif geworden. Wie der Zustand der Wissenschaften, und das Leben und Regen in denselben, wie die großen Erfindungen des vorhergegangenen Jahrhunderts, und besonders die Buchdruckerkunst, die auf einmal vielen Tausenden mittheilte, was ohne sie lange Zeit hindurch nur wenigen bekannt, vielleicht in den Mauern der Klöster verschlossen geblieben wäre, — wie dieses Alles die Welt für die neuen Bewegungen vorbereitet hatte, ist aus den frühern Abschnitten erinnerlich. Auf der andern Seite ist eben diese Schnelligkeit der Verbreitung der neuen Grundsätze ein unwiderleglicher Beweis für die Größe des Verfalls in dem gesammten kirchlichen und sittlichen Zustande der damaligen Zeit. Der Mensch ist mit festen und tiefen Wurzeln an die Sitte seiner Väter, er ist mit noch tiefern an seiner Väter Glauben festgewachsen; daß er von diesem sich losreiße, so lange er in ihm wahrhaft lebt, ist gegen die Gesetze der menschlichen Natur; nur alsdann ist es möglich, wenn das, was in ihm das Lebendigste seyn sollte, abgestorben und ein blos Aeußerliches geworden ist.

*) Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß waren in vierzehn Tagen in ganz Deutschland, und in 4 bis 6 Wochen in ganz Europa bekannt geworden, und es ist nicht zu sagen, was für Bewegungen allenthalben dadurch verursacht wurden. 1520 wurden schon Luthers Schriften in den Niederlanden ins Spanische übersetzt; und 1521 kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. — Als der Herr von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, aus Auftrag des Papstes im J. 1519 von Italien nach Wittenberg reiste, um Luthern zur Nachgiebigkeit und zu dem Versprechen des Stillschweigens zu bewegen, gestand er ihm selbst, daß er auf seiner Reise durch Deutschland immer Dreie gefunden habe, die Luthern, gegen Einen, der dem Papste günstig gewesen. Und das war erst zwei Jahre nach Luthers erstem Auftreten.

Außer diesem Allen wirkten in dem öffentlichen und bürgerlichen Zustande Deutschlands noch viele Umstände zu der raschen Entwicklung mit. Wir nennen das Größte zuerst. Bis auf diese Zeit war das Volk, die große Gesammtheit der gemeinen, freien Leute, versäumt und vernachläßigt, zu ihrer Bildung war wenig geschehen, und große Kräfte schlummerten ungeweckt. Da trat Luther als eigentlicher Volkslehrer auf; an das Volk wendete er sich, ihm versprach er Belehrung, ja er machte es zum Richter in seinem Streite. Und dieses that er in einer so kräftigen, eindringlichen Sprache, wie in des Volkes Ohren wohl noch nie getönt hatte.

Auch der äußere Zustand des Volkes in Deutschland beförderte Luthers Unternehmen. Der Bauernstand war zwar nach und nach zu etwas mehr Freiheit gekommen, als in früherer Zeit; allein die Dienste, welche er zu leisten hatte, waren immer noch sehr drückend. Er war der Lastträger aller übrigen Stände und von seinen Herren, den Rittern, Grafen und Fürsten, in seinen Menschenrechten noch nicht allgemein anerkannt; ja manche derselben drückten ihre Unterthanen mit der ungerechtesten Härte. Da erschallt das Wort: „Christliche Freiheit!" auch bis in die Hütten der Landleute; dieses Zauberwort, welches sie nicht auf den Geist, sondern auf den äußern Zustand deuten, belebt sie durch neue und große Hoffnungen, und erzeugt, wie wir bald sehen werden, zuerst die traurigsten Unordnungen. Denn bei so allgemeiner Aufregung eines Zeitalters ist, wie die Geschichte aller Völker zeigt, das rechte Maaß sehr schwer zu bewahren.

Wie das Volk, so war auch schnell der deutsche Adel von den neuen Bewegungen ergriffen. In ihm lebte noch lebendig die Begeisterung für des Vaterlandes Freiheit und Ehre; und da Deutschland in Rom laut verachtet wurde, so war schon dieses Grund genug, den Adel sogleich auf die Seite desjenigen zu ziehen, welcher die Macht des römischen Stuhles angriff. Aber es hatte auch die neu auflebende Wissenschaft viel Zugang unter dem besseren Theile des Adels gefunden; seit das Schießpulver dem Ritterthum tiefe Wunden geschlagen hatte, waren die Waffen nicht mehr die einzige Beschäftigung des Adels geblieben. Die größere Aufklärung des Geistes machte ihn empfänglich für neue, kühne Gedanken. Und endlich hatte Luther ganz besonders in einer merkwürdigen Schrift: „An den Adel deutscher Nation," diesen angeredet und für seine Sache aufgerufen. Am eifrigsten zeigte sich für ihn Ulrich von Hutten, ein geborner Volksführer, wie die Zeiten der Umwälzungen sie hervorbringen, kühn und scharf mit dem Schwerdt und der Feder, Krieger und Gelehrter, witzig und von hinreißender Beredsamkeit, und immer zu dem Gefährlichsten bereit. Einst hatte er vier Franzosen, die von dem Kaiser unehrerbietig sprachen, für deutsche Ritterehre zugleich zum Zweikampfe gefordert und sie

alle besiegt; und gleicherweise war seine Feder, wenn er sie gegen die Mönche, die Religionsmißbräuche, die Gegner der alten Sprachen und der Aufklärung, oder auch gegen Türken und Franzosen kehrte, schneidend wie sein Schwerdt. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateinischen Sprache war ein Spottgedicht von Hutten bald in allen Hauptstädten Europa's verbreitet. Dieser feurige Mann trat gleich auf Luthers Seite, vielleicht weniger aus Religionseifer, als weil sein Unternehmen kühn und gefahrvoll war; er schrieb und redete für ihn, und hätte gern auch sein Schwerdt für ihn gezogen.

Ein eben so wichtiger Mann aus dem Adel, und Luthers Freund, war Franz von Sickingen, ein tapferer, ehrgeiziger Ritter in Franken, von so außerordentlichen Eigenschaften, daß ihn manche damals der Kaiserkrone würdig hielten. Er bot Luthern eine Zuflucht auf seiner Burg und allen Schutz durch seine und seiner Freunde Waffen an, wenn er verfolgt würde. Dieser lehnte es aber ab, und als Sickingen, der nicht ruhen konnte, und vielleicht größere Absichten des Ehrgeizes im Sinne trug, 1522 eine Fehde gegen den Erzbischof Richard von Trier erhob, widerrieth es ihm Luther ernstlich. Seine Unternehmung war eine von den letzten Erscheinungen des Faustrechts in Deutschland — ein einzelner Ritter, mit seinen Freunden, wirbt ein Heer von 12,000 Mann, wagt es, gegen die Abmahnungen des Reichstages, einen mächtigen Reichsfürsten zu bekriegen; fällt in sein Land ein, verheert es weit und breit, und erst als sich zwei andere Fürsten, der Churfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen, mit dem Erzbischof verbinden, weicht er in seine Burgen zurück. — Er wurde von ihnen im nächsten Frühjahr in seinem Schlosse Landshut belagert, hart bedrängt, und fiel selbst, nachdem er schwer verwundet war, in ihre Hände. Er starb wenige Tage nachher, indem selbst seine Feinde ihm ihre Bewunderung und die Trauer nicht versagen konnten, daß so große Kräfte, in Ermanglung eines größeren Wirkungskreises, auf solche Weise verloren gingen. — Auf Luthers Sache hatte Sickingens Fall keinen Einfluß, denn Luther hielt sie selbst fern von allen äußeren, politischen Bestrebungen, in welche diese Ritter sie verflechten wollten. Und dieses ist eine Hauptursache der Dauer seiner Stiftungen geworden. In dem äußeren Kampfe, wenn er ihn zugelassen, würde sich der Eifer verzehrt haben, und die ganze Bewegung der Zeit wäre ein vorübergehender Krampf gewesen.

Unter den deutschen Fürsten nahm sich Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen, Luthers am thätigsten an. Anfangs trat er nicht auf seine Seite, vertheidigte ihn auch nicht, er wollte jedoch nicht, daß er seinen Feinden überliefert würde, bevor er des Irrthums überwiesen sey. Nach dem Wormser Reichstage aber entschied er sich ganz für ihn. „Die Sachen in Deutschland" (sagte er 1523 in Nürnberg) „sind so weit gekom-

men, daß die Menschen sie nicht mehr gut machen werden: Gott allein muß das thun; dem wollen wir diese wichtigen Händel, die uns zu schwer sind, empfehlen."

Nach und nach erklärten sich mehrere Fürsten für die neue Lehre; einige gewiß aus innerer Ueberzeugung; anderen gaben die Gegner Schuld, daß sie durch die Beute der geistlichen Güter, die sie einzogen, gelockt seyen.

83. Der Reichstag zu Worms. 1521.

Auf dem großen Reichstage zu Worms sollten auch die Religionsstreitigkeiten, welche nun schon alle Gemüther in Deutschland aufs höchste gespannt hielten, zur Entscheidung gebracht werden. Der Papst hatte einen Legaten, den Cardinal Aleander dorthin gesendet, um den Kaiser und die Fürsten dahin zu bringen, daß auch der Arm der weltlichen Macht gegen Luther erhoben würde. Zu seinem großen Erstaunen fand er aber, daß die Stimmung gegen den Papst schon bis in alle Klassen des Volkes durchgedrungen sey. Schriften, Lieder und Bilder, welche des Papstes Ansehn verspotteten, waren überall verbreitet; und der Legat selbst, obgleich er in des Kaisers Gefolge reisete, sah sich der kränkendsten Behandlung und oft sogar Gefahren blosgestellt. Auf dem Reichstage forderte er nun die strengsten Maßregeln gegen den, der schon als Ketzer verdammt sey, und legte den Fürsten zugleich eine Anzahl von Sätzen aus Luthers Schriften vor, um zu beweisen, daß er wirklich in Glaubenssachen von den Lehren der Kirche, und namentlich denen der Kostnitzer Kirchenversammlung, abweiche. Allein der Churfürst von Sachsen trat dagegen auf und forderte, man müsse Luthern selbst hören, ob er die Schriften aus denen jene Sätze gezogen seyen, auch als die seinigen anerkenne. Dieser Meinung pflichteten der Kaiser und die Fürsten bei; der Cardinal aber redete dagegen; denn, was durch den Papst schon entschieden sey, dürfe nicht erst von einer Reichsversammlung, aus geistlichen und weltlichen Gliedern gemischt, untersucht werden. Aber man erwiederte, nicht Luthers Glaube solle untersucht, sondern nur er selbst gehört werden, ob er wirklich gelehrt habe und lehre, weshalb er verdammt sey; und so wurde er vor den Reichstag gefordert. Es war dieses einer der wichtigsten Schritte in der Reformationsgeschichte; Luthers Sache wurde dadurch öffentlich zu einer Nationalangelegenheit gemacht.

Seine Freunde, besonders der Churfürst von Sachsen, forderten nun für ihn das sichere, kaiserliche Geleit; es wurde ihm gewährt und er trat die Reise von Wittenberg nach Worms an. Auf dieser Reise lernte er selbst die Stärke seines Anhanges kennen; denn das Volk strömte von allen Seiten zu Tausenden herbei, ihn zu sehen und zu begrüßen; und als er am Tage nach seiner Ankunft zu Worms, den 17. April, in die Reichsver-

sammlung geführt werden sollte, mußte ihn der Reichserbmarschall durch Gärten und Hinterhäuser führen: so groß war das Gedränge des Volkes. Sein Anblick machte auf die Anwesenden nicht den gleichen Eindruck; der Kaiser Karl soll, zu seinem Nachbar sich wendend, gesagt haben: „Dieser brächte es nie dahin, daß ich ein Ketzer würde." Auch war Luther bleich und abgemattet von einem eben überstandenen schleichenden Fieber, und ihn selbst schien der Anblick der großen Versammlung und der Gedanke, hier vor Kaiser und Reich, er, ein Einzelner, zu stehen, an diesem ersten Tage überwältigt zu haben — Ein Vicarius des Erzbischofs von Trier legte ihm darauf im Namen des Kaisers und der Reichsstände die Frage vor, ob er diejenigen Bücher, die man ihm vorzeigte, für die seinigen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre? — Das erstere bejahte er, und für das zweite bat er sich Bedenkzeit aus; sie ward ihm bis zum andern Tage gewährt.

An diesem erklärte er nun öffentlich in der Reichsversammlung: Seine Bücher seyen von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubenssachen und guten Werken, von denen nicht einmal seine Gegner alles anstößig fänden; er könne sie demnach nicht zurücknehmen, ohne sein Gewissen zu verletzen; — in andern würde die Gewalt der Päpste und ihre Dekrete angegriffen, und wenn er sie widerrufe, so würde eben dadurch ihre Tyrannei über das Menschengeschlecht bestätigt; — noch andere endlich wären wider diejenigen gerichtet, die das Papstthum vertheidigt und gegen ihn geschrieben hätten; in diesen gestehe er, zu heftig und bitter geschrieben zu haben, welches man aber der Art, wie er von seinen Gegnern behandelt sei, zurechnen müsse." Endlich schloß er: „Wenn man ihn aus der heiligen Schrift überführen werde, daß er im Irrthum sey, so sey er bereit, seine Schriften mit eigner Hand in das Feuer zu werfen."

Der Kanzler erwiederte darauf, man sey nicht hier, mit ihm zu streiten, sondern nur zu hören, ob er widerrufen wolle. Aber mit der größten Entschiedenheit erklärte er, daß ihm dieses sein Gewissen verbiete; und wurde entlassen.

Es wurde in den folgenden Tagen noch eine besondere Unterredung mit Luther veranstaltet, an welcher besonders der Churfürst von Trier sehr thätigen Antheil nahm; allein alle Versuche, ihn zum Widerruf zu bringen, waren vergeblich; und als ihn endlich der Churfürst fragte, ob ihm nicht selbst ein Mittel bekannt sey, wodurch alles wieder in Ordnung gebracht werden könne, war sein letztes Wort: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können."

Der Kaiser dagegen erklärte den deutschen Fürsten mit festem Ernste: „daß er entschlossen sey, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben selbst dahin zu verwenden, daß dieses gottlose Unternehmen keinen weiteren Fortgang

haben könne, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die christlichen deutschen Kaiser, die katholischen Könige von Spanien, und die Herzöge von Oestreich und Burgund, seyen sämmtlich, bis auf den letzten Augenblick, der römischen Kirche getreu geblieben, sie hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu sterben gedenke. Er wolle demnach Luthern keineswegs mehr hören, sondern wieder entlassen und sodann gegen ihn als Ketzer verfahren."

Es war dem Kaiser Ernst mit dieser Erklärung. Wenn es nur auf die Einschränkung der päpstlichen Gewalt angekommen wäre, so möchte er vielleicht die ganze Bewegung nicht ungern gesehen haben; da er aber glaubte, daß es auf eine Veränderung des alten ewigen Glaubens abgesehen sey, dem er anhing, und daß die Einheit der Kirche bedroht werde, fühlte er sich zum entschiedenen Widerstande berechtigt. Mit seinem umfassenden Blicke, welcher die großen Verhältnisse der Völker scharf erkannte, sah er bald die gewaltigen Folgen dieser Begebenheiten voraus: die Spaltung und Erbitterung der Gemüther, den Kampf der Meinungen, der so leicht ein Kampf der Waffen wird, und wenn es einmal dazu gekommen war, das furchtbare Unglück eines Religionskrieges. Alle diese Gefahr glaubte Karl in der Geburt ersticken, und sich dem Strome der Zeit wie ein starker Damm entgegen stellen zu müssen; seine Würde als Kaiser und als Schutzherr der Kirche schienen ihm diese Pflicht aufzulegen. Und wäre ihm von allen Seiten der ernste, treue Wille zu Hülfe gekommen, hätten sich nicht so viele unreine weltliche Rücksichten hineingemischt, und hätte der rechtschaffene Papst **Hadrian VI.**, der in den Jahren 1522 und 1523 regierte, und dem es ein rechter Ernst war mit der Verbesserung der Kirche, länger gelebt, — es möchte viel schweres Unglück für unser Vaterland erspart worden seyn! — In seinen Erblanden zwar, wo er alleiniger Gebieter war, hat Karl mit bitterer Strenge die neue Lehre auszurotten gesucht; er glaubte, das Recht und die Pflicht dazu zu haben; und die Stimmung seiner Räthe, der Mehrzahl seiner Unterthanen und besonders der spanischen Nation, so wie der Neapolitaner, forderten diese Strenge von ihm. In Deutschland dagegen, wo er eine Zahl selbstständiger Fürsten und gährende Völker vor sich hatte, wo er durch eine Wahlkapitulation gebunden war, und jeder gewaltsame Schritt als ein Versuch zu eigenmächtiger Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt erscheinen konnte, ging er lange Zeit mit großer Mäßigung zu Werke. Erhaltung des Friedens galt ihm als die Hauptsache, und er hat beiden Partheien dringend zum Nachgeben zugeredet. Die Spanier beobachteten ihn deshalb sein ganzes Leben hindurch sehr genau, ob auch er nicht etwa durch den Umgang mit den Deutschen ketzerische Grundsätze eingesogen habe.

Gegen Luther wollten ihn einige erbitterte Gegner desselben sogleich zur Gewaltthätigkeit bereden, durch Gründe, denen ähnlich, welche Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hatten; allein Karl erwiederte, daß ihm sein kaiserliches Wort unverletzlich sey, und gewährte Luthern das freie Geleit zur Rückreise auf 21 Tage. Viele zitterten dennoch für dessen Leben, heimlichen Verrath fürchtend, und sein Herr, der Churfürst, ließ ihn in Thüringen durch vermummte Reuter, wie mit Gewalt, vom Wagen nehmen und in der Nacht, durch einen Wald, auf das Bergschloß Wartburg bei Eisenach bringen. Hier sollte er, allen verborgen, verweilen, bis sich der Eifer der Gegner etwas gelegt hätte.

In Worms wurde indeß die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen, so wie gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn schützen würden. Seine Bücher sollten aller Orten verbrannt werden, und ihn selbst sollte man gefangen nehmen und dem Kaiser überliefern; — dies ist das Wormser Edict vom 8. (26) Mai 1521. Zu Rom war große Freude darüber; auch in Deutschland glaubten viele, die Sache sey nun zu Ende. Allein ein Spanier selbst, Valdez, schreibt noch von dem Reichstage an einen Freund: „Ich sehe nicht das Ende dieser Tragödie, sondern den Anfang. Denn ich finde, daß die Gemüther der Deutschen sehr gegen den päpstlichen Stuhl aufgebracht sind.“ — Und in der That wurden in Worms, während der Kaiser noch in der Stadt war, nachdem Luthers Schriften öffentlich verbrannt waren, dieselben ohne Scheu zum Verkauf herumgetragen.

84. Die ersten Religions-Unruhen.

Luther saß einsam auf der Wartburg und benutzte die Ruhe dieses Aufenthalts zur Uebersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche, damit es jedermann zugänglich würde. Da kam zu ihm die Nachricht, daß aus übelverstandenem Eifer Unruhen in Wittenberg ausgebrochen seyen; daß man die Kirchen stürme, die Heiligenbilder mit Gewalt herauswerfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre; und daß sein Freund Karlstadt, ein heftiger Mensch, an der Spitze dieser Ausschweifungen stehe. Luther, alle Furcht hintansetzend, verließ sogleich seinen Zufluchtsort und erschien im März 1522, ohne die Erlaubniß des Churfürsten eingeholt zu haben, in Wittenberg, predigte kräftig gegen die Unruhestifter, und stellte die Ordnung bald und glücklich wieder her.

Aber es folgten nicht lange nachher ernsthaftere Auftritte, welche alle bürgerliche Ordnung in Deutschland umzustürzen drohten. Wir haben oben schon gezeigt, wie der Bauernstand damals noch unter einem schweren Joche seufzte. Das Gefühl der Erbitterung hatte lange in seiner Brust im Stillen gewohnt;

jetzt brach es hervor, als der Geist auch von einer andern Seite geregt und zur Freiheit aufgefordert wurde. Die Dienenden glaubten jetzt zur Gleichheit aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu seyn, und in Süddeutschland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit so wohlhabenden Schweizer die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerst ein Aufstand aus; die ersten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Bischofs von Augsburg. Es verbreiteten sich, mit unglaublicher Schnelligkeit, zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Deutschland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernstandes enthielten. „Zuerst sollte den Bauern erlaubt seyn, ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Vermischung menschlicher Satzungen, predigten; in Zukunft sollten sie keinen Zehnten geben, als vom Korn; man habe sie bis dahin als Sklaven behandelt, da sie doch durch Christi Blut alle zu freien Leuten geworden seyen; sie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sklaverei leben, man erweise ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß sie schuldig seyen, es zu thun. Sie hätten sich über viele Dinge zu beschweren; es sollten daher die Landesherrn nach der Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was sie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein mehreres auflegen."

Wir sehen, das Wort war gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben wird, so werden die Leidenschaften das schwache Wort bald überwältigen, und durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maaß mehr kennen. Der Kläger will zugleich Richter in seiner eignen Sache seyn und übt sicher dieselbe Ungerechtigkeit aus, welche ihn gedrückt hat. Die versammelten Haufen der Bauern fingen damit an, daß sie die Schlösser der Adeligen und die reichen Sitze der Geistlichen plünderten und verbrannten, und viele ihrer Besitzer ermordeten. Bald wuchsen die Haufen zu Heeren an, deren sich dreie allein in Schwaben sammelten. Luther, dem sie ihre Artikel zum Gutachten zugesendet hatten, gestand, daß ihre Forderungen gerecht seyen, aber er schalt ihr gewaltthätiges Verfahren sehr und hielt ihnen vor, daß die christliche Freiheit eine geistige sey. Und um die Schuld solcher Ausschweifungen von seiner Lehre abzuwenden, welche auch nur mittelbar dazu mitgewirkt hatte, forderte er die Fürsten selbst auf, das Schwerdt gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit; denn schon rauchten die Rittersitze und Klöster in Schwaben, Franken, Thüringen, am Rheinstrom und bis in Lothringen.

Der schwäbische Bund, welcher wieder erneuert war, brachte schnell ein Heer zusammen, und unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg trieb dieses bald die verschiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken

auseinander. Andere Fürsten halfen. Aber es wurden nun auch von der Seite der Sieger die empörendsten Grausamkeiten verübt.

In Thüringen zeigte sich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeistes in etwas anderer, doch verwandter, Art; sie paarte sich mit religiöser Schwärmerei. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer gewesen war, rühmte sich besonderer göttlicher Offenbarungen, durch welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit viel klarer kund geworden sey, als Luther sie kenne und lehre: „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht, und alles Regiment müsse nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarungen geführt werden; der Fürsten, der Obrigkeiten, des Adels, der Priester, bedürfe es nicht, und der Unterschied zwischen Armen und Reichen sey ein unchristlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich seyn.“ Solcher Lehren wegen war Münzer aus Sachsen verwiesen und nach Mühlhausen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit absetzen, sich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menschen und die Gütergemeinschaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten seinen Anhang und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen; Hessen und Niedersachsen waren in Gefahr; in Süddeutschland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Fluth zusammenströmen. Da vereinigten sich, auf Luthers Zureden, der Churfürst und Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig gegen die Aufrührer und ein Theil ihres Heeres traf auf sie bei Frankenhausen in Thüringen, am 15. Mai 1525.

Die Fürsten, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließen ihnen Verzeihung versprechen, wenn sie zur Ordnung zurückkehren und ihre Anführer ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigne Gefahr von sich abzuwenden, benutzte die Erscheinung eines Regenbogens zur neuen Begeisterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott sende. Wüthend stachen sie den Abgeordneten des Churfürsten nieder und bereiteten sich in ihrer Wagenburg zur heftigsten Gegenwehr; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Muth gebrochen; die Schaaren der Engel, die Münzer versprochen hatte, erschienen nicht; er selbst war einer der ersten, welche die Flucht ergriffen, und die Hälfte seiner Schaar fiel durchs Schwerdt. Er hatte sich in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses verborgen, ward aber hervorgezogen und enthauptet; er starb ohne Muth.

So waren die furchtbaren Bewegungen schnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfassung Deutschlands umstürzen konnten, wenn die aufgeregten Kräfte von großen Männern

geleitet worden wären. Sie hatten viel Blut gekostet; man rechnete mehr als 100,000 Bauern, welche in diesen Unruhen das Leben verloren. — Nach diesem folgte einige Zeit die Ruhe im Vaterlande.

85. Kaiser Karls auswärtige Händel.

Der Kaiser Karl war indessen auswärts beschäftigt. Von dem Reichstage in Worms war er nach den Niederlanden gegangen und besuchte darauf auch Spanien wieder, wo er fast 8 Jahre blieb; seine Sorge mußte die Enden Europas umfassen. Doch war sein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlichgesinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach besondern Ursachen der Eifersucht zwischen beiden suchen; in ihrem Gemühte, so wie in dem gegenseitigen Verhältnisse beider als Herrscher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und stolz; Karls Seele war nicht weniger erfüllt von diesen Regungen, welche in ihm nur eine großartigere Gestalt angenommen hatten. Beide waren schon Nebenbuhler bei der Kaiserwahl gewesen, und Franz, der ältere, der durch ritterlichen Ruhm und persönliche Eigenschaften über dem Gegner zu stehen glaubte, fühlte sich durch dessen Vorzug gekränkt. Das Herzogthum Mailand ferner, welches Franz erobert hatte, ein Lehen des deutschen Reiches, lag für Karl als eine Aufforderung da, es der französischen Macht durch die Waffen wieder zu entreißen; dagegen war Karls drohende Uebermacht in Europa eine so nahe Ursache der Besorgniß für alle übrigen Herrscher, daß Franz, welcher nächst ihm das mächtigste Reich besaß, sich vor allen Andern zum Kampfe gegen ihn berufen glaubte. Er hatte sein Augenwerk auf Italien gerichtet, wo ihm schon ein Unternehmen gelungen war; hier sollte Karls Macht gebrochen werden, und er suchte alte Ansprüche auf Neapel hervor, um an diesem Lande sein Glück zu versuchen. Karl dagegen stärkte sich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, dessen Eitelkeit Franz unvorsichtig verletzt hatte, und der Krieg, der schon im Jahre 1521 begonnen hatte, wurde nun durch Engländer und Niederländer von den Niederlanden, an den Pyrenäen von Spanien aus, mit der größten Anstrengung der Kräfte aber in Italien geführt. Karl hatte den Nachtheil gegen sich, der immer aus sehr zerstreuten Besitzungen fließt, daß seine Macht sich zu sehr theilen mußte. Franz konnte dagegen von seinem Mittelpunkte aus, der die Kräfte in Einem geschlossenen Kerne vereinigte, nach der Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er wollte. Allein darin bestand Karls große Ueberlegenheit und spiegelte sich seine wahre Herrschergröße, daß er eine Schaar der trefflichsten Männer um sich versammelt hatte, und daß er sie mit scharfem Auge durchschaute, wen er als

Feldherrn gegen den Feind stellen, wen als Gesandten die verwickelten Knoten der Staatskunst lösen, wen im Rathe als den Besonnenen und Weisen das Wort reden lassen konnte. Durch die geistigen Kräfte wird die Welt regiert; Karl verstand die Kunst, sie seinem Dienste zu gewinnen.

Ein tapferer französischer Heerführer, der Herzog Karl von Bourbon, war vom König Franz schwer gekränkt und ging zu Karl über. Dieser nahm ihn mit offenen Armen auf, und er führte nun mit dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, und dem Marchese von Pescara, dem ersten Kriegshelden seiner Zeit, die kaiserlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im Jahre 1524, bei dem Rückzuge seiner Truppen, seinen tapfersten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Sessia durch seinen Heldenmuth zwar das rückziehende Heer rettete, aber selbst tödlich verwundet starb. Der Vortheil des Krieges schien ganz für den Kaiser entschieden; Mailand war wieder erobert, die Franzosen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Karl Frankreich selbst angreifen, und ließ sein Heer in die Provence einfallen und Marseille belagern; darüber hätte er beinahe sein Uebergewicht wieder verloren. Von dieser Seite ist Frankreich schwer zu verwunden. Die Stadt konnte nicht erobert werden und das Land umher war von dem Feinde selbst verwüstet, so daß Pescara sich zum Rückzuge gezwungen sah. Nur seine Meisterschaft als Kriegsführer rettete das Heer auf dem beschwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferse, eroberte Mailand und griff die Stadt Pavia an. Die kaiserlichen Feldherrn waren in großer Verlegenheit. Vor ihnen der viel stärkere Feind, welcher eine der Hauptstädte bedrängte; in ihrem Rücken das Gebiet des Papstes, der mit Franz ein Bündniß geschlossen hatte; in ihrem Heere selbst Mangel aller Art und die Erschlaffung, die ein langer Rückzug erzeugt. Allein ihr eigner Muth und Scharfblick, und das Glück, machten dieses Alles wieder gut.

Schlacht bei Pavia. 1525. — Der Befehlshaber, welcher Pavia vertheidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, sondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Febr. 1525 standhaft aus. Unterdeß war dem kaiserl. Heere eine Verstärkung aus Deutschland von 15,000 Lanzknechten unter dem tapfern Georg von Freundsberg oder Fründsberg gekommen, und den 28. Februar griffen sie den König bei Pavia an. Pescara's scharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite ausersehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauern umgebenen, Waldgarten glaubte er seinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch dessen Mauern in der Nacht vorher einen Weg bahnen lassen und brach nun stürmend hervor. Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Festung, und Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Da kam bald Unordnung

in das französische Heer; die Schweizer in demselben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde, tapfer fochten die deutschen Miethstruppen in Franzens Heere, allein noch tapferer Georg von Freundsberg mit den Seinigen, und ihnen dankten die Feldherrn vorzüglich den Sieg; die Deutschen hieben ihre Landsleute aus Erbitterung, weil sie den Franzosen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann nieder. — Dem König Franz war das Pferd erschossen, und zu Fuß vertheidigte er sich noch gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zu seinem Glück kam ein französischer Edelmann, Pomperant, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte ihn auf, sich dem Herzog zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieser kam, und ihm übergab der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte ihm sogleich den seinigen: „Es sey ungeziemend, sagte er, daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos dastehe."

Vierzehn Tage nach dieser Schlacht war kein Feind mehr in Italien.

Karl war fast unzufrieden über das zu große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig lasse. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt, sagt er in einem Briefe an Lannoy, so sehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um so mehr. Helft doch die Sachen gut einrichten, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Dienst und mir nicht zum Tadel gereichen."

Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und streng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden, und wie der Kaiser dieses Geschenk des Glücks benutzen müsse, war unter seinen Räthen eine entgegengesetzte Meinung. Die eine Parthei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln, und dadurch den Saamen der Feindschaft vielleicht auf immer zu vernichten; die andere, mit dem Kanzler Mercurinus Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit so viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiser wählte den Mittelweg zwischen beiden und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückwechsels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige, als Preis der Loslassung, das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich seiner Großmutter unrechtmäßig entrissen hatte, und welches er ganz besonders werth hielt. Allein den König auch so lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt sey, — so rieth sein Kanzler, — schien ihm zu hart und unkaiserlich. Er verließ sich auf des Königs Wort; aber dieses, so ritterlich es Franz zu geben schien, war nicht redlich gemeint. Ehe er

den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige vertraute Menschen aus Madrid heimlich zu sich kommen, und stellte in Gegenwart des päpstlichen Nuntius eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiser zusagen müsse, weil er ein Gefangener sey; und auch der Papst hatte ihn schon im Voraus von allem entbunden, was er versprechen würde. Mit solcher Gewissensberuhigung ausgerüstet, ging er zum Altare, und schwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er sein königliches Ehrenwort, daß er, wenn er das Versprochene nicht halten könne, in sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückkehren wolle. — Solche Früchte trägt die sogenannte Staatsklugheit, welche sich von den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Sittlichkeit nicht gebunden glaubt! —

Franz wurde 1526 entlassen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenschaft gewesen war, — und hielt seinen Vertrag nicht. Er entschuldigte sich damit, daß seine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung seiner beiden ältern Söhne an, die er statt seiner als Geißeln nach Spanien geschickt hatte. Aber Karl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im besondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürsten gezieme. Wolle er es läugnen, so erkläre er hiemit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten und im Zweikampf beweisen wolle.“

Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That selbst unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und so mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was seine Leidenschaft und sein Ehrgeiz aufgeregt hatte. Der Krieg zwischen Karl und Franz brach von Neuem aus.

Die Kaiserlichen in Rom. 1527. — Vorher indeß war in Italien eine unerhörte That geschehen. Das kaiserliche Heer in Mailand stand nun unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara gestorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich, da brach das Heer plötzlich im Januar 1527 gegen Rom auf, ohne irgend einen Befehl des Kaisers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raschen Entschlusse der Menge, die in Rom Ueberfluß aller Bedürfnisse und eine reiche Beute zu finden hoffte. Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach und kam nach einem sehr beschwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe, aus allen Völkern Europas gemischt. Am 6. Mai erging der Befehl zum allgemeinen Sturm der alten Welthauptstadt; Bourbon war einer der ersten auf der Mauer

und sein Beispiel feuerte die Stürmenden an; aber kaum hatte er einige Augenblicke da oben mit dem Schwerdte gefochten, als ein Schuß ihn niederwarf. Die Seinigen indeß drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derselben. Der Papst Clemens VII. hatte sich mit seinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang eine Summe von 400,000 Dukaten zu versprechen, damit das völlig losgebundene Heer seinen Sold erhalten konnte.

Der Kaiser Karl schickte unterdeß Briefe an alle christliche Fürsten, worin er sich sehr sorgfältig wegen dieser Vorgänge entschuldigte, die ganz ohne sein Wissen und Willen geschehen seyen; ja, während seine Feldherrn den Papst in der Engelsburg eingeschlossen und als Gefangnen hielten, ließ er in den spanischen Kirchen für die Befreiung desselben öffentliche Gebete verrichten. Man hat ihm dieses als Heuchelei vorgeworfen; aber das widerspenstige Heer achtete in der That nicht mehr auf seine Befehle, bis der rückständige Sold ausgezahlt war. Dann erst, nach zehn Monaten, zog es sich, auf sein Geheiß, nach Neapel. Es war aber durch die Ausschweifungen in Rom so geschwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demselben Jahre 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, dessen Heer ohne Widerstand bis nach Neapel drang und diese Stadt belagerte. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genuesischen Seehelden, Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeseite Neapel belagerte, zur Parthei des Kaisers, und zugleich Krankheiten im französischen Heere, wendeten das Glück wieder zu Karls Gunsten, und die beiderseitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray 1529 herbei. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung seiner Söhne in Spanien, leistete Verzicht auf Mailand, Genua, Neapel und alle Länder jenseits der Alpen, heirathete Karls Schwester Eleonore, und dagegen drang Karl nicht sogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, sondern behielt sich seine Rechte vor.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiser sich auch in seinen italienischen Ländern mit Würde zeigen konnte; er war noch nie dort gewesen. Er landete im August 1529 in Genua und zog von dort mit kaiserlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zusammenkunft mit dem Papste verabredet, und sie wurde mit großer Feierlichkeit gehalten. Der früheren Feindschaft wurde nicht mehr gedacht; Karl küßte dem heilgen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß, und dieser krönte ihn unter festlicher Pracht zum Kaiser so wie zum Könige der Lombardei. Es war die Krönung des mächtigsten Monarchen, der seit Karl dem Großen die Kaiserkrone getragen hatte, und es ist die letzte gewesen, die Italien gesehen hat. Karl erschien

den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr, die Furcht wandelte sich in begeisterte Verehrung um, und nachdem er auch nicht einmal Mailand für sich behalten, sondern großmüthig dem Herzog Franz Sforza als Reichslehn zurückgegeben hatte, zog er zu dem großen Augsburger Reichstage nach Deutschland.

86. Die ersten Bündnisse der protestantischen Fürsten.

In unserm Vaterlande hatten indeß viele Fürsten schon öffentlich die neue Lehre in ihren Ländern eingeführt. Einer der eifrigsten war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen; dieser drang auch bei den übrigen Fürsten, welche mit ihm gleich gesinnt waren, darauf, daß sie ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze schließen sollten, wenn etwa die Gegner das Wormser Edict mit Gewalt durchzuführen versuchten. Seine Sorge war nicht ungegründet. Schon hatten mehrere andersgesinnte Fürsten zu Leipzig eine Zusammenkunft gehalten und über die gemeinschaftliche Vertheidigung ihrer Länder gegen das Eindringen jeder Neuerung gerathschlagt; sie hatten den Kaiser um Beistand angerufen, und dieser hatte in seiner Antwort von „Ausrottung der Irrthümer der lutherischen Sekte" gesprochen. Es wurde also im J. 1526 zu Torgau ein Bündniß errichtet zwischen dem Churfürsten von Sachsen, Johann dem Standhaften, — sein Bruder Friedrich der Weise war 1525 gestorben, — Philipp von Hessen, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg, dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürsten Wolfgang von Anhalt, Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und der freien Reichsstadt Magdeburg. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg ehemals Meister des deutschen Ordens, nun Herzog in Preußen, hatte die neue Lehre eingeführt, und schloß ein besonderes Bündniß mit dem Churfürsten von Sachsen.

Der Kaiser, der damals noch in Spanien und mit dem gefangenen König Franz beschäftigt war, und bald darauf, nach dessen Loslassung, einem neuen Kriege mit ihm entgegensah, vertröstete die Deutschen, welche ihn zur Beilegung der Händel herbeiwünschten, mit einem neuen Reichstage, sobald er irgend Muße finde, zu ihnen zu kommen. Indeß ließ er im Jahr 1529 vorläufig einen Reichstag zu Speier halten. Dieser machte aber den Riß zwischen beiden Partheien nur größer, denn er gab der neuen einen Namen. Die Mehrheit der Stände, welche katholisch war, faßte den Beschluß: „Es solle im Wesentlichen bei dem Wormser Edicte bleiben, die Messe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, sollten sich aller Neuerungen enthalten; keiner solle übrigens des andern Unterthanen, des Glaubens halber, in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen." — Mit diesem

Schlusse waren die lutherisch Gesinnten unzufrieden, und legten eine förmliche Verwahrung, Protestation, dagegen ein, wovon sie den Namen Protestanten erhalten haben. Es waren die meisten der oben erwähnten Fürsten, welche den Torgauer Bund geschlossen hatten, auch der Markgraf Georg von Brandenburg von der fränkischen Linie, und die Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Ißny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen.

Die Augsburger Confession. 1530. — Im folgenden Jahre 1530 wurde der große Reichstag zu Augsburg gehalten, zu welchem der Kaiser selbst aus Italien, wie er angekündigt hatte, kam. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Partheien; um ihn für ihre Sache zu stimmen; er aber hielt seine Gedanken in sich verschlossen und verwies alle auf den Reichstag selbst. Am 22. Juni Abends hielt er seinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte junge Fürst, wie er vor zehn Jahren zum erstenmal in Deutschland auftrat, sondern ein Kaiser, wie seit Karl dem Großen an Macht keiner gewesen; die Welt war seiner großen Eigenschaften voll. Der mächtigste König war vor ihm erlegen, und selber Rom hatte nicht einmal einem irregeleiteten Theile seiner Macht widerstehen können. Auch sein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anstand gewonnen und überwältigte selbst die Gemüther der Gegner. Melanchthon, der mit dem Churfürsten von Sachsen in Augsburg war, redet in einem vertrauten Briefe so über ihn; „Das merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in euern Gegenden Bewunderung erregt haben, weit bewundernswürdiger aber ist es, daß er bei so großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That, an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Gegner bisher alle Künste angewendet, um ihn in dieser Religionssache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bei den deutschen Fürsten sehr streng war, wird nun bloß in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, so oft ich ihn gesehen, daß ich

einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bei einem so großen Fürsten nicht erfreuen.

Trotz dieser Achtung gebietenden Persönlichkeit des Kaisers, und trotz seiner und der katholischen Fürsten überwiegenden Macht, zeigten doch die protestantischen Fürsten, die alle zugegen waren, eine so feste Haltung, daß sie auch in äußern Dingen ihren Willen durchsetzten und den Kaiser nöthigten, mehrere seiner Befehle zurückzunehmen. So befahl er, daß alle Fürsten an der Feier des Frohnleichnams-Festes, gleich am Tage nach seinem Einzuge, Theil nehmen sollten; allein am Morgen des Tages ritten die protestantischen Fürsten im feierlichen Zuge zu ihm und erklärten standhaft ihre Weigerung, welche er annehmen mußte. Eben so protestirten sie gegen seinen Befehl, daß ihre Prediger in Augsburg nicht predigen sollten und nöthigten ihn, anzuordnen, daß von beiden Seiten nicht gepredigt, sondern an den Sonntagen nur das Evangelium und die Epistel gelesen wurde. Vor Allen ging der Churfürst Johann von Sachsen mit dem Beispiele der Standhaftigkeit voran und erwarb dadurch den Beinamen, welchen ihm die Nachwelt gegeben hat. Selbst die Drohung des Kaisers, die Belehnung mit der Chur Sachsen, die noch nicht geschehen war, ihm zu versagen, brachte ihn nicht aus der Fassung. Als nun bei den Reichstagssitzungen die Religionssache zur Sprache kam, legten die protestantischen Fürsten dem versammelten Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vor, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalten sollte, worin die neue Kirche von der alten abweiche. Melanchthon hatte dasselbe aus 17 Artikeln, welche Luther aufgesetzt, und aus mehreren Schriften, welche die protestantischen Fürsten mitgebracht hatten, in seiner gemäßigten Weise in ein Ganzes gefaßt und es ist dieses die Augsburgische Confession, welche als die Grundlage der protestantischen Kirche von der Zeit an gegolten hat. Die Verlesung durch den sächsischen Kanzler Bayer geschah am 25. Juni, und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiser ließ ihnen darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: „er werde diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen.“

In Karls Rathe und dem der katholischen Fürsten waren die Stimmen sehr getheilt. Der päpstliche Legat, so wie der Herzog Georg von Sachsen, Herzog Wilhelm von Baiern und die meisten Bischöfe, verlangten, Karl sollte geradezu die Protestanten zur Abschwörung ihrer Lehre anhalten; andere, worunter der Cardinal und Erzbischof von Mainz, waren gemäßigter; sie erkannten, daß ein solches Unternehmen nicht ohne großes Blutvergießen und innern Krieg durchzuführen sey; sie erinnerten an die Gefahr von den Türken, (welche noch im Jahre vor-

her, 1529, gewagt hatten, bis Wien vorzudringen, und die Stadt, zum Glück ohne Erfolg anzugreifen,) und riethen die Protestanten entweder durch Ueberzeugung und andere gütliche Wege wieder mit der Kirche zu vereinigen, oder sonst die Sache dahin zu richten, daß wenigstens der Friede im Innern des Reiches erhalten werde.

Es ward nun, auf ihren Rath, von mehreren katholischen Theologen, unter welchen auch Eck war, eine Widerlegung der Augsburgischen Confession abgefaßt und den Protestanten vorgelesen, mit dem Bedeuten, sich dabei zu beruhigen; und als sie es nicht zu können versicherten, noch mehrere Versuche zur Versöhnung und Ausgleichung gemacht. Den Friedlichen und Milderen von beiden Seiten schien eine solche nicht unmöglich zu seyn. Melanchthon selbst schrieb dem päpstlichen Legaten: „Es ist nur eine geringe Ungleichheit in den kirchlichen Gebräuchen, die der Vereinigung im Wege zu stehen scheint. Aber die Kirchengesetze gestehen ja selbst, daß die Einigkeit der Kirche, ungeachtet solcher Ungleichheit der Gebräuche, bestehen könne." — Allein die Eiferer beiderseits traten der ruhigen Prüfung der Sachen in den Weg; und was man nachgeben wollte, traf nicht die Hauptsachen. Auch mischten sich bei manchen der protestantischen Fürsten und freien Städte weltliche Rücksichten ein, indem von der Herstellung der bischöflichen Gewalt in ihren Ländern die Rede war; und von katholischer Seite hielt man jetzt gerade an solchen Punkten am bestimmtesten fest, in Absicht deren man früher, namentlich gegen die griechische Kirche und gegen die Hussiten, schon Nachgiebigkeit bewiesen hatte, nemlich an der Priesterehe und der Versagung des Abendmahls unter beiden Gestalten für die Laien. So entfernten die vereitelten Einigungs-Versuche, statt zu nähern, nur noch mehr die Partheien von einander. — Der Kaiser ließ endlich den Protestanten eine Erklärung vorlegen, des Inhalts: „Sie sollen sich bis zu dem nächsten fünfzehnten Tag des Monats April bedenken, ob sie sich wegen der noch nicht verglichenen Artikel mit der christlichen Kirche, dem Papst, und dem Kaiser und den übrigen Fürsten, bis zu der weiteren Erörterung eines nächstkünftigen Conciliums, vereinigen wollten oder nicht; vor Ablauf dieser Frist sollten sie in ihren Ländern nichts Neues drucken lassen, und weder von ihren eigenen Unterthanen noch fremden jemand weiter zu ihrer Sekte ziehen. Weil aber übrigens in der Christenheit eine lange Zeit her vielerlei Mißbräuche und Beschwerden eingerissen seyn mögen, so wolle der Kaiser bei dem Papst und allen christlichen Potentaten bewirken, daß innerhalb sechs Monaten ein allgemeines Concilium ausgeschrieben, und auf das längste in einem Jahre gehalten werde."

Die Protestanten erwiederten auch hierauf, wie immer, daß ihre Lehre noch nicht aus der Schrift widerlegt sey, daß also ihr Gewissen ihnen verbiete, in den Reichsabschied zu willigen, der die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verdamme; und darauf

reisten die, welche noch dort waren, von Augsburg weg. — Der Bruch der beiden Partheien war entschieden. In dem öffentlichen Reichstagschlusse, der darauf bekannt gemacht wurde, ward die lutherische Lehre als Ketzerei mit sehr harten Ausdrücken verworfen, die Herstellung aller eingezogenen Klöster und Stifter streng geboten, eine Censur über alle Druckschriften in Glaubenssachen angeordnet, und die Widerspänstigen mit des Kaisers und des Reiches Strafe bedroht.

Der schmalkaldische Bund. 1530. — Die protestantischen Fürsten versammelten sich noch am Ende dieses Jahres zu Schmalkalden und schlossen ihren Bund noch enger und fester. Einige von ihnen hätten gern sogleich losbrechen und die Sache mit den Waffen ausfechten mögen; allein in den übrigen war noch die alte, fromme Scheu vor einem Bruderkriege in Deutschland und die Ehrfurcht vor der heiliden Person des Kaisers, wie sie sich selbst ausdrücken; und dieses ächte Gefühl deutscher Herzen rettete ihren Bund von dem Vorwurfe, ohne Noth das blutige Zeichen des Religionskrieges zu haben.

87. Ferdinand, römischer König, 1531. Einstweilige Erhaltung des Religions-Friedens.

Der Kaiser war von dem augsburgischen Reichstage sogleich nach Köln gereist, wohin er auch die Churfürsten beschieden hatte, und hier that er ihnen den Vorschlag, seinen Bruder Ferdinand, dem er schon die östreichischen Erblande abgetreten hatte und der auch, seit dem Aussterben des böhmisch-ungarischen Königshauses mit König Ludwig II., der in der Schlacht bei Mohacz 1526 gegen den Sultan Soliman II. geblieben war, auf den Grund früherer Erbverträge die Kronen von Böhmen und Ungarn erhalten hatte, zum römischen Könige zu erwählen, damit er, bei des Kaisers häufiger Abwesenheit, die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Churfürsten willigten ein und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt; nur der Churfürst von Sachsen hatte eine Protestation gegen diese Wahl durch seinen Sohn einreichen lassen, und die Herzoge von Baiern, die auf die Macht des östreichischen Hauses schon lange eifersüchtig waren, ließen sich sogar in eine Verbindung mit ihren Gegnern in Religionssachen, den schmalkaldischen Bundesgenossen ein. —

Dem neuen römischen Könige lag sehr viel an der Erhaltung des Friedens in Deutschland, weil ihm sein neues Königreich Ungarn sehr hart von den Türken bedrängt wurde, und die vorzüglichste Hülfe von den deutschen Fürsten kommen mußte. Die Protestanten aber verweigerten ihre Hülfe, wenn man ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche gestatten und beschwören werde. Da verabredete der Kaiser von Neuem Versuche der Einigung, und sie führten endlich, indem auch Luther eifrig dazu ermahnte, zu dem vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg 1532.

Der Kaiser erklärte: „Er wolle aus kaiserlicher Machtvollkommenheit einen gemeinen Frieden aufrichten, vermöge dessen bis auf ein künftiges Concilium, oder bis die Stände selbst wiederum zusammenkämen, keiner den andern des Glaubens oder sonst einer Ursache wegen befehden oder überziehen solle."

Nun ging es rasch mit der Türkenhülfe und es kam so bald ein deutsches Heer zusammen, wie seit langem nicht geschehen war. Die Gefahr schien dringend zu werden, denn der Sultan Soliman zog mit 300,000 Mann heran, um die östreichischen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiser hatte nur 76,000 dagegen. Aber schon die ersten Versuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde sie zu thun haben würden. Ibrahim Bassa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches ihm die Thore zugeschlossen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müssen, und gedachte es im ersten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Jurischtisch schlug alle seine Angriffe zurück und hielt ihn 15 Tage lang auf. Da bedachte Soliman, was erst die große Stadt Wien kosten werde, indem der Kaiser selbst zu ihrem Schutze im Anzuge sey; und weil er die Deutschen, statt uneinig, einig unter einander sah, trat er plötzlich den Rückweg an; alle Welt aber erstaunte, daß der große Soliman so schnell wieder aufgab, wozu er drei Jahre lang gerüstet hatte.

Nun konnte der Kaiser Karl sich wieder zu andern Angelegenheiten wenden, und ging zuvörderst nach Italien, um mit dem Papste das große Concilium zu bereden. Allein dem Papst Clemens VII. war es damit nicht Ernst; wie überhaupt der römische Hof in dieser Zeit ein Concilium nicht wünschte; und Karl reiste unverrichteter Sache nach Spanien ab.

Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn wenden mußte, breitete sich die protestantische Lehre immer weiter in Deutschland aus und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. Die Protestirenden gingen so weit, daß sie dem Reichskammergerichte im Jahr 1534 den Gehorsam aufkündigten, weil dieses, gegen die Bestimmung des Nürnberger Religions-Friedens, solche Klagen gegen sie annahm und entschied, welche auf Herausgabe eingezogener Kirchengüter gingen. Damit waren im Grunde die Landfriedens-Gesetze Kaiser Maximilians wieder über den Haufen geworfen. — Es kam auch ein Streit wegen des Würtemberger Landes dazu. Es ist schon früher des Herzogs Ulrich von Würtemberg gedacht worden, welcher in der Zeit nach Maximilians Tode, ehe Karl V. gewählt war, wegen eines Streites mit der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben wurde. Der Bund trat das Land, auf welchem schwere Schulden hafteten, dem Kaiser Karl ab, und dieser gab es 1530 mit den östreichischen Erblanden seinem Bruder Ferdinand. Es schien nun auf immer ein östreichi-

sches Land seyn zu sollen. Aber der abgesetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche umherzog und Freunde zu gewinnen suchte, fand Schutz bei seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Hessen; Ulrich hatte schon den lutherischen Glauben angenommen; und Philipp faßte sogar den Gedanken, ihn wiederum, sey es auch mit Gewalt, in sein Land einzusetzen. Er rüstete schnell ein Heer von 20,000 Mann, brach unerwartet in Würtemberg ein, schlug den östreichischen Statthalter des Landes bei Lauffen, 1534, und gab das schnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück. Es schien, als wenn aus dieser That der blutigste Krieg entstehen müsse; allein die Gefahr ging noch einmal glücklich vorüber. Karl und Ferdinand waren sonst beschäftigt; auch mochten sie fühlen, daß es nicht edel gewesen war, durch ein fremdes Land, wenn auch unter dem Schein des Rechtes, ihre schon so große Macht zu vermehren; und von der andern Seite hatten die übrigen Glieder des schmalkaldischen Bundes keinen Antheil an der That des Landgrafen, sie suchten vielmehr durch die größte Nachgiebigkeit die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. So kam der Friede zu Kadan in Böhmen zu Stande, in welchem Herzog Ulrich sein Land als östreichisches Afterlehen wieder bekam, der Nürnberger Religionsfriede bestätigt wurde, und der Churfürst von Sachsen sammt seinen Mitverwandten dagegen den römischen König Ferdinand förmlich anerkannte. Und um wenigstens die Würde des Reichsoberhauptes aufrecht zu halten, wurde ausgemacht, daß der Landgraf und Herzog Ulrich den Kaiser in Person, und den König Ferdinand durch Abgeordnete, fußfällig wegen ihres Landfriedensbruches um Verzeihung bitten sollten.

Auch eine andere Zwischen-Begebenheit, welche wichtig zu werden schien, unterbrach den Frieden für das Ganze nicht; das waren die Unruhen der Wiedertäufer in Münster, in den Jahren 1533 bis 35. Die Grundsätze des Thomas Münzer von der christlichen Freiheit und Gleichheit und von der Gütergemeinschaft, so wie der Glaube an unmittelbare göttliche Offenbarungen, waren noch nicht ausgerottet, sondern hatten sich besonders in Holland unter der Sekte der sogenannten Wiedertäufer erhalten. Sie verlangten, daß die Menschen Buße thun und sich von Neuem taufen lassen sollten, damit der Zorn Gottes nicht über sie komme. Zwei ihrer schwärmerischsten Redner, Matthießen, ein Bäcker aus Harlem, und ein Schneider, Johann Bockhold oder Bockelsohn, von Leiden, kamen 1533 nach Münster, als dort eben durch einen Prediger Rothmann die lutherische Lehre eingeführt war, gewannen diesen auch für die Wiedertaufe, und vertrieben nun, mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden, die vermögenden Bürger aus der Stadt, errichteten einen neuen Magistrat und führten Gemeinschaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und sonst von Werth besaß, in

einen öffentlichen Schatz niederlegen, und eben so wurden die Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubt, die Bilder zerschlagen, und alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. — Zu der Schwärmerei gesellte sich, wie fast immer bei rohen Gemüthern, Herrschaft der Sinnlichkeit und gewaltige Ausartung der Leidenschaften. Es wurde als ein Theil der christlichen Freiheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leiden gab das Beispiel, indem er drei zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer seiner Anhänger, der sich besonderer göttlicher Eingebung rühmte, Johann Dusentschur aus Warendorf, zum König des ganzen Erdkreises aus, welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde; und mit dieser neuen Lehre wurden 28 Apostel in alle Welt ausgesendet, um sie dem neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden aber, wohin sie kamen, als Aufrührer ergriffen und meistentheils hingerichtet.

Gegen Münster selbst war indeß der Bischof, unterstützt von dem Landgrafen Philipp von Hessen, mit einem Heere herangezogen und belagerte die Stadt. Die Noth in derselben wurde von Tage zu Tage größer, und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte sich durch Schrecken befestigen, und enthauptete sogar eine seiner Gemahlinnen mit eigener Hand auf öffentlichem Markte, weil sie geäußert hatte sie könne unmöglich glauben, daß Gott so viel Volks wolle Hungers sterben lassen, indeß der König in Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That schon viele verhungert waren, führten ein Paar Bürger das Heer des Bischofs in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurde Johann von Leiden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting, gefangen, in mehreren deutschen Städten zur Schau herum geführt, dann mit glühenden Zangen gezwickt und getödtet, indem ihnen ein glühender Dolch ins Herz gestossen wurde. Ihre Körper wurden in eisernen Käfigen an dem Thurme der Lamberti Kirche, am Markte, aufgehängt, in der Stadt aber der Katholische Gottesdienst ganz wieder eingeführt.

88. Karl gegen die afrikanischen Raubstaaten und mit Franz von Frankreich.

Der Kaiser Karl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu seinen ruhmwürdigsten gehört. Auf der Nordküste von Afrika hatte sich einer der kühnsten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit, ein Seeräuber, Haradin Barbarossa, von geringen Aeltern auf der Insel Lesbos geboren, festgesetzt, hatte viele, vom König Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Christen glühende, Mauren an sich gezogen, und beunruhigte mit ihnen die europäischen Meere. Seine Grausamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der

Küstenbewohner, Algier und Tunis waren in seiner Gewalt, und der türkische Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne seine eigene Seemacht noch zum Gebrauch gegen die Christen anvertraut. Viele Tausend christliche Sklaven schmachteten schon in der Gefangenschaft zu Algier und Tunis.

Solchen Frevel glaubte Kaiserl Karl, als Schirmherr der Christenheit gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen; auch hatte der aus Tunis vertriebene König Hascen seinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobei auch 8000 Deutsche unter dem Grafen Max von Eberstein waren, und 500 Schiffe zusammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiser selbst und der Marchese del Vasto die Landmacht, und im Sommer 1535 stieg man bei Tunis ans Land. Das feste Schloß Goleta, welches den Hafen beschützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geschütz erobert, 2000 Türken niedergemacht, Haradins Heer, welches sich in der Ebene vor Tunis gestellt hatte, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geschlagen und die Stadt erobert; die in dem Schlosse derselben eingesperrten christlichen Sklaven halfen nach besten Kräften mit gegen die Türken, und Karl hatte am Ende die unaussprechliche Freude, 22,000 dieser Unglücklichen, aus allen europäischen Völkern, gerettet zu sehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen, und sie der Freiheit und den Ihrigen, welche sie wohl lange für todt gehalten, wiederzugeben. Er selbst versicherte, daß dieses einer der schönsten Tage seines Lebens sey. Sein Ruhm verbreitete sich in alle Länder; er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er selbst bei dem gefahrvollen Unternehmen bewiesen hatte; und zugleich hat er ein Beispiel gegeben, wie die unmenschlichen Räuber auf den Küsten Afrikas mit Ernst und Kraft gar wohl gebändigt werden können.

Den König Hascen setzte er wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Christensklaven, und hielt, zum Unterpfand des Gehorsams, die Festung Goleta besetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beschloß Karl im nächsten Frühjahr auch dort aufzusuchen.

Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich. Dieser erneuerte seine Ansprüche an Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, gestorben war; und um sich den Weg nach Italien zu sichern, besetzte er unerwartet und gewaltsam das Herzogthum Savoyen, an dessen Herzog er gleichfalls Forderungen machte. Karl sah die Nothwendigkeit des Krieges, und beschloß, ihn mit aller Kraft in das südliche Frankreich selbst zu versetzen. Ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang des ersten Einfalls unter dem Herzog von Bourbon, wagte er einen solchen 1536 von Neuem, drang bis Marseille vor und belagerte die Stadt. Allein sie war zu fest, und die Gegend umher von den Franzosen selbst verwüstet; Mangel und Krank-

heiten nöthigten den Kaiser nach zwei Monaten zum Rückzuge, bei welchem viel Geschütz und Gepäck verloren ging.

Es kam darauf, durch Vermittlung des Papstes, 1538 ein Waffenstillstand zu Nizza auf zehn Jahre zu Stande, und bald darnach hielten die beiden Gegner eine Zusammenkunft zu Aiguesmortes, an der Mündung des Rhoneflusses. Die Einladung dazu war vom König Franz ausgegangen; des Kaisers Räthe fanden es bedenklich, das er sich auf französischen Grund und Boden begeben sollte; allein ihm selbst gefiel die Sache, des Außerordentlichen wegen, um so mehr. — Als er vor dem Hafen ankam, fuhr der König selbst an sein Schiff, ihn zu empfangen, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war hier bereitet, und ein Fest, welchem die Herrscher bis tief in die Nacht beiwohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin selbst dem Kaiser Waschwasser und Handtuch, und von beiden Seiten wetteiferte man in Beweisen der Achtung und Freundschaft. Es war keine Verstellung, sie wünschten beide die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung. Die Stadt Gent in den Niederlanden hatte sich, einer neuen Auflage wegen, gegen Karl empört und bot dem König Franz an, sich in seinen Schutz zu begeben; allein der König meldete die Sache selbst dem Kaiser und schlug ihm zugleich vor, um desto schneller in die Niederlande zu kommen, den kürzesten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Karl nahm ohne Mißtrauen auch diese Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feierlichste empfangen; wenn er an eine Stadt kam, so wurden ihm die Schlüssel derselben entgegengetragen, und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn fünfzehn Tage lang, und in Paris sechs Tage, mit den herrlichsten Festen auf.

Der Aufruhr in Gent war bald gestillt und als der Kaiser noch dort war, kamen sehr dringende Aufforderungen an ihn, wieder einmal in Deutschland zu erscheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher gestiegen war.

Er erfüllte den Wunsch und erschien 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg. Wie er hier, und darauf noch mehrere Jahre hindurch, immer auf dem Wege der Güte, der Vermittlung, der gegenseitigen Verständigung, durch Schriften, durch Religionsgespräche und sein eigenes Zureden, die Gemüther zu vereinigen suchte; wie ihn dabei der Grundgedanke seiner Regierung, und auch das Bedürfniß leitete, bei der noch immer drohenden Türkengefahr und dem später wieder ausbrechenden französischen Kriege, Deutschland einig zu erhalten; — das Alles soll weiter unten im Zusammenhange erzählt werden. Hier verfolgen wir noch im kurzen Ueberblicke die auswärtigen Geschäfte des Kaisers, bis er sich eine Zeitlang ganz denen in Deutschland hingeben mußte.

Karls Zug gegen Algier 1541. — Von dem Regensburger Reichstage wendete er sich nach Italien, um von dort den,

schon früher beschlossenen, Zug gegen Algier zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem Außerordentlichen stand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein seiner würdiges Ziel, und Haradin Barbarossa hatte ihn durch neue Verheerung der spanischen Küsten genugsam zur Rache aufgefordert. Aber dieser neue Zug begann nicht unter glücklichen Vorbedeutungen; die Jahreszeit war für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon zu stürmisch, und der erfahrenste Seemann, Andreas Doria, weissagte nichts Gutes. Aber Karl that nicht gern einen Schritt zurück und die Fahrt begann. Am 20. October 1541 erreichte die Flotte die Höhe vor Algier und das Heer stieg an's Land. Aber gleich am ersten Abend, ehe noch Geschütz, Geräth und Vorrath ausgeschifft waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, warf sie an die Küste oder in das hohe Meer, und ein entsetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergestalt, daß sie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Wasser stehen, und um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen, in die Erde stoßen und sich dagegen stemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geschütz und Heer-Geräth, sondern die eigene Rettung; denn die leicht türkische Reiterei setzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieser Noth zeigte der Kaiser Karl, daß er auch als Kieger, in Gefahren, groß sey. Drei schwere Tagereisen weit in Schlamm und Wasser, führte er sein Heer, unter den steten Anfällen der Feinde, längs der Küste bis zu dem Meerbusen von Metafuz, wo sich ein Theil der zerstreuten Schiffe sammelte. Er stellte sich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härtesten Entbehrungen so wie die äußerste Anstrengung der Kräfte mit ihnen, und so gelang es ihm, den sinkenden Muth zu erhalten und das übrige Heer glücklich wieder einzuschiffen. Er brachte es nach Italien und ging selbst sogleich nach Spanien hinüber.

Vierter Krieg mit Franz von Frankreich. 1542—44. — Der französische König hatte Karls Abwesenheit in Algier benutzt, sich von Neuem zu rüsten. Alle Freundschaftsversuche mit Karl hatten ihn das Herzogthum Mailand nicht verschmerzen lassen; nun, glaubte er, sei die Zeit gekommen, es wieder zu erobern und erneuerte sein Bündniß mit den Türken. Als Karl noch von dem afrikanischen Zuge erschöpft still lag, fing Franz den Krieg schon an, aber die Unfähigkeit seiner Feldherrn gegen die trefflichen spanischen, so wie Mangel und Krankheiten, bewirkten, daß seine fünf Heere in dem ersten Feldzuge nichts ausrichteten und in trauriger Verfassung nach Hause kehren mußten.

Im folgenden Jahre 1543 begab sich Karl nach Italien und von dort über die Alpen hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenossen in dem Herzog von Cleve gefunden; dieser, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die protestantische Lehre zu begünstigen, sollte die kaiserliche Gewalt zuerst

fühlen. — Karls Erscheinung in diesen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke war die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten und sey selbst umgekommen, und in diesem Glauben hielten sie die Nachricht von seiner Ankunft in Deutschland für ein Mährchen. Die Besatzung der kleinen Stadt Düren gab auf seine Aufforderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte sich nicht vor dem, der längst eine Speise der Fische geworden sey." Als nun aber seine Spanier die Mauern erstürmten, Alles niedermachten und die Stadt in Brand steckten, da verbreitete sich Furcht und Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiser führe eine Art schwarzbrauner, wilder Menschen mit sich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen sie die steilsten Mauern hinan klimmen könnten, und große Zähne, mit denen sie Alles zerrissen. Die Sagen von den Wundern der neuentdeckten Welttheile, und ihren wilden Bewohnern gaben solchen Erzählungen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen so viel erlebte. Auch bestanden Karls Haufen meistens aus alten, von Sonne und Luft geschwärzten Kriegern, welche keine Gefahr scheuten, und bei Erstürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Ritzen der Mauern zu stoßen pflegten, um sich daran emporzuschwingen. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf schnell das Land und die Städte, und der Herzog von Cleve mußte selbst knieend um Gnade bitten. Er erhielt sie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholischen Glauben weiche; wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß setze, und sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlasse.

Gegen Frankreich geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes; für das folgende aber hatte sich Karl stärker gerüstet, und nachdem er im Winter von 1543 auf 44 einen neuen Reichstag in Speyer gehalten, und sich hier der Hülfe der deutschen Fürsten versichert hatte, brach er im nächsten Frühjahr mit einem trefflich gerüsteten Heere in des Feindes Land selbst ein. Zuerst wurde St. Dizier erobert, dann ging der Zug gerade auf Paris; Epernay und Chateau Thiery waren schon gefallen, das Heer stand nur zwei Tagemärsche von der Hauptstadt, und die Einwohner flüchteten, — da that der König Franz Friedensvorschläge. Der Kaiser nahm sie an, denn er wollte schnelle Aussöhnung mit diesem Feinde, weil die Angelegenheiten Deutschlands immer verwickelter geworden waren; und am 24. September 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es ist der letzte, den Karl mit dem König Franz geschlossen hat. Man änderte in der Hauptsache nichts; Bourgogne blieb bei Frankreich, Mailand aber dem Kaiser.

89 Die Religions-Angelegenheiten Deutschlands bis zum schmalkaldischen Kriege. 1534—46.

In Sachsen war schon 1532 auf den Churfürsten Johann den Standhaften sein Sohn Johann Friedrich gefolgt, ein sehr rechtlich und treugesinnter, aber beschränkter Mann, ganz verschieden von dem raschen und kühnen Philipp von Hessen, welcher noch immer als der unternehmendste unter den protestantischen Fürsten voranschritt. So wie Beider Gemüth im Widerspruch stand, so waren außerdem noch wichtigere Ursachen der Spaltung unter den Protestanten aufgekommen. Schon in dem ersten Jahrzehnd der Reformation hatte sich unter ihnen selbst ein Streit über die Lehre vom Abendmahl erhoben, in welchem Luther zuerst gegen Karlstadt, dann gegen den Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, auftrat, mit welchem er ein fruchtloses Religionsgespräch zu Marburg im Jahre 1529 hielt. Beide Parteien beschuldigten einander des Irrthums. Der Streit wurde heftig, denn man führte ihn mit Leidenschaft; die verschiedene Meinung wurde sogar ein Hinderniß der äußern Einheit, und hätte leicht zum gänzlichen Verderben der neuen Kirche führen können, wenn die Katholischen die Spaltung benutzt hätten.

Allein diese waren damals noch so wenig einig unter sich, daß sogar, wie wir schon gesehen haben, die Herzoge von Baiern sich mit den schmalkaldischen Bundesgenossen vereinigt hatten. Und später als sie sich wieder von demselben trennten, und die Gefahr für die neue Kirche größer zu werden schien, söhnte sich die streng lutherische Parthei, auf Luthers eigenen Rath, mit den Schweizern durch die Wittenbergsche Concordienformel für einige Zeit aus, und die Schweizer, so wie mehrere oberländische Städte, wurden in den Vertheidigungsbund aufgenommen.

Die Ausbreitung der neuen Lehre ging noch immer rasch. Selbst einige Bischöfe, die von Lübeck, Camin und Schwerin, nahmen die neue Kirchenform an, und der alte Churfürst Hermann von Köln, von welchem weiter unten noch mehr wird geredet werden, machte ernstliche Vorbereitungen, ihrem Beispiele zu folgen.

Eine der wichtigsten Veränderungen ging aber in den sächsischen Landen selbst vor. Die Hälfte derselben, mit den Städten Dresden und Leipzig, gehörte dem Herzog Georg, der ein eifriger Anhänger der alten Kirche war und dem Eindringen der neuen Lehre mit allen Kräften wehrte. Allein seine beiden Söhne starben vor ihm, und sein Bruder Heinrich von Altenburg, (Vater des Herzogs und nachherigen Churfürsten Moritz,) sein nunmehriger Erbe, hing dagegen mit ganzer Seele der lutherischen Lehre an. Als daher im April 1539 Herzog Georg starb, war Heinrichs erste Regierungs-Handlung, daß er die

Reformation in seinem ganzen Lande einführte. Die Mehrzahl seiner neuen Unterthanen fügte sich willig; selbst die Universität Leipzig wurde nach einigem Widerstreben umgewandelt, und nachdem die eifrigsten theologischen Lehrer aus dem Lande gewandert oder in Ruhe versetzt waren, wurden die Stellen mit Anhängern der neuen Lehre besetzt.

In Brandenburg ging fast gleichzeitig eine ähnliche Veränderung vor. Auf den, sehr eifrig katholischen Churfürsten Joachim I. war 1534 sein Sohn Joachim II. gefolgt, der von seiner Mutter, einer Prinzessin von Dänemark, in den Grundsätzen Luthers erzogen war; im Jahr 1539 trat dieser, aufgemuntert durch das Beispiel des Bischof Mathias Jagow von Brandenburg, dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse bei und führte in seinen Ländern eine Kirchenordnung ein, welche zwar noch Einiges von der alten Weise beibehielt, in der Hauptsache aber ganz nach den Grundsätzen der Reformation eingerichtet war.

Das Uebergewicht, welches die neue Lehre jetzt im nördlichen Deutschland gewann, bestimmte auch den alten Kardinal Erzbischof Albrecht von Mainz, einen brandenburgischen Prinzen, daß er den Widerstand gegen dieselbe für seine Bisthümer Magdeburg und Halberstadt aufgab, sich nach Mainz zurückzog, und den Landständen und Städten jener Gegenden, gegen die Zahlung beträchtlicher Geldsummen, die Erlaubniß gab, ihr Kirchenwesen nach eigenem Gefallen einzurichten.

Je übler, nach diesem Allen, der Stand der Sachen wurde, destomehr lag dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand noch immer an der Wiedervereinigung der Partheien, und auf ihren Betrieb wurden von Zeit zu Zeit immer neue Religionsgespräche versucht: so zu Hagenau 1540; bald darauf zu Worms 1541, wo Melanchthon und Eck wieder einander gegenüber standen; und noch in demselben Jahre zu Regensburg, wo der Kaiser selbst erschien und die Sache eifrig betrieb. — Vergebliche Mühe! Das Neue hatte sich schon zu scharf von dem Alten geschieden, und zugleich war die ganze Angelegenheit zu äußerlich geworden; von allen Seiten, besonders der der Fürsten, mischten sich zu viele weltliche Rücksichten ein, und die ruhige, reine Betrachtung des Innern der Sache fand in dem wilden Getriebe der Zeit keine Stätte. Wenn daher solche Vereinigungsversuche keinen, oder nur einen geringen Erfolg brachten, so gebrauchte der Kaiser die gewöhnliche Auskunft, die Entscheidung auf ein allgemeines Concilium zu verweisen und indeß den Nürnberger Religionsfrieden für die Protestanten zu bestätigen. So geschah es auf dem Reichstage zu Regensburg 1541, ehe Karl nach Algier zog; so zu Speyer 1542, durch Ferdinand und die eifrige Vermittelung des Churfürsten Joachim von Brandenburg, um die Kräfte des deutschen Reichs gegen die Türken zu sammeln; so 1544 auf dem zweiten sehr glänzenden Reichstage zu Speyer, auf welchem alle sieben Churfürsten in Person

zugegen waren, durch Karl selbst, als er sich zu dem letzten Feldzuge gegen Frankreich rüstete, den wir schon gemeldet haben. Und doch hatten die Protestanten um diese Zeit schon eine Selbsthülfe mit den Waffen geübt. Der Herzog Heinrich von Braunschweig, ein eifriger Katholik, zugleich aber ein sehr unruhiger, leidenschaftlicher Mann, war in Feindschaft mit dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, vorzüglich der Religion wegen; sie schrieben die heftigsten Bücher gegen einander, wie denn die Zeit mit allen Waffen, welche in des Menschen Gewalt sind, den Gegner bestritt. Dazu wandten sich die Städte Braunschweig und Goslar, die in den schmalkaldischen Bund aufgenommen waren, an die protestantischen Fürsten um Schutz gegen den Herzog, der sie auf alle Weise drückte und beschädigte. Selbst der Kaiser und der König Ferdinand hatten ihn oft von der Gewaltthätigkeit gegen die Städte abgemahnt, aber vergeblich. Endlich rüstete der schmalkaldische Bund 1542 schnell ein Heer, fiel in das Land des Herzogs, vertrieb ihn und hielt dasselbe besetzt. Herzog Heinrich ging zum Kaiser um Hülfe; dieser verwies die Sache auf einen Reichstag.

Auf dem Reichstage zu Worms 1545 wurde sie dahin entschieden, daß der Kaiser einstweilen, bis zur Entscheidung auf dem Wege Rechtens, die braunschweigschen Länder verwalten sollte. Das ging dem raschen Herzog, der gern das Haupt der katholischen Parthei gewesen wäre, zu langsam. Er sagte: „Mit des Kaisers Namen drohen, sey eben so viel, als mit einem todten Falken beitzen.“ In seinem Eifer beging er eine Unredlichkeit an dem Könige Franz von Frankreich. Dieser hatte ihm Geld gegeben, um für ihn Truppen in Deutschland zu werben; so wie sie aber versammelt waren, fiel der Herzog im Herbst 1545 mit ihnen plötzlich in sein verlornes Land ein, um es den Gegnern wieder abzugewinnen. Der eben so rasche Landgraf von Hessen hatte indessen auch bald ein Heer versammelt, setzte zugleich den Churfürsten von Sachsen und den Herzog Moritz in Bewegung, und schloß mit ihnen den Herzog in seinem Lager zu Kalefeld bei Nordheim so eng ein, daß er sich ihm mit seinem Sohne zum Gefangenen ergeben mußte. Darauf brachte er ihn auf seine Festung Ziegenhain, und der Kaiser ermahnte ihn nur, den Gefangenen billig und nach fürstlicher Weise zu behandeln

Uebrigens hatte der eben genannte Reichstag zu Worms schon deutlicher die immer zunehmende Spannung der Partheien offenbart, obgleich auch auf ihm noch einmal der Religionsfriede bestätigt wurde. Die Klagen von beiden Seiten wurden immer heftiger, die Katholiken ließen nicht nach in ihren Beschwerden über die Einziehung der geistlichen Güter in den protestantischen Ländern, und die Protestanten dagegen weigerten sich, in solchen und andern Dingen die Aussprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, weil die Katholiken in demselben durchaus nur altgläubige Richter dulden wollten. Das Mißtrauen war schon so

hoch gestiegen, daß wenige der protestantischen Fürsten auf dem Reichstage selbst erschienen. — Ein großes Mittelglied zur Aussöhnung, wovon sich Karl früher so viel versprochen hatte, zeigte sich nun gleichfalls unwirksam, weil es zu spät und nicht auf die rechte Weise angeordnet wurde; das war eine allgemeine Kirchenversammlung. Der päpstliche Hof hatte sich endlich zu einer solchen verstanden, und sie auf den 15. März 1545 nach Trident in Tyrol ausgeschrieben; am 13. December desselben Jahres war sie feierlich eröffnet worden. Die Protestanten aber weigerten sich, derselben eine Kraft der Entscheidung in ihrer Sache zuzuerkennen. Ihre Gründe waren: „daß das Concilium an einem Orte an der Gränze Italiens gehalten werde, wo dieses, mit dem deutschen Wesen ganz unbekannte, Land zu viel Einfluß üben werde; ferner, daß der Papst auf dem Concilio als ihr Richter den Vorsitz führe, welcher sie schon als Ketzer verdammt habe, oder doch nur als Angeklagte behandle. Wenn das Concilium als ein freies betrachtet werden solle, so müßten sie auf demselben gleiche Rechte mit allen Andern genießen.“

Viel eher hätte der Vorschlag des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, der so eben auch zu dem neuen Kirchenthume übergetreten war, zu einem günstigen Ziele führen können, wenn ihn Alle mit Aufrichtigkeit und einem nur auf den Ernst der Sache gerichteten Gemüthe angenommen hätten; nämlich: „Ein deutsches National-Concilium zusammen zu berufen und den hier geschlossenen Vergleich aller Partheien als die Stimme des deutschen Volkes nach Trident zu senden.“ Dieses schien der Weg zu seyn, um in den Religionssachen zu einem Schlusse zu kommen, der, frei von fremdem Einflusse, aus dem Bedürfnisse und der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes hervorgegangen, darum einzig helfen konnte. Aber auch dieser Vorschlag fand kein Gehör und die Abneigung der Parheien stieg.

Die Besorgniß des Kaisers und der Katholiken vor einem baldigen Uebergewichte der Protestanten im Reiche war nicht ohne Grund. Im fürstlichen Rathe waren nun schon drei von den vier weltlichen Churfürsten der neuen Lehre zugethan, (obwohl Pfalz und Brandenburg nicht Theilnehmer des schmalkaldischen Bundes waren); und nun erklärte sich sogar einer der drei geistlichen, der alte Churfürst Hermann von Köln, immer entschiedener für dieselbe. Mit Einstimmung eines Theiles seines Domkapitels wollte er eine durchgreifende Kirchenverbesserung in seinem Erzstifte einführen, und hatte schon den Entwurf dazu ausarbeiten und selbst den Melanchthon darum aus Wittenberg kommen lassen. Die Universität und der Magistrat von Köln aber und ein Theil des Kapitels waren den Neuerungen durchaus entgegen und wendeten sich deshalb an den Kaiser und den Pabst; — die Universität hatte auch früher, vor der Reformation, zur Zeit Jacob Hoogstratens, den lebhaftesten Antheil an dem Streite gegen die Humanisten, nämlich die Leh-

rer und Wiederhersteller des Studiums der alten Sprachen, und namentlich gegen Reuchlin, genommen und war ferner eine der ersten gewesen, welche Luthers Lehrsätze verdammten.

Bei dieser steigenden Verwirrung, da kein Licht der Versöhnung mehr erscheinen wollte, glaubte der Kaiser Karl das Letzte, wovon ihn noch immer eine warnende Stimme in seinem Innern zurückgehalten hatte, die Gewalt der Waffen, zum Richter machen zu müssen. Sein Kanzler Granvella redete in's Geheim mit dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Farnese, von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Protestanten; er zeigte daß der Papst dabei sehr thätig werde mitwirken müssen, weil der Kaiser erschöpft und die katholischen Fürsten muthlos seyen; und der Kardinal, in der Freude über des Kaisers ernstlichen Entschluß, gab die besten Versprechungen.

Es ist hier ein Wendepunkt in Karls V. Leben. Indem er den Entschluß faßte, was er so lange in Milde und Frieden, durch die Kraft der versöhnenden Rede, versuchte, nun durch die Schärfe der Waffen zu entscheiden, gerieth er in den großen Irrthum, als könne eine gewaltige Regung der Geister durch äußere Gewalt gehemmt werden. Von diesem Augenblicke an überwältigte ihn die ungeheure Zeit, die er bis dahin zu lenken schien; er vermochte sie nicht mehr zu fassen. Sein alternder Geist wurde immer düsterer und verschlossener gegen das junge Leben, und im Unmuthe glaubte er den Knoten, den er nicht zu lösen vermochte, mit dem Schwerdte zerhauen zu können. Dieser Irrthum macht Kaiser Karls letzte Lebensjahre einem Trauerspiele gleich, in welchem ein edler Geist dem Gewichte der zu großen Aufgabe, welche ihm das Schicksal gestellt, erliegt. Zwar gehören die nächsten Jahre, durch rasches äußeres Gelingen, zu den glänzendsten seines Lebens; allein gerade in diesem Gelingen verlor sein Geist das rechte Maaß seines Standpunktes, welches er bis dahin bewahrt hatte, und deßhalb traf ihn das Geschick bald mit eherner Hand und zertrümmerte seine mühsam zusammengefügten Plane. Ihm blieb nichts, als sich mit letzter, zusammengenommener Kraft aus dem Strudel zu reißen, und, indem er allen Schimmer irdischer Größe von sich warf, die Selbstständigkeit seines Geistes zu retten. Durch diesen letzten Entschuß, von welchem wir später hören werden, hat der Kaiser Karl als Mensch seine Würde bewahrt und die Stimme der Nachwelt versöhnt.

Luthers Tod. 18. Februar 1546. — Vor dem Beginn des traurigen Kampfes starb Luther, der Urheber der ganzen großen Bewegung. Er hatte mit aller Kraft von der Einmischung äußerer Gewalt in das, was allein im Innern seine Stätte haben soll, abgemahnt; er, der heftige Mann, war, so lang er lebte, der Erhalter des Friedens. Wiederholt hatte er den Fürsten gesagt, daß seine Sache ihren Waffen fremd sey, und mit Betrübniß sah er daher in den letzten Jahren die steigende weltliche Richtung und feindselige Spannung, und weissagte

nichts Gutes; das Schicksal ließ ihn jedoch den Ausbruch des unseligen Zwistes nicht erleben. Schon seit einigen Jahren hatte er gekränkelt, und als er nun im Anfange des Jahres 1546, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, nach Eisleben gereiset war, starb er daselbst am 18. Februar, im 63. Jahre seines Lebens, nachdem er noch in seinen letzten Gebeten betheuert hatte, daß er in dem festen Glauben an Christum, den Erlöser der Welt, gelebt habe und sterbe. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg geführt und in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt.

90. Vorbereitungen zum Kriege.

Schon während des Reichstages zu Regensburg 1546, wo die Protestanten zum letztenmal „um einen beständigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangelischen und katholischen Stände, und um ein gerechtes Concilium deutscher Nation" anhielten, hatte der Kaiser Truppen werben und sein Bündniß mit dem Papste abschließen lassen. Gegen den Churfürsten Hermann von Köln war von ihm, so wie von dem Papste, der äußerste Beschluß gefaßt worden; derselbe wurde förmlich seines Churfürstenthums entsetzt. Alles dieses erschreckte die schmalkaldischen Bundesgenossen; sie ließen den Kaiser nach den Absichten seiner Rüstungen fragen; er antwortete kurz: „Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden, wie bisher, einen gnädigen, väterlichen und guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zuwiderhandelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie mit gebührendem Ernste bezeigen werde." Und bald nachher, als der Bote mit dem Bündnisse des Papstes zurück war, ließ er den 25. Juni öffentlich erklären: „Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten die Herren nur in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde."

Diese Erklärung kündigte unverholen die Absicht des Kaisers zu dem Gebrauche der Gewalt an, und die Glieder des schmalkaldischen Bundes rüsteten sich in Eile zur Gegenwehr. Aber die zu große Verschiedenheit der beiden Häupter desselben ließen keinen glänzenden Erfolg erwarten.

Der Churfürst von Sachsen, der mit ganzer Seele an seinem Glauben hing und außer demselben von wenig Dingen bewegt wurde, faßte die Berechnung der Politik für seinen Bund gar nicht, sondern stützte sich einzig auf seine Zuversicht: „Daß Gott sein Evangelium nicht verlassen werde." Er hatte schon früher ein Bündniß mit den Königen von England und Frankreich verschmäht, weil ihm beide zur Vertheidigung der Lehre, die er für die reine hielt, unwürdig schienen, ja, selbst mit den Schweizern glaubte er sich nicht verbinden zu dürfen,

weil sie in der Lehre vom Abendmahl von seinem Glauben abwichen. Der Abendmahlsstreit war nämlich noch während Luthers Leben mit neuer Heftigkeit ausgebrochen. In der Beschränkung seines Sinnes ahndete der Churfürst auch die schon lange fortgesponnenen Plane des Kaisers nicht, und die Innigkeit seines Gemüthes erhielt vielmehr in ihm, bis zu dem letzten Augenblicke eine ächt deutsche, löbliche Ehrfurcht vor dem alten, heilgen Kaisernamen. Hätte sein kluger Kanzler Brück, welchem er ganz vertraute, nicht die Maximen der Staatsklugheit mit der religiösen Festigkeit seines Herrn besser in Verbindung zu bringen gewußt, als dieser selbst, so würde es um den Bund wohl noch schlimmer ausgesehen haben.

Philipp von Hessen entbehrte der Anhänglichkeit und des Eifers für seinen Glauben gleichfalls nicht; allein es waren außer dieser noch viele andere Regungen in seiner Seele und ihre ganze Richtung ging mehr nach Außen. Es trieb ihn von früh auf ein brennender Ehrgeiz, und hätte nicht das ganze Verhältniß der Zeit ihn immer schärfer vom Kaiser geschieden, so möchte er wohl einen glänzenden Platz unter dessen Freunden und Heerführern eingenommen haben. Nun aber, da ihn das Schicksal an die Spitze der Gegenparthei gebracht hatte, bedachte Philipp mit kühnem Geiste alle Mittel gegen den Kaiser und besaß darin einen hellen Blick, welcher den des sächsischen Churfürsten bei weitem übertraf. Er hätte schon oft, im günstigen Augenblicke, gar gern die Waffen ergriffen, um sich und seinen Glaubensgenossen die Rechte zu erstreiten, welche ihnen immer nur auf beschränkte Zeit, aus kaiserlicher Gnade, bewilligt wurden; auch wissen wir, wie er schon zweimal, für Ulrich von Würtemberg und gegen den Herzog von Braunschweig, kühn das Wagestück unternommen hatte; allein zu größeren Unternehmungen stand ihm immer die Scheu des Churfürsten vor der Verletzung des Gesetzes im Wege, und nur die gemeinschaftliche Gefahr hielt die so verschiedenartigen, fast widerstrebenden, Gemüther zusammen. In dem Augenblicke der Entscheidung mußte die Ungleichheit der Gesinnung nothwendig Verwirrung erzeugen.

Dieses war die schwache Seite des schmalkaldischen Bundes; sonst hätte seine Macht, unter guter und einiger Führung, vollkommen hingereicht, sich in gerechter Selbstvertheidigung gegen den Kaiser zu behaupten. Und in diesem Falle war die Weise und die Gesinnung des sächsischen Churfürsten sehr löblich. Ohne die Einmischung fremder Herrscher, welche den Deutschen immer verderblich gewesen ist; mit Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, so lange diese selbst in den Schranken des Rechts blieb; ohne die unedle Hülfe listiger Staatsklugheit, welche die Wahrheit nur in so fern ehrt, als sie mit dem Vortheil zusammenstimmt: gerade und offen, hätte die ganze protestantische Parthei für ihre Glaubensfreiheit die Waffen mit Erfolg führen können. Allein, wie im Innern des schmalkaldischen Bundes, so

fehlte ihr im Ganzen die Einheit. Mehrere ihrer bedeutendern Fürsten hatten sich dem Bunde nicht angeschlossen, und vermehrten sogar die Macht des Kaisers. Der junge Herzog Moritz von Sachsen obwohl selbst Protestant und Vetter des Churfürsten, so wie Eidam des Landgrafen Philipp, war in heimlichem Einverständniß mit Kaiser Karl, der brandenburgsche Markgraf Johann von Küstrin trennte sich vom schmalkaldischen Bunde, und der Markgraf Albrecht von Baireuth trat sogar offenbar in des Kaisers Dienste. Der Herzog Moritz gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Jung, rasch und kühn, besaß er doch schon den Scharfblick des reiferen Alters in Ueberschauung der Verhältnisse und im Bilden seiner Entwürfe. Auch sein Aeußeres zeigte den vollendeten Mann; die Augen waren flammend und durchdringend, und in seinem braunen Gesichte alle Züge des Helden. Selbst der Kaiser Karl, der die Deutschen seinen Südländern nachstellte und wenige unter ihnen besonders achtete, lernte den Herzog früh kennen und das Große in seiner Natur schnell ausfindend, hielt er ihn vor Allen werth. Allein dieses fehlte dem Herzog Moritz, wie es Karln selbst fehlte, daß die Richtung des Geistes nicht eben so sehr in die Tiefe ging, als ihr Blick die Verhältnisse der Welt klar und scharf überschaute. Die innere, stille Frömmigkeit und Liebe des Gemüthes, die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit und dem Rechte, welche alles Irdische den ewigen Ideen nachsetzt, und jenes nur zu beherrschen sucht, um es nach diesen zu bilden, — diese erhabenste Größe der Seele war nicht in Karl und Moritz. Der Verstand beherrschte das Herz und Klugheit galt ihnen als das Gesetz des Lebens. Daher haben sich wenige ihres vollen Vertrauens zu rühmen gehabt, und ihre Verschlossenheit macht sehr viele ihrer Handlungen zu einem Räthsel für die Geschichte. So ist es nicht mit dem Leben der erhabensten Helden der Menschheit; ihr Leben liegt wie ein großes, helles Gemälde vor unsern Augen ausgebreitet.

An weitschauendem Verstande übersah Moritz seinen Vetter, den Churfürsten, sehr weit; seinem Scharfblick entging es nicht, daß dieser in dem Kampfe gegen die großartige Klugheit des Kaisers nicht bestehen werde, und nun faßte er den Gedanken, sich selbst zum Haupte des sächsischen Hauses zu machen. Er mag sich vor sich selbst damit entschuldigt haben, daß nur dieser Weg übrig sey, dasselbe zu retten; aber seine Gerechtigkeit und Wahrheit kamen dabei auf harte Proben.

Zu dem schmalkaldischen Bunde gesellte er sich nicht; er wollte sich so lange an den Kaiser anschließen, bis er sein Ziel erreicht habe und es Zeit sey, seinen Weg auch von diesem unabhängig zu gehen. Als der Bund rüstete, rieth er davon ab, und als man ihn zur Theilnahme aufforderte, verweigerte er sie und erklärte, daß er nur zum Schutze seiner Länder gerüstet seyn werde. Ins Geheim war er aber schon mit dem Kaiser

einverstanden; wie eng, und auf welche Bedingungen, ist nicht erwiesen: leider aber ist wahrscheinlich, daß die Aussicht auf das Churfürstenthum ihm schon als Lohn vorgehalten war. Welch innerer Kampf mußte daher in seiner Seele seyn, als ihm der Churfürst bei dem Auszuge gegen den Kaiser sein Land anvertraute, um es ihm zu schützen und dereinst treu zurückzuliefern! — Aber kein äußeres Zeichen that den innern Kampf kund, — und die Klugheit besiegte die Wahrheit; um sich nicht zu verrathen, nahm er die Obhut des churfürstlichen Landes an.

Der Kaiser gab sich alle Mühe, den bevorstehenden Krieg nicht als eigentlichen Religionskrieg gelten zu lassen. In einem Schreiben an die oberdeutschen, protestantischen Städte, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, welches er noch von Regensburg aus erließ, versicherte er theuer: „Daß sich die Rüstung kaiserlicher Majestät keinesweges erhebe, um Religion und Freiheit zu unterdrücken, sondern nur um einige widerspenstige Fürsten zum Gehorsam zu bringen, welche unter dem Deckmantel der Religion andere Glieder des heiligen Reiches unter sich zu bringen trachteten, und Gericht und Ordnung so wie die kaiserliche Hoheit nicht mehr achteten.“ Allein der gerade, freie Sinn der deutschen Bürger fühlte wohl, daß ein Theil dieser Erklärung nur Worte war, und welche Gefahr, nach Niederwerfung der Fürsten, ihnen selbst drohe; sie hielten fest an ihrem Bunde mit den evangelischen Ständen. Auch machte bald ein unerwartetes Ereigniß alle Bemühungen Karls in dieser Hinsicht vergeblich. Kaum hatte er nemlich das Bündniß mit dem Papst abgeschlossen, welches durch seinen Inhalt seine Erklärung gegen die oberdeutschen Städte geradezu Lügen strafte, so machte es der Pabst öffentlich bekannt, und erließ eine Bulle nach Deutschland, in welcher er des Kaisers Krieg als eine heilige Unternehmung für die Religion darstellte. „Der Weingarten des Herrn, heißt es darin, müsse nun durch Feuer und Schwerdt von dem Unkraut gesäubert werden, welches von den Ketzern in Deutschland gesäet sey.“ — Vermöge des Bündnisses selbst versprach der Papst eine Hülfe von 12,000 Mann italienisches Fußvolk und 1500 Mann leichter Reuterei, welche er sechs Monate auf seine Kosten unterhalten wollte. Außerdem gab er 200,000 Kronen zum Kriege, und erlaubte dem Kaiser, den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter auf das laufende Jahr zu beziehen und für 500,000 Scudi spanische Klostergüter zu verkaufen. Dagen versprach Karl: „Die Widerspänstigen in Deutschland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu bringen, und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römischen Kirche irgend nachtheilig seyn könnte, mit denen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären.“

Durch diese Bekanntmachung mußte der Krieg wohl, gegen Karls Absicht, als Religionskrieg erscheinen, und so wünschte

es der Papst. In den protestantischen Ländern aber regte sich nun eine unbeschreibliche Erbitterung. Hätten die Führer solche Stimmung zur Aufregung der ganzen Volkskraft zu benutzen und sie zu leiten gewußt, der Kaiser würde mit seinen Spaniern und Italienern nicht widerstanden haben. Denn die übrigen deutschen Fürsten, selbst die katholischen, hielten sich meistens ruhig; sie selbst fürchteten, nach Unterdrückung der Protestanten, die Alleingewalt des Kaisers in Deutschland.

91. Der schmalkaldische Krieg 1546 und 47.

Die Macht der oberländischen Städte erschien zuerst im Felde; ein ausgesuchter Haufen, unter einem trefflichen Hauptmanne. Dieser war der Reichsritter Sebastian Schärtlin von Burtenbach, im Augsburger Gebiete, ein kühner, in allen Kriegssachen erfahrener Mann, dessen Rath immer den rechten Fleck traf, und nie auf das Halbe, sondern auf Vernichtung des Feindes ging. Er war schon gegen Türken und Franzosen zu Felde gezogen, und mit in der Schlacht bei Pavia, so wie bei dem Sturme auf Rom unter Bourbon gewesen. Zu ihm gesellte sich auch der Haufen des Herzogs Ulrich von Würtemberg unter dem tapfern Hans von Heydeck. Schärtlin faßte sogleich den Kriegsplan dahin ab, die sich bildende Kriegsmacht des Kaisers im Entstehen zu vernichten; denn Karl, der noch immer in Regensburg saß, hatte höchstens 8 bis 10,000 Mann bei sich, und wartete der Haufen, die in Deutschland geworben wurden, und die aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Zuerst rückte Schärtlin gegen einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, das Städtchen Fuessen am Lech. Aber die Haufen zogen sich bei seiner Annäherung in Baiern hinab, und als er sie rasch verfolgen wollte, kam eben ein Bote von dem Rathe der Stadt Augsburg, deren besonderer Dienstmann er war, mit dem Befehle den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Das baierische Haus hatte gedroht, sich zu dem Kaiser zu schlagen, wenn sein Gebiet verletzt werde; allein wenn es völlig partheilos dastehen wollte, so hätte es auch den Schaaren des Kaisers den Durchzug nicht gestatten dürfen. — Mit Bekümmerniß stand Schärtlin am Lech, ohne ihn überschreiten zu dürfen, denn er hatte noch Größeres im Sinne gehabt: wenn er die kaiserlichen Haufen rasch auseinander getrieben, wollte er auf Regensburg selbst ziehen. Die dort versammelte Kriegsmacht war noch so gering, daß der Kaiser wahrscheinlich die Flucht ergreifen mußte, und dann war Oberdeutschland für ihn verloren. — Schärtlin schrieb, „daß gewiß einst Hannibal nicht mit betrübterem Herzen von Italien abgezogen sey, als er zu dieser Stunde vom Baierlande."

Aber schnell sich fassend beschloß er nun, die päpstlichen Haufen nicht nach Deutschland zu lassen. Nie war ein so wohlgerüstetes Heer in Italien aufgestellt worden; tapfere Schaaren

BIBLIOTHECA BODLEIANA

unter versuchten Hauptleuten, und von Eifer gegen die Protestanten erfüllt. Ihr Weg ging durch Tyrol; Schärtlin wollte ihnen denselben versperren, rückte in Eilmärschen gegen die Ehrenberger Klause und nahm diesen wichtigen Paß am 10. Juli durch Ueberrumpelung ein. Dann zog er gegen Inspruck und hätte sicher seinen Zweck erreicht, alle Pässe zu besetzen, wenn nicht ein neuer Befehl von den Bundeshäuptern angekommen wäre, Tyrol wieder zu räumen, weil der König Ferdinand, dem das Land gehörte, noch nicht den Krieg gegen den schmalkaldischen Bund erklärt habe. So zeigte sich gleich Anfangs die Halbheit und Zaghaftigkeit der Bundesgenossen in solchem Grade, daß der schärfer Sehende ihren Sachen kein Glück weissagen konnte. Denn die thörigtste Unentschlossenheit ist es, wenn einmal der Krieg unvermeidlich ist, dessen zu schonen, der, wenn auch noch nicht als erklärter, doch als ganz gewisser Feind dasteht. — Schärtlin mußte indeß dem Befehle gehorchen und die schönste Zeit, etwas auszurichten, verstreichen lassen.

Unterdeß waren die sächsischen und hessischen Heere auch gerüstet und nahmen ihren Weg nach Oberdeutschland. Die beiden Bundeshäupter erließen am 4. Juli eine Schrift an den Kaiser, des Inhalts: „Sie wüßten sich keines Ungehorsams schuldig, weßwegen der Kaiser sie überziehen wolle. Wenn sie aber auch ein Vergehen auf sich hätten, so sey es doch vorher billig, sie selbst zu hören: und wenn dieses geschähe, so würde man offenbar sehen, der Kaiser unternehme den Krieg auf Anstiften des Papstes, um die Lehre des Evangelii und die Freiheit des deutschen Reiches zu unterdrücken." — Dieses letztere ist die schwere Beschuldigung, welche die Gegner jetzt zum erstenmal auf den Kaiser warfen, und die begierig aufgefaßt und in alle Welt ausgebreitet wurde. Durch dieses Eine Wort, wenn es geglaubt wurde, mußte selbst der Religionseifer der Katholiken überwältigt werden, daß sie dem Kaiser kaum den Sieg über die Gegner wünschen durften. Und dieser schien sogleich durch eine rasche That die Beschuldigung zu bestätigen, welche ihm eben gemacht war. Als ihm das Schreiben der Bundesobersten gebracht wurde, nahm er es nicht einmal in die Hand, sondern beantwortete es auf der Stelle durch eine Achtserklärung der beiden Fürsten von Sachsen und Hessen. Er wirft ihnen darin jeglichen Ungehorsam gegen das kaiserliche Wort und die Absicht vor, „ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an sich zu bringen und am Ende Jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen." Er nennt sie, „Rebellen, Meineidige und Hochverräther," und entbindet alle ihre Unterthanen von den Pflichten der Huldigung und des Gehorsams gegen sie. So hart ist wiederum sein Wort gegen das ihrige, und so ist es die Art der heftig aufgeregten Zeitalter, daß in der Hitze des Streites bald ein jeder auch mit den Waffen des schärfsten Wortes dem Gegner das Feld abzugewinnen sucht;

denn nicht zu berechnen ist in solcher Zeit die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Kaiser hatte in seinem letzten Schritte die alten Rechte des Reiches verletzt, nach welchen es nicht ihm allein, ohne ein Fürstengericht, zukam, die Acht gegen einen Reichsstand zu erklären. Aber dennoch ist die, so oft gegen ihn wiederholte Beschuldigung zu hart, als habe er im Sinne gehabt, die ganze deutsche Verfassung über den Haufen zu stoßen und sich zum alleinigen Herrn zu machen. Daß Karl V. zu den Gemüthern zu rechnen sey, welche nach der höchsten Stufe des Ruhmes und der Macht gestrebt haben, und denen manches althergebrachte Recht weichen mußte, weil es ihren neuen Bildungen im Wege stand, — daran kann die Geschichte nicht zweifeln. Es mag daher auch niemand bestimmen, wie weit der Kaiser in Deutschland gegangen seyn würde, wenn ihm die Umstände so günstig geblieben wären, als sie es ihm eine Zeitlang waren; denn Geistern seiner Art, die nicht aus innerm, angebornem Maaße sich selbst eine Schranke setzen, ist die Gunst der Gelegenheit das einzige Maaß des Begehrens. Sie unternehmen, was ihnen ausführbar scheint; aber auch nur dieses. Das Unmögliche hütete sich Kaiser Karl wohl zu beginnen. Er beherrschte einen so großen Kreis der Staaten und hatte so mächtige Gegner in Europa, daß er nicht hoffen durfte, auf Deutschland so anhaltende und alleinige Sorge wenden zu können, wie die Durchführung der Alleinherrschaft forderte, und darum versuchte der kluge Mann das Vergebliche nicht. — Insofern zeigte er sich jedoch auch als den stolzen, einen halben Welttheil beherrschenden Kaiser, daß er in einzelnen Dingen, wenn es auf die rasche That ankam, sich nicht an die Form des Rechtes band; und so kann man wohl sagen, daß die Verletzug der Reichsfreiheit in seiner Gesinnung, aber nicht, daß sie in seinem Plane gelegen habe.

Uebrigens trat er in diesem Anfange des schmalkaldischen Krieges in der vollen Ueberlegenheit seines Geistes und in ächter Heldengröße auf. Obgleich nur mit wenigen Kriegern umgeben, und von einem Heere von 70 bis 80,000 Mann, dem glänzendsten, welches Deutschland seit langem gesehen hatte, bedroht, antwortete er zuerst ruhig mit der Achtserklärung, und begab sich dann mit seinem kleinen Heere von Regensburg nach Landshut, um den heranziehenden Schaaren aus Italien näher zu seyn. Damit aber bei den Seinigen keine Furcht entstehen möchte, erklärte er sogleich, daß er nicht von dem deutschen Boden weichen, sondern lebend oder todt dort ausharren werde. Er hatte die beste Schutzwehr in dem uneinigen Geiste, welcher in dem Lager der Bundesgenossen herrschte. Zu den beiden, schwer zusammenstimmenden, Fürsten, war nun noch Schärtlin mit dem städtischen Heere gekommen. Schon mit dem Churfürsten, welcher ihn oft in raschen Unternehmungen aufhielt, theilte der Landgraf Philipp ungern den Oberbefehl; nun erschien noch ein drit-

ter Krieger, der größere Erfahrung besaß, als sie beide, und auf den Alle mit Bewunderung blickten; und es war zu fürchten, daß er den besten Ruhm aus diesem Kriege davon tragen werde. Auch scheint es fast, als habe die alte Eifersucht zwischen Fürsten und Städten selbst hier das völlige Einverständniß getrübt. Gewiß ist es, daß der Mangel des letzteren die Hauptursache des Mißlingens war.

Als das Heer vereinigt war, rieth Schärtlin, auch jetzt noch den Kaiser in Landshut zu überfallen und zu umzingeln; aber man konnte darüber nicht einig werden, und die kostbare Zeit wurde wiederum versäumt. Der Kaiser dagegen benutzte sie trefflich; er zog alle spanischen und italienischen Hülfsvölker und die in Deutschland geworben waren, an sich, und als er sich stark genug hielt, rückte er die Donau hinauf nach Ingolstadt. Hier fing er an, ein stark verschanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu schlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem bedeutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm gestoßen sey. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolstadt gefolgt, und da entschlossen sie sich endlich sein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu beschießen, ob der Kaiser etwa zu einer Schlacht herausgelockt werden möge. Am letzten des Augustmonats, mit Anbruch des Tages, rückten sie heran; sie bildeten die Gestalt eines halben Mondes und besetzten die Anhöhen umher mit ihrem Geschütz. In den Schaaren war Muth und Kampflust; ein kühner Sturm, im entscheidenden Augenblicke rasch ausgeführt, hätte leicht den Verbündeten einen vollständigen Sieg gewinnen können. Denn noch war ihnen der Kaiser an Kräften bei weitem nicht gleich, und sein Lager umgab erst ein einfacher Graben. Der Gedanke eines solchen Sturmes blieb den Bundesgenossen auch nicht fremd; nach einigen Nachrichten faßte ihn der Landgraf Philipp, nach andern aber Schärtlin, in dem Augenblicke, als das Feuer seiner zwölf großen Feuerschlangen die spanischen Hakenschützen wieder in das kaiserliche Lager zurückgetrieben hatte, aus welchem sie hervorbrechen wollten. Allein Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten auch diesesmal die rasche Entscheidung. Der Kaiser, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinigen Muth einredete und keine Gefahr scheute, gewann Zeit, die Verschanzungen zu vollenden, und nun konnte er ruhig zusehen, wie die Verbündeten sich an seinem Lager müde schossen. Schärtlin konnte, wie er selbst erzählt, von der Zeit an kein Herz mehr zu diesem Kriege fassen, „denn er sehe keinen Ernst zu einem rechtschaffnen Kriege."

Fünf Tage lang beschossen die Fürsten das kaiserliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; und als sie hörten, der Oberst von Büren sey mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen sie plötzlich mit ihrem Lager auf ihm entgegen. Der Kaiser traute seinen Augen kaum

als er das große Heer so unverrichteter Sache abziehen sah, und ritt selbst mit dem Herzog von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Büren mit dem Kaiser konnten die Verbündeten dennoch nicht hindern, und dieser, so ansehnlich verstärkt, fing nun an, vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen und sich zum Herrn des Flusses zu machen. Als darauf auch Augsburg von ihm bedroht werde, riefen die Bürger ihren Obersten Schärtlin von dem Bundesheere zum Schutze ihrer Stadt zurück.

Der Winter kam heran; es fehlte an Vorräthen und an Gelde; in dem verbündeten Heere zeigte sich Mißmuth und Zaghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzuflößen wußten; die schwäbischen Bundesgenossen waren am verdrossensten, weil die ganze Last des Krieges auf ihnen ruhte und die Heere nun schon sechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Da schickten die Fürsten ein Schreiben in des Kaisers Lager und versuchten wegen des Friedens oder doch eines Aufstandes zu unterhandeln. Dadurch aber thaten sie ihre Schwäche ganz laut und offenbar kund und gaben sich auch ohne Schlacht besiegt. Voller Freude ließ der Kaiser das Schreiben vor der ganzen Schlachtordnung ablesen, und statt aller weitern Antwort mußte der Markgraf von Brandenburg den Fürsten kund thun: „Er wisse keinen Weg, den Frieden einzuleiten, als wenn der Churfürst und der Landgraf sich selbst und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und Unterthanen der Gnade und Ungnade des Kaisers hingäben."

Nach solchem Bescheide brachen die Bundesfürsten in den letzten Tagen des Novembers von Giengen auf und zogen in ihre Länder zurück.

Der Herzog Moritz und der Churfürst. — Den Churfürsten von Sachsen rief auch die Botschaft dringend in sein Land, daß der Herzog Moritz dasselbe, bis auf wenige Oerter, eingenommen habe. Der Kaiser nemlich hatte seinem Bruder Ferdinand, als Könige von Böhmen, aufgetragen, gemeinschaftlich mit dem Herzog Moritz die Acht gegen den Churfürsten zu vollziehen; und die Lage der Dinge war so, daß, wenn Moritz nicht Theil nahm und die Churfürstlichen Länder nicht selbst besetzte, diese auf immer verloren schienen. So wenigstens stellte es Moritz dar, als er die Stände seines Landes zusammenrief, um ihre Einwilligung zu diesem Unternehmen zu erhalten; denn ohne sie durfte er so wichtigen Handel nicht anfangen. Er bot alle Kunst der Rede auf, einen Schein des Rechtes auf sein Betragen und seine Wünsche zu werfen. Am meisten entschied aber der plötzliche Einfall von Ferdinands leichten ungarschen Reutern, die von Böhmen hereinbrachen; vor diesen wilden Horden ging ein furchtbarer Schrecken her, und es schien eine Wohlthat, Moritzens sächsischen Kriegern sich zu ergeben; bald war

das Churfürstenthum, bis auf Wittenbrg, Eisenach und Gotha, in des Herzogs Händen. — Aber die Stimme des Volkes in diesen Ländern verdammte sein Beginnen dennoch: es erschien ihnen als ein Verrath an dem evangelischen Glauben, und von den Kanzeln, so wie in Schriften, wurde dasselbe sehr hart gescholten.

Jetzt kehrte auch der Churfürst voll bittern Unmuthes zurück; es war im December 1546. Es gelang ihm sein Land bald wieder zu erobern und von des Herzogs Lande auch einen Theil einzunehmen, nachdem er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der seinem Freunde Moritz vom Kaiser zu Hülfe geschickt war, in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte. Von Böhmen aus konnte Moritz auch keine Hülfe erhalten, denn die böhmischen Stände weigerten sich, gegen ihre sächsischen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, und der König Ferdinand fing selbst an um sein Land besorgt zu seyn; schon war es fast zum offenbaren Aufstande gediehen. So kam es dahin, daß der Herzog Moritz von seinem eigenen Lande nur noch die Städte Dresden, Pirna, Zwickau und Leipzig übrig hatte und seine einzige Hoffnung auf den Kaiser Karl setzen mußte.

Der Kaiser straft die oberländischen Städte. — Karl war unterdeß beschäftigt, die protestantischen Städte in Süddeutschland zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen, denn diese Städte waren nach der damaligen Weise sehr fest und konnten lange widerstehen, und indeß konnten sich die Fürsten in Norddeutschland zu dem neuen Feldzuge rüsten. Allein es war, als wenn Muth und Besonnenheit auf einmal von Allen gewichen sey; wohin der Kaiser kam, unterwarfen sich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwerdtstreich ihre Thore; das mächtige Ulm sandte Boten, welche knieend, auf freiem Felde, in spanischer Sprache, (dieses wurde ihnen mit Recht von den Bundesgenossen sehr übel gedeutet), um Gnade flehten, und zahlte 100,000 Goldgulden als Buße. Frankfurt zahlte 80,000, Memmingen 50,000, die kleineren nach Verhältniß, und nun kam die Reihe an Augsburg. Der tapfere Schärtlin entwarf mit Freudigkeit den Plan zu ihrer Vertheidigung. Die Stadt hatte die schönsten Mauern, zweihundert Stück Geschütz, und eine große streitbare Bürgerschaft; wenn sie standhaft blieb, so konnte dem ganzen Bunde von Neuem der Muth erweckt werden. Aber die Reichen in der Stadt wollten die Gefahr nicht in der Nähe sehen; einer derselben, Anton Fugger, schlich sich zum Kaiser ins Lager und brachte als Bedingungen zurück, daß die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen, spanische Besatzung einnehmen und den braven Schärtlin verbannen sollte. Dieser bot noch einmal die Kraft seiner Rede auf, den Muth in ihnen zu erwecken, und berief sich auf ihren Vertrag mit ihm, nach welchem sie ihn nicht wegschicken konnten. Aber sie flehten ihn mit Thränen an, doch nur zu gehen. Da ging er endlich voll Un-

willens und begab sich nach der Schweiz; die Spanier besetzten die Stadt.

Außer den Städten hatten auch zwei Fürsten in Oberdeutschland an dem Kriege Theil genommen; der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Churfürst Friedrich von der Pfalz. Letzterer war jedoch nicht Glied des schmalkaldischen Bundes, und hatte nur, nach einem Erbvertrage mit dem würtemberger Herzoge, diesem 300 Reuter und 600 Fußknechte zu Hülfe gesendet; auch war er des Kaisers Jugendfreund, sie waren zusammen als Knaben in Brüssel erzogen; daher erhielt er leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich dagegen mußte, sammt seinen Räthen, knieend Abbitte thun, seine besten Festungen nebst allem Geschütze übergeben, und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiser in allen Dingen Gehorsam gelobt hatte.

So war der schmalkaldische Bund in Oberdeutschland bald vernichtet und der Kaiser faßte den raschen Entschluß seinem Heere keine Ruhezeit zu gestatten, sondern die Sachen auch in Norddeutschland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. In Eger warteten seiner der König Ferdinand und der Herzog Moritz, fast als Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April bei ihnen ein und sie feierten dort zusammen das Osterfest. Dann brachen sie eiligst wieder auf, und schon am 22. April stand Karl in der Gegend von Meißen an der Elbe.

92. Die Schlacht bei Mülberg. (24. April 1547.)

Der Churfürst hatte es lange gar nicht glauben können, daß Karl selbst gegen ihn im Anzuge sey; nun da er ihn vor sich sah, brach er eilend die Brücke bei Meißen ab und führte sein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um seine Hauptstadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer langen und tapfern Gegenwehr finden. Dem Kaiser dagegen lag Alles daran, daß der Feind unterwegs schon angegriffen würde, damit der Krieg ein schnelles Ende gewönne. Eilends zog er daher an dem andern Elbufer, den Churfürstlichen fast zur Seite, und suchte nach einer Furth, um durch den Fluß zu kommen. Der Churfürst hatte bei dem Städtchen Mülberg Halt gemacht. Noch spät am Abend ritt der Kaiser selbst mit seinem Bruder und dem Herzog Moritz am Ufer hin und nirgends wollte sich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritte breit und das entgegengesetzte Ufer war höher als das diesseitige. Da führte der Herzog Alba einen jungen Bauern aus einem nahen Dorfe herbei, welcher ihnen eine Furth im Flusse zu zeigen versprach; die Sachsen hatten ihm zwei Pferde mit fortgeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden diesen Dienst erzeigen. Moritz versprach ihm hundert Kronen und zwei andere Pferde.

Unter dem Schutze eines dicken Nebels suchten nun am andern Morgen einige tausend spanische Hakenschützen durch die

Furth ans andere Ufer zu gelangen. Ein Haufen von ihnen schwamm nach abgeworfenem Harnisch, den Säbel zwischen den Zähnen, hinüber, eroberte einige Kähne und brachte sie zum Kaiser; sie wurden mit Schützen bemannt und diese feuerten nun auf die Sachsen am andern Ufer, während die Reuter durch die Furth setzten und jeder einen Fußknecht hinter sich mit hinübernahm. Darnach folgte auch der Kaiser, dessen Pferd der wegweisende Bauer am Zügel führte, der König Ferdinand, der Herzog Moritz, und des Kaisers Feldherr, Herzog von Alba.

Es war ein Sonntagmorgen. Der Churfürst wohnte dem Gottesdienste in Mülberg bei, und als man ihm die Nachricht brachte, der Feind gehe über den Fluß, — und bald, er sey schon ganz nahe, konnte er es noch immer nicht glauben, und wollte den Gottesdienst nicht unterbrechen. Endlich, nachdem er vollendet, hatte er nur noch eben Zeit, seinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur streben solle, Wittenberg zu erreichen, die Reuter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen eilten den Sachsen eben so schnell nach und ereilten sie auf der Lochauer Haide; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Albas Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reuter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz selbst focht unter den Vordersten; die sächsischen Reuter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eignes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Der Churfürst befehligte von einem Wagen herab, weil sein schwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiser dagegen, dem man an diesem Tage die Kränklichkeit seines Körpers nicht ansah, ritt auf einem andalusischen Rosse, in der rechten Hand die Lanze haltend, in weithin schimmerndem, vergoldetem Helme und Panzer, und das Kriegsfeuer aus seinen Augen strahlend. — Mit dem furchtbaren Kriegsgeschrei Hispania! Hispania! durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen Seitn; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Haide hin wurden die Fliehenden erschlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Baiersdorf hin. Einer der Söhne des Churfürsten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte sich tapfer, erschoß durch zwei harte Hiebe vom Pferde sinkend, noch im Fallen einen Feind, und ward glücklich durch herbeispringende sächsische Reuter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Er hatte einen schweren, friesischen Hengst bestiegen, wurde aber von den leichten Reutern eingeholt und indem er um sich schlug, von einem Ungarn in die linke Backe gehauen. Das Blut rann über sein Gesicht, er wollte sich dennoch nicht ergeben; da drängte sich ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, durch die Ungarn, und rief

ihn auf deutsch an, seines Lebens zu schonen. Diesem, „weil er ein Deutscher sey," gab er sich gefangen, und zog als Wahrzeichen dessen zwei Ringe vom Finger, die er ihm reichte. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba, und dieser auf sein wiederholtes Verlangen, zum Kaiser, der mitten in der Haide zu Pferde hielt. Johann Friedrich, wie er herankam, seufzte tief und sprach, die Augen gen Himmel gerichtet: „Herr Gott, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!" Sein Anblick mußte die Umstehenden erschüttern; sein Gesicht blutete, sein Panzerhemd war mit Blut befleckt. Er stieg mit Hülfe des Herzogs Alba vom Pferde und wollte vor dem Kaiser auf seine Knie sinken, indem er den Blechhandschuh auszog, um zugleich nach deutscher Sitte die Rechte zu reichen. Aber der Kaiser litt beides nicht und wandte sich finster zur Seite. Da fing der Churfürst an: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" — „So bin ich nun euer gnädigster Kaiser?" fiel dieser ein, „so habt ihr mich lange nicht geheißen." Der Churfürst fuhr fort: „Ich bin Euer kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um fürstlichen Gewahrsam." „Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr verdient," schloß der Kaiser. Dann wurde der Churfürst durch Alba mit dem Herzog Ernst ovn Braunschweig Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, ins Lager geführt.

So endigte dieser für den Kaiser so glückliche Tag, von dem er selbst in Cäsars Weise schreibt: „Ich kam ich sah und Gott siegte."

Nach einer Ruhe von zwei Tagen zog er nach Torgau, welches sich sofort ergab, und von da nach Wittenberg, der Hauptstadt des Landes. Sie war fest mit guter Besatzung versehen, und die Bürgerschaft voller Muth; wenn sie sich hielt, so mußte Karl vielleicht Sachsen verlassen, ohne das Werk vollendet zu haben; denn zu einem langen Feldzuge war er nicht gerüstet. Da wandte er, in seiner Ungeduld, ein Mittel an, welches ihn von Neuem der Ueberschreitung des Rechtes und der Reichsverfassung anklagt. Er ließ durch einen Herold der Churfürstin und ihren Söhnen kund thun, daß er ihnen, wenn sie die Stadt nicht übergäben, das Haupt des gefangenen Vaters senden werde; und als dennoch eine abschlägliche Antwort erfolgte, ließ er über den unglücklichen Fürsten durch ein Kriegsgericht das Todesurtheil sprechen. Das durfte er, wenn es gleich das gerechteste Urtheil gewesen wäre, nicht ohne einen deutschen Fürstentag. Wohl mag es ihm mit der Hinrichtung selbst nicht Ernst gewesen seyn, die nur ein Schreckmittel für die in der Stadt seyn sollte; allein die Verletzung des Rechtes lag in der Weise des Urtheils, und wenn es als Schreckmittel nicht würkte, so war von Karls strengem Sinne, der keinen Schritt zurückthat, die Vollziehung desselben wohl zu fürchten.

Der Churfürst, der im Glücke sich schwach gezeigt, bewies jetzt den Heldenmuth einer starken Seele. Das Todesurtheil wurde

ihm angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernst von Lüneburg am Schachbrette saß. Ruhig sprach er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln werde; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, bestellen möge."

Vom Herzog Moritz ist nicht bekannt, daß er in dieser Sache sein Wort bei dem Kaiser verwendet habe; der Churfürst Joachim von Brandenburg dagegen kam sogleich in das kaiserliche Lager und bemühte sich aufs eifrigste, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich. Dieser mußte für sich und seine Nachkommen auf die Churwürde und auf sein Land Verzicht leisten, welches beides an Herzog Moritz überging. Seine Festungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiser überliefert, und er selbst sollte dessen Gefangener bleiben, so lange es diesem gefallen würde; so daß er ihn sogar nach Spanien, unter die Obhut des Infanten Don Philipp, schicken könnte. Den nöthigen Unterhalt für ihn und sein Haus sollte Moritz darreichen, und es wurden dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt. In einem Artikel des Vertrages sollte der abgesetzte Churfürst auch im Voraus versprechen, alles anzunehmen, was das Concilium zu Trient oder die kaiserliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten; — allein dazu war er auf keine Weise zu bewegen; der Kaiser mußte hierin nachgeben, und selbst die Spanier fanden des Churfürsten Standhaftigkeit ruhmvoll.

Da es in Wittenberg bekannt wurde, daß die Stadt dem Kaiser übergeben werden, aber in der freien Uebung des Augsburger Religionsbekenntnisses bleiben sollte, entstand eine große Bewegung in derselben. Anfangs wollten die Bürger bis auf den letzten Mann sich vertheidigen, weil sie der Zusage der Religionsfreiheit nicht traueten, die Spanier hatten zu grausam im Lande umher gehauset; allein der Churfürst befahl ihnen, keinen Widerstand zu versuchen, der Kaiser werde treu und sicherlich sein Wort halten. Dann zog die sächsische Besatzung aus und vier kaiserliche Fähnlein besetzten die Stadt. Zwischen ihr und dem Lager wurde bald lebhaft verkehrt und das gegenseitige Mißtrauen schwand immer mehr. Zu ihrer Verwunderung sahen die Sachsen ihren abgesetzten Herrn, wie er in Herzog Albas Zelte von vornehmen Spaniern bedient und mit Ehrfurcht behandelt wurde. Die Churfürstin selbst erschien in Trauerkleidern mit ihren Kindern vor dem Kaiser, geführt von den Söhnen des römischen Königs, und that einen Fußfall; der Kaiser hob sie sehr freundlich auf, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und erlaubte daß der Churfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg bei den Seinigen zubringen durfte. Ja, er selbst begab sich in die Stadt und erwiederte den Besuch der Churfürstin. Der

Eindruck seines großen und starken, jetzt besänftigten Gemüthes tilgte den Widerwillen, den man in diesen Landen gefaßt hatte, zum guten Theile aus, so wie er selbst hinwiederum ein günstigeres Urtheil über Norddeutschland gewann, als die eifrigen Gegner der neuen Lehre ihm mochten gegeben haben. „Es ist doch alles ganz anders im evangelischen Lande, und unter evangelischen Leuten, als ich mir gedacht habe," — äußerte er in diesen Tagen. Und als er hörte, daß bei seiner Anwesenheit der lutherische Gottesdienst eingestellt sey, rief er aus: „Wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns dieses nicht zum Gefallen! Haben wir in den hochdeutschen Landen doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" — Er besuchte auch die Schloßkirche und sah hier Luthers Grab. Einige Umstehende, — man nennt den Herzog von Alba, — riethen ihm, „den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen," aber Karl erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten."

Der innere Sinn des Kaisers war frei genug, um sich über der leidenschaftlichen Bewegung der Zeit zu halten. Wenn nur nicht die Rücksichten der Staatsklugheit oft die strenge Wahrheit, bei ihm verdunkelt hätten! Denn wie stimmte diese Schonung der protestantischen Parthei mit dem Bündnisse zusammen, welches er mit dem Papst geschlossen hatte?

Der neue Churfürst Moritz bewies sich gleichfalls sehr freundlich gegen die Wittenberger: „Ihr seyd eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen, das will ich euch ewig im Guten gedenken," — sprach er im Weggehen zu den Vorstehern der Stadt.

93. Der Kaiser und Philipp von Hessen.

An dem Tage, da Kaiser Karl in Wittenberg einritt, wurde sein alter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen; das Glück schien ihm alle Hindernisse seiner großen Entwürfe auf einmal aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweiten Haupte des schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen von Hessen, zu unterhandeln, und dieser sah keine Rettung mehr für sich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaisers, die er durch seinen Schwiegersohn Moritz und den Markgrafen von Brandenburg eifrigst nachsuchte.

Beide verwendeten sich auf das Thätigste für ihn, und Karl äußerte endlich durch seinen Kanzler Granvella: „Wenn der Landgraf selbst zu ihm käme und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und wenn er die Bedingungen unterschriebe, die er ihm vorlegen würde, so wolle er ihm sein Land nicht nehmen und ihn auch nicht am Leben oder mit Gefängniß bestrafen;" — so wenigstens verstanden es die Vermittler, und verbürgten sich

daher dem Landgrafen mit ihrem Ehrenworte, sich selber seinen Söhnen in gefängliche Haft zu stellen, wenn Karl ihn nicht wieder frei von sich ließe. Am 18. Juni kam Philipp auf dieses ihr Ehrenwort in Halle an und am folgenden Tage wurde er vor den Kaiser geführt. Dieser saß auf einem Throne und um ihn standen viele deutsche, spanische und italienische Große, unter andern auch der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frei geben müssen, und der sich nun an seiner Demüthigung weidete. Mit niedergeschlagenem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder, und sein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, laß die Abbitte an den Kaiser ab. Sie war in sehr demüthigen Ausdrücken abgefaßt, und ein Augenzeuge erzählt, es habe sich in der Verwirrung und Beschämung, die den Landgrafen in solcher Lage, vor solcher Versammlung ergriff, auf seinem Gesichte ein Lächeln gezeigt, gleichsam als unbewußte Hülfe seiner Natur gegen das Gefühl der Schmach. Aber dem Kaiser entging seine Miene nicht; drohend hob er seinen Finger auf und sprach in seiner Niederländischen Mundart, denn er redete das Deutsche schlecht: — „Wol, ick soll di lachen lehren." Dann laß des Kaisers Kanzler, Dr. Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient habe, so wolle dennoch der Kaiser, aus angeborner Milde, und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade vor Recht ergehen lassen, ihn von der Acht erledigen, und ihm das Leben, welches er verwürkt habe, schenken." Nach der Ablesung dieser Antwort wollte sich der Landgraf, als ein freier Fürst wieder erheben, und als der Kaiser ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den deutschen Handschlag der Versöhnung versagte, stand er von selber auf und trat ab.

Zu Abend aß er mit dem Churfürsten Moritz und dem von Brandenburg bei dem Herzog Alba; nach der Mahlzeit wollte er sich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er sein Gefangener sey. Bestürzung ergriff ihn, so wie die beiden Vermittler, die sich für seine Freiheit verbürgt hatten. Sie wendeten sich an den Kaiser selbst, stellten ihm ihr Fürstenwort vor, welches sie zum Pfande gesetzt hätten; — aber der Kaiser leugnete, den Landgrafen von aller Gefängniß frei gesagt zu haben, wenn er ihn gleich nicht mit ewiger Gefangenschaft bestrafen wolle. Und in der That mochten seine Räthe vielleicht mehr versprochen haben, als er selbst im Sinne trug, oder bei der Urkunde des Kanzlers Granvella in der deutschen, und der beiden Churfürsten in der spanischen und französischen Sprache, war vielleicht ein Mißverständniß vorgefallen.

Dennoch wäre es edler gewesen, das Wort der beiden Vermittler an dem Landgrafen zu erfüllen. Es lag dem Kaiser freilich viel daran, die Anführer des schmalkaldischen Bundes so lange als Gefangene zu halten, bis er seine Religionseinrichtungen in Deutschland vollendet hatte; denn er glaubte noch immer

an die Möglichkeit einer Vereinigung der Partheien, und beide Fürsten waren die heftigsten Gegner derselben gewesen. Aber Karl bedachte nicht, daß die Gradheit und Großmuth einem Herrscher besser anstehen und sicherer zum Ziele führen, als die berechnende Vorsicht; und daß, wenn diese einmal als Gesetz gilt, der Listige von dem noch Listigern sicher um seinen Gewinn gebracht wird. Der Herzog Moritz, der seine Bürgschaft nun nicht erfüllen konnte und als ein Wortbrüchiger gegen den Landgrafen dastand, hat sich sicherlich in dem Augenblicke, als der Kaiser sein und seiner Räthe Wort willkührlich deutete, der Pflichten der Dankbarkeit und Wahrheit gegen ihn entbunden gefühlt, und geglaubt, daß von da an nur die Klugheit zwischen ihnen zu walten brauche. In dieser aber stand er dem Kaiser nicht nach.

Der abgesetzte Churfürst und der Landgraf mußten dem kaiserlichen Hoflager als Gefangene folgen, wohin er sich wendete. Ueberdies wurden die hessischen Festungen, bis auf Kassel und Ziegenhain, geschleift, alles Geschütz ward abgeführt, und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Strafe bezahlen. In den Vergleichen mit seinen Gegnern befolgte Kaiser Karl die Grundsätze der Römer in der Zeit, da sie sich die Herrschaft der Welt vorbereiteten. Wie sie von den Karthagern, von den macedonischen und syrischen Königen, nebst großen Geldsummen, die Auslieferung der Kriegsschiffe, der großen Kriegsmaschinen und der Elephanten verlangten, so entwaffnete auch Karl seine Gegner, indem er sie zwang, ihre festen Plätze zu schleifen, das schwere Geschütz herauszugeben, welches damals noch selten und schwer wieder zu ersetzen war, und endlich, ihm Geld zu neuen Unternehmungen zu zahlen. Er soll in den Verträgen mit den oberländischen Städten, dem Herzog von Würtemberg, dem Churfürsten und dem Landgrafen über 500 Stücke Geschütz gewonnen haben, die er nach Italien, Spanien und den Niederlanden abführen ließ. Die größte Unzufriedenheit erregten indeß die spanischen Besatzungen, die er überall, wo es nur möglich war, besonders aber in den oberdeutschen Städten, zurückließ. Der Uebermuth dieser stolzen Ausländer, die noch dazu mit Religionshaß erfüllt waren, war unerträglich, und man vergaß nicht, daß der Kaiser in der Wahlkapitulation versprochen hatte, keine fremden Krieger in das Reich zu bringen.

94. Das Interim.

Es zeigte sich immer mehr, daß die Beruhigung in Religionssachen von dem Tridentiner Concilio nicht ausgehen werde. Die Protestanten weigerten sich nach wie vor, die Aussprüche desselben anzuerkennen, und drangen dagegen auf eine Kirchenversammlung, „wo der Papst nicht den Vorsitz, und die protestantischen Theologen die Macht hätten, mit und neben den Bischöfen zu stimmen und die bereits gefaßten Dekrete neuerdings zu untersuchen.“

In solche Forderungen wollte dagegen die päpstliche Parthei nicht willigen, obgleich selbst die katholischen Fürsten Deutschlands sehr dringend verlangten, daß die Stände der augsburgischen Confession mit zu dem Concilio gezogen würden. Ja, die Kardinäle sahen dasselbe gar ungern zu Trident und strebten nur darnach, es weiter in Italien zu verlegen; sie fürchteten, wenn der alte Papst Paul III. während des Conciliums sterben sollte, so möchte dasselbe, von Karln unterstützt, die Papstwahl, zum Nachtheil des Kardinal-Collegiums, an sich ziehen. Ihren Wünschen kam endlich eine Krankheit zu Hülfe, welche man als gefährlich ansah und für die Pest ausrief,—es war jedoch nur ein Bischof an den Frieseln gestorben; und unter diesem Vorwande wurde am 9. März 1547 das Concilium in der That von Trident nach **Bologna** verlegt. Der Kaiser gerieth bei dieser Nachricht in den höchsten Zorn; der Papst dagegen billigte den Schritt seines Legaten, und die Spannung, die schon zwischen ihm und dem Kaiser entstanden war, weil dieser seinen Sieg in Deutschland nicht sogleich zur Ausrottung der protestantischen Parthei gebraucht hatte, stieg immer höher. Der Kaiser sagte dem päpstlichen Nuntius geradezu: „Den Protestanten, die bereits versprochen, sich dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen oder auf das zu achten, was dort beschlossen würde; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Concilium verschaffen wolle, so werde er schon eins zu finden wissen, das Allen ein Genüge leiste und dasjenige verbessere, was zu verbessern sey. Der Papst sey ein alter, eigensinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle.“ So heftig redete Karl, gegen seine Gewohnheit; und wir haben daran einen neuen Beweis, wie eifrig er es mit dem Frieden der Kirche meinte. — Auch die deutschen Bischöfe baten den Papst sehr dringend, das Concilium wieder nach Trident zu verlegen; aber auch ihr Wort fruchtete lange nichts.

Daher suchte Karl die deutschen Religionsangelegenheiten auf dem **Reichstage zu Augsburg** 1548 selbst in Ordnung zu bringen, und veranstaltete zu dem Ende eine neue Unterredung, wozu von katholischer Seite zwei gemäßigte Männer, der Bischof von Naumburg, **Julius Pflug**, und der Weihbischof von Mainz, **Michael Helding**, von Seiten der Protestanten aber der Hofprediger des Churfürsten von Brandenburg, **Johann Agrikola** von Berlin, gewählt wurden. Sie gingen thätig an's Werk und brachten auch einen Vereinigungs-Entwurf zu Stande, welchen sie dem Kaiser vorlegten. Agrikola aber, aus Eifer den Frieden zu stiften, war in wesentlichen Punkten von den ersten Grundsätzen seiner Glaubensgenossen abgegangen. Er hatte zwar die Ehe der Geistlichen und den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten für seine Parthei bewilligt erhalten, aber nur **bis das Concilium darüber einen Be-**

schluß fassen werde. Im Uebrigen hatte er die Macht des Papstes, die Messe, und überhaupt das katholische Kirchen- und Glaubens-System, anerkannt. Es war vorauszusehen, daß sich großer Widerspruch erheben werde. Weil indeß der Churfürst von Brandenburg, und auch der von der Pfalz, die Annahme versprachen, so glaubte Karl die vermittelnde Schrift, welche den Namen des Interim erhalten hat, durchsetzen zu können. Er berief die Stände am 15. Mai zu sich und ließ ihnen die Schrift vorlesen, deren Titel so lautete: „Der römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen römischen Reich bis zum Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden solle.“ — Nach der Vorlesung, ehe sich irgend eine Meinung äußern konnte, trat sogleich der Churfürst von Mainz auf und dankte im Namen der Stände für die Mühe, Arbeit, Fleiß und Liebe des Kaisers gegen das Vaterland; und als Niemand wagte, etwas dagegen einzuwenden, nahm der Kaiser die Einwilligung der Stände als ausgemacht an.

Er mußte aber bald sehen, wie sehr er sich getäuscht hatte. Die protestantischen Theologen erhoben sich fast einstimmig gegen das Interim, und, was noch mehr zu verwundern war, auch die Katholiken. Denn wäre es dem Kaiser gelungen, das Interim durchzusetzen, so war die völlige Wiedervereinigung der Partheien fast als gewiß vorauszusehen. Ihr Widerspruch ist daher nur daraus zu erklären, daß sie eine Anordnung in Religionssachen von ihm, als von einem Laien, nicht als gültig ansahen. „Und wenn Karl das Evangelium selbst kund gemacht hätte,“ äußerte sich ein angesehener Prälat, „so wäre es von ihm, als einem Laien, nicht zu entschuldigen.“

Der Kaiser mußte daher, als er nach dem Augsburger Reichstage zwei Jahre in den Niederlanden sich aufhielt, immer neue Klagen aus Deutschland hören; nur an wenig Orten war seine Anordnung des Gottesdienstes zum Schein eingeführt, an den meisten redete man von beiden Seiten auf das eifrigste dagegen, und auch der Churfürst Moritz nahm sie in seinem Lande nicht an. Besonders heftig erklärten sich die Städte Constanz, Bremen und Magdeburg, und weigerten sich gänzlich die kaiserlichen Befehle zu vollziehen; die Acht wurde daher gegen sie ausgesprochen, und die beiden ersten kehrten hierauf zum Gehorsam zurück. Magdeburg aber blieb hartnäckig, und der Churfürst Moritz erhielt auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 den Auftrag, die Acht gegen die Stadt zu vollziehen. Im Herbste dieses Jahres noch brach er mit seinen Kriegsschaaren auf und fing die Belagerung an.

Auf diesem Reichstage versuchte es auch Karl, ob er vielleicht seinem Sohne Philipp, den er aus Spanien hatte kommen lassen, die römische Königskrone verschaffen könnte. Allein weder sein Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian, noch die Churfürsten, wollten irgend darauf eingehen; Philipps stolzes, finsteres und abschreckendes Wesen konnte ihm die Herzen

der Deutschen nicht gewinnen. Der Vater mußte ihn nach Spanien zurückschicken, und Philipp selbst kehrte gern dahin zurück, denn er liebte Spanien mehr als alle übrigen Länder.

Der Kaiser aber begab sich nach Endigung des Reichstages von Augsburg nach Inspruck. Der neue Papst, Julius III., hatte das Concilium wieder von Bologna nach Trident verlegt, und diesem wollte Karl nahe seyn.

95. Karl V. und Moritz von Sachsen.

In der Seele des neuen Churfürsten von Sachsen war indessen ein großer Plan wider den Kaiser reif geworden, dessen innerste Bewegungsgründe uns nicht klar vor Augen liegen, weil des Mannes ganzes Gemüth in Vielem räthselhaft für die Geschichte geblieben ist. Doch haben ihn wohl zwei Dinge hauptsächlich getrieben: einmal die harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, gegen welchen er noch immer sein altes Wort und die Bürgschaft für seine Freiheit lösen zu müssen glaubte; der Kaiser aber gab keiner Bitte und keiner Vorstellung für denselben Gehör; — und zweitens, die Lage der Protestanten in Deutschland. Diese glaubten bestimmt voraus zu sehen, daß der Kaiser nur auf die Beschlüsse der Tridenter Kirchenversammlung wartete, um sie als Religionsgesetze für das Reich aufzustellen, und daß er, wie er jetzt Magdeburg wegen des Interim mit den Waffen überziehe, alsdann, wenn er neue Heere gesammelt, alle Stände des Reiches zum Gehorsam gegen jene Kirchenbeschlüsse zwingen werde. Es war eine ängstliche Erwartung unter den Protestanten. Die, welche das Schlimmste fürchteten, klagten den Churfürsten Moritz als den Schuldigsten an; durch ihn sey der schmalkaldische Bund verrathen, durch ihn schmachte noch jetzt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp in der Gefangenschaft. Die, welche noch Rettung hofften, wendeten gleichfalls ihre Augen auf ihn; er schien der Einzige, welcher den neuen Glauben zu beschützen vermögend sey. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er mit einem großen Schlage die Erinnerung des Vergangenen auslöschen und die öffentliche Stimme wieder gewinnen konnte. Er entschloß sich zu diesem Unternehmen, und benutzte den Auftrag zum Kriege gegen Magdeburg, um ohne Verdacht ein ansehnliches Heer zu sammeln. Die Belagerung wurde absichtlich nicht sehr eifrig betrieben. Endlich, im September des folgenden Jahres 1551, schloß er eigenmächtig einen Waffenstillstand und im November einen sehr gelinden Vertrag mit der Stadt, entließ aber deßungeachtet seine Truppen nicht. Seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, sandte er heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich, Franzens Sohn, um ihn zu gewinnen, und den würtembergischen Obersten, Hans von Heydeck, der vom Kaiser gleich Schärtlin in die Acht erklärt

war, nahm er in seine Dienste. Solche Zeichen blieben nicht unbemerkt und viele warnten den Kaiser; Karl aber hielt in seinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, fest, und erwiederte: „Da er weder Moritz noch dem Markgrafen Albrecht seines Wissens irgend eine Ursache gegeben, sondern vielmehr beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, so könne er sich einer solchen Undankbarkeit gar nicht versehen. Er könne nicht anders glauben, als daß dem Ruhm gemäß, den die deutsche Nation in Ansehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und That mit einander übereinstimmen werde." — So wie der Kaiser auf die deutsche Treue bauete, so sein Minister, der jüngere Granvella, auf die Einfalt der Deutschen. Er äußerte sich: „Es sey unmöglich, daß ein plumper Deutscher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchschauen sollte."

Aber wie ein Ungewitter überraschte sie beide der Churfürst Moritz, als er im März 1552 mit seinen Völkern rasch in Franken einfiel, und hessische Hülfe, so wie die des Markgrafen Albrecht, an sich zog. Beide erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiser, worin sie ihren Krieg zu rechtfertigen suchten. Sie beschwerten sich über die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen, so wie über des Kaisers Eingriffe in die Freiheit Deutschlands. Er habe die Reichsinsiegel fremden Personen anvertraut, die weder mit der Sprache noch mit dem Rechte in Deutchland bekannt wären. Es sey dahin gekommen, daß die Deutschen fremde Sprachen lernen müßten, um ein Anliegen an ihn zu bringen. Er habe gegen seinen Schwur fremde Krieger in das Land geführt, durch welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt und auf alle Weise mißhandelt würden. Ja, man sey einzig darauf bedacht, allen und jeden eine schändliche Knechtschaft aufzubürden, daher die Nachkommen, wenn man nicht diesen reißenden Strom aufhielte, eine gerechte Ursache haben würden, die Feigheit und Nachlässigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabscheuen, in welchen die Freiheit des Vaterlandes, das edelste Kleinod desselben, verloren gegangen sey."

Wenn gleich viele dieser Vorwürfe übertrieben waren, so spiegelt sich doch darin das Eine am lebhaftesten wieder, welches als Karls größter Fehler in Behandlung der Deutschen angesehen werden muß, die Geringachtung nemlich, die er gegen sie hegte, und die Begünstigung seiner Spanier und Niederländer. Liebe hatte Karl niemals in Deutschland finden können, denn er liebte es selbst nicht; Herablassung war das höchste, wozu es sein Stolz kommen ließ. Aber Herablassung muß einem edlen Volke unerträglicher seyn, als Trotz und Härte; und der Unwille der Fürsten, daß ein übermüthiger Fremdling, wie Granvella, des Reiches Angelegenheiten ordnen sollte, war ein gerechter. Weniger haben des Kaisers **Handlungen**, als seine

Gesinnung gegen die Deutschen, ihm diesen demüthigenden Krieg von Moritz zugezogen. — Der Markgraf Albrecht führt in seiner Erklärung eine Beschwerde auf, die noch sonderbarer erscheint, aber eben jenen Uebermuth der Fremden gegen unser Volk zur Quelle hat. Er eifert gegen den Geschichtschreiber des schmalkaldischen Krieges, Ludwig von Avila, und nennt ihn einen Lügner und boshaften Menschen, denn er rede in seinem Buche so verächtlich von den Deutschen, als wenn sie ein wildes und unbekanntes Volk wären, von dessen Herkommen und Ursprung man nichts wisse."

Der Kaiser wiederum, dessen Handlungen besser waren, als jene Erklärungen sie darstellten, antwortete, im Gefühl seiner Würde, nichts darauf, als, „daß die Beschuldigungen der beiden Fürsten so kindisch, los und ungereimt seyen, daß sie den Ungrund in sich selbst enthielten, und den Unfug derjenigen, die sie erdichtet, genugsam an den Tag legten."

Ihr Unternehmen verlor auch bald in der öffentlichen Meinung dadurch sehr viel, daß der Markgraf Albrecht mit seinen Leuten als Mordbrenner und Räuber auf dem platten Lande Verheerungen anrichtete. Moritz und der junge Landgraf Wilhelm von Hessen, die sich besserer Absichten bewußt waren, trennten sich daher von ihm und ließen ihn allein schalten. — Der Kaiser war in der größten Verlegenheit; es fehlte ihm an Truppen so wie an Gelde, und in der Noth mußte der König Ferdinand Unterhandlungen mit Moritz anfangen. Da sie indeß nicht zu einem schnellen Ende führten, und Moritz die Absicht des Kaisers, nur Zeit zu gewinnen, wohl merkte, so brach er plötzlich aus Schwaben mit seinem Heere gegen Tyrol auf, um ihn wo möglich zu überfallen. Er zog so schnell, daß er eher kam, als sein Ruf; die Ehrenberger Klause kam in seine Hände, und hätte ihn nicht eine Meuterei in einem seiner Fähnlein einen ganzen Tag aufgehalten, so würde er sogar den Kaiser in Inspruck noch gefunden haben. Erst in der Nacht vorher war dieser im schrecklichsten Regenwetter nach Trident entflohen; er selbst seiner Krankheit wegen, in einer Sänfte; sein Bruder, der gefangene Churfürst Johann Friedrich, und der übrige Hofstaat, zu Pferde, manche sogar zu Fuß. Diener mit Fackeln, mußten durch die engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten. Auch in Trident war keine Sicherheit, nach wenig Stunden Rast ging die Reise durch rauhe Gebirge weiter nach dem Flecken Villach in Kärnthen, und das versammelte Concilium zu Trident, floh gleichfalls erschrocken aus einander. Moritz aber da er Inspruck leer fand, zog wieder zurück, nachdem er die kaiserliche Beute unter seine Schaaren vertheilt hatte, und begab sich zu der indeß berufenen Fürstenversammlung nach Passau.

Was sich in Karls Seele bewegte hat kein Auge ergründet; wohl aber mögen die Erschütterungen, die sein stolzes Herz in

diesen Tagen schimpflicher Flucht, in einsamen Gebirgen, von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, demüthigten, vom Schicksale zu seiner Läuterung gesendet seyn. Es reifte vielleicht in diesen harten Tagen der Entschluß in ihm, wenn er diese neue Verwirrung erst wieder gestillt habe, die Kronen von seinem Haupte freiwillig niederzulegen, und, dem Glanze der Welt entsagend, in stiller Einsamkeit das Gemüth allein dem Ewigen und Unveränderlichen zuzuwenden. — Den gefangenen Churfürsten von Sachsen ließ er jetzt gleich wieder in Freiheit. Sein Anblick mußte ihm bitter seyn. Vor fünf Jahren hatte eben dieser Churfürst auf der Lochauer Heide blutend vor ihm um Gnade gefleht; jetzt sah dieser selbe ihn, krank und hülflos, in unwegsamen Gebirgen, als Flüchtling vor einem andern Churfürsten von Sachsen, welchen Karl selbst in jener Zeit des Stolzes groß gemacht hatte, umherirren. Und was den Kaiser außer diesem allen am meisten kränken mußte, war, daß kein Reichsstand, selbst kein katholischer, sich für ihn regte, und daß sie sich lieber vom Markgrafen Albrecht ausplündern ließen, als sich zur Hülfe für ihren Kaiser zu vereinigen. Da wurde er wohl inne, daß in der Zeit der Gefahr der Herrscher nur in der Liebe seines Volkes eine sichere Stütze hat.

96. Von dem Passauer Vertrage 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555.

Zu Passau ließ Karl durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln, es lag ihm sehr viel am Frieden mit diesem, damit er alle seine Kräfte gegen den ihm am meisten verhaßten Feind, die Franzosen, wenden könnte, die indeß in Lothringen eingefallen waren und eine Stadt nach der andern wegnahmen. Unter solchen Umständen kam der **Passauer Vertrag** am 31. Juli 1552 zu Stande. Die Bedingungen waren: „Daß dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen die Freiheit zurückgegeben und allen denen, auf welchen noch wegen des schmalkaldischen Krieges die Acht ruhte, dieselbe erlassen werden sollte. Wegen der Religionsbeschwerden sollte ein neuer Reichstag berufen werden, und bis dahin das Reichskammergericht gegen beide Partheien mit gleicher Gerechtigkeit verfahren. Der kaiserliche Hofrath aber sollte mit deutschen Männern besetzt werden."

Nach dem Abschluß dieses Friedens entließ Moritz, zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung, alle fremden Kriegshaufen und zog mit den seinigen dem König Ferdinand nach Ungarn zu Hülfe. Philipp von Hessen wurde in Freiheit gesetzt und kehrte zu seinen Kindern und seinen Unterthanen zurück. Die lange, harte Gefangenschaft hatte sein Gemüth gebeugt und die Lust an größern Unternehmungen ausgetilgt. Er verwendete die übrige Zeit seines Lebens zu dem edlen Zwecke, die Wunden möglichst zu heilen, die die unglücklichen Jahre seinem Lande geschlagen hatten.

Der Kaiser, der indeß aus Italien und Ungarn ein Heer gesammelt hatte, zog damit gegen den französischen König Heinrich II. So schwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere und befehligte es bei der Belagerung von Metz. Allein es schien, als wenn ihn das Glück nun gänzlich verlassen habe; die feste Stadt vertheidigte sich sehr hartnäckig, und so beharrlich auch der Kaiser und sein Heer sich zeigten, so mußten sie doch endlich der Härte des Winters weichen. Mißmuthig kehrte Karl in die Niederlande zurück und traf die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, 1553. Allein dieser, so wie die beiden folgenden 1554 und 55 entschieden nichts zwischen den beiden Völkern; die Franzosen verschlossen sich in ihren Festungen, da Karl sie gern im offenen Felde getroffen hätte, und der Krieg bestand nur in der Verheerung der Gränzländer. Karl hinterließ denselben unvollendet seinem Sohn Philipp II.

In Deutschland hatte der Passauer Vertrag eine glückliche Ruhe gestiftet; nur ein Mann ließ es nicht ganz zum Genusse derselben gelangen, der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Mit unerhörter Keckheit setzte er den Räuberkrieg gegen die geistlichen Bisthümer und mehrere Städte fort, und da keine Abmahnungen fruchteten, verband sich der Churfürst Moritz, welchem die Ruhe des deutschen Vaterlandes jetzt dringend am Herzen lag, gegen den ehemaligen Freund, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, und beide griffen den Markgrafen bei Sivershausen, auf der Lüneburger Heide, an; denn Niedersachsen war es jetzt, welches von seinen Raubschaaren durchzogen wurde. Das Treffen war blutig; der Markgraf wurde geschlagen; aber zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, ein Prinz von Lüneburg, 14 Grafen und beinahe 300 Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde, und auch Moritz von Sachsen wurde tödlich verwundet. Zwei Tage darauf starb er. Er war nur 32 Jahre alt geworden und hatte, in so jugendlichem Alter, fast mehr als einer der Zeitgenossen, das Schicksal Deutschlands in den Händen gehalten. Weiteres Zeugniß für das Außerordentliche seines Geistes bedarf es nicht. Durch seine letzten aufrichtigen Bemühungen für die allgemeine Ruhe, und durch die, mit dem eigenen Blute besiegelte Liebe des Friedens und der Ordnung, hatte er die früheren Schritte einigermaßen in die Vergessenheit gebracht und die Simme des öffentlichen Urtheils ausgesöhnt.

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Faustrecht in seiner ganzen verderblichen Gestalt wieder aufgelebt war, ängstete die deutschen Länder auch noch nach der verlornen Schlacht. Gänzlich in die Enge getrieben wandte er sich endlich an den Hof des Königs von Frankreich, und durch dessen Geld unterstützt, kehrte er noch einmal 1556 zu neuen Werbungen nach Deutschland zurück. Zum Glück verhinderte sein Tod im nächsten Jahre den Ausbruch weiterer Verheerungen. Auch er war ein ungemei-

von England nach Brüssel kommen, und vollzog am 25. October die feierliche Uebergabe der Niederlande an denselben. Mit Mühe erhob sich der kranke Kaiser, auf die Schultern Wilhelms von Oranien gestützt, aus seinem Sessel und hielt eine so rührende Rede, daß die ganze, große Versammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, „wie er seit seinem 17. Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung seiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu sehen gesucht habe; und wie daher seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen sey. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien, und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sey er in England und eben so oft in Afrika gewesen und habe überhaupt elf Seereisen gemacht. Jetzt ermahne ihn sein hinfälliger Leib, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen, und ihre Last auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während seiner vielen Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er Alle die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen." Dann wandte er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie niederließ und seine Hand küßte, und ermahnte ihn mit den dringendsten Worten zu einer ruhmwürdigen Regierung. Zuletzt sank er athemlos in den Sessel zurück.

Im Januar des folgenden Jahres 1556 geschah zu Brüssel eben so feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an seinen Sohn, und im August die der deutschen Regierung an seinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September schiffte sich Karl mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein, und behielt sie bei sich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch sie ihn verlassen und einsam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloster St. Juste in einer anmuthigen Gegend von Estremadura ein, welche er für sich hatte erbauen lassen. Hier lebte er nun, fern von aller Gesellschaft, selbst ohne seine Schwestern zu sehen, zwei einsame Jahre lang. Seine Stunden waren zwischen Andachtsübungen und künstlichen Handarbeiten getheilt, welche er sehr liebte. Er baute seinen Garten und verfertigte sich Uhren und andere Werke. Einst, so erzählt man, hatte er zwei Uhren, sehr kunstreich und sorgfältig gearbeitet, zusammengestellt, und versuchte sie ganz gleich gehen zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu spät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner Hände Werk sind, kann ich zur völligen Einstimmung nach einem Gesetze bringen, und ich Thor wähnte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!"

Endlich, kurz vor seinem Tode, soll er auch, um die Entsa-

gung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem schauerlichsten Bilde zu feiern, sein eigenes Leichenbegängniß gehalten haben. Die Mönche des nahen Klosters mußten ihn in Prozession im offenen Sarge in die Kirche tragen und ein Todtenamt für ihn halten. — Bald darauf starb er wirklich, vielleicht zu tief erschüttert von dem furchtbaren Spiele, den 21. September 1558, im 56. Jahre seines Alters.

Karl war in seiner Jugend und ehe Krankheit ihn beugte, ein schöner, stattlicher Mann, von ernsthaftem, majestätischem Ansehen. Er redete wenig und Lachen zeigte sich selten auf seinem Gesichte, welches von blasser Farbe war. Sein Haar war hell und seine Augen blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte sich eine Mischung der niederländischen mit der spanischen Natur aus.

Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung seines ganzen Zeitalters das beste Zeugniß ab, und selbst die, welche zu der entgegengesetzten Parthei gehörten, haben nie von ihm kleinlich geredet.

98. Ferdinand I. 1556—1564.

Wie Ferdinand schon während Karls Regierung ein treues, nur auf Frieden und Gerechtigkeit gewendetes Gemüth gezeigt hatte, so bewährte er es auch als Selbstherrscher in Deutschland. In seinen Handlungen, wie in seinem ganzen Wesen, drückte sich eine besondere Güte und eine sanfte Stimmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war seine natürliche Ruhe und Besonnenheit noch vermehrt; in seinem Worte war unwandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit waren ihm so sehr Bedürfniß, daß sein Vicekanzler Waldersdorf von ihm schreibt: „Dem Herkules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiser die Geschäfte." In seiner Jugend hatte er sehr eifrig des berühmten Erasmus Schrift über die Erziehung eines Fürsten gelesen, und Cicero's Abhandlung über die Pflichten wußte er fast auswendig.

Dieser treffliche Fürst, der mit ganzer Seele Katholik war, der seine Söhne in seinem Testamente noch auf das dringendste ermahnte, „fest, beständig, und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten, christlichen Religion, wie seine Vorfahren, römische Kaiser und Könige, auch löbliche Fürsten von Oestreich und Burgund und Könige von Spanien gethan, und dafür von Gott dem Allmächtigen gesegnet seyen," — dieser Fürst trug doch die Billigkeit gegen anders Denkende, die jedem gutgearteten Menschen eingeboren ist, fest in seinem Gemüthe, und gab ein Beispiel, wie Duldung und Nachsicht mit der treuesten Anhänglichkeit an die eigene Kirche wohl zu vereinigen sind. In seinen Erblanden verbreitete sich immer mehr die Neigung zu der neuen Lehre, besonders dadurch, daß bei dem großen Mangel an Un-

terrichtsanstalten sehr Viele, die ihren Kindern Bildung geben lassen wollten, besonders die Adeligen, sie nach dem Auslande schickten, und meistens die Universität Wittenberg wählten, weil sie durch Gelehrsamkeit vor allen berühmt war. Dennoch kam es dem Kaiser nicht in den Sinn, als könne und dürfe solche Richtung mit Gewalt verhindert werden; vielmehr sann er auf innere Mittel der Einigung, und wollte dazu vorzüglich das wieder eröffnete Concilium zu Trident benutzen.

In Deutschland war durch den Religionsfrieden zwar äußerlich die Ruhe hergestellt; allein die innere Beruhigung folgte nach so großen Stürmen nur langsam und schwer. Die Partheien beobachteten sich noch immer mit Furcht und Eifersucht; die widersinnigsten Gerüchte über feindliche Absichten der Gegner fanden in den gespannten Gemüthern leicht Glauben. „Wenn ein Fürst einen Obersten oder Rittmeister in Bestallung nimmt, so ist Mißtrauen," sagt des Kaisers Kanzler Zasius, „und jedes rauschende Blatt gibt zum Verdacht Anlaß."

Die innere Spaltung Deutschlands wurde noch vermehrt durch die Partheien unter den Protestanten selbst. Die Reformirten die sich von der Schweiz und Frankreich her im Reiche ausbreiteten, fanden immer mehr Anhang und waren den Lutheranern ein Aergerniß, so wie diese ihnen. Unter den Fürsten erklärte sich zuerst der Churfürst von der Pfalz für sie. Die Lutheraner zerfielen aber selbst unter sich in zwei Partheien, eine gemäßigte und eine heftige. Jene folgte Melanchthons Geist und Grundsätzen, diese hielt sich an Luthers Buchstaben, und verfocht ihn mit Feuereifer, eben weil sie nur den Buchstaben verehrte, und in Wort und Formen das Wesen zu besitzen glaubte. Die, welche um diese Zeit am lautesten ihre Stimme in der protestantischen Kirche erhoben, gaben einen neuen Beweis, wie schwer es dem menschlichen Geiste wird, das Maaß und die Ruhe in seinen Bewegungen zu halten. Statt des stillen Forschens, um den Geist zu läutern, und statt des christlichen Handelns, welches erst Zeugniß über die rechte Erkenntniß ablegen soll, setzte man das Christenthum in den Eifer, womit eine Streitfrage, oft ein Wort, vertheidigt wurde. Die Leidenschaften stiegen auf den höchsten Grad; statt der Gründe gebrauchte man endlich die gehässigsten Schimpfwörter, und der gewöhnliche Ausgang war, daß man einen jeden verfluchte, welcher anderer Meinung war. Wohl hatte der Kaiser Ferdinand Recht, in seinem, schon oben erwähnten, Testamente an seine Söhne von vielen Protestanten seiner Zeit zu sagen: „Da sie gar nicht einig noch einhellig seyen, sondern vielmehr uneinig und getrennt, wie es recht und gut seyn könne, was sie glauben? Es können nicht viel, sondern nur einen Glauben geben. Weil sie nun selbst nicht leugnen mögen, daß sie viel Glauben haben, so könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen seyn.

Man hat sich oft gewundert, warum die protestantische Lehre

sich nicht schnell über ganz Deutschland verbreitet habe, bei der günstigen Stimmung des Volkes, und der Gewalt, die eine neue Richtung über ein ganzes Zeitalter zu üben flegt. — Das Räthsel löst sich größtentheils aus der baldigen innern Entartung des Protestantismus selbst. Wie mochte eine Lehre, welche so schnell in geistloses Wortgezänk überging, und deren Bekenner einander verfluchten, nun noch die Herzen der Menschen gewinnen? An vielen Orten sah man vielmehr Beispiele, wie manche, die vorher schon sich zu ihr gewendet, nun wieder zu der alten Kirche übertraten.

Ein anderer, starker Damm, welcher sich von jetzt an dem Strome entgegenstellte, war der neuentstandene Jesuiter-Orden, gestiftet im Jahre 1540 von dem Spanier Ignaz Loyola, einem sehr eifrigen und weitschauenden Manne. Dieser Orden, recht eigentlich als Stütze des päpstlichen Stuhles errichtet, verbreitete sich bald durch alle Länder. Seine Verfassung war auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken berechnet und strenger Gehorsam war sein Gesetz. Das Oberhaupt des Ordens lebte in Rom, an ihn gelangten mit großer Pünktlichkeit die Berichte der Vorsteher aus den Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter sich hatten. So konnte die ganze Brüderschaft von einem Geiste regiert werden. Die Oberen prüften ein jedes Glied genau und lange nach seinen Fähigkeiten, um es an den Platz zu stellen, wo es den Absichten des Ordens am förderlichsten seyn konnte. Ein feines, kluges Gewebe, welches sich schnell über alle Länder Europa's legte. Als Loyola 1540 die Bestätigung des Papstes erhielt, hatte er zehn Schüler. Im Jahre 1608 zählte man über 10,000 Jesuiten und 1700 nahe an 20,000. Indem die Glieder des Ordens von den geistlichen Geschäften anderer Orden, sogar von allen kirchlichen Aemtern ausgeschlossen wurden, war ihnen alle Zeit zu den Wissenschaften gespart, und so geschah es, daß sie bald eine große Zahl trefflicher Lehrer und Schriftsteller, ausgezeichneter Kanzelredner, begeisterter Missionäre und Gelehrte in allen Wissenschaften aufstellten. Sie waren es, die mit Wort und Schrift den Protestanten als Vertheidiger des katholischen Systems entgegentreten, die in kirchlicher Beredsamkeit mit ihnen wetteifern konnten. Ihr ganzes Streben richtete sich gegen die neue Lehre; als Beichtväter und Erzieher der Fürsten wie des Volkes wirkten sie ihr entgegen, und die große Klugheit, welche in dem Orden war, machte seine Bemühungen tief eindringend. Er ist eine Haupttriebfeder in der Entwickelung der neueren Zeiten geworden. — Es darf nicht vergessen werden, daß der Orden sich zu seiner Zeit wesentliche Verdienste um die Erziehung der Jugend erworben hat, und wenn die ganze Bildung der katholischen Welt in den neueren Jahrhunderten über der am Ende des Mittelalters steht, so hat sie es vorzüglich der Gesellschaft Jesu zu verdanken. Wäre die ganze Richtung dieser Gesellschaft eine mehr

innere geworden, hätte sie sich auf das Gebiet des Geistes beschränkt, wäre ihre Sittenlehre eben so einfach und gerade gewesen, als ihr Wissen umfassend, und hätte sie nicht in die Regierungen der Staaten mit unsichtbarem Arme eingreifen wollen, so würde die ganze katholische Welt ungetheilt ihr Andenken segnen. In der Geschichte werden sie uns noch mehrmalen als wirksame Mitspieler großer Begebenheiten entgegentreten.

Der Kaiser Ferdinand lernte ihren Einfluß zuerst recht klar auf dem, wieder in Thätigkeit getretenen, Concilio zu Trident kennen. Es ging hier nicht nach Ferdinands Wunsche. Zur Beruhigung der Gemüther in seinen Erbstaaten, in der Hoffnung, vielleicht alle Spaltung zu verhüten, ließ er durch seine Gesandten recht dringend einige Punkte zur Sprache bringen, von denen er sich die wohlthätigste Wirkung versprach; sie betrafen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe, deren Bewilligung für die neuen Partheien, wie er sagte, ja nur von der Gnade der Kirche abhänge. Auch die bairischen und französischen Gesandten stimmten dafür, und letztere schlossen ihr Gutachten so: „Dieses können wir mit guter Treue und Glauben versprechen, daß zu dieser Zeit nichts dienlicher sey, die Gemüther der Christen miteinander auszusöhnen, die Religionsunruhen zu stillen und die Unsrigen bei ihrem Glauben zu erhalten, diejenigen die bereits abgefallen sind, zurückzuführen, als wenn die gerechte und christliche Bitte der kaiserlichen Gesandten gewährt wird." — Allein, wie wenig ein scharfes und richtiges Urtheil über unsere Verhältnisse von einer Versammlung zu erwarten war, welche größtentheils aus Ausländern und mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Angelegenheiten unbekannten Männern bestand, bezeugen die kaiserlichen Gesandten, unter denen 4 Bischöfe waren, in einem Berichte an ihren Herrn: „Nun sehen wir es freilich ein," schreiben sie, und wir greifen es gleichsam mit Händen, ob wir es gleich ohne großen Schmerz nicht sagen können, daß dahier ohne große Praktiken nichts auszurichten sey. Die Spanier wollen von der Vorschrift ihres Königs nicht einen Fingerbreit weichen. Die Italiener hangen ganz von dem Wink des Papstes und der Kardinäle ab. Der auswärtigen Bischöfe, die vielleicht den Zustand der jetzigen Zeiten besser kennen, sind die wenigsten, und können eben daher nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen in allem entscheidet. Von den Deutschen ist der einzige Bischof von Lavant im Namen des Erzbischofs von Salzburg zugegen, und vor einigen Tagen ist auch der Weihbischof von Eichstädt angekommen. Dagegen kommen schaarenweise die italienischen Erzbischöfe und Bischöfe, besonders solche, die aus reicheren und vornehmen Familien entsprossen sind. Alle aber hängen sie einzig von dem Winke des Legaten Simonetta ab; und allgmein weiß man, wie einige gute und fromme Bischöfe, welche ihre Meinung über eine Kirchenverbesserung freimüthig gesagt haben, zu Rom übel angeschrieben sind. Sollten demnach diese

heimlichen Umtriebe und menschlichen Affekten nicht gehoben werden, so wissen wir in der That nicht, was wir Gutes von hier gewarten sollten."

Diese und ähnliche Klagen wiederholten sie noch mehrmals, und so mißlang auch dieser letzte Versuch, durch eine unter dem Ansehen der Kirche vorgenommene, gründliche Untersuchung des ganzen kirchlichen Zustandes den Frieden in der Christenheit herzustellen. Und die Ursache des Mißlingens war dieselbe, welche schon zu Kostnitz alle Versuche dieser Art, und die redlichste Absicht der deutschen Vorsteher, vereitelte, – die Einmischung der Fremden nemlich, die unser Volk nicht kennen, und deren Einfluß, vom Anfang unserer Geschichte an, in den äußern wie in den inneren Angelegenheiten, den Frieden von uns genommen hat.

Uebrigens hat das Concilium zu Trident, außer vielen dogmatischen Bestimmungen, treffliche Grundsätze über die Sittenlehre des Christenthums ausgesprochen, welche noch jetzt zur Richtschnur des Unterrichts in der katholischen Kirche dienen. Dieses Feld des thätigen Gottesdienstes ist es, welches alle Partheien vereingt; es ist für alle dasselbe, und zeigt Allen auf gleiche Weise den Weg, sich in Gesinnung, Wort und That als wahre Christen zu beweisen.

Am 9. Dezember 1563 wurde das Concilium geschlossen; und nicht lange nachher starb auch Ferdinand, den 15. Juli 1564, im 62. Jahre seines Alters. Das sprechendste Zeugniß für ihn in der Geschichte ist, daß er in so schwierigen Zeiten, wo der Haß und die Leidenschaften so oft das Urtheil bestimmten, von allen Partheien, von Katholiken sowohl als Protestanten, das Lob eines trefflichen Mannes mit in das Grab genommen hat.

99. Maximilian II. 1564 – 1576.

Schon im Jahre 1560 hatte Ferdinand seinen Sohn Maximilian, auf dem Churfürstentage zu Frankfurt, zu seinem Nachfolger vorgeschlagen, und die Churfürsten hatten ihn ernannt. Der Vater empfahl den Sohn mit Worten, welche als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbewahrt zu werden verdienen: „Er sey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth, und trage gegen das heilige Reich deutscher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum höchsten begierig sey. Endlich sey er auch der sechs vornehmsten, in der Christenheit gebräuchlichen, Sprachen kundig, also, daß er Alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln sey, selbst werde verstehen, reden und ausfertigen können."

Ein anderes ehrenvolles Zeugniß legten seine böhmischen Unterthanen über ihn ab, als sie ihn den Polen zum Könige empfah-

len, die ihr Auge auf ihn gerichtet hatten. „Unser Böhmen, sagten sie, befindet sich unter seiner Regierung besser, als wenn es von einem angebornen Vater beherrscht würde; unsere Vorrechte, Gesetze und Freiheiten werden von ihm geschützt, und er läßt alles unverändert bei seiner Kraft. Und was man fast ein Wunderwerk nennen könnte, ist die große Klugheit und Unpartheilichkeit, mit welcher er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet, und sie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitiger Liebe führt."

Und mit Recht konnten daher die Polen selbst von ihm sagen: „Er habe das christliche, gemeine Wesen, welches durch Empörungen und Zwietracht erschüttert sey, so in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch seinen Verstand im Frieden, als ein anderer durch Kriege erhalten habe."

Und solche Gesinnung und Handlungsweise übte er in einem Zeitalter, wo man kaum das Wort Duldung kannte, ja, er bekannte sich öffentlich zu dem Grundsatze, „daß Gott allein die Herrschaft über die Gewissen zustehe." Das ist der Ruhm dieses Kaisers; und durch solche seine wie seines Vaters Trefflichkeit geschah es, daß Deutschland in einer Zeit, da in den Niederlanden und in Frankreich der Religion wegen das Blut in Strömen floß, da in dem letzteren Lande die schreckliche Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit, zur Schande der Menschheit, veranstaltet wurde, Deutschland im Ganzen einer Ruhe genoß, wie noch keiner seit der Religionstrennung.

Auch das Reichskammergericht, ursprünglich zur völligen Aufhebung des Faustrechts eingesetzt, gewann über die Neigung der rohen Gewalt nun gänzlich die Oberhand. Als das letzte Aufbrausen des Faustrechts in dieser Zeit können die Unruhen des Wilhelm von Grumbach, eines fränkischen Reichsritters, angesehen werden, welcher mit einem Ueberbleibsel der wilden Schwärme des Markgrafen Albrecht in Franken hausete. Vorzüglich verwüstete er das Gebiet des Bischofs von Würzburg und ließ diesen selbst endlich in seiner eigenen Stadt erschießen. Das Kammergericht sprach die Acht gegen den Mörder aus, und dieser flüchtete sich nach Gotha, zu dem Sohne des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich. Er hatte den, beinahe schwachsinnigen, Fürsten mit der Hoffnung zu bethören gewußt, daß er ihm das Churfürstenthum Sachsen wieder erobern wolle; darüber erfuhr der junge Herzog ein noch unglücklicheres Schicksal, als sein Vater. Moritzens Bruder, der Churfürst August, führte das Heer an, welches die Acht vollziehen sollte, belagerte den Herzog mit Grumbach in Gotha einen ganzen Winter hindurch und zwang sie durch Noth zur Uebergabe. Der junge Fürst wurde als Gefangener nach Wien, und dort auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, dem Volke zum Spott, durch die Straßen der Stadt geführt. Dann saß er 28 Jahre lang zu Steyer in Oestreich gefangen und starb im Gefängniß.

Grumbach aber wurde nach grausamen Martern von Pferden geviertheilt.

Statt des Faustrechts, welches die Ausartung des Kriegswesens in der Lehnsverfassung gewesen war, wurde Deutschland in dieser Zeit von denen, die den Krieg als ein Gewerbe trieben, mit anderer Plage heimgesucht; gleich als sollten die Nachtheile jeder Kriegsverfassung den Völkern fühlbar gemacht werden, welche nicht einen jeden freien Mann zum Krieger und Verfechter des Vaterlandes macht. Die Haufen von Miethssoldaten, welche allenthalben hauseten, seit die Krieger für Geld geworben wurden, die Werb- und Musterplätze, das Ab- und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge der, an keine Zucht gewöhnten, plötzlich zusammengelaufenen Schaaren waren eine unerträgliche Landplage. Die Klagen aus Maximilians I. Zeit erneuerten sich. Kaiser Maximilian II. sagt in seinen Beschwerden, die er dem Reichstage vorlegte: „Das jetzige Wesen des deutschen Kriegsvolks, welches ehemals vor andern Nationen wegen seiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Ansehen fast barbarischer Art, und wolle in solche Ausgelassenheit verwandelt werden, daß in die Länge kein Biedermann bei Haus und Hof, und kein Herr bei Land und Leuten bleiben könne."

Auf solche Klagen verfaßte man denn auch neue und strengere Kriegsgesetze, oder sogenannte Reiterbestallungen. Allein das gründlichste Mittel, welches der Kaiser vorgeschlagen hatte, alle Werbungen auswärtiger Fürsten in Deutschland gänzlich zu verbieten, konnte nicht durchgesetzt werden. Die deutschen Fürsten behaupteten: „Von Alters her sey es eine löbliche Art deutscher Freiheit gewesen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrschern, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieser Brauch aufgehoben werde, so werde der Kriegsstand in Deutschland vernichtet, und zur Zeit der Noth werde es an Kriegern fehlen." — Wir vernehmen in solchen Reden noch immer die Klänge aus Tacitus Zeit, da die deutschen Jünglinge, wenn in ihrem Stamme Ruhe war, durch Waffenlust getrieben zu solchen zogen, die in irgend einem Kampfe begriffen waren.

Der Kaiser Maximilian brachte im Jahr 1575 die Wahl seines Sohnes Rudolph zum römischen Könige zu Stande und starb ein Jahr darnach auf dem Reichstage zu Regensburg, an demselben Tage und in derselben Stunde, als der Reichstagsabschied daselbst öffentlich bekannt gemacht wurde.

100. Rudolf II. 1576 — 1612.

Die lange Regierung dieses Kaisers hat den Zunder neuer, gewaltsamer Erschütterungen in Deutschland angehäuft, und ist ein trauriger Beweis, wie in schwierigen Zeiten Unentschiedenheit

und Trägheit fast schlimmer wirken, als selbst der üble Wille. Dieser kann dem Kaiser Rudolf nicht vorgeworfen werden, so wenig als Unwissenheit und Unverstand; allein sein Gemüth war auf viele andere Dinge mehr gerichtet, als auf die Pflichten, die er als Herrscher zu üben hatte, und daher geschah das meiste ohne, vieles wider sein Wissen und Willen. Er stand unter der Herrschaft schlechter Rathgeber.

Die Spannung der Gemüther wegen der Religionstrennung, die eben etwas beschwichtigt war, nahm wiederum zu, seit die katholischen Fürsten auf den Rath der Jesuiten, anfingen, in ihren Ländern auch zu reformiren, d. h. die protestantischen Unterthanen wieder zum alten Glauben zurückzuführen, oder wenn sie sich dazu nicht willig finden ließen, aus dem Lande zu weisen. Nach dem Augsburger Religionsfrieden konnten die übrigen Fürsten ihnen zwar keinen Vorwurf darüber machen, allein immer schien es diesen doch ein gewaltsamer Eingriff in die Gewissensfreiheit der Einzelnen, und ein Zeichen feindlicher Gesinnung gegen ihre ganze Parthei. Und wohin solche Feindseligkeiten am Ende führen können, davon gaben Frankreich und die Niederlande um diese Zeit ein trauriges Beispiel. Der Kampf, den dieses letztere Land für seine Religionsfreiheit gegen Philipp II. und den eisernen Alba *) führte, wirkte durch die Nähe der Gräuelthaten nicht nur sehr lebhaft auf die Gemüther in Deutschland, sondern versetzte auch einigemale Krieg und Schrecken selbst hinüber auf das deutsche Gebiet, indem spanische Kriegsvölker, von Noth und Mangel getrieben, aus den Niederlanden in Westphalen einrückten und das Land umher ausplünderten.

Dazu ereigneten sich in den deutschen Gränzländern selbst einige bedenkliche Vorfälle. In Aachen hatte sich eine Gesellschaft niederländischer Ansiedler mit einem protestantischen Prediger eingefunden und sie fanden bald so viele Anhänger, daß sie sich in gleiche Rechte mit den Katholiken einsetzten. Sie schlugen schon 1581 zwei Bürgermeister aus ihrer Mitte vor, und als die Gegner sich widersetzten, ergriffen sie die Waffen, bemächtigten sich des Zeughauses und führten ihre Forderung mit Gewalt durch.

In dem benachbarten kölnischen Lande ging es noch unruhiger. Der Churfürst Gebhard liebte die schöne Gräfin Agnes von Mannsfeld, Kanonissin in dem Stifte zu Girisheim (Gerresheim), und um sich mit ihr zu verbinden, trat er, auf das Verlangen der Brüder der Gräfin, zu der neuen Kirche über. Aber sogleich wandte sich das Domkapitel und der Rath von Köln

---

*) Alba rühmte sich bei seiner Rückkehr nach Spanien öffentlich, daß er bis 18,000 Menschen in den Niederlanden durch das Schwerdt habe hinrichten lassen, und versicherte, er wolle so alt er sey, einen seiner Füße darum geben, wenn sein König, — der doch eben nicht sehr nachsichtig war, — noch begieriger nach Krieg und Gewalt wäre.

nach Rom und an den Kaiser, und bald erfolgten auch der Bannfluch so wie die Reichsacht gegen den Erzbischof. Das Kapitel wählte den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger, und dieser setzte sich mit Hülfe von bairischen und spanischen Kriegsvölkern in den Besitz des Landes. Gebhard floh zuerst nach den Niederlanden und später begab er sich nach Straßburg, wo der Domdechant war. Hier starb er 1601. Die protestantischen Fürsten ließen seine Absetzung und Vertreibung ruhig geschehen, obgleich ihnen eine neue Stimme im churfürstlichen Rathe von der größten Wichtigkeit gewesen wäre. Zum Theil mag sie die Achtung des Religionsfriedens zu dieser Unthätigkeit gebracht haben, und dieser Grund war edel und lobenswerth; allein die öffentliche Stimme gab ihnen auch Schuld, die lutherisch Gesinnten hätten dem Churfürsten Gebhard deshalb ihren Beistand entzogen, weil er zu der kalvinischen Lehre übergetreten war, die sie fast eben so sehr haßten, als die katholische. Auffallend wenigstens war es, daß nur der reformirte Pfalzgraf Johann Casimir einen Versuch für Gebhard machte; er rückte mit einigen Haufen vor Köln und schloß die Stadt eine Zeitlang ein, allein die heranrückenden Baiern und Mangel des Soldes trieben sein Heer auseinander.

Dieser Johann Casimir von der Pfalz war ein eifriger Anhänger seiner Kirche und wollte von dem lutherischen Glauben nichts wissen, dessen Lehrer er aus seinem Lande trieb. Ueberhaupt hat kein Land in Deutschland so traurige Wirkungen des Partheihasses der Protestanten unter sich erfahren, als das pfälzische. Der Churfürst Friedrich III. war zu der reformirten Kirche übergetreten. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, der eben genannte Pfalzgraf Johann Casimir, ebenfalls reformirt, der ältere aber, der Churfürst Ludwig, war der augsburgischen Confession so sehr zugethan, daß er dem kalvinischen Hofprediger seines Vaters nicht gestatten wollte, dessen Leichenpredigt zu halten. Dann wurden den Reformirten allenthalben ihre Kirchen genommen und Prediger sowohl als Schullehrer aus dem Lande getrieben. Es sollen ihrer an 200 gewesen seyn. Als Ludwig jedoch früh starb, und Johann Casimir die Vormundschaft über dessen Sohn Friedrich IV. führte, wendete dieser die Sache wieder um, und begegnete den Lutheranern, wie sein Bruder den Reformirten gethan hatte; und dem neunjährigen Friedrich wurde statt des sorgfältig eingeprägten lutherischen Katechismus der kalvinische mit aller Strenge beigebracht. Dieses nannte man christlichen Glaubenseifer! Und durch solchen Eifer mußte das pfälzische Land binnen 60 Jahren dreimal seine Kirche ändern, so daß es Anfangs lutherisch, dann reformirt, dann wieder lutherisch und endlich wieder reformirt wurde.

Kein Wunder, wenn die alte Kirche das Recht zu gleichem Verfahren gegen die neue zu haben glaubte, da diese so gegen sich selbst eiferte. In der That folgte auch aus der kölnischen Streitsache bald eine ähnliche in der Stadt Straßburg, wohin

sich Gebhard mit drei gleichfalls protestantischen Domherren gewendet hatte; und die Stadt Donauwerth, die bis dahin freie Reichsstadt gewesen und größtentheils protestantisch geworden war, kam der Religionsspaltung wegen sogar in die Reichsacht und dadurch 1607 in die Hände des Herzogs von Baiern, der die Acht gegen sie vollzog.

Das uneinigste und zerrissenste deutsche Land war aber in Kaiser Rudolfs Zeit das östreichische selbst. Maximilian II. hatte den protestantischen Ständen Religionsfreiheit gestattet, und hatte ihnen selbst durch einen Rostockischen Theologen David Chyträus eine Kirchenordnung verfertigen lassen; da er jedoch ihren Gottesdienst von seiner Hauptstadt Wien ausschließen wollte, gab er ihnen einige Kirchen in der Nähe der Stadt auf dem Lande. Ihre Zahl nahm bald außerordentlich zu; einige ihrer Lehrer besonders ein gewisser Opitius, eiferten mit unwürdiger Heftigkeit gegen jeden Andersdenkenden, die Klagen wurden immer lauter, und Rudolpf, welcher ebenfalls partheiischen Rathgebern folgte, ging gleich so weit, daß er ihnen die vorher gestatteten Kirchen schließen und sogar in allen östreichischen Städten das Bürgerrecht nehmen ließ. Allein die Unzufriedenheit über diese Maßregeln wurde bald so groß, und Rudolf hatte den Beistand seiner Stände gegen die Türken und bei den Unruhen in Ungarn so nöthig, daß er bald wieder gelinder mit ihnen verfahren mußte.

In Ungarn war allgemeine Unzufriedenheit mit seiner Regierung, weil er sich nicht um das Land bekümmerte, keinen Landtag selbst besuchte, ja nicht ein einzigesmal im Lande erschien, sondern seine dorthin gesandten deutschen Soldaten frei und frech schalten ließ. Es entstand daher im Anfange des neuen 17. Jahrhunderts ein gefährlicher Aufruhr in Ungarn unter der Anführung eines Edelmanns Stephan Botschkai. Dieser ließ sich mit den Türken in Verbindung ein und bemächtigte sich eines großen Theiles des Landes. Ueberhaupt wurde der Kaiser mit jedem Tage untheilnehmender in seiner Regierung. Die Kunde der Gestirne und der Natur beschäftigten ihn mehr, als sein Reich, und diese Neigung führte ihn bald in die Hände betrügerischer Menschen, die ihn aus den Sternen die Zukunft deuten und die Kunst des Goldmachens lehren sollten. Und so wie sich an seinem Hofe solche Betrüger mit Gelehrten, wie Tycho Brahe und Keppler, zusammenfanden, so mischten sich in Rudolfs Seele selbst auf wunderbare Weise die edleren mit den thörigten Neigungen. An Kunstwerken alter Zeit, an Bildsäulen, geschnittenen Steinen, so wie an Gemälden hatte er die größte Freude und verwendete bedeutende Summen dafür; aber eben so sehr zog ihn auch seine alchymistische Werkstätte an, wo Gold bereitet werden sollte, und diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in seinen Pferdeställen aufsuchen, in denen er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte. — Diese Unthätigkeit und Sorglosigkeit, die Zerrüttung

Ungarns, so wie die Unordnung der übrigen östreichschen Länder, konnten den Brüdern und Vettern des kinderlosen Kaisers nicht gleichgültig seyn. Sie berathschlagten sich über das Wohl des Hauses und schlossen endlich 1606 einen Vertrag, durch welchen des Kaisers Bruder **Mathias** die Anordnung der Regierung in Oestreich und Ungarn übertragen wurde. Rudolf war zwar Anfangs sehr ungehalten darüber, ließ sich aber nach einigen Jahren dennoch willig finden, dem Mathias Oestreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungarn abzutreten, „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so vieles während des 16jährigen Krieges gelitten habe, durch Mathias wieder zu Ruhe und Wohlstand gebracht werden möchte.“ Und in der That gelang es demselben, Ungarn wieder zu beruhigen und nach Botschkai's baldigem Tode ganz zum Gehorsam zurückzuführen.

Dem Kaiser Rudolf blieb also außer seiner Kaiserwürde nur das Königreich **Böhmen**. Die protestantischen Stände dieses Landes, welche die günstige Zeit für sich benutzen wollten, da ihr Herr ohne Macht und sogar mit seinen Verwandten gespannt war, setzten ihm so lange zu, bis er ihnen freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium, die Einräumung der Prager Akademie, und sogar die Freiheit zusicherte, außer den schon vorhandenen noch neue Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen. Diese wichtige Urkunde nennt man den **Majestätsbrief**, und er ist es, welcher die erste Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege gegeben hat.

Die protestantische Union. 1608. — Das wieder erweckte Mißtrauen der Religionspartheien in Deutschland, so wie der Anblick der Entzweiung des östreichischen Hauses, welches die Stütze der Katholischen gewesen war, verknüpfte die protestantischen Stände wieder näher mit einander, und erregte in ihnen den Gedanken eines neuen Bündnisses zu Schutz und Trutz. Am lebhaftesten wurde dasselbe durch das **pfälzische** Haus betrieben, welches sich zu großem Ansehen hob; aber zum Schaden des Bundes. Denn weil Pfalz so eifrig dem reformirten Glauben anhing, so fiel dadurch bei den lutherisch Gesinnten sogleich ein übles Licht auf die Sache selbst, und sie waren größtentheils nicht zum Beitritt zu bewegen. Als daher der Churfürst Friedrich von der Pfalz, nach vielen Bemühungen, endlich im Jahr 1608 einen neuen Bund unter dem Namen **Union** zu Stande brachte, traten, außer ihm, nur die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden dazu, nebst den wichtigen Städten Staßburg, Nürnberg und Ulm. Man wolle sich „mit Rath und That beistehen, besonders die Religion beschützen; Pfalz sollte das Directorium zu Friedenszeiten haben und der Bund auf zehn Jahre gelten.“ Man bewarb sich um den Beitritt mehrerer Glieder; Churbrandenburg zeigte sich auch nicht abgeneigt, Sachsen dagegen weigerte sich ganz entschieden, und antwortete:

„Wenn man die Sache recht ansehe, so werde sich finden, daß sie zum Theil unnöthig und in Wahrheit nichts anders sey, als eine Trennung und Auflösung des ganzen Reiches, die sicher daraus folgen werde." — Wenn das Haus Pfalz ehrsüchtige und unreine Absichten bei der Sache gehabt hat, so hat sie schwer genug büßen müssen.

Jülichscher Erbschaftsstreit. — Geich im nächsten Jahre 1609 ereignete sich ein Fall im Reiche, bei welchem die eben geschlossene Verbindung thätig eingreifen konnte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die schönen Länder am Niederrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark und einige kleinere beherrschte, starb am 25. März dieses Jahres ohne Erben. Er hatte vier Schwestern, welche an deutsche Fürsten vermählt waren, und nicht nur diese, sondern auch andere, weitläuftige Verwandte machten Ansprüche auf die Erbschaft. Unter allen aber ergriffen der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg zuerst Besitz, und errichteten einen Vertrag zu Düsseldorf, nach welchem sie das Land, bis zu ausgemachter Sache, gemeinschaftlich verwalten wollten. Der Kaiser dagegen, mit dem eigenmächtigen Verfahren der beiden Fürsten unzufrieden, schickte den Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, ab, um das Land als verfallenes Reichslehen, zu besetzen. Dieser kam auch mit einigen Truppen; konnte aber nichts weiter vom Lande erhalten, als die Stadt und Festung Jülich, wo ihn der Amtmann einließ; indeß ließ er im Elsaß neue Haufen werben und dachte die Rechte des Kaisers mit Gewalt zu behaupten. Diese Einmischung des östreichischen Hauses regte hinwiederum die Union auf; sie versprach den beiden bedrohten Fürsten ihren Beistand und fing an zu rüsten; und überdies trat auch der französische König Heinrich IV. mit ihnen in Unterhandlung und bestärkte sie in der Widersetzlichkeit gegen den Kaiser. Es ist bekannt, wie dieser König mit großen Entwürfen zu einer Umgestaltung Europa's umging, wie er das östreichisch-spanische Haus zu verkleinern und dann aus Europa eine Staaten-Republik zu bilden gedachte, welche ein gemeinschaftliches Heer zur Vertreibung der Türken in's Feld stellen sollte. Mit diesen Entwürfen hing auch seine Verbindung mit der Union in Deutschland zusammen; er hatte das Jahr 1610 bestimmt, um die Unternehmungen gegen das Haus Oestreich anzufangen, und wirklich rückte das Heer der Union im Frühling dieses Jahres in den Elsaß ein, zerstreute einige tausend Mann, welche der Erzherzog Leopold hier werben ließ, und klagte den Kaiser, zur Entschuldigung dieser Gewaltthat, eines unrechtmäßigen Verfahrens in der Jülichschen Erbsache an. Der Kaiser hätte diesen Fall, sagten sie, den alten Reichsrechten gemäß, nicht allein, sondern mit Zuziehung einer Anzahl von Churfürsten und Fürsten entscheiden müssen.

Die katholische Ligue. 1610. — Das rasche Ergreifen

der Waffen, noch mehr aber das feindselige Verfahren der Unirten in allen Ländern geistlicher Fürsten, wohin ihr Heer kam, erbitterte die Katholiken; jene hatten die Stifter am Rheine: Mainz, Trier, Köln, Worms, Speyer und andere, wie erobertes Land, mit Brandschatzungen und aller Gewalthätigkeit heimgesucht. Da fingen die katholischen Stände auch an Zusammenkünfte zu halten, und schlossen zu Würzburg 1610 auf 9 Jahre einen Gegenbund, welcher den Namen der Ligue annahm. Es waren vorzüglich die geistlichen Fürsten und das Haus Baiern; und um Einheit in ihren Bund zu bringen, wurde dem Herzog Maximilian von Baiern der Oberbefehl gegeben. Dadurch erhielt dieser Bund so viel mehr Festigkeit, als die Union, welche im Kriege kein beständiges Oberhaupt, sondern gewählte Anführer haben sollte; da sie aber aus lauter weltlichen Fürsten bestand, so strebte ein jeder nach dieser Ehre. Uebrigens wurde die Ligue ungefähr auf dieselben Grundlagen abgeschlossen, als die protestantische Union.

Die Ligue waffnete nun gleichfalls; und da indeß Heinrich IV. von Frankreich ermordet war, so ließen sich die Unirten bald zu einer gütlichen Beilegung der Sache bewegen. Beide Theile legten die Waffen für diesesmal wieder nieder.

Kaiser Rudolfs Absetzung in Böhmen und Tod. 1612. — Der alte Kaiser verbitterte sich seine letzten Lebensjahre selbst durch neue Zwiste in seinem Hause. Seinen Bruder Mathias betrachtete er mit Widerwillen; auch von den Uebrigen war ihm keiner lieb, außer dem schon erwähnten Leopold, Bischof von Passau; diesem wünschte er sein letztes Land Böhmen zu verschaffen, und ließ deshalb, nach übel berechnetem Plane, im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Passau in Böhmen einrücken. Die böhmischen Stände, welche dabei eine feindselige Absicht gegen ihre Religion vermutheten, griffen zu den Waffen, schlossen den Kaiser in seiner Burg zu Prag ein, und riefen den Mathias, welcher schon früher die Anwartschaft auf die böhmische Krone erhalten hatte, herbei. Unter lautem Jubel zog er in Prag ein, und Rudolf mußte, nach bittern und kränkenden Verhandlungen, auch diese Krone seinem Bruder abtreten. In diesen trüben Tagen soll er einmal im Unmuthe das Fenster seines Zimmers aufgerissen und diese Worte hinausgerufen haben, welche wie eine böse Verkündigung angesehen werden können: „Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöht worden, und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes soll Dich verfolgen, und der Fluch über Dich und ganz Böhmen kommen!"

Es blieb ihm von allen seinen Kronen nur noch die kaiserliche; vor der Schmach, auch diese zu verlieren, wie es nicht ohne Anschein war, bewahrte ihn der Tod, welcher ihn bald nachher, in seinem 60. Jahre, den 20. Januar 1612, wegnahm. Er sah demselben mit Ruhe und sogar mit Freudigkeit, als einem Befreier aus tausendfachen Sorgen, entgegen.

101. Mathias. 1612—1619.

Die Wahl des neuen Kaisers fiel auf den Aeltesten des östreichischen Hauses; sie geschah zu Frankfurt den 13. Juni und die Krönung, mit fast nie gesehener Pracht, den 24. Außer dem Churfürsten von Brandenburg waren alle andere Churfürsten und eine große Menge von Fürsten zugegen; es war, wie ein Geschichtschreiber sagt, als wolle man für immer Abschied von einander nehmen; denn so sind die deutschen Fürsten nachher nie wieder zusammen gewesen. Der König Mathias hatte allein in seinem Gefolge 3000 Menschen, 2000 Pferde und 100 sechsspännige Wagen; und die andern Fürsten erschienen nach ihrem Vermögen fast mit gleichem Aufwande. Feste folgten auf Feste, und wer die große, glänzende und fröhliche Versammlung sah, hätte Deutschland für das erste Land der Welt preisen mögen, welches so viele treffliche Fürsten besitze und sie in solcher Traulichkeit vereinigt sehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geister der Zwietracht. Der tiefer Schauende hätte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die größere Thätigkeit und Entschlossenheit des neuen Kaisers entdeckt, von welchem sie ihrer Parthei große Vortheile versprachen; in denen der Unirten aber die Freude über die anscheinende Kränklichkeit desselben. Der Fürst Christian von Anhalt, einer der Thätigsten unter den Letztern, soll sich, die Zweideutigkeit von dem Fest hernehmend, geäußert haben: „Wenn es zum Tanze komme, so werde Mathias keine große Sprünge mehr machen."

In der That zeigte sich auch der neue Kaiser nicht so thätig, als man von ihm erwartet hatte; es schien, als wenn er seinen Bruder von seinen Thronen verdrängt habe, um dessen Zaudern und Unschlüssigkeit nur fortzusetzen. Dagegen arbeiteten die Leidenschaften desto heftiger in den Gemüthern der Zeitgenossen und bereiteten die schweren Ausbrüche des Hasses vor, welche noch unter Mathias Regierung den Anfang nahmen. In den östreichischen Ländern eiferten die Religionspartheien, durch ihre Prediger von den Kanzeln dazu aufgefordert, mit neuer Heftigkeit gegen einander; das menschlichsittliche Verhältniß zwischen ihnen war fast ganz vernichtet; denn solcher Haß, weil er das Heiligste berührt, was der Mensch besitzt, ist der unversöhnlichste.

Im übrigen Deutschland ereigneten sich gleichfalls einige bedenkliche Fälle. In Aachen waren neue Streitigkeiten ausgebrochen; eben so zwischen der Stadt Köln und den beiden Besitzern der Jülichschen Lande, weil diese, den Kölnern zum Schaden, den Ort Mülheim am Rhein in eine Stadt umzuschaffen suchten. In beiden Fällen entschied der Kaiser zu Gunsten der katholischen Parthei, und erregte dadurch bei den Protestanten neue Sorge. Sein Spruch wegen Mülheim, würde aber wohl wenig gefruchtet haben, wenn nicht die beiden fürstlichen Häuser, welche von der jülichschen Erbschaft Besitz genommen hatten, unter

sich selbst zerfallen wären. Der pfälzische Prinz **Wolfgang Wilhelm** sollte eine Tochter des brandenburgischen Hauses heirathen und kam deshalb nach Berlin. Hier aber, beim Mahle und durch die Wirkung des Weines, entstand ein Streit zwischen ihm und dem Churfürsten, beide vergaßen sich, und dieser gab dem Prinzen eine Ohrfeige. Kaum hat wohl eine geringfügige Veranlassung wichtigere Folgen in der Geschichte erzeugt; sie erstreckten sich auf das ganze Reichssystem bis in die spätesten Zeiten. Der erzürnte Prinz reis'te sogleich von Berlin ab, und schloß sich nun, aus Haß, eng an das Baiersche Haus an, heirathete eine Tochter aus demselben und nahm selbst die katholische Religion an. Der Churfürst von Brandenburg dagegen, der für seine jülichschen Länder fürchtete, wenn Wolfgang Wilhelm mit Hülfe der Ligue oder der Spanier sie angriffe, suchte den Beistand der Holländer, die noch immer mit den Spaniern im Kriege befangen waren, und trat, ihnen zu Gefallen, von der lutherischen zur reformirten Kirche über. Und wirklich rückten nun die Bundesgenossen beider Theile in die jülichschen Länder ein; die Holländer besetzten **Jülich**, die Spanier unter Spinola **Wesel**; und diese vollstreckten zugleich die Urtheilssprüche des Kaisers wegen Aachen und Mülheim. So wurden die Bewegungen im Reiche schon feindlicher, und so fingen die deutschen Stände an Bündnisse mit dem Auslande zu schließen.

Noch höher stieg die Besorgniß der Protestanten bei der Bestimmung des Nachfolgers für den Kaiser Mathias. Er selbst und seine Brüder **Maximilian** und **Albrecht** waren kinderlos; diese beiden hatten auch keine Neigung zu den Geschäften der Regierung, entsagten daher der Nachfolge in den östreichischen Ländern und schlugen ihren Vetter, den jungen Erzherzog **Ferdinand**, welcher Steyermark, Kärnthen und Krain besaß, zum Nachfolger vor. Dem Kaiser war die ganze Sache sehr zuwider, und er mochte die Hand der Vergeltung für das Unrecht an seinem Bruder Rudolf fühlen; allein die Brüder drangen so sehr in ihn, daß er endlich nachgeben mußte. Auf dem böhmischen Landtage 1617 wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen angenommen und drei Wochen nachher mit großer Pracht in Wien gekrönt. Die Stände forderten nichts, als die Bestätigung ihrer bisherigen Rechte und daß der neue König sich bei Lebzeiten des alten nicht in die Regierung mische.

Dieser **Ferdinand** ist eine Haupttriebfeder in dem gewaltigen Umschwunge seiner Zeit geworden, und verdient eine ernste und gerechte Würdigung um so mehr, da er zu allen Zeiten mehr geschmäht oder leidenschaftlich gepriesen, als ruhig beurtheilt ist. Er war auf der Universität zu Ingolstadt in Baiern, vorzüglich durch Jesuiten, und unter den Augen des sehr eifrig katholischen alten Herzogs Wilhelm von Baiern, gebildet, und von Kindheit an waren ihm die strengsten Grundsätze in Religionssachen eingeprägt. Er glaubte fest an eine allein seligma-

chende Kirche und hielt es für die erste Pflicht seines Lebens, durch alle Mittel, die in eines Menschen Gewalt sind, durch Güte und Strenge, durch das Wort so wie durchs Schwerdt, die Menschen bei ihr zu erhalten oder zu ihr zurückzuführen. Denn das Seelenheil, so hatte man ihn gelehrt, gehe vor aller menschlichen Rücksicht und Nachsicht. Diesen Grundsätzen ist er mit voller Treue des Herzens, sein Leben lang, gefolgt; er glaubte sich zum Kämpfer für die katholische Kirche und zum Wiederhersteller ihres alten Glaubens von Gott bestimmt; aus diesem Glauben hat er kein Hehl gemacht, er ist offen und redlich auf den Kampfplatz getreten, und das ist seine Ehre in der Geschichte. Der Mann verdient Ehre, der dem, was er als recht und heilig erkannt hat, mit der vollen Kraft seines Wesens, frei und standhaft folgt. Ist Ferdinand mit seinem ganzen Leben in einem großen Irrthume befangen gewesen, indem er wähnte, der Gott, welcher seine Sonne über die Völker jedes Glaubens gleich milde scheinen läßt, könne nur auf Eine Weise angebetet werden, und wolle diese einzig rechte Weise mit Feuer und Schwerdt über den Erdboden verbreitet wissen, so haben es diejenigen zu verantworten, welche ihm solche Lehre in zarter Kindheit beigebracht und in dem Jünglinge und Manne befestigt haben.

Der junge Fürst fing gleich, nachdem er in seinen Ländern Herr geworden war, an, sie zu reformiren, das heißt, in die alte Weise des Gottesdienstes zurückzuführen. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Landesherr nur Eine Kirche in seinen Ländern dulden dürfe, damit die volle Einheit der Gemüther und des Willens da sey; und da der Augsburger Religionsfriede in diesem Falle für die Andersgläubigen nur das Recht der Auswanderung hatte erlangen können, so zwang er die, welche sich nicht zur alten Kirche halten wollten, seine Länder zu verlassen. Diese Maßregeln waren hart; es ist dem treu und inniggesinnten Menschen nichts härter, als die Stätte auf immer verlassen zu müssen, wo seine Voraltern gewohnt, und wo er selbst die Jahre der Kindheit verlebt hat. Es konnte daher nicht fehlen, daß heftige Bewegungen in Ferdinands Ländern entstanden. Vor Allen regten sich die zahlreichen Gebirgsbewohner; denn diese, die in ihren Bergen von dem schnellen und wogenden Verkehr der Menschen ausgeschlossen leben, und im Angesichte der ewig festen, großen Bildungen der Natur ihr Gemüth von der schwankenden Betrachtung der Dinge entwöhnt haben, hängen von Allen am festesten an ihren Meinungen und an dem vaterländischen Boden. Und dennoch war in den Maßregeln des jungen Fürsten solche Festigkeit und Ruhe, und er zeigte so entschlossenen Ernst, daß den Ausbrüchen der Unzufriedenheit schon vorgebeugt war, ehe sie sich zeigten, und daß, ungeachtet der Richtplätze, die allenthalben zur Warnung aufgestellt wurden, kein Blut floß. Und so war in wenigen Jahren, wie durch ein Wunder vor Aller Augen, in seinen Ländern, wo schon die größere Hälfte

der Einwohner der neuen Kirche angehört hatte, keine protestantische Kirche mehr zu sehen, und wurde keine protestantische Predigt mehr gehört. Solche Thatkraft eines jungen Fürsten mußte wohl große Hoffnungen auf einer und Furcht auf der andern Seite erregen. Die unirten Stände in Deutschland, besonders der Churfürst von der Pfalz, fanden in der Erhebung Ferdinands zum Haupte des österreichischen Hauses neuen Antrieb, ihren Bund zu verstärken. Sie arbeiteten noch immer daran, Chursachsen zu gewinnen; aber umsonst. Im Stillen mochte der Widerwille gegen die reformirte Kirche heftig entgegen stehen; aber viel wirkte auch der Wunsch, den Frieden im Reiche zu erhalten, welcher seit Moritzens Tode überhaupt in den meisten lutherischen Fürsten vorherrschend war. Daß die von Sachsen es treu gemeint, beweist ein Schreiben des Churfürsten an den Erzherzog Ferdinand, worin er ihn ermahnt: „weil es doch so weit gekommen, daß kaum ein Fünklein gutes Verständnisses und Vertrauens unter den Ständen zu finden sey, sich zu bemühen, daß solches wenigstens einigermaßen hergestellt werde. Denn sollte es bei jetzigem, gefährlichen Zustand verbleiben, und man mehr Belieben tragen, das Außerordentliche mit der äußersten Strenge, als mit gelinden Mitteln zu heilen, so sey leicht zu erachten, daß dieser Heilungsversuch zu eines oder des andern Theiles gänzlichem Untergange ausschlagen, oder, nach vielem Blutvergießen und Verderben von Land und Leuten, doch zu dem Mittelwege führen müßten, den man jetzt ohne Gewalt und Gefahr einschlagen könne.“ — Diese Worte waren wie eine Ahndung der Zukunft und hätten auch Ferdinand die Augen geöffnet, wenn dieselben nicht starr nur auf Einen Punkt gerichtet gewesen wären. Bald geschah ein noch größeres Zeichen und verkündigte die Gefahr vor der Schwelle des eigenen Hauses.

102. Die böhmischen Unruhen. Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Seit der Ernennung Ferdinands zum künftigen Könige von Böhmen wollten die Protestanten in diesem Lande besondere Thätigkeit und größere Zuversicht unter den Katholiken bemerken. Das Gerücht, in außerordentlichen Zeiten so viel beweglicher und furchtbarer, trug sich mit vielen Sagen, welche den Protestanten große Gefahren verkündigten. „Der Majestätsbrief, der ihnen Sicherheit und Freiheit verbürgte, sey kraftlos, weil er von König Rudolf erzwungen sey,“ — so sollten die Katholiken sich geäußert haben; — „bei der Ankunft König Ferdinands werde es heißen:“ „Ein neuer König, ein neues Gebot.“ „Dann würden etliche Köpfe herunter müssen, die Güter würden in andere Hände kommen, und mancher arme Gesell werde sich wohl dabei befinden.“ — Auch Gemälde bei der Huldigung Ferdinands in Mähren kamen hinzu, wobei der böhmische Löwe und

der mährische Adler in Ketten dargestellt waren, und ein mit offenen Augen schlafender Hase andeuten sollte, daß die Stände mit offenen Augen nicht wahrnähmen, welches Schicksal ihnen bereitet werde; — diese und andere Zeichen, von Munde zu Munde vergrößert, schreckten die Gemüther.

Endlich fehlte es auch nicht an einer bestimmteren Veranlassung des Streites. In dem Majestätsbriefe war den Protestanten in Böhmen die Freiheit zugesichert, neue Kirchen bauen zu dürfen; allein die Regierung deutete den Artikel nur auf die protestantischen Stände des Königreichs, nicht auf die Unterthanen katholischer Stände; die Protestanten aber wollten darunter alle Genossen ihres Glaubens im Lande verstanden wissen. Nun fingen 1617 die protestantischen Unterthanen des Prager Erzbischofs in dem Städtchen Klostergrab, und die des Abtes von Braunau in diesem letztern Orte an, ein paar Kirchen zu bauen. Die Herren wollten es nicht zulassen, beschwerten sich beim Kaiser, und als dennoch die Kirchen fertig gebaut wurden, wirkte der Erzbischof einen kaiserlichen Gegenbefehl aus und ließ die Kirche zu Klostergrab wieder niederreißen. Die zu Braunau aber wurde geschlossen, und als ein Aufstand deshalb erfolgte, wurden die unruhigsten Bürger ins Gefängniß geworfen.

Nun aber riefen die Protestanten über Verletzung des Majestätsbriefes, und sie fanden einen entschlossenen Anführer in dem Grafen Mathias von Thurn. Dieser, aus Görz an der italienischen Grenze geboren, jetzt aber in Böhmen einheimisch, eiferte mit aller Wärme des italienischen Blutes für seinen Glauben und seine Freiheiten, und war zum Defensor der evangelischen Gemeine in Böhmen erwählt worden. Als solcher rief er jetzt die protestantischen Stände nach Prag zusammen. Es wurden Schreiben an den Kaiser erlassen, worin man um Abstellung der Beschwerden und Freilassung der noch immer gefangenen Braunauer Bürger anhielt.

Die Antwort des Kaisers war härter als je eine. Die Widersetzlichkeit der Braunauer und Klostergraber Unterthanen wurde darin eine Empörung genannt und die Stände sehr getadelt, daß sie sich fremder Unterthanen angenommen, daß sie unerlaubte Zusammenkünfte gehalten und gesucht hätten, durch falsche Gerüchte von der Gefahr des Majestätsbriefes dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen zu entreißen, u. s. w. Die Drohung, die dann noch folgte, „es solle die Sache untersucht werden, und einem jeden nach Verdienst geschehen," ließ die gereizten Gemüther das Aergste von der Zukunft fürchten. Dazu verbreitete sich das Gerücht, dieses Schreiben sey nicht in Wien, sondern in Prag selbst in der kaiserlichen Statthalterei verfaßt, und zwar besonders durch zwei katholische Räthe Martiniz und Slavata. Der ausbrechende Zorn wandte sich nun auf diese, als den nächsten Gegenstand. Sie waren beide schon längst

verhaßt, weil sie an der Erwerbung des Majestätsbriefes vor 9 Jahren nicht hatten Antheil nehmen wollen; und von ihrem Eifer für die katholische Kirche erzählte man sich arge Dinge. Martiniz sollte seine protestantischen Unterthanen mit Hunden haben in die katholische Kirche hetzen lassen, und Slavata die Seinigen durch Versagung der Taufe und des Begräbnisses zum katholischen Glauben gezwungen haben.

In der Stimmung, die durch solche Gerüchte gereizt war, erschienen die Abgeordneten der Stände, am 23. Mai 1618, großentheils bewaffnet, sammt ihren Knechten, auf dem königlichen Schlosse zu Prag vor den Statthaltern, und verlangten zu wissen, ob sie im Rathe gewesen, als das schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben hätten? Und als sie die Antwort erhielten, daß erst die abwesenden Mitglieder der Statthalterei müßten einberufen werden, um in so wichtiger Sache zu rathen, traten einige aus dem Haufen hervor und sagten: „Wir wissen, daß Adam von Sternberg, oberster Burggraf, und Dipold von Lobkowitz zwar bei der Berathschlagung über das Schreiben gewesen sind, aber die Ausfertigung desselben nicht gebilligt haben.“ Darauf führte man diese beiden in ein anderes Zimmer; und nun stürzten sich andere auf den Martiniz, schleppten ihn ans Fenster, und warfen ihn hinab. Alle standen erschrocken da, bis der Graf Thurn, auf Slavata zeigend, ausrief: „Edle Herrn, hier habt ihr den andern!“ Auf dieses Wort wurde auch er ergriffen und hinabgestürzt. Nun war noch der Geheimschreiber Fabricius übrig; und weil er als ein Schmeichler der beiden angesehen wurde, mußte er ihnen folgen. Die Höhe des Sturzes betrug 56 Fuß; dennoch blieben alle drei am Leben, indem sie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmer und anderm Kehricht gefallen waren; ja sie entkamen noch, wundervoll gerettet, unter mehreren Schüssen, welche auf sie geschahen.

Diese That haben die Böhmen nachher durch mehrere Beispiele aus ihrer früheren Geschichte, durch das Beispiel der Römer, welche Verräther von dem tarpejischen Felsen herabstürzten, und aus dem alten Testamente, da die Königin Isabel, eine Verfolgerin des Volkes Gottes, aus dem Fenster gestürzt sey, entschuldigen wollen. Doch fühlten sie wohl, daß solche Entschuldigung die Strafe nicht abwenden werde, wenn sie nicht zugleich durch ernsthafte Rüstung vor ihr abschreckten. Daher wurde sogleich das Schloß mit ständischen Truppen besetzt, alle Beamte von den Ständen in Eid und Pflicht genommen, alle Jesuiten aus dem Lande getrieben, weil man sie für die Urheber der feindseligen Absichten gegen die Protestanten ansah, und endlich ein Ausschuß von 30 Edelleuten zur Verwaltung des Landes angeordnet. Dieses Alles zeigte die Entschlossenheit zur Selbsthülfe; und die Seele des Ganzen war der Graf von Thurn.

Der Kaiser Mathias war in nicht geringer Bestürzung bei

diesen Nachriten. Mit wessen Hülfe sollte er die aufrührerischen Böhmen bezwingen? In den östreichischen Ländern war gleiche Unzufriedenheit, wie in Böhmen; Ungarn in nicht besserer Stimmung. Nachgiebigkeit schien das einzige Mittel, jenes wichtige Land für das östreichische Haus zu retten, und selbst der Beichtvater und stete Rathgeber des Kaisers, der Kardinal Klesel, der eifrigste Gegner der Protestanten, rieth dazu. Aber solchen Gedanken widersetzte sich der junge Ferdinand mit aller Kraft. „Vor allem müsse man wissen, schrieb er dem Kaiser, daß Gott selbst die böhmischen Unruhen verhängt habe; denn er habe die Böhmen offenbar mit Blindheit geschlagen, damit durch die erschreckliche That, welche allen Vernünftigen, von welcher Religion sie seyen, abscheulich, unchristlich und strafwürdig erscheinen müsse, der Rebellen meister Vorwand, als thäten sie alles der Religion halber, falle und zu Wasser werde. Denn unter diesem Vorwande hätten sie bisher nur getrachtet, ihren Landesherren alle Rechte, alle Einkünfte und alle Unterthanen zu nehmen. Sey nun aber die Obrigkeit aus Gott, so müsse dieser Unterthanen Betragen aus dem Teufel seyn, und Gott könne das bisherige Nachgeben der Obrigkeit nicht billigen; vielleicht habe er dieses Aeußerste geschehen lassen, damit sich die Herrn auf einmal dieser Knechtschaft ihrer eigenen Unterthanen entledigten. Demnach halte er dafür, daß jetzt nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen."

Aus diesem Schreiben Ferdinands lernen wir am besten die Festigkeit seiner Grundsätze kennen. Zu den Worten fügte er zugleich die That hinzu, ließ aller Orten Krieger werben und zeigte solchen Ernst, daß man sah, er werde sich durch des Kaisers Unentschlossenheit nicht hemmen lassen.

Die Böhmen rüsteten gleichfalls und besetzten alle Städte ihres Landes, bis auf Budweis und Pilsen, die dem Kaiser treu blieben. Ihnen kam eine ganz unerwartete Hülfe durch einen Mann, welcher zu den merkwürdigen Kriegshelden jener Zeit gehört und das erste Beispiel gab, wie ein Einzelner, ohne Land und Leute, bloß durch seines Namens Ruf, tapfere Schaaren um sich sammelte, und gleich den alten Kriegsfürsten der Deutschen zu der Römer Zeit, mit seinem Gefolge für Lohn und Beute dahin zog, wo man seines Armes bedurfte. Solche Männer fanden sich auch damals ein, als Zeichen einer außerordentlichen, aus ihren Fugen getretenen, Zeit. Ihre Schaaren erhielten und ergänzten sich durch den Krieg; es mußte der Krieg sich selbst ernähren, und hierin liegt das Geheimniß, wie er dreißig Jahre lang auf dem deutschen Boden fortwüthen konnte. Jener Mann war der Graf Ernst von Mansfeld, ein Kriger von Jugend auf, kühn und von unternehmendem Geiste, der schon in vielen Gefahren mit gewesen war, und jetzt für den Herzog von Savoyen, gegen die Spanier, Truppen geworben hatte. Der Herzog, der sie gerade nicht brauchte, gab ihm die Erlaub-

niß, den Unirten in Deutschland zu dienen; und diese schickten ihn mit 3000 Mann nach Böhmen, als habe er von dort eine Bestallung erhalten. Er erschien ganz unerwartet und nahm den Kaiserlichen gleich die wichtige Stadt Pilsen weg.

Indeß starb der Kaiser Mathias den 10. März 1619, und die Böhmen, welche ihn als König anerkannt hatten, so lange er lebte, beschlossen nun von dem feindlich gesinnten Ferdinand abzufallen.

103. Kaiser Ferdinand II. 1619 1637.

Ferdinand kam unter den schwierigsten Umständen zur Regierung. Die Böhmen in den Waffen und Wien selbst mit einem Ueberfalle bedrohend, Schlesien und Mähren ihnen befreundet; Oestreich sehr geneigt, sich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an schwachen Fäden gehalten und von außen durch die Türken geschreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Protestanten gegen ihn gerichtet, weil er aus seinem Eifer gegen sie kein Hehl machte. Aber in diesen Augenblicken zeigte Ferdinand seine unerschütterliche Standhaftigkeit. „Unangesehen aller der Gefahren," sagt von ihm Khevenhöller, „hat der hochlöbliche Herr nie verzagt, ist beständig in Religion und Zuversicht gegen Gott verblieben, der hat ihn in seinen Schutz genommen, und ihm wider aller Menschen Vernunft über dieses rothe Meer geholfen.

Der Graf Thurn rückte mit böhmischen Schaaren gegen Wien, und als man ihn über die Absicht dieses Zuges befragte, antwortete er: „Wo er irgend geworbenes Volk wisse, da suche er es auf, um es zu zerstreuen. Zwischen Katholiken und Protestanten müsse künftig durchaus Gleichheit seyn und jene nicht, wie bisher, gleich Oel oben auf schwimmen." Er kam bis vor Wien und seine Leute schossen sogar bis in die kaiserliche Burg, wo sich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, aufhielt. Er durfte seine Hauptstadt nicht verlassen, wenn nicht Oestreich und damit die Hoffnung des Kaiserthums verloren gehen sollte. Aber die Gegner hielten ihn doch für verloren; schon sprachen sie von seiner Einsperrung in ein Kloster und der Erziehung seiner Kinder in der protestantischen Lehre. Und in dem gefährlichsten Augenblicke erschienen sechszehn Mitglieder der östreichischen Stände vor Ferdinand, und forderten mit Ungestüm seine Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu dem Bündnisse, welches sie mit Böhmen schließen wollten. Ja einer ging sogar so weit, den König bei den Knöpfen seines Leibrocks zu fassen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Punkte sogleich zu unterschreiben. — Aber in eben diesem Augenblicke ritten, wie durch wunderbare Fügung, Fünfhundert Dampierische Reuter, eben von Krems in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig dessen, was im Schlosse vorging, unter Trompeterschall auf den Burghof. In der größten Bestürzung

entfernten sich die Abgeordneten, welche die Ankunft der Reuter für absichtlich hielten, und Ferdinand war aus peinlicher Verlegenheit befreit. *)

Der Graf Thurn mußte bald nach Böhmen zurück, weil Prag von östreichischen Schaaren bedroht wurde, und diesen Augenblick benutzte Ferdinand zu einem andern, gewagten Vorhaben. Obgleich die Huldigung in den östreichischen Ländern noch nicht erfolgt war, und in seiner Abwesenheit viel Schlimmes vorgehen konnte, entschloß er sich doch, nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu reisen. Die geistlichen Churfürsten waren gewonnen, auch Sachsen hielt fest an dem Hause Oestreich, Brandenburg war nicht abgeneigt; und so vermochte der Widerstand von Pfalz allein nichts gegen ihn.

Ferdinand wurde den 28. August 1619 zum Kaiser gewählt und den 9. September gekrönt.

104. Friedriech V. von der Pfalz zum König in Böhmen erwählt. 1619 — 20.

Die Böhmen hatten unterdeß auf einer allgemeinen Ständeversammlung, Ferdinand als ihren König entsetzt, „weil er sich, dem Grundvertrage mit ihnen entgegen, noch vor des Kaisers Tode in die Regierungsangelegenheiten gemischt, den Krieg in Böhmen gebracht, und mit Spanien ein Bündniß gegen ihre Freiheit geschlossen habe;" — sie schritten zu einer neuen Wahl. Es wurden katholischer Seits der Herzog von Savoyen und der von Baiern, protestantischer Seits der Churfürst von Sachsen und Friedrich V. von der Pfalz vorgeschlagen. Letzterer erhielt die Stimmen, weil er ein Schwiegersohn König Jakobs I. von England war, von dem man Hülfe hoffte, und selbst als entschlossen großsinnig und freigebig galt. Friedrich wurde von Sachsen, Baiern, und selbst von seinem Schwiegervater, vor der Annahme einer so gefährlichen Krone gewarnt; allein sein Hofprediger Scultetus und seine Gemahlin, die als Königstochter auch eine königliche Krone zu tragen begehrte, redeten desto eifriger zu. Friedrich folgte ihnen, nahm die Königswürde in Böhmen an, und wurde den 25. October 1619 gekrönt. Er hielt es für seine Pflicht, wie er selbst sagt, seine Glaubensgenossen, die ihn berufen, nicht zu verlassen. Hätte er Geistesgröße genug gehabt, das Werk glücklich durchzuführen, so würde die Geschichte ihn unter die kühnen Männer zählen, welche ein großes Unternehmen, im Vertrauen auf die innere Kraft, wagen durften, aber das Geschick hat gegen ihn gerichtet, und er selbst hat im

---

*) Seit dieser Zeit, zum Andenken des wichtigen Augenblicks, hat dieses Reuterregiment die Erlaubniß, wenn es durch Wien zieht, über den Burgplatz zu reiten, welches andern nicht erlaubt ist.

Unglück die Stärke und Besonnenheit nicht bewiesen, die dem geziemte, der eine gefahrvolle Krone anzunehmen sich entschloß.

Ferdinand dagegen begab sich auf seiner Rückreise von Frankfurt nach München zu dem Herzoge von Baiern, und schloß mit ihm das wichtige Bündniß, welches ihm damals Böhmen gerettet hat. Sie waren beide Jugendfreunde, und die Union hatte den Herzog durch viele unvorsichtige Schritte gereizt. Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholische Vertheidigungswesen, und bedang sich vom Hause Oestreich den Ersatz aller Unkosten und Verluste, selbst, wenn es seyn müsse, durch Abtretung östreichischer Länder aus.

Auch mit Spanien gelang es dem Kaiser ein Bündniß abzuschließen, und der spanische Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einzufallen.

Ferner veranstaltete der Churfürst von Mainz eine Zusammenkunft zu Mühlhausen mit dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen und gewann ihn, nebst denen von Köln und Trier, zu dem Entschlusse, dem Kaiser alle mögliche Hülfe zu leisten, um sein Königreich und das kaiserliche Ansehn zu erhalten.

Dem neuen böhmischen Könige blieb nun, außer seinen Unterthanen, keine Hülfe, als die Union, und sie sowohl, wie die Ligue, rüstete sich. Ganz Deutschland glich einem Werbeplatze. Aller Augen waren auf den schwäbischen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zusammen treffen mußten: da schlossen sie unerwartet zu Ulm am 3. Juli 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten versprachen, die Waffen niederzulegen, und beide Theile einander Friede und Ruhe gelobten. Die Unirten fühlten sich zu schwach, da auch Sachsen gegen sie war und Spinola von den Niederlanden her drohte. Für den Kaiser aber war es ein großer Vortheil, daß Böhmen von diesem Vergleiche ausgeschlossen wurde, denn nun konnte das liguistische Heer ihm den Gegenkönig bekämpfen helfen. Maximilian von Baiern brach auch sogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberöstreich zum Gehorsam gegen Ferdinand, vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere und fiel rasch in Böhmen ein. Von der andern Seite besetzte der Churfürst von Sachsen, in des Kaisers Namen, die Lausitz.

Friedrich V. fühlte sich im Gedränge, doch hätte er mit der Hülfe eines treuen und tapfern Volkes, welches schon vor 200 Jahren in den Hussitenkriegen sein Vaterland gegen die gesammte Macht Deutschlands vertheidigt hatte, siegreich bestehen mögen. Aber er hatte es nicht verstanden, sich das volle Vertrauen des Volkes zu erwerben. Sein Leben war sorglos und in äußeren Dingen verloren, ohne die innere Würde und Besonnenheit, welche einer verhängnißvollen Zeit gebührt, und er hatte die Böhmen selbst seinen deutschen Rathgebern und Anführern nachgesetzt. Diese Schwäche hat ihn ins Verderben gestürzt.

Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag. 1620, 8. November. — Bei der Annäherung der Feinde zogen sich die böhmischen Schaaren nach Prag und verschanzten sich auf dem weißen Berge bei der Stadt. Ehe die Verschanzungen aber fertig waren, zogen die Oestreicher und Baiern heran, und die Schlacht fing an, indem Maximilians Ungeduld keine Stunde die Entscheidung ungewiß lassen wollte. Und in weniger als einer Stunde war das Schicksal Böhmens entschieden, Friedrichs Heer geschlagen, und alles Geschütz nebst 100 Fahnen von dem Feinde erobert. Friedrich selbst hatte die Schlacht nur aus der Ferne, von den Wällen der Stadt mit angesehen und verlor mit ihr sogleich alle Entschlossenheit. Gegen den Rath kühnerer Freunde entfloh er in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn und einigen andern aus Prag nach Schlesien; konnte sich auch hier nicht zu bleiben entschließen, um seine Freunde zu sammeln, sondern floh weiter, nach Holland, und lebte dort, ohne Länder und ohne innern Muth, auf Kosten seines Schwiegervaters, des englischen Königs. Der Kaiser aber erließ gegen ihn die Achtserklärung, wodurch ihm alle seine Länder abgesprochen wurden.

Prag ergab sich sogleich; ganz Böhmen außer Pilsen, welches Ernst von Mannsfeld kühn besetzt hielt, folgte dem Beispiel; die pfälzischen Länder wurden durch die Spanier unter Spinola besetzt, und die Union löste sich, aus Furcht vor ihrer Nähe, 1622 ganz auf. Sie hat ein gleich unrühmliches Ende genommen, als der schmalkaldische Bund, und beide sind, gleichfalls durch übereinstimmendes Schicksal, von den Niederlanden aus zerstört worden; denn erst durch die niederländischen Truppen unter dem Grafen von Büren wurde auch ehemals Karl V. der Sieger. *)

Schmerzhaft für Böhmen war die Strafe, welche der Kaiser an dem Lande übte. Drei Monate lang geschah nichts; dann, plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden an einem Tage und in einer Stunde, 48 der Anführer der protestantischen Parthei gefangen genommen, und nach vorgenommener Untersuchung 27 von ihnen zum Tode verurtheilt, drei vom Herrenstande, sieben vom Ritterstande, die übrigen aus den Bürgern. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, so wie auch dasjenige der Abwesenden und als Verbrecher Erklärten; unter diesen war der Graf von Thurn begriffen. — Darauf wurden nach und nach alle protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen, die böhmischen erst, die deutschen, den Churfürsten von Sachsen zu schonen, später endlich, 1627, wurde allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der sich nicht zur ka-

*) Ein Wink für das nördliche Deutschland, wo seine schwache Seite zu suchen sei.

tholischen Kirche bekenne. Man schätzt die Zahl der Haushaltungen, die in dieser Zeit Böhmen verlassen haben, auf 30,000; sie wendeten sich meistentheils nach Sachsen und Brandenburg.

105. Kriegsunternehmungen in Deutschland. 1621 — 1624.

Aller menschlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entschieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöst, das Haus Pfalz gestürzt und der Churfürst einem Flüchtlinge gleich. Woher sollte noch Widerstand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächst aus der rastlosen Thätigkeit eben jenes Ernst von Mannsfeld, welcher den angefangenen Streit so leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte, und sein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechsel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker gespannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf für ihre Meinungen zu erheben. Wer ihr Vertrauen gewann, konnte das Außerordentliche wagen. Unerwartet sammelte er, nachdem er endlich Pilsen verlassen hatte, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz gegen den Kaiser noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20,000 Mann zusammen und zwang das liguistische Heer unter dem Grafen von Tilly, dem bairischen Feldherrn, immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte seinen Gegner 1621 durch schnelle und kluge Märsche irre, und verheerte dabei die katholischen Stifter in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichstädt, dann Speier, Worms und Mainz am Rheine, und endlich das schöne blühende Elsaß.

Sein Beispiel reizte mehrere. Zuerst trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälzischen Hauses auf den Kampfplatz, sammelte ein schönes Heer und vereinigte sich mit Mannsfeld. Er wollte nicht als deutscher Reichsfürst kriegen, damit sein Land nicht büßen müsse, sondern als Ritter und Kämpfer für die Sache, die ihm die gerechte schien. Daher übergab er, ehe er in's Feld zog, die Regierung seines Landes seinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachsen; als sie sich aber trennten, schlug dieser den Markgrafen bei Wimpfen am 8. Mai 1622.

Da fand Mansfeld einen neuen Helfer an dem Herzog Christian von Braunschweig, des regierenden Herzogs Bruder, der in jugendlichem Feuer sich gleichfalls zum Kämpfer für den vertriebenen Churfürsten aufwarf. Mit einem ansehnlichen Haufen stieß er nach manchen Abenteuern zu Mansfeld, und nun suchten beide zum zweitenmale das Elsaß heim; dann wandten sie sich bald hier, bald dorthin, fielen in Lothringen, machten sogar Paris einen Augenblick zittern, indem sie den Hugonotten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben das kühne

Kriegsspiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt gingen sie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälzischen Länder besetzt, und in dieser Zeit war es, als er sich der vortrefflichen Heidelberger Büchersammlung bemächtigte, die der Herzog von Baiern dem Papste Gregor XV. schenkte. Sie wurde nach Rom gebracht und mit der großen vatikanischen Bibliothek vereinigt.*)

Jetzt schien wiederum ein Augenblick gekommen zu seyn, da die Ruhe in Deutschland hergestellt werden konnte, wenn die Sieger Mäßigung übten. Allein Ferdinand gedachte in seinen Umwandlungen nicht inne zu halten. Er hielt sich, wie er sich in einem eigenhändigen Schreiben nach Spanien ausdrückt, „zur Ausrottung der aufrührerischen Factionen, welche durch die kalvinische Ketzerei am meisten genährt würden,“ von der Vorsehung berufen, und sah in den bisherigen glücklichen Begebenheiten einen Fingerzeig Gottes, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Ein großer Schritt zu seinem Ziele war, wenn sein Freund der Herzog von Baiern, zur Belohnung treuer Dienste, mit der pfälzischen Churwürde belehnt wurde; so hatten beide schon ins Geheim verabredet. In dem erwähnten Schreiben nach Spanien sagt Ferdinand: „Wenn wir eine Stimme mehr im churfürstlichen Collegio haben, so werden wir für immer sicher seyn, daß das Reich in den Händen der Katholischen, und bei dem Hause Oestreich bleiben werde.“

Aber der Schritt war bedenklich, weil er alle Protestanten zu dem heftigsten Widerstande zu reizen, und besonders das bis jetzt treue chursächsische Haus zum Feinde zu machen drohte. Dennoch setzte Ferdinand seinen Willen durch; auf dem Churfürstentage zu Regensburg 1623 schritt er rasch zur Belehnung Maximilians, und nach manchen Unterhandlungen wurde auch Sachsen durch die Einräumung der Lausitz zur Einwilligung bewogen.

In demselben Jahr wurde der Herzog Christian von Braunschweig durch Tilly bei Stadtloo (im Münsterschen) geschlagen, da er sich eben wieder im Felde zeigte; und so schien das Glück des Kaisers Zuversicht nur mit Erfolgen zu krönen. Aber noch viele Glieder sollten sich in der Kette dieses wechselvollen Krieges an einander reihen.

106 Krieg mit Dänemark. 1624—1629.

Die Protestanten glaubten jetzt nicht unthätig ihr Schicksal erwarten zu dürfen, so lange noch einige Kraft und Besonnenheit in ihnen sey. Zuerst regten sich die Stände des niedersäch-

---

*) Im J. 1815 auf Verwenden des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen, ist sie zurückgegeben und wieder nach Heidelberg gebracht.

sischen Kreises, an dessen Gränzen der furchtbare Tilly mit seinem Heere stand. Da ihre Vorstellungen um seine Zurückberufung nicht fruchteten, fingen sie an zu rüsten und erwählten den König Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Holstein, zum Kriegsobersten des Kreises. Er versprach eine ansehnliche Hülfe, und auch England hatte eine solche zugesagt. Christian von Braunschweig und Mansfeld erschienen wieder und warben Krieger mit englischem Gelde.

Bisher war der Krieg in Deutschland von katholischer Seite fast einzig mit dem Heere der Ligue geführt worden; bei den größeren Anstalten der Gegner forderte diese auch vom Kaiser eine nachdrücklichere Unterstützung. Der Kaiser wünschte selbst ein eignes ansehnliches Heer ins Feld zu stellen, damit nicht Alles durch das Haus Baiern allein geschehe; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüstung. Da erbot sich ein Mann, welcher als Einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, diese Verlegenheit durch eigne Kräfte zu lösen.

Albrecht von Wallenstein, eigentlich Waldstein, war aus einem edlen, böhmischen Geschlechte entsprossen, und 1583 zu Prag von lutherischen Eltern geboren; später war er zur katholischen Religion übergetreten. Sein feuriger, rastloser Geist hatte ihn von Kindheit an in vielen menschlichen Verhältnissen und in den Ländern Europa's herumgetrieben, und mit Erfahrungen und Kenntnissen gerüstet ging er in die Dienste des östreichschen Hauses. Ein unbegränzter Ehrgeiz füllte seine Seele, und er fühlte in sich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen. Darum hielt er das Größte nicht für unerreichbar. — Ein geheimnißvoller Zug seiner Natur führte ihn zu der gefährlichen Wissenschaft der Astrologie die damals das ganze Zeitalter, und selbst große Männer, wie Keppler, beschäftigte; seine Seele verlor sich in ihren dunklen Irrgängen; aber so viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in seiner eignen Brust trug, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sey.

Er schloß sich an den Erzherzog Ferdinand an, in welchem er den festen und entschiedenen Charakter erkannte, und zog ihm 1617 mit 200 auf eigene Kosten geworbenen Reutern in einem Kriege gegen Venedig zu Hülfe. Zur Belohnung verschaffte ihm Ferdinand die Stelle eines Obersten der Landesmiliz in Mähren. Während der böhmischen Unruhen half er Wien gegen die Böhmen decken, focht gegen Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der auf die Krone Ungarns Anspruch machte, und befehligte ein besonderes Corps, während Maximilian von Baiern die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gewann. Nach dieser Schlacht focht er wieder gegen Bethlen, gegen welchen die tapfern kaiserlichen Feldherrn Dampierre und Boucquoie gefallen waren, schlug ihn zurück und nöthigte ihn zum Frieden und zur Entsagung der ungarschen Krone. Für solche Verdienste und zugleich

zur Entschädigung für die Verwüstung seiner Güter in diesem Kriege, erhielt Wallenstein die Herrschaft Friedland in Böhmen, und mit ihr den Fürsten- und später den Herzogs-Namen. — Darnach, während Tilly an der Spitze des liguistischen Heeres im Reiche befehligte, hatte er still sinnend auf seinen Gütern gesessen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde; jetzt, als der Kaiser ein eigenes Heer aufstellen wollte, erbot er sich, ein solches, fast ohne Kosten für den Kaiser zusammenzubringen. Nur bedang er sich den unumschränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerstellen allein vergeben zu dürfen, und nicht etwa ein Heer von 20,000, sondern von 50,000 Mann zu werben; ein solches, meinte er, werde sich schon selbst zu ernähren wissen.

Er erhielt die Vollmacht und in wenigen Monaten war ein ansehnliches Heer versammelt; solche Gewalt hatte damals schon der Ruf seines Namens. — Wallenstein war zum Kriegsfürsten geboren. Sein scharfes Auge unterschied auf den ersten Blick den Tüchtigen von der Menge und wies einem jeden den rechten Platz an; sein Lob, weil es selten kam, befeuerte zur höchsten Anstrengung aller Kräfte, und sein beständiger, wortkarger Ernst erhielt strengen Gehorsam. Schon sein Anblick flößte Ehrfurcht ein: eine lange, stolze Gestalt, das schwarze Haar kurz abgeschnitten, und in den feurigen, tiefen Augen ein finsterer, geheimnißvoller Blick.

Im Herbste 1625 brach er mit dem neuen Heere durch Schwaben und Franken nach Niedersachsen auf. Tilly mochte sich mit einem solchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm stehen wollte, und beide führten den Krieg gesondert. Wallenstein, nachdem er einen Haufen bewaffneter Bauern, die sich ihm bei Göttingen entgegenstellen wollten, aus einander getrieben, zog sich in das Halberstädtische und Magdeburgische, weil diese Gegenden noch nicht vom Kriege ausgesogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernsthafteren Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenstein an die Elbe, wurde zwar an der Dessauer Brücke zurückgetrieben, wandte sich aber mit kühner Entschlossenheit plötzlich nach Schlesien, um sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg mitten in die östreichischen Länder zu versetzen. Wallenstein war wider Willen gezwungen ihm mit seinem Heere zu folgen. Nach beschwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn bei Bethlen an, fand aber keine gute Aufnahme weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldsummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenstein, vom Rückwege abgeschnitten, ohne Mittel, sich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geschütz und Heergeräth, entließ seine Krieger, und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig. Von da wollte er nach England schiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara überwältigte

die übermenschliche Anstrengung seinen starken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er seinen Kriegsrock an, gürtete seinen Degen um, und erwartete stehend, auf zwei Kriegsgenossen gestützt, sein Ende. Er starb den 20. November 1626, im 46. Jahre seines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In diesem selben Jahre starb auch sein Freund, der Herzog Christian von Braunschweig, erst 29 Jahre alt; und so hatten die Protestanten ihre besten Anführer verloren. Der König Christian von Dänemark konnte sie nicht ersetzen; ihm fehlte der kriegerische, entschlossene Sinn. Obwohl Niedersachsen durch Wallensteins Abzug sehr erleichtert war, konnte er es doch nicht gegen Tilly vertheidigen, sondern wurde von ihm am 27. August bei Lutter am Barenberge im Hannöverschen gänzlich aufs Haupt geschlagen und verlor sein ganzes Geschütz und 60 Fahnen.

Im Jahr 1627 drang Wallenstein wieder durch Schlesien, welches er ganz von Feinden befreite, nach Norddeutschland vor, durchzog Brandenburg und Mecklenburg, und fiel mit Tilly in Holstein, um den dänischen König ganz aus Deutschland zu vertreiben. Das Land war bald, bis auf einige feste Plätze, erobert, dann auch Schleswig und Jütland überschwemmt und auf furchtbare Weise verwüstet; der König mußte auf seine Inseln fliehen. Aus Wallensteins Briefen geht sogar hervor, daß Ferdinand damit umging, sich zum König von Dänemark wählen zu lassen, da ihm berichtet war, daß die Stände mit ihrem Könige unzufrieden seyen.

Wallenstein, Herzog von Mecklenburg, 1628. — Wallensteins Heer war unterdeß bis auf 100,000 Mann angewachsen, und der unbegreifliche Mann betrieb die Werbungen um so eifriger, je mehr die Feinde verschwanden. Man wußte nicht, ob er sich selbst oder seinem Herrn den Weg zur unumschränkten Herrschaft bahnen wollte. Selbst die katholischen Fürsten sahen mißtrauisch auf ihn, denn es war offenbar, wie er nur darnach strebte, auch die Ligue ohnmächtig zu machen; und Tilly mußte den übermächtigen Mann schon deshalb verwünschen, weil er alle Früchte des Sieges allein an sich riß. — Die Fürsten von Mecklenburg, Pommern und Brandenburg wendeten sich an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslast von ihren Ländern abnehme;*) aber der Wille des Feldherrn schien mächtiger, als der des Kaisers, ganz Norddeutschland gehorchte seinem Winke und zitterte vor seinem Zorne. Er selbst lebte mit mehr als kaiserlicher Pracht und seine Befehlshaber ahmten ihm, in stuffenweiser Abnahme, nach, während viele Menschen umher in unbeschreiblichem Elende schmachteten und im wörtlichen Verstande

*) Man hat berechnet, daß allein die Churmark im J. 1627 von dem kaiserlichen Heere um 20 Millionen Gulden gebrandschatzt worden sey.

den Hungertod starben. — Dazu machte der Feldherr dem Kaiser eine große Rechnung über die Summen, welche er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet, und erhielt dafür zum Ersatz das Herzogthum Mecklenburg. So war Wallenstein nun ein Fürst des Reiches, und übte sogleich, bei seiner Anwesenheit auf dem Schlosse Brandeis in Böhmen, das neuerworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser zu erscheinen. Vergebens flehten die Mecklenburger für ihre alten Herzöge, welche fast ein Jahrtausend ihr Land beherrscht und nicht mehr verbrochen hätten, als die übrigen Stände des Niedersächsischen Kreises. Ferdinand vergaß auch diesesmal die Mäßigung im Siege und verletzte ungescheut die Verfassung des Reiches, indem die meklenburgschen Fürsten ohne Anklage vor dem Churfürsten-Kollegium, ohne Vertheidigung und Rechtsspruch, aus ihrem Stammlande vertrieben wurden. Es schien ihm zu wünschenswerth, an den Küsten der Ostsee einen katholischen Reichsfürsten zu haben, welcher Norddeutschland im Zaum halten, und gegen die protestantischen Könige von Dänemark und Schweden gleichsam als Wächter dastehen konnte. Von diesem Punkte aus hoffte er wohl, den katholischen Glauben wieder im Norden herrschend zu machen. Auch scheint der Gedanke in ihm entstanden zu seyn, den Handel der nördlichen Meere von dieser Küste aus zu beherrschen, denn Wallenstein, nahm sogar den Namen eines Admirals der Nord- und Ostsee an.

Von Mecklenburg aus richtete derselbe nun seine Augen auf das benachbarte Pommern. Der alte Herzog Bogislav war kinderlos, und nach seinem Tode konnte das Land füglich mit Mecklenburg vereinigt werden. Vor Allem wichtig war für Wallenstein der Besitz der Stadt Stralsund, welche zwar unter der Landeshoheit der Herzöge von Pommern stand, aber als Glied des Hansebundes viele Privilegien und eine selbstständige Regierung im Innern besaß. Die Stadt hatte, wie das ganze Land, große Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres gegeben; jetzt sollte sie auch eine Besatzung einnehmen. Sie weigerte sich; da ließ sie Wallenstein durch den Feldmarschall Arnim belagern. Aber die Tapferkeit der Bürger vertheidigte ihre Mauern trefflich und die Könige von Dänemark und Schweden schickten einige Mannschaft und Ueberfluß an Kriegsvorräthen von der Seeseite. Ihre Hartnäckigkeit erzürnte den stolzen Feldherrn; „und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, rief er aus, so müßte es herunter!" Und nun rückte er selbst vor die Stadt und ließ stürmen; aber da erfuhr er, was der Heldenmuth deutscher Bürger, unter besonnener Leitung, vermochte. Nachdem er einige Wochen im Lager geharret, und wohl 12,000 Krieger in den blutigen Stürmen verloren hatte, mußte er abziehen.

Der König von Dänemark hatte indeß um Frieden angehalten, und wider Erwarten rieth Wallenstein selbst dem

Kaiser zu, ihn zu schließen. Da er selbst Reichsfürst geworden, mochte er die Vernichtung der deutschen Fürstenmacht nicht mehr für dienlich halten. Der König erhielt durch ihn einen sehr günstigen Frieden zu Lübeck, den 12. May 1629; er bekam alle Länder wieder, ohne Kriegskosten zu bezahlen; aber rühmlich war der Friede nicht, denn der König opferte in den Herzögen von Mecklenburg zwei treue Bundesgenossen für seine eigene Rettung auf. Er versprach, sich in die deutschen Angelegenheiten nicht anders denn als Reichsstand einzumischen und gab dadurch stillschweigend das Recht auf, die Herzöge zu unterstützen. Wallenstein erhielt nun einen förmlichen Lehnbrief über Mecklenburg vom Kaiser.

107. Das Restitutionsedict 1629.

Wie mogten die Gemüther der so hart geängsteten friedlichen Bürger in Deutschland bei der Friedensnachricht freudig aufleben? Der arge Streit konnte ja nun nicht länger dauern, da kein Feind mehr dem Kaiser entgegenstand, da Baiern ruhig im Besitze der Churwürde und des Theiles der pfälzischen Länder war, welcher ihm als Kostenersatz zugesprochen war, und da die Protestanten so ohne Hoffnung zu seyn schienen, daß von ihnen gewiß keine neue Feindseligkeit ausgehen konnte. Der Krieg hatte schon zwölf Jahre gedauert und jedes Jahr hatte er Gräuel genug gebracht. — Und wohl hätte jetzt das Ende gefunden werden mögen, wenn die siegende Parthei die rechte Gränze und das Maaß ihres Laufes erkannt hätte; wenn der Kaiser nun, nachdem seine Länder von der neuen Lehre gesäubert und in seiner vollen Gewalt waren, für die selbstständigen Glieder des deutschen Reiches den Religionsfrieden in seiner ganzen Kraft bestätigt, sein Heer abgedankt und das entkräftete unglückliche Land von dieser Bürde befreit hätte. Aber dem menschlichen Gemüthe ist nichts schwerer, als sich selbst im Laufe des Glücks zu bezähmen. Der Augenblick schien der katholischen Parthei zu günstig, um nicht einen großen Gewinn daraus zu ziehen; — sie verlangte von den Protestanten alle die geistlichen Güter zurück, welche seit dem Passauer Religionsfrieden vom Jahr 1552 von ihnen in Besitz genommen waren; nicht weniger nemlich, als zwei Erzbisthümer (Bremen und Magdeburg, 12 Bisthümer, und eine außerordentliche Menge von geringeren Stiftern und Klöstern. — Es war nie früher an eine Zurückforderung des so lange Besessenen gedacht worden; jetzt wurde sie, auf das Dringen der Katholischen, durch ein kaiserliches Edict feierlich befohlen, und dieses ist das berühmte Restitutions-Edict vom 6. März 1629. Es erschien, wie der deutsche Geschichtschreiber Schmidt sagt, „für die Protestanten ein Donnerstreich, und für kurzsichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken." Solches Frohlocken sollte noch unnennbaren Jammer über Deutschland bringen.

Nun wurde nicht an die Abdankung der beiden großen Heere gedacht, welche auf dem deutschen Boden lasteten; sie wurden zu der Ausführung des Restitutionsedictes bestimmt, und befehligt, den kaiserlichen Abgeordneten, die zu diesem Zwecke im Reiche umhergeschickt wurden, allenthalben hülfreiche Hand zu bieten. Man schritt auch bald zur Vollstreckung und fing im südlichen Deutschland an. Unter andern mußte die Stadt Augsburg, (der Ort also, wo der Religionsfriede geschlossen war,) die geistliche Gerichtsbarkeit ihres Bischofes erkennen, und auf den protestantischen Gottesdienst Verzicht leisten. Der Herzog von Würtemberg mußte seine Klöster herausgeben. — Dazu faßte der Bund der Ligue auf einer Zusammenkunft zu Heidelberg den Entschluß, „keins von den Ländern, die durch ihre Waffen erobert wären, sie seyen weltlich oder geistlich, herauszugeben, es sey denn, daß der Bund zuvor des Ersatzes seiner Kriegskosten gewiß sey.“ Auf solche Weise schien den Protestanten von Seiten der Ligue noch größere Gefahr zu drohen, als von der des Kaisers.

108. Wallensteins Abdankung. 1630.

Die nächsten und lautesten Klagen jedoch, die von beiden Seiten erhoben wurden, und endlich mit unausweichbarer Gewalt auch des Kaisers Ohr trafen, waren über die unerträgliche Tyrannei des Wallensteinischen Heeres. Es verschonte weder befreundete, noch feindliche, weder katholische noch protestantische Gegenden. Des Kaisers eigener Bruder Leopold machte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von dem Gelderpressen der Befehlshaber, und dem Brennen, Morden und allen Schandthaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Solche Zeugnisse überwogen die Vertheidigung, welche Wallensteins Freunde bisher mit Glück geführt hatten; und auf dem Churfürstentage zu Regensburg endlich, im Februar 1630, strömte eine noch größere Fluth von Klagen auf den Kaiser ein. Die kaiserlichen Krieger, so klagten die pommerschen Gesandten, seyen als Freunde in Pommern aufgenommen, und dennoch hätten sie allein im Fürstenthum Stettin 10 Millionen an Brandschatzungen beigetrieben. Sieben pommersche Städte seyen durch ihren Muthwillen in Asche gelegt und ganze Landstriche verödet. Jeder kaiserliche Rittmeister lebe fürstlicher als der Herzog Bogislav. Dabei würden die Wirthe der Krieger täglich gemißhandelt, Menschen gemordet, und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es sey fast kein Gräuel mehr zu denken, den sie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten sich selbst, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entfliehen.

Solche Schilderungen zeigen die Kriegsweise dieser geworbenen Schaaren und führen uns das unsägliche Elend jener Zeiten

vor Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernst von Mansfeld, der Erfinder dieser Kriegsführung, legt selbst Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beschuldigungen über die Ausschweifungen seines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird, sagt er, so sind sie in keiner Krigsdisciplin zu halten. Sie können ja wie auch ihre Pferde nicht von der Luft leben, und was sie antragen, seyen es Waffen oder Kleidung, zerreißt und verbricht. Da nehmen sie es denn wo sie es finden, und zwar nicht nach dem Maaße dessen was man ihnen schuldig ist; denn sie zählen's nicht, so wiegen sie es auch nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen alles, sie zwingen alles, schlagen und zerschlagen alles, was ihnen Widerstand leisten will. In Summa, da ist keine Unordnung noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften; denn durch die unterschiedlichen Nationen, die zusammen sind, kommen sie in allen Bubenstücken auf's höchste. Der Deutsche, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Ungar, gibt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verschlagenheit, noch arge List erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. — Das alles wissen wir, haben dessen auch mit unserm großen Herzenleid viel Exempel sehen müssen. Wie aber dann zu thun? Es ist damit nicht ausgerichtet, daß man's wisse und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun, und ist kein ander Mittel als gute Kriegsdisciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandthabt werden."

Den einstimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerstehen; und als die Fürsten darauf drangen, daß Wallenstein, den ihr gesammter gränzenloser Haß traf, vom Oberbefehl entfernt werde, und besonders Maximilian von Baiern sehr entschlossen redete, willigte der Kaiser nach einigem Zaudern ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der stolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er sogleich. Seine a[illegible]ologischen Berechnungen schienen ihn zu besänftigen. „Er mess[illegible] dem Kaiser keine Schuld bei, sagte er, denn die Sterne zeigten, daß des Churfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beher[illegible]. Uebrigens werfe dieser mit dem Abdanken seiner Truppen de[illegible] [illegible]sten Stein aus seiner Krone weg." — Er zog sich auf seine [illegible] nach Mähren zurück.

Die kaiserliche[illegible] vereinigten sich mit [illegible]iegsschaaren, die nicht entlassen wurden, kam unter den Oberbe[illegible] der Ligue, und das gesammte Heer [illegible]lly's.

109. Gustav Adol[illegible] [illegible] protestantis[illegible]eutschland. 1630 — 32

Die Kraft der protestantis[illegible] [illegible]ten war gelähmt und das Restitutionsedict wurde an vielen [illegible] bereits in Vollzug gesetzt. Wer Ferdinands Gemüthsart ka[illegible] konnte wohl vor-

hersehen, was er der neuen Kirche bereite, und daß wohl überhaupt die Frage die sey, ob in Zukunft eine protestantische Kirche in Deutschland seyn werde? In dieser Gefahr kam derselben die Hülfe von einem Volke, welches bis dahin fast unbekannt, in seinen nördlichen Wohnsitzen gelebt hatte; es waren die Schweden, ein Volk, tapfer und gottesfürchtig, vom gothisch-deutschen Stamme, eines der edelsten, welche sich germanischen Ursprungs rühmen. Bisher hatte es in seinem, mit mancherlei Schönheit geschmückten, aber rauhen Lande, an Seen und Küsten, auf Hügeln und in Wäldern, auf alt-germanische Weise gelebt und seit den ältesten Zeiten, da es unter dem gemeinschaftlichen Namen der Normannen an den großen Seezügen Theil genommen, sich nicht nach Außen gewendet. Aber in vielen innern Kämpfen hatte es die Kräfte für die größere Rolle geübt. — Im Jahre 1611 folgte Gustav Adolf seinem Vater Karl IX. auf dem Throne, und er war es, den das Schicksal bestimmt hatte, sein Volk auf den größern Schauplatz der Weltgeschichte zu führen. In dem Gefühle solcher Bestimmung hat Gustav Adolf den Kampf gegen die überlegene Macht Oestreichs unternommen.

Dieser große König ist sehr verschieden beurtheilt worden, weil er in einem Zeitalter lebte, da der Geist heftiger Partheiung die einfache Ansicht der Begebenheiten und Menschen nicht gestattete. Ein Theil hat ihn nur als Eroberer betrachtet, welchen die Unruhe eines brennenden Ehrgeizes über das Meer getrieben, um fremde Länder zu bezwingen, und dem die Religion als Deckmantel der Kriegslust gedient habe; — Andere haben in ihm nur den begeisterten Kämpfer für seinen Glauben gesehen, und alle die andern ehrgeizigen Regungen in seiner Seele geleugnet, welche die Gegner ihm zuschreiben. In Beider Urtheile mischt sich das Wahre mit dem Falschen. Weder trieb den König der Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne, welcher nur die Ehre der Person sucht; obwohl die Liebe des Ruhmes, der ein unsterbliches Leben im Munde der Völker verleiht, nicht geringen Raum in seiner Seele einnahm; — noch auch hat er die Waffen allein für die Rettung seiner Glaubensgenossen in Deutschland ergriffen; wenn gl...ich
Glaube und Frömmigkeit unauslöschlich in seiner Brust ...ten:
— sondern beide Triebfedern seines Gemüths wirk... vereint,
und standen zusammen unter einem andern Gese... welches sie
verband. Dieses war das Gefühl seine... ltgeschicht-
lichen Bestimmung: daß er berufen ...sein edles Volk,
obwohl klein an Zahl, doch keinem an ...ferkeit und jeglicher
Tugend nachstehend, aus der Dun... hervor in seinen Rang
unter die andern Völker Europ...zusetzen. Bis dahin gehörte
Schweden eben so wenig in ...eihe der bedeutenden Staaten,
als im Alterthume die M...ier vor Philipp und Alexander,
und in der neueren ...ußland vor Peter dem Großen;
und wie das Leben... zuletzt genannten Männer erst recht
verstanden wir...nn wir es aus dem eben gezeigten Gesichts-

punkte erfassen, so auch das Leben Gustav Adolfs von Schweden. Hat der König eine weniger große Schöpfung hinterlassen, als jene Herrscher, mit welchen wir ihn vergleichen, so mögen wir bedenken, daß er im 38sten Jahre seines Lebens, als er eben sein Werk zu gründen anfing, durch den Tod fortgerafft wurde.

Sein großer Plan zeigte sich sogleich bei seinem ersten Auftreten. Schon vor dem Kriege in Deutschland hatte er in einigen Feldzügen gegen die Russen und Polen die Küstenländer Ingermannland, Karelen, Liefland und einen Theil Preußens gewonnen; denn wenn sein Volk in Europa eine größere Bedeutung erlangen sollte, so mußte es an den Ufern der Ostsee, Schweden gegenüber, festen Fuß gefaßt haben. Nun forderten ihn viel Veranlassungen zur Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten auf. Er war vom Kaiser Ferdinand gereizt und beleidigt; seine Fürsprache für die Protestanten in Deutschland und für seine Vettern, die Herzöge von Mecklenburg, so wie seine Vermittlung bei dem dänischen Frieden, waren schnöde zurückgewiesen worden; Wallenstein hatte sogar den Polen 10,000 Mann Kaiserliche gegen ihn zur Hülfe geschickt. Noch mehr als alles dieses, welches leicht durch Worte vermittelt werden mochte, rief ihn aber die große Gefahr der protestantischen Kirche und die Furcht, daß sich an den Gestaden der Ostsee durch Wallenstein eine neue, gefährliche Macht zu Gunsten des Hauses Oestreich und der Katholischen bilden werde.

Schon die Gefahr der Stadt Stralsund hatte ihn, wie wir gesehen haben, zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefordert. Die Stadt bat um seine Hülfe, er gewährte sie, und schloß sogar ein förmliches Bündniß mit ihr, wodurch sie sich in seinen Schutz begab. Ihre Rettung in der Wallensteinschen Belagerung verdankte sie recht wesentlich mit seinem Beistande. Jetzt nun, da die Gefahr des ganzen protestantischen Deutschlands dringender wurde, that er den größeren Schritt: er erklärte dem Kaiser Ferdinand förmlich den Krieg und landete am 4. Juli 1630 mit 15,000 Schweden an der Insel Rügen. Als er an's Land gestiegen war, kniete er vor seinem Heere nieder und betete; das Heer mit ihm; er war mit kleiner Schaar zu einem großen Werke ausgezogen.

Als die Nachricht von seiner Landung zum Kaiser Ferdinand kam, achtete er des neuen Feindes, im Vertrauen auf sein bisheriges Glück, wenig; man spottete im Reiche des kleinen Königs aus Norden, und nannte ihn den Schneekönig, der vor der kaiserlichen Sonne schon schmelzen würde. Allein seine 15,000 Mann waren eine Heldenschaar, Krieger gleichsam aus einer andern Welt; es war strenge Zucht und Frömmigkeit unter ihnen, und die ihnen gegenüberstanden, kannten dagegen nur die Wildheit des Krieges, welche allen Lüsten und Begierden den Zügel läßt. Sie waren aus allen Völkern und Glaubensgenossen gemischt, und es verband sie kein höherer Gedanke, sondern nur

die Waffenlust und die Begierde der Beute. Jene aber hatten das Vertrauen, daß Gott mit ihnen sey; zweimal des Tages war bei ihnen andächtiges Gebet, und jede Schaar hatte ihren Geistlichen. Dazu hatte der große Sinn des Königs eine neue Kriegskunst geschaffen; und er ist auch darin den berühmten Männern des Alterhums gleich, daß er seine Gegner durch die Neuheit und Kühnheit seiner Stellungen, seiner Ordnung, seiner Angriffe, überraschte, und sie, die an dem Hergebrachten hielten, in Verwirrung brachte. Bis dahin hatte man immer in der Schlachtordnung viele Reihen hinter einander gestellt, Gustav ordnete bei dem Fußvolk nur sechs, und bei der Reuterei vier hinter einander; dadurch gewann sein kleines Heer an Ausdehnung in der Weite und war beweglicher in der Schlacht; und zugleich richteten die Kugeln des schweren Geschützes nicht solche Verwüstungen unter ihnen an, als in den dichten Haufen der Gegner.

Zu den ersten Unternehmungen bedurfte es dieser größern Mittel noch nicht. Die Kaiserlichen, die in den Gegenden der Ostsee nicht stark waren, wurden schnell aus Rügen und den kleineren Inseln an den Odermündungen vertrieben, und Gustav rückte auf die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, Stettin, los. Dieser, alt und furchtsam, wagte es nicht, sich entschieden dem fremden Könige anzuschließen, und doch konnte er ihm auch nicht widerstehen. Nach langem Zaudern, und indem Gustav sowohl milde und tröstend, als ernst zu ihm redete, übergab er ihm seine Stadt, welche für diesen Krieg ein Hauptwaffenplatz werden sollte.

Wie der Herzog von Pommern, waren die meisten protestantischen Fürsten des Reiches ganz unentschlossen, wie sie sich gegen den neuen Bundesgenossen benehmen sollten. Der König hatte sie alle zu einem großen Bündnisse aufgerufen; allein viele waren zaghaft und fürchteten die Rache des Kaisers; andere fürchteten wohl die Herrschaft eines Fremden, wenn er glücklich sey; die Besten mögen aus alter Ehrfurcht an dem Namen des Kaisers und Reiches festgehalten haben. Gustav war unzufrieden mit dieser Stimmung der Fürsten. „Es hat mit allen Evangelischen jetzt die Beschaffenheit, sagte er in einer Rede an die Erfurter, wie mit einem Schiffe zur Zeit eines großen Sturmes. Da will es sich nicht schicken, daß etliche fleißig arbeiten, die andern dem Sturme zusehen und die Hände in den Schooß legen und ruhen wollen; sondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an seinem Orte, nach bestem Vermögen, befördern helfen." — Allein solcher Gemeingeist, und solch klares Bewußtseyn ihres Zweckes, war nicht in den Protestanten. Sie waren nach Eigensucht und Vorurtheil unter sich getheilt. Churpfalz lag ganz darnieder. Sachsen schon seit langer Zeit sich absondernd, oft sogar östreichisch, so lange Pfalz an der Spitze gestanden hatte, schwankte jetzt noch in seinem Wollen, weil es sowohl Oestreich, als den fremden König fürchtete. Der Churfürst

von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein schwacher Fürst, wurde von seinem Minister Schwarzenberg geleitet, welcher gegen das schwedische Bündniß war. Von den kleineren Fürsten, von denen viele entschlossener, aber in Oestreichs Gewalt waren, schlossen sich nur zweie, der Landgraf von Hessen-Kassel und das Haus Sachsen Weimar eng an den König an. Die übrigen, mit Sachsen und Brandenburg, hielten ein Konvent zu Leipzig und beschlossen ein Heer aufzustellen, um sich sowohl gegen alle Eingriffe von schwedischer, als kaiserlicher Seite zu vertheidigen. Der Kaiser indeß, welcher sah, daß die Waffen doch den großen Kampf würden entscheiden müssen, und nicht gedachte, einem Reichsstande seinen eigenen Willen zu lassen, gebot die Auflösung des Leipziger Bundes und fing damit an, die Städte und Fürsten in Süddeutschland, welche dazu gehörten, mit Gewalt zu entwaffnen.

Der König von Schweden durch viele geworbene Leute verstärkt, rückte rasch in Pommern vorwärts und vertrieb oder überwältigte die kaiserlichen Besatzungen. Sie verwüsteten das Land, ehe sie abzogen, plünderten die Städte, zündeten mehrere an, mißhandelten und mordeten die Einwohner. Dieser furchtbare Krieg begann wieder in all seiner Schrecklichkeit. Wie hülfreiche Engel erschienen die frommen genügsamen Schweden in ihrer Zucht und Ordnung, und der Glaube ging in diesen Ländern vor dem Könige her, er sey als ein Retter von Gott gesendet.

Er wollte seinen Weg nur Schritt vor Schritt mit Sicherheit gehen, und keinen festen Ort in seinem Rücken lassen; daher forderte er von dem Churfürsten in Brandenburg die Festungen Küstrin und Spandau, nachdem er Frankfurt an der Oder, worin 8000 Kaiserliche lagen, mit stürmender Hand erobert hatte. Der Churfürst zagte, aber der König rückte gegen Berlin vor, und hielt eine Unterredung mit ihm in der Heide zwischen Berlin und Köpenik, (13. May 1631), dann ging er selbst mit nach Berlin. Noch immer zauderte der Churfürst. Da rief der König im Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg um die Stadt zu entsetzen, (sie wurde hart von Tilly belagert), jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehn, so mache ich mich meinerseits von Vorwürfen frei und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren ist, und ich zurückgehe, so sehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Dieses wirkte; der Churfürst übergab Spandau noch am nemlichen Tage. Der Weg von dort nach Magdeburg war nur klein, die hart bedrängte Stadt flehte um schleunige Hülfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege, im Angesicht des Feindes über die Elbe zu gehen, er bat den Churfürsten von Sachsen um die Erlaubniß, durch sein Land zu ziehen, denn

Wittenberg mußte der Platz des Ueberganges seyn, allein der Churfürst schlug sein Gesuch ab. Man unterhandelte und redete noch, — da war der schreckliche Tag der Eroberung schon gekommen und die unglückliche Stadt war verloren.

110. Magdeburgs Zerstörung. (20. Mai 1631.)

Die Stadt Magdeburg, die sich von jeher durch ihren Eifer für die protestantische Lehre bemerklich gemacht hatte, war auch jetzt die erste gewesen, welche sich dem Retter ihrer Glaubensfreiheit in die Arme warf. Sie lud ihn dringend ein, an die Elbe zu kommen, versprach, ihm ihre Thore zu öffnen, stellte sogar Werbungen für ihn an, und Gustav, welcher die Wichtigkeit eines solchen Waffenplatzes einsah, freute sich ihrer Anerbietungen. Allein Tilly erkannte gleichfalls, wie viel auf ihren Besitz ankomme, und eilte, sie vor dem Könige zu gewinnen. Im März dieses Jahres fing er ihre Belagerung an, und der tapfere Oberst Pappenheim half ihm. In der Stadt waren nur ein paar hundert Schweden, unter Melcher von Falkenberg, welchen Gustav der Stadt zum Befehlshaber geschickt hatte; allein die Einwohner, kühn und entschlossen, gingen einmüthig an ihre Vertheidigung. Sie hatten sogar Verschanzungswerke noch außerhalb der Stadt angelegt, und nannten ihrer eines zum Zeugniß ihres Muthes, Trutz=Tilly und ein anderes Trutz=Pappenheim.

Aber die Noth in der Stadt wurde dennoch je länger je größer; denn der alte Feldherr wandte alle seine Kunst an, sie zu bezwingen. Ihre einzige Hoffnung war die Hülfe des Königs, den sie schon nahe wußten; und als am 19. Mai der Donner des feindlichen Geschützes schwieg, und die furchtbaren Stücke sogar aus den Schanzen abgeführt wurden, glaubten sie sicher, ihr Retter sey da. Allein es war das Zeichen ihres Untergangs, die Vorbereitung zum nahen Sturme, den der eiserne Feldherr beschlossen hatte. In der Nacht auf den zwanzigsten wurden die Leitern in aller Stille herbeigeschafft, und auf den Morgen um 5 Uhr der Angriff bestellt. Die Wächter auf den Mauern harrten bis nach Mitternacht; als alles still war, begaben sie sich in ihre Wohnungen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Indeß schlug die schreckliche Stunde. Das Zeichen zum Sturm wird gegeben, von der Seite der Neustadt stürzen die Krieger unter Pappenheims Anführung zu den Mauern, und der Geschützesdonner erschallt wieder, indem an einigen Stellen die Mauer eingeschossen wird. Schon ist sie hier und dort erstiegen; Falkenberg eilt auf den gefährlichsten Platz, eine Kugel streckt ihn todt zur Erde. Die erschrockenen, ihres Anführers beraubten Bürger, betäubt von dem schrecklichen Mordgetöse, verlassen bald die Mauern und eilen in ihre Häuser. Viele fassen den thörichten Gedanken sich hier besser vertheidigen zu können, und schie-

ßen auf die eindringenden Krieger aus den Fenstern, selbst Weiber schleudern Steine von den Dächern auf sie herab. Aber dieses vermehrt nur die Wuth der Feinde; an Schonung und Barmherzigkeit ist nicht mehr zu denken; Männer, Weiber, Kinder, Greise, werden gemordet, Säuglinge werden gespießt und in die Flammen geschleudert; denn seit zehn Uhr Morgens wüthete auch schon das Feuer. — Kein Gräuel ist zu denken, der nicht geübt, keine menschliche Qual, die an diesem schrecklichen Tage nicht erduldet wurde. Einige menschlich fühlende Hauptleute eilten zu Tilly ins Lager hinaus und fragten ihn, ob das Plündern nicht ein Ende haben solle; er aber antwortete ruhig: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit und dann kommt wieder. Der Krieger muß für seine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben."

Abends zehn Uhr war die alte, große Stadt bis auf wenig Fischerhäuser an der Elbe, dem Dom und dem Liebfrauenkloster, in Asche verwandelt; mehr als 20,000 Menschen hatten einen schnelleren oder langsameren Tod durch Schwerdt, Flammen und durch Schrecken gefunden; und als man nach zwei Tagen den Dom öffnete, fand man etwa noch tausend Unglückliche, die fast schon entseelt vor Hunger und Durst hervorgezogen und auf Tilly's Befehl mit Speise und Trank versehen wurden. Sein Zorn war gestillt, aber seine Ehre zugleich befleckt; das Glück, welches ihm immer treu gewesen, wich von diesem Tage an von ihm. Obgleich er, nachdem die Straßen mit vieler Mühe etwas aufgeräumt waren, am 25. Mai seinen feierlichen Sieges-Einzug durch den großen Schutthaufen hielt, im Dome das Tedeum singen und die Kanonen abfeuern ließ; und obgleich er mit Stolz nach Wien berichtete: „Seit Troja's und Jerusalems Zerstörung sey solch ein Sieg nicht gesehen worden," — so hat er doch die Stimme der Nachwelt nicht beschwichtigen können, und sein Name ist dieser That wegen mit Fluch genannt worden.

111. Gustav Adolf und Tilly. Die Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld. (17. Sept. 1631.)

Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Tilly den schwedischen König gern zu einer Schlacht gebracht, denn er litt in der ausgezehrten Gegend bald Mangel an allem Nöthigen; allein Gustav hielt sich noch nicht für stark genug, und blieb fest in seinem verschanzten Lager bei Werben in der Altmark. Auch lag es ihm am Herzen, die vertriebenen Herzoge von Meklenburg wieder in ihr Erbe einzusetzen. Er gab ihnen Truppen, und mit diesen eroberten sie auch wirklich ihr Land wieder und zogen feierlich in die Residenz Güstrow ein, in welcher Wallenstein sein Hoflager gehalten hatte. Der König erhöhte das Fest durch seine Gegenwart und befahl, daß jede Mutter, die ein säugendes Kind hätte, demselben aus den, auf dem Marktplatze für das Volk

gespendeten Fässern mit Wein zu trinken geben sollte, damit Kindeskinder dieses Einzuges der wiedergekehrten angestammten Fürsten gedenken möchten. Tilly wandte indeß seine Augen auf das reiche sächsische Land, welches noch unberührt von dem verheerenden Kriege, ihm zur Seite lag. Freilich war es ungerecht und undankbar, den Churfürsten von Sachsen, welcher sich so treu gegen das östreichische Haus gezeigt hatte, mit der Last des Krieges heimzusuchen, allein Tilly wußte bald einen Grund aufzufinden; er berief sich auf den kaiserlichen Befehl, die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen, und weil der Churfürst noch immer gerüstet war, so rückte er, statt aller Kriegserklärung, in Sachsen ein, ließ die Städte Merseburg, Zeiz, Naumburg und Weißenfels plündern, und zog auf Leipzig. Solche Gewaltthätigkeit bewirkte, was alle Ueberredung nicht vermocht hatte; der Churfürst warf sich nun unbedingt in die Arme des schwedischen Königs, schloß mit ihm ein festes Bündniß zu Schutz und Trutz, und stieß mit seinem Heere bei Düben, den 14. September zu ihm.

An diesem Tage beschoß der kaiserliche Feldherr die Stadt Leipzig, welche ihm den Einzug verwehret hatte, und nahm sie am folgenden ein; aber der König rückte näher mit dem vereinigten Heere und nun sollte ein Tag zwischen dem alten, noch nie besiegten, Feldherrn und dem königlichen Helden entscheiden. Dieser, erkennend, daß er durch eine große That erst das Vertrauen zu seinem Geiste und Glücke in Deutschland erwecken müsse, fühlte die Wichtigkeit dieses Tages und zauderte; es schien ihm noch immer zu gewagt, das ganze Schicksal des Krieges auf eine einzige Schlacht ankommen zu lassen; denn verlor er sie, so war seines Bleibens diesseits des Meeres nicht mehr, und das Verderben der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, ja, der ganzen protestantischen Kirche in Deutschland, schien gewiß zu seyn. Allein der Churfürst von Sachsen, der seine Länder nicht länger von dem harten Feinde zertreten sehen konnte, verlangte dringend die Schlacht, und der König, nachgebend, zog gegen Leipzig. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 17. September zum entscheidenden Kampfe zusammen. Gustav Adolf stellte die Sachsen getrennt auf seinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Um Mittag fing das Feuer des Geschützes an und wüthete schrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiserlichen, als den dünneren der Schweden. Um diesem verderblichen Vorspiele ein Ende zu machen, warf sich der kaiserliche rechte Flügel auf die Sachsen mit solcher Gewalt, daß sie bald in Verwirrung und Flucht geriethen und erst weit vom Schlachtfelde sich wieder einigermaßen um ihren Churfürsten sammelten. Zu gleicher Zeit hatte sich Pappenheim mit dem Kern der Reuterei auf den rechten Flügel der Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturme zu brechen. Er war der tapferste

Reiterführer seines Jahrhunderts. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; sieben seiner heftigen Angriffe wurden von dem tapfern Banner zurückgeschlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachsen ablassend, in die entblößte Flanke der Schweden ein; aber auch hier wendete der schnelle königliche Held zu rechter Zeit seine Nachhut gegen den Feind, dessen Wuth sich an der eisernen Standhaftigkeit der Schweden brechen mußte. Tilly wußte sich in diese Weise der Schlachtordnung nicht zu finden, alles war verändert, neu, gegen seine Erwartung, die Zuversicht seiner Berechnung verließ ihn, er fühlte zum erstenmale, daß er einem höhern Geiste gegenüber stand: und den Augenblick des Zögerns benutzend, that der König einen raschen Angriff auf das feindliche Geschütz, welches auf einem Hügel stand, nahm es weg, und richtete es gegen Tillys Reihen. Dieser Augenblick entschied. Flucht und Bestürzung kam über die Kaiserlichen; 7000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in der größten Unordnung; Tilly selbst war in Lebensgefahr, indem ein schwedischer Rittmeister vom Regiment Rheingraf, (der lange Fritze genannt,) ihn verfolgte und mehrmals mit der umgekehrten Pistole ihm auf den Kopf schlug, bis er selbst von einem herbeisprengenden Reiter erschossen wurde. Mit mehreren Wunden entkam der siebzigjährige Feldherr, finster, in sich gekehrt, an seinem Glücke irre geworden; — er rühmte sich noch am Tage vor der Schlacht, noch nie ein Treffen verloren zu haben. Erst in Halle traf er mit Pappenheim, welcher der letzte auf dem Schlachtfelde gewesen war und mit eigner Hand, wie Tilly in seinem Berichte sagt, vierzehn Feinde erlegt hatte, zusammen. Es war nur ein kleiner Haufen, seines, vorhin so gefürchteten, Heeres übriggeblieben.

Für Gustav Adolf war dieser Sieg der große Wendepunkt, von welchem sein Ruhm in dem protestantischen Deutschland und die ihm gewordene, an Anbetung grenzende, Verehrung anfängt. Es war diese bewegte Zeit, wie alle außerordentlichen Augenblicke in der Geschichte, eine Zeit der öffentlichen Meinung, da der Glaube, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Begeisterung der Völker, für einen Mann oder für einen Gedanken, Alles entschied. Wer sich jener geistigen Kräfte zu bemächtigen wußte, war des Gelingens gewiß: jetzt wendeten sie sich dem neuen Sterne zu, welcher aus Norden aufgegangen war. Der Glaube und der Aberglaube waren ihm dienstbar. Weissagungen, Erscheinungen, bedeutsame Träume, wurden auf ihn gedeutet; wohin er kam, wurde er von den Protestanten als der Retter mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, und wohl nie, so lange die Welt steht, ist das Bild eines Königs so verehrt, getragen, auf alle Weise vervielfältigt worden, als das seinige.

Gustav Adolf erkannte mit großartigem Blicke die Kräfte, die für ihn stritten. So vorsichtig beinahe änglich, er früher vorgeschritten war und keinen festen Ort hinter sich gelassen hatte,

so kühn, rasch, fast gegen die Kriegsregeln, drang er jetzt in Deutschland ein; sein Zug glich einem Triumphzuge. Durch Thüringen, über den thüringer Wald, ging derselbe nach Franken, von da an den Rhein; und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Baiern los. Die wichtigsten Städte kamen nach kurzem Widerstande, oder freiwillig, in seine Hände; Halle, Erfurt, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly, obgleich wiederum so verstärkt, daß er ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, sich ihm ernsthaft in den Weg zu stellen, er konnte seit der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu sich selbst gewinnen.

Der Churfürst Maximilian von Baiern hatte ihn, zur Beschützung seiner eigenen Erbländer, nach Baiern berufen. Er sollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab sich selbst in das Tillysche Lager bei Rain. Allein dem unwiderstehlichen Könige mußte auch dieses Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geschützfeuer wichen die Liguistischen vom Flusse zurück, der König ging hinüber, verfolgte sie scharf, und da geschah es, als Tilly sich beim Auskunden der Feinde zu weit vorwagte, daß ihn eine dreipfündige Stückkugel über dem rechten Knie traf, und vom Pferde riß. Schwerverwundet wurde er nach Ingolstadt getragen. Dorthin zog sich auch der Churfürst zurück, und Gustav, nachdem er Augsburg besetzt hatte, rückte ihnen nach. Er ließ sogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Besatzung schlug sie tapfer zurück, und der König selbst kam in Gefahr, da eine Kugel sein Pferd tödtete und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der sterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er starb 25 Tage nach seiner Verwundung am 30. April. Ein strenger, eiserner Mann, der es sich selbst zum Ruhme rechnete, niemals die Liebe gekannt zu haben, übrigens entschlossen und unbestechlich, und so weit die Berechnung eines scharfen Verstandes reicht, ein trefflicher Feldherr. Sein Körper entsprach dem Geiste. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, aber blickten finster unter den grauen Wimpern hervor, und das Gesicht mit scharfen, eckigen Zügen und großer Nase, drückte die Schärfe seines Gemüthes aus. Ein Zeitgenosse schilderte ihn, wie er ihn gesehen, auf einem kleinen Grauschimmel reitend, im grünen atlassenen Kleide, nach spanischem Schnitt, und eine rothe Straußfeder auf dem hochaufgestutzten Hute, die ihm über den Rücken herabhing; und nach dieser Beschreibung ist er vielfältig abgebildet.

Der schwedische König gab die Belagerung von Ingolstadt auf und zog nach der Hauptstadt München. Die Stadt zitterte vor seiner Ankunft. Das baierische Volk hatte, im Haß gegen die Schweden, einzelne von ihnen auf grausame Weise mißhandelt, gemordet, ihre Leichname noch verstümmelt, und des Königs Zorn aufs heftigste gereizt. Dennoch empfing er die Abgeord-

neten der Stadt gnädig, als sie ihm die Schlüssel überbrachten. „Ihr habt es gut gemacht, sagte er, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an euerer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden, und seyd eurer Güter und eurer Religion wegen unbesorgt. Mein Wort gilt mehr als alle Kapitulationen von der Welt."

Das baiersche Land war größtentheils in des Königs Händen und der Churfürst hatte nach Regensburg fliehen müssen.

112. Gustav Adolf und Wallenstein. Gustavs Tod 16. November 1632.

Die Sachsen waren indeß, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarschall von Arnim, welcher aus kaiserlichen Diensten in die sächsischen übergetreten war, in Böhmen eingedrungen, und hatten das schlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. November 1631 hielt der Churfürst selbst seinen feierlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig dem Kaiser die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt, er sah sich in seinen eigenen Erblanden bedroht, und wie ein Donner aus blauem Himmel herab, so war die Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In solcher Noth schien ihm und seinen Räthen nur ein Rettungsmittel übrig zu seyn, nemlich den zurückgesetzten, beleidigten, in stolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenstein wieder hervorzurufen. Kein Gegner konnte gegen den großen König in die Schranken treten, außer ihm, keiner dem Kaiser wieder ein Heer schaffen.

Allein ihn zu gewinnen, schien eine schwere Aufgabe zu sein. Kaiser und Königen zum Trotz lebte er auf seinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die im Kriege erworbenen Millionen setzten ihn dazu in den Stand. Sein Pallast in Prag war auf das Prachvollste eingerichtet, wie noch an den Ueberbleibseln zu sehen ist. Während seine Feinde frohlockten, ihn in den Privatstand zurückgedrängt zu haben, ließ er sich in dem Festsaale seiner Burg von Künstlern, die er aus Italien und Deutschland kommen ließ, als Triumphator malen, auf einem Wagen von vier Sonnenpferden gezogen, und einen Stern über seinem mit Lorbeer bekränzten Haupte. Sechzig Edelknaben aus den vornhmsten Häusern in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige seiner Kammerherrn hatten schon in gleichem Range dem Kaiser gedient. Dreihundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und seine Wohnung glich einem Hoflager, denn zu seiner Nähe drängten sich die angesehensten Männer. Aeußerlich schien er ruhig, aber sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit innerer Freude hatte er den Fortschritten des schwedischen Königs zugesehen, weil sie ihn an dem Kaiser und dem verhaßten Churfürsten

von Baiern rächten, und Aller Augen wiederum auf ihn, als den einzigen Retter in der Noth, richteten; und wirklich trafen auch bald die kaiserlichen Unthändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Wallenstein empfing sie kalt, und gab erst nach vielen Bitten das Versprechen, dem Kaiser ein Heer von 30,000 Mann in drei Monaten zu werben; es anzuführen versprach er aber nicht. Und nun sandte der Gewaltige seine Anhänger in alle Gegenden aus, seine Werbefahne aufzupflanzen. Tausende strömten ihr zu, denn sie hatte immer zu Glück und Beute geführt; und es war in dieser stürmischen Zeit leichter, im Kriege sein Bestehen zu finden, als in der Werkstatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallensteinscher schwerer Reiter erhielt 9 Gulden moratlichen Sold, der leichte sechs, der zu Fuß dienende vier, außer der täglichen Kost an Fleisch, Brod und Wein. — Schon im März des Jahres 1632 waren die 30,000 Mann zusammen; aber auch nur der, der sie geworben, vermochte sie zu führen. Das fühlte der Kaiser wohl, und ließ sich zu der unglaublichen Demüthigung herab, sich von Wallenstein folgende Bedingungen vorschreiben zu lassen: der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung; der Kaiser darf nie bei dem Heere selbst erscheinen; zur Gewißheit seiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein östreichisches Erbland als Unterpfand, und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu schalten, und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden soll ihm Mecklenburg oder eine andere Entschädigung zugesichert werden, und während des Kriegs im Nothfall alle kaiserlichen Erbländer offen stehen."

Mit solcher, fast kaiserlichen Gewalt ausgerüstet, trat Wallenstein von Neuem auf den Schauplatz, vermehrte sein Heer bis auf 40,000 Mann, eroberte Prag schon im April dieses Jahres 1632 wieder und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen.

Das Lager bei Nürnberg. — Der, in seinem Lande hart bedrängte Churfürst von Baiern wandte sich mit den dringendsten Bitten um Hülfe an Wallenstein; dieser, der sich an seiner Noth und Demüthigung zu weiden schien, zögerte lange; endlich, da der Churfürst sich unbedingt allen seinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen versprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des Königs zu ziehen. Aber Gustav, der die Absicht merkte, kam ihm zuvor und erschien unvermuthet mit seinem Heere bei der Stadt, verschanzte sie mit Hülfe der für ihn begeisterten Einwohner, deren Jünglinge sein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieser zog heran, und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen von Zirndorf und Altenberg, im Angesichte des schwedischen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der fe-

sten Stellung zu vertreiben; elf Wochen lagen sie einander gegenüber, und keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Landes war sehr groß, es war Alles weit und breit ausgezehrt und fast verödet. In Wallensteins Lager waren, außer dem großen Heere, an 15000 Troßbuben und Bediente, und eben so viele Weiber, weil er ihnen erlaubte, ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäcks gebraucht wurden. Die Verwilderung dieser Menschenmenge stieg mit jedem Tage, denn sie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Gustavs Heer war nicht mehr die strenge Ordnung, wie Anfangs, es bestand nun zum großen Theil aus Geworbenen und aus deutschen Hülfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er diese nicht ganz nach seinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernst mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört durch die Nachrichten von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landbewohner; er berief die Anführer zusammen, schalt sie hart und brach in die Worte aus: „Es sey ihm so wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem so verkehrten Volke umzugehen.“ — allein sein Auge konnte nicht allenthalben seyn, und das Verderben hatte schon zu tiefe Wurzel geschlagen. Da beschloß er endlich, dem unentschiedenen und verderblichen Zustande durch ein kühnes Wagestück ein Ende zu machen. Am 4. September stürmte er die Wallensteinischen Berge; — allein das Unternehmen war zu groß; die entschlossenste Tapferkeit vermochte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden, und der König mußte, nach großem Verluste, am Abende den Angriff aufgeben. Noch 14 Tage wartete er darauf in seinem Lager, und als Wallenstein dennoch unbeweglich blieb, zog er den 18. September unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich wieder nach Baiern.

Nun verließ Wallenstein gleichfalls sein Lager, zündete es an, und faßte den unerwarteten Entschluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche protestantische Deutschland zu versetzen; er wendete sich plötzlich nach Sachsen, und sein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbei, und traf am 11. November in Naumburg an der Saale, ein. Das Volk empfing ihn wie seinen schützenden Engel, es umringte ihn bei seinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahndung durchflog seine Seele bei diesem Uebermaße der Verehrung: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sey?“

Die Schlacht bei Lützen, 16. November 1632. — Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war, und der König sich bei Naumburg verschanzt hatte, so glaubte Wallenstein, daß derselbe vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weißenfels und stand am 15. November Abends dem Heere Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht und der kaiserliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch in Halle mit der Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere, und die Schweden sangen zu dem Schalle der Trompeten und Pauken, Luthers Lied: „eine feste Burg ist unser Gott." Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der König nach kurzem Gebet auf sein Pferd, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, (den linken führte Bernhard von Weimar), und rief: „Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott! Jesu! Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!" den Brustharnisch wies er mit den Worten zurück: „Gott! ist mein Harnisch!" — Er führte die Seinigen gegen die Fronte der Kaiserlichen, welche wohl verschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten desselben, aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden; viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben, und die Wallensteinischen wichen zurück. Indeß war Pappenheim mit seinen Reutern von Halle herbeigekommen, und die Schlacht erneuerte sich mit größter Wuth. Der schwedische rechte Flügel wankte. Ihm zu Hülfe eilte der König mit einem Reuterhaufen nach jener Seite hin, und sprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuspähen; nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg folgten ihm. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reuter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig herabsank; und indem er sich wendete, um sich aus dem Getümmel wegführen zu lassen, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!" sank er vom Pferde. Ueber den Gefallenen hin stürzten die schnaubenden Rosse und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, so daß er ganz entstellt war. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündigte den Seinigen die traurige Botschaft; sie entflammte in ihrer Brust einen rachedürstigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entschlossenheit die Schaaren von Neuem ordnete, drangen sie wieder über die Gräben vor, und stürzten die Rei-

hen der Feinde über den Haufen. Diese konnten nicht mehr widerstehen; der Generallieutenant Piccolomini bestieg schon blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, war schon früher von einer Kugel tödtlich verwundet, gefallen. Flucht und Verwirrung nahmen zu. „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" erscholl es; Wallenstein ließ zum Rückzuge blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderten die Schweden eben so sehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachsetzen; sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und das kaiserliche Geschütz blieb in ihren Händen. Wallenstein zog mit den Ueberbleibseln des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher sein Winterlager in Sachsen zu nehmen beschlossen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenstein die Schlacht für unentschieden ausgab und der Kaiser einen Sieg feierte.

Am folgenden Tage suchten die Schweden den Körper ihres theuren Königs unter den Tausenden, die das weite Schlachtfeld deckten; sie fanden ihn, nackt, unter vielen andern, von Blut und Hufschlägen fast unkenntlich und mit elf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weißenfels gebracht, und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, unter tausend Thränen, nach Stockholm begleitet, wo er beigesetzt wurde.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht; er soll bei dessen Anblick Thränen vergossen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Im acht und dreißigsten Jahre seines Lebens, mitten auf seiner Siegesbahn, wurde Gustav Adolf abgerufen; das Uebergewicht seines Geistes möchte vielleicht die Verfassung Deutschlands und den Gang unserer Entwickelung umgewendet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich zum römischen König ernennen zu lassen, und sein Blick, dessen Weite niemand erforscht hat, mochte auch schon andere Länder Europa's umfassen. Er verwunderte sich oft, daß das jetzige Zeitalter keine solche Feldherrn, als das Alterthum, aufzuweisen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges, und die starken Festungen seyen Schuld daran, so erwiederte er: „Der Unterschied befinde sich nicht in den Waffen, sondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals, und den Unternehmungsgeist Cäsars wiederfände, so würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals, und die Erfolge Cäsars erneuert sehen." — Eine so großartige Anschauung des Lebens, der wirksamen Weltkräfte und der Geschichte war in ihm, und wer wagt es zu bestimmen, wo ein solcher Geist sein Ziel sich gesetzt hätte? Ein Genosse seiner

Zeit, dessen Urtheil als unbestochen gelten kann, der Graf Galeazzo Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der sich verschiedene Jahre sowohl bei den kaiserlichen als schwedischen Heeren aufgehalten, schildert des Königs große Eigenschaften auf folgende Weise: „Gustav war groß gebaut, stark, von königlichem Ansehn, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredsamkeit, Anmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöschlich in seinem Gedächtniß. Aber höfisches Wesen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer sich ihm auf solche Weise nahte, so konnte er sein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausschweifungen der Soldaten war er streng, und sehr besorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns. Als ihm, nach der Eroberung einer katholischen Stadt, Einige riethen, die Bürger streng zu behandeln, und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt ist nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln abzunehmen, nicht sie in neue zu schlagen. Lasse man sie leben, wie sie bisher gelebt; ich gebe denen keine neue Gesetze, die so zu leben wissen, wie sie ihre Religion gelehrt hat."

„Bei der Behandlung der Protestanten und Katholiken machte er keinen Unterschied. Sein Grundsatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger sey, der sich den Gesetzen gemäß verhalte. Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sey nicht Beruf der Fürsten sondern der Geistlichen.

Eine Bestätigung dieses Urtheils gab unter andern sein Aufenthalt zu München. Am Himmelfahrtstage 1632 ging er dort in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen; dann besuchte er das Jesuitenkollegium, beantwortete des P. Rektors lateinische Anrede in derselben Sprache, und unterhielt sich fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. So spiegelt sich sein großer weltgeschichtlicher Geist, der weit über sein Zeitalter hinausragte, auch darin, daß er, bei der wärmsten Frömmigkeit in seiner Brust, doch auch die Gestalt zu ehren wußte, in welcher sich der Glaube in dem Gemüthe eines Andern darstellte; wie überhaupt darin, daß er Größe und Wahrheit neben sich duldete und ein Freund der Freiheit war.

Das Denkmahl Gustav Adolfs in Deutschland war lange Zeit ein aufgerichteter Feldstein auf dem Lützener Schlachtfelde, an der Stelle, wo er gefallen war; in unsern Tagen hat ein Verehrer seines Namens ein anderes einfaches Mahl daselbst aufgerichtet.

113. Fortsetzung des Krieges. 1632 — 1635.

Es war die Frage, ob die Schweden, nach dem Tode ihres Königes, den Krieg fortsetzen würden. Thaten sie es nicht, so drohte ihren protestantischen Bundesgenossen durch Wallenstein ein hartes Gericht. Der schwedische Reichsrath, welcher für Gustavs Tochter Christina die Vormundschaft führte, beschloß den Krieg, welcher Schweden Ansprüche auf deutsche Länder verschaffen konnte, fortzuführen, und an des Königs Freunde, dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, stellte das Schicksal einen Mann in seine Stelle, welcher mit großer, kluger Gesinnung die Kräfte seiner Parthei zusammenzuhalten wußte. Doch besaß er nicht die Milde und freundliche Größe seines Königs; die Reichsfürsten, besonders Sachsen, ertrugen es schwer, den Geboten eines schwedischen Edelmanns Folge zu leisten, und obwohl es ihm gelang, die protestantischen Stände der vier oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühjahr 1633 zum Heilbronner Bunde zu vereinigen, so war doch bald an der Unentschlossenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern, zu erkennen, daß des Königs Geist nicht mehr in dem Ganzen waltete.

Diesen Augenblick des Wankens hätte Wallenstein, welcher Allen an Geist überlegen war, benutzen können, den Krieg zur Entscheidung zu bringen und den Kaiser zum Sieger zu machen; — allein seine Seele war mit andern Dingen beschäftigt; auf eine unbegreifliche Weise blieb er unthätig. Nach der Lützener Schlacht hielt er zuerst ein Strafgericht über sein Heer, damit die Schuld des Verlustes von ihm abgewälzt würde, und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, ließ er zu Prag mehrere Obersten und Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken, und mehr als fünfzig Namen abwesender Offiziere als ehrlos an den Galgen schlagen. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte sein Geschütz durch eingeschmolzene Glocken, und bald stand er so furchtbar da als zuvor. Anstatt aber sich in das Reich zu wenden und die Schweden unter Gustav Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar anzugreifen, welche in den deutschen Grenzen Meister waren, zog er nach Schlesien, wo die Gegenwart eines solchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sachsen wegen Räumung des Landes. Zugleich soll er, so lautet seine nachherige Anklage, versucht haben, was die Feinde ihm wohl zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen bestimmt sey, glaubte er schon längst in den Sternen gesehen zu haben. Um indeß doch etwas auszurichten, daß der Kaiser nicht Verdacht schöpfe, trieb er endlich die Sachsen und Schweden mit Gewalt aus Schlesien, und nahm auch den alten Grafen Thurn, den ersten Urheber

des Krieges, gefangen. Ganz Wien war schon voller Erwartung, diesen verhaßten Mann als einen Hauptverbrecher durch die Straßen der Stadt führen zu sehen, da schenkte ihm Wallenstein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaisers erwiederte er: „Was er wohl mit diesem unsinnigen Manne habe machen sollen? Er wünsche nur, daß die Schweden keinen bessern Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiser an der Spitze schwedischer Truppen bessere Dienste leisten, als im Kerker.

Wallensteins Fall, 25. Februar 1634. — Unterdeß war Baiern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Churfürsten dringende Bitten hatte der Kaiser seinen Feldherrn schon oft aufgefordert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenstein zögerte, dann zog er langsam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, von da sogleich in Böhmen zurück und bezog das Winterlager. Seinen Unterfeldherrn, die einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs strengste, den Geboten des Kaisers zu gehorchen; und als dieser ein spanisches Heer aus Italien nach Deutschland kommen ließ, welches nicht unter Wallensteins Oberbefehl stehen sollte, ja einen Theil des seinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenstein laut über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrages. Er versuchte, die Führer seines Heeres so für sich zu gewinnen, daß sie ihm mehr anhingen, als dem Kaiser, damit er als selbstständiger, gefürchteter Herr seine Bedingungen machen und den Lohn seiner Arbeiten als ein Recht ertrotzen könne. Viele hatte er schon gewonnen, sogar war ihm auch von den Schweden Hülfe zugesagt; aber im entscheidenden Augenblicke zögerte er; seine Sterne hatten noch nicht deutlich genug geredet, und die ihn antreiben wollten, mußten sich mit der Antwort abweisen lassen: „Es sey noch nicht an der Zeit." Darüber wurden seine Anschläge verrathen. Er hatte ein blindes Vertrauen auf den Italiener Octavio Piccolomini, seinen Waffenbruder von früher Zeit her, gesetzt, welchen er unter gleichen Sternen mit sich geboren glaubte. Aber eben dieser klagte ihn an; zog auch andere der Haupt-Anführer von Wallenstein ab, und einer derselben, Gallas, erhielt vom Kaiser den Befehl, Wallenstein gefangen zu nehmen. Er wagte es nicht mit offener Gewalt, denn ein Theil des Heeres hing dem verehrten Feldherrn noch an; aber er umstellte ihn mit Verrath. Als er nach Eger zog, um dort die Schweden zu erwarten, begleitete ihn der Oberst Buttler, ein Irländer, den Wallenstein selbst emporgehoben. Dieser hatte den geheimen Auftrag, ihn todt oder lebendig in des Kaisers Hände zu liefern; demselben gemäß ließ er ihn in der Nacht des 25. Februars 1634 von einigen seiner Dragoner, unter den Hauptleuten Geraldin und Deverour, ermorden. Als die Mörder in sein Schlafgemach drangen, sprang der Feldherr von seinem Lager auf, Hülfe zu rufen, da er aber alle Rettung unmöglich sah, entblößte er selbst seine Brust und empfing schweigend den Todesstoß.

Schweigend ist er aus der Welt geschieden, und daß er auch in seinem Leben die Gedanken seiner Seele in tiefer Brust, finster und geheimnißvoll, verschlossen, hat einen Schleier über sein Leben und seine großen Absichten geworfen. Er war einer von den unergründlichen Menschen welche die Gewalt der menschlichen Rede nicht überwältigt, denen sie die verschlossene Brust nicht öffnet, und die still mit sich selbst die Schicksale vieler Tausende abwägen. Es gewährt ihnen ein Gefühl unwiderstehlicher Kraft, daß ihr Wille, gleich dem des verborgenen Schicksals, unerwartet, aus unsichtbaren Tiefen, seine Blitze hervorsendet. — Wallenstein hat bei seinen Unterhandlungen mit den Schweden, Sachsen und Andern, nie etwas Schriftliches von sich gegeben, welches gegen ihn zeugen könnte; keine Schrift oder Rede von ihm offenbart die Berechnungen seines Ehrgeizes.

Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Friede. 1634 und 35. — Nach Wallensteins Tode erhielt der römische König Ferdinand, des Kaisers Sohn, den Oberbefehl des Heeres, und das Glück krönte den Anfang seiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Baiern vertrieben, traf er auf sie bei Nördlingen in Franken. Sein Heer war ausgesucht und durch 15,000 Spanier vermehrt; die schwedischen und deutschen Völker dagegen standen unter getheiltem Oberbefehl. Der besonnene Feldmarschall Gustav Horn widerrieth die Schlacht, den unglücklichen Ausgang voraussehend, allein Bernhard von Weimar, jugendlich ungestüm, verlangte sie. Sie erfolgte am 7. Septbr. 1634; aber die geringere Zahl, die schlechtere Stellung, Fehler und Mißverständnisse in der Anführung, Alles half die Schweden bekämpfen, welche nach achtstündigem Gefecht, trotz ihrer Tapferkeit, gänzlich geschlagen wurden. Gegen 20,000 wurden getödtet oder gefangen; unter den letztern war auch der Feldmarschall Horn. Der Herzog Bernhard zog sich mit wenigen Ueberbleibseln des Heeres gegen den Rhein hin.

Die Schlacht konnte für die katholische Parthei eben so entscheidend werden, als die bei Leipzig für die Protestanten gewesen war. Die schwedische Macht in Deutschland schien vernichtet, und dieß hatte die wichtige Folge, daß Sachsen das schwedische Bündniß verließ. Der Churfürst Johann Georg sah schon lange mit Schmerzen die Lausitz in den Händen der Kaiserlichen; er fürchtete sie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren; daher schloß er im Frühling 1635 zu Prag Frieden mit dem Kaiser. Er erhielt die Lausitz zurück, bekam sogar einen Theil des Magdeburgischen, und völlige Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre. — Das evangelische Deutschland zürnte sehr auf den Churfürsten; allein bald folgten mehrere Stände seinem Beispiele und verglichen sich mit dem Kaiser: Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Lüneburg und Andere; und es schien fast, als werde dieser blutige Krieg sein Ende in der Entkräftung der Parthein

finden. Denn fürchterlich lag das arme deutsche Land, auf welchem sich Krieger fast aus allen europäischen Völkern herumtummelten, verwüstet da, von Menschen entblößt, die Saatfelder zertreten oder ungebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandstätten, wo blühende Orte gestanden. Unsicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung des Gemüthes und der Sitten, aus Verzweiflung. Was das Schwerdt nicht gefressen, wurde durch Hunger, Elend, Seuchen, verzehrt, jeder frische Lebenskeim schon im Entstehen zerknickt; und so unselig wüthete dieser Krieg, daß, wo auch ein abgelegener Landstrich eine Zeitlang verschont geblieben, das spähende Auge der Noth oder Raubsucht ihn bald entdeckte und verwüstend heimsuchte; denn viele Gegenden waren schon so öde, daß ein Heereshaufen nicht einmal wagte, seinen Zug dadurch zu nehmen, wie es namentlich der schwedische Heerführer Banner von der Gegend zwischen der Oder und der Elbe selber schreibt. *)

In solch allgemeiner Noth, bei der Neigung der deutschen Reichsstände zum Frieden, der Bereitwilligkeit des Kaisers, das Restitutions-Edict wenigstens zum Theil zurückzunehmen, wie er bei dem Frieden mit Sachsen gezeigt hatte, bei der Erschöpfung fast Vernichtung des schwedischen Heeres, durfte das geängstete Vaterland das Ziel seiner Leiden nahe hoffen.

114. Frankreichs Einfluß. Tod Ferdinand II. 15. Februar 1637.

Da griff die unselige Hand wiederum in unser Schicksal ein, welche früher und noch mehr nachher so viele Unglückswolken über uns zusammengeführt hat. Der französische Minister Richelieu hatte schon lange mit Freude der Noth des östreichischen Hauses und ganz Deutschland zugesehen. Das schien der französischen Regierung die höchste und feinste Staatsklugheit zu seyn, die Protestanten in Frankreich selbst foltern und hinrichten zu lassen, in Deutschland aber sie zu unterstützen, und so den Glauben als ein Werkzeug für Hinterlist und Eroberungssucht zu mißbrauchen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kardinal die Dienste Frankreichs um einen theuren Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot sie dem Kanzler Oxenstierna an, bedang sich dafür die Festung Philippsburg am Rhein aus, und ließ

*) „Im Jahr 1639," (so erzählt der Magister Peter Drumling, Baireuthischer Pfarrer in Burgbernheim,) „als ich meine Pfarre bezog, und dem Vizedekan Artzberger im Amte nachfolgte, habe ich und dessen Sohn selbigen ganzen Sommer allhier Getreide eingeführt auf einem Karren, an welchem er statt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeschoben. So trübselig waren dieselben Zeiten, da ein Mann theurer war als sein Geld."

auch die Absicht auf das noch wichtigere Elsaß durchblicken. Es war das erstemal, daß die Fremden über die Gränzen unseres Vaterlandes handelten. Die Zeit der Schmach hebt mit diesem Vertrage zwischen Richelieu und Orenstierna an; denn auch dieser strebte darnach, Theile des deutschen Landes an sein Volk zu bringen. An einem, sonst tapfern und edlen Fürsten, dem Herzog Bernhard von Weimar, fanden sie einen erwünschten Helfer, welcher sich selbst ein Land am Rheine zu erkämpfen strebte. Mit französischem Gelde warb er bald ein ansehnliches Heer und ward den Kaiserlichen und Baiern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden aber wurden von nun an eben so von dem Fußtritte des Krieges niedergestampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weser. — Auch die Schweden hatten an dem neuen Feldherrn, dem Feldmarschall Banner, einen tapfern und schnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verstärkt drang er rasch aus Pommern, wohin sich die Ueberbleibsel des Heeres nach der Nördlinger Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachsen, jetzt des Kaisers Bundesgenossen vor, schlug sie zurück, und überzog das sächsische Land.

Aber dieser Krieg bietet von nun an ein immer niederschlagenderes Bild dar, welchem die Erhabenheit großer Geister und eines würdigen Zweckes fehlt. Der Held, welcher Alle durch die Hoheit seiner Seele überstrahlte, der von der Begeisterung für seinen Glauben und für den Ruhm und die Größe seines Volkes getragen wurde, ist abgeschieden; der dunkle geheimnißvolle, allgewaltige Mann, welcher einzig wagen konnte, dem König entgegen zu treten, ist gleichfalls von seinem Verhängnisse fortgerissen; die nun als die Führer der Heere auftreten, zum Theil tapfere, ungewöhnliche Männer, sind gleichwohl Geister des zweiten Ranges und nicht erfüllt von den höhern Ideen. Der Eigennutz treibt fortan in diesem Kriege; ihm sind die wirkenden Kräfte dienstbar geworden, und werden dadurch, wenn auch an sich bewundernswerth, in den Kreis des Gemeinen hinabgezogen.

Auch Kaiser Ferdinand II., welcher in die Reihe der bessern Geister der Zeit gehörte, schied aus dem großen Kampfe, ohne sein Ende gesehen zu haben; er starb, nachdem er noch die Befriedigung gehabt, seinen Sohn Ferdinand auf dem Churfürstentage zu Regensburg allgemein anerkannt zu sehen, am 15. Februar 1637, im 59. Jahre seines Alters.

115. Ferdinand III. 1637—1657.
Fortsetzung des Krieges. Bernhard von Weimar. Banner. Torstenson. Wrangel.

In den Jahren 1637 und 38 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar seine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das liguistische Heer bei Rheinfelden, schlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen, unter welchen auch der tapfere

Johann de Werth war. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten sich ergeben. Aber sein Ziel war die wichtige Festung Breisach, welche er zum Grundstein seiner Herrschaft am Rheine machen wollte. Er belagerte sie, schlug die zum Ersatz heranrückenden Heere nochmals in die Flucht, und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derselben aufs Höchste gestiegen waren; dann ließ er sich von den Einwohnern feierlich huldigen. Aber indem er sich zu neuen Kriegsthaten rüstete, erkrankte er plötzlich, und starb den 18. July 1639 im 36sten Jahre seines Lebens. Er selber hielt sich für vergiftet und sein Hofprediger sprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Wenn derselbe gegründet seyn sollte, so kann er kaum auf einen andern als Frankreich fallen. Denn sogleich nach des Herzogs Tode waren französische Unterhändler bei dem Heere, und kauften es, sammt den besetzten Festungen, durch Geld an sich; nur drei schwedische Regimenter wollten von keinem französischen Solde wissen und schlugen sich mit klingendem Spiel zu den Ihrigen durch; Breisach aber war auf solche Weise durch den deutschen Helden für Frankreich erstritten worden.

Schon seit dem Jahre 1636 hatten die tausend, nach Frieden verlangenden, Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß einige Versuche der Aussöhnung gemacht waren, allein der französische Minister Richelieu wollte keinen Frieden, weil der Krieg ihn unentbehrlich machte, und weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Deutschland durch seine eigene Söhne, so wie durch Fremde, zerfleischt wurde. Vom Jahre 1640 an wurden die Versuche ernstlicher, und im Jahr 1643 versammelten sich die Gesandten der Partheien in Münster und Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten fast fünf Jahre lang, und während dieser Zeit wüthete der Krieg mit allen seinen Gräueln fort.

Banner, der gewaltige Krieger, war im Jahr 1641 zu Halberstadt gestorben, nachdem er Böhmen und andere Länder vielfach verheert hatte. Er schickte von seinen Feldzügen 600 erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm; allein sein Gemüth war wild, seine Züge die grausamsten des Krieges. Als er in Böhmen einfiel, standen in mancher Nacht über hundert Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen; und einer seiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte sich, daß er allein gegen 800 böhmische Ortschaften verbannt habe. So verödet waren die Länder, daß, als dieser Pfuhl auf seinem Zuge durch Thüringen sein Ende nahe fühlte und nach dem Trost eines Geistlichen verlangte, auf viele Meilen umher keiner in dem menschenleeren Lande gefunden wurde.

Nach Banner führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torstenson, der geschwindeste und gewandteste Held dieses Krieges, obgleich so schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte mit dem Heere tragen lassen mußte. Zuerst brach er 1642 in Schlesien ein, schlug den Herzog Franz Albert

von Sachsen Lauenburg, denselben, an dessen Seite Gustav Adolf bei Lützen fiel, — er war in kaiserliche Dienste übergetreten, — und eroberte Schweidnitz. Von da rückte er in Mähren, eroberte Olmütz, und die Hauptstadt Wien zitterte schon. Krankheiten in seinem Heere nöthigten ihn zum Rückzuge; aber noch im Herbste dieses Jahres, den 2. November, schlug er den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leizig aufs Haupt; es war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges, Piccolomini verlor 20,000 Mann, 46 Kanonen, fast 200 Feldzeichen, und konnte erst in Böhmen die Flüchtigen wieder sammeln.

Torstenson brach gleich im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, drang von Neuem bis Olmütz vor, so daß seine leichten Krieger bis nahe bei Wien streiften; dann, als man ihn dort beschäftigt glaubte, stand er plötzlich, wie durch ein Wunder, hundert Meilen, davon, an den Küsten der Ostsee, in den Ländern des Königs von Dänemark, Holstein und Schleswig. Diese Länder waren lange unberührt vom Kriege geblieben und boten den Schweden ein reiches Winterlager dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, mit welcher dasselbe die schwedischen Siege immer betrachtet hatte. Neu gestärkt brachen die Schweden im nächsten Frühjahr 1644 wieder ins deutsche Reich ein, vernichteten das kaiserliche Heer unter Gallas, und im nächsten Frühjahr 1645 schlug Torstenson die kaiserlichen Feldherrn Götz und Hatzfeld bei Jankau in Schlesien so aufs Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götz selbst fiel, Hatzfeld aber gefangen und alles Heergeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmüthigen Widerstand den schwedischen Feldherrn aufgehalten, so mußte die kaiserliche Hauptstadt vielleicht in seine Hände fallen. Allein bei der Belagerung von Brünn schmolz sein Heer durch Krankheiten so zusammen, daß er den Rückzug nehmen müßte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Gustav Wrangel folgte ihm, und führte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die französischen Heere unter berühmten Feldherrn, Türenne und Condé, gegen die Oestreicher und Baiern; und in Verbindung mit ihnen überzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die baierschen Lande, so daß der Churfürst gezwungen war, vom Kriege abzustehen und einen Waffenstillstand zu schließen. Auch Brandenburg hatte dieses schon vor mehreren Jahren gethan, und Dänemark und Sachsen waren dem Beispiele gefolgt; so stand der Kaiser gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück seiner Waffen rührte in diesen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel tüchtiger Heerführer her. Die Bessern, ein Johann de Werth und Marcy, waren gefallen; der Kaiser sah sich gezwungen, sein

letztes Heer dem, von den Hessen zu ihm übergetretenen, General Melander von Holzapfel, einem Protestanten, anzuvertrauen.

Die Feinde griffen von Neuem die kaiserlichen Erbstaaten an, der schwedische Feldherr Königsmark belagerte Prag, und schon hatte er die sogenannte kleine Seite der Stadt eingenommen, und Wrangel bereitete sich, ihn mit seinem Heere zu verstärken, — da erscholl das Friedenswort aus Westphalen.

116. Der westphälische Friede. (Den 24. Oct. 1648.)

In der Mitte des Sommers 1643 sollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden: zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münster mit den Franzosen. Die kaiserlichen Gesandten fanden sich schon vor der festgesetzten Zeit ein, allein erst am Ende des Jahres kamen die schwedischen, und erst im April des Jahres 1644 kamen die französischen; eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeschäftes, auf welches die geängsteten Völker mit schmerzlicher Sehnsucht hinblickten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit so kleinlichen Dingen an, daß an einen schnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendesten Rangstreitigkeiten verloren, indem die französischen Gesandten, stolz und anmaßend, als die Ersten erscheinen wollten, und sich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlgefielen. Ferner ging viel Zeit damit verloren, daß alle Gesandten der einzelnen Reichsstände aus Deutschland zusammengerufen wurden; denn darauf bestanden die Franzosen, damit sie recht viel Gelegenheit hatten, den Samen der Zwietracht unter uns auszustreuen. In älterer Zeit hatte, wie billig, der Kaiser, im Namen des Reiches, die Frieden geschlossen.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen hätte nun die Feststellung der innern Ordnung des deutschen Reiches, besonders der beiden Religionspartheien, seyn müssen, denn darüber war der Krieg angefangen. Allein die beiden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entschädigung an Land und Leuten für die Kriegskosten, und in schimpflicher Nothwendigkeit, auf Anrathen und Verwenden des Churfürsten von Baiern, wurden die fremden zuerst befriedigt. Frankreich, welches so wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude sich in den Streit gemischt, — ein katholischer Staat für die protestantische Sache, — Frankreich forderte ungeheure Opfer, und seine Gesandten, d'Avaux und Servien, in allen Künsten der Worte, der List, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, setzten ihre Forderungen durch. Die Schweden, etwas bescheidener, rissen indeß gleichfalls Stücke des Reiches an sich. Mit blutendem Herzen sahen die Freunde des Vaterlandes der schimpflichen Begegnung des Reiches

zu. „In den Gegenden, so ruft ein gleichzeitiger deutscher Mann aus, wo unsere Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenlose Ausländer allen Deutschen Trotz und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie reden, wir horchen, als auf Orakel; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig, wie Göttern; sie drohen, und wir zittern als Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm dort aus Paris,*) zugeworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit, und opfern jenen Leben Freiheit und Ehre auf."

Würdig benahmen sich die kaiserlichen Gesandten, der Graf von Trautmansdorf und der Doktor Volmar, welche mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßung der Fremden, und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der deutschen Stände zu bekämpfen suchten; allein sie fanden nicht den rechten Beistand bei den übrigen Gliedern des Reiches, besonders als Baiern in den letzten Jahren des Krieges wankend wurde; und ferner vereitelte jede Botschaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die sie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten. So mußten sie es geschehen lassen, daß:

1) Frankreich im Frieden die Bisthümer Metz, Toul nnd Verdün, ganz Elsaß, so weit es Oestreichs gewesen, den Sundgau und die wichtigen Festungen Breisach und Philippsburg erhielt, und außerdem die Deutschen zwang, mehrere Festungen am Oberrhein niederzureißen, damit seine Heere immer den freien Weg in das deutsche Land fänden. Durch diesen Frieden fielen die Vormauern des südlichen Deutschlands größtentheils in des Erbfeindes Hand. Die französischen Gesandten jubelten laut, daß Frankreich noch nie einen so vortheilhaften Frieden geschlossen habe.

2) Schweden, welches auch große Forderungen gemacht hatte, aber an dem stolzen und wenig gewandten Johann Orenstierna, des großen Reichskanzlers Sohne, und dem bestechlichen Rathe Adler Salvius, nicht die besten Vertreter fand, begnügte sich mit Vorpommern und Stettin, nebst der Insel Rügen, der Stadt Wismar in Mecklenburg, und den Bisthümern Bremen und Verden an der Weser; Ländern, die zum Theil arm waren und zerstreut lagen. Auch hat Schwe-

---

*) In Stockholm regierte Gustav Adolfs Tochter Christina, und in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV., die Regierung.

den von ihrem Besitze keinen Mißbrauch gegen unser Vaterland gemacht. Zum Ersatz der Kriegskosten wurden den Schweden noch 5 Millionen Thaler zugesagt, die das ausgesogene Reich aufbringen sollte.

3) Der Churfürst von Brandenburg, welcher auf das ganze pommersche Land gegründete Ansprüche hatte, erhielt Hinterpommern, und zur Entschädigung für Vorpommern das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürstenthümer.

4) Mecklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

5) Hessenkassel, welches von Anfang an unveränderlich an Schweden gehalten hatte, und dessen kluge und schöne Landgräfin Amalie Aller Herzen zu gewinnen wußte, erhielt durch schwedische und französische Vermittlung, obgleich es nichts verloren hatte, einige Oerter in Westphalen und 600,000 Reichsthaler.

6) Braunschweig Lüneburg, welches Ansprüche auf Magdeburg und Minden, und nachher auf das Bisthum Osnabrück machte, erhielt das Recht, daß abwechselnd mit einem katholischen Bischofe einer seiner Prinzen dieses letzte Land besitzen solle.

7) Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz erhielt seine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die der Churfürst von Baiern behielt; und da dieser auch die alte pfälzische Churwürde, mit ihren Rechten, nicht wieder abgeben wollte, so wurde für Pfalz eine achte Chur errichtet.

8) Sehr schwierig und lang waren die Verhandlungen wegen der Religionssachen in Deutschland. Die Protestanten verlangten, außer ihrer eigenen Religionsfreiheit, auch die für die protestantischen Unterthanen des Kaisers, und hierzu war derselbe auf keine Weise zu bewegen. Man mußte sich also auf das Reich beschränken und für dieses wurde endlich, nach halbjährigem Streite, der Passauer Religions-Friede als Grundlage von Neuem festgesetzt, und ausgemacht, daß die Protestanten alle die Güter und Kirchen behalten sollten, die sie im Jahre 1624 besaßen. Man nennt dieses Jahr das Normaljahr, und es war also von dem, die Gemüther erbitternden, Restitutionsedikte nicht ferner die Rede. Es wurde außerdem als gerecht und billig angenommen, daß kein Landesherr seine Unterthanen, welche sich zu einer andern Kirche, als er selbst, bekennen, drücken solle. Und in Absicht des Reichskammergerichts wurde bestimmt, daß die Zahl der Räthe und Beisitzer von beiden Religionspartheien gleich seyn sollten. — Durch diese Bestimmungen ist der westphälische Friede Grundgesetz für das deutsche Reich geworden, und obgleich nicht aller Streit und alle Unzufriedenheit auf einmal ein Ende nahmen, so wurden doch die Gemüther von nun an beruhigter. Der Haß schwand, die Duldung pflanzte sich mit milder Gewalt immer tiefer in die Herzen

ein, und man gewöhnte sich allmälig wieder, in dem anders Glaubenden den Menschen, den Deutschen, den Stammesbruder, ja auch den Christen zu erblicken. Es ward immermehr in den Bessern aller Partheien die Einsicht lebendig, daß das Geheimniß des Glaubens unsichtbar in eines jeglichen Brust ruhe, unzugänglich jedem fremden Blicke, und daher ein Heiligthum, welches dieser mit vorschnellem Urtheile nicht entweihen dürfe. Und wenn ein jeder auch mit ganzer Seele an der Kirche hing, in welcher er geboren und aufgewachsen war, und welche sich, einer theuren Heimath gleich, durch alle Gewalt des frühesten Eindrucks, durch allen Zauber unbegreiflicher Ahndungen, durch die Kraft der Gemeinschaftlichkeit und Gewohnheit, des jugendlichen Gemüths bemeistert hatte, so hielt er es doch für ein strafwürdiges Unrecht, dem Glauben der Andersdenkenden Gewalt anzuthun. Die Religionsverschiedenheit stand bald nicht mehr als eine schroffe Scheidewand zwischen den deutschen Stämmen; und in dieser Hinsicht möchte der westphälische Friede, welcher die äußere Ordnung in Kirchensachen gesetzlich bestimmt hat, leicht das meiste Lob verdienen.

9) **Ueber die Hoheitsrechte der Fürsten und das Verhältniß der Stände des Reiches zum Kaiser** enthielt der westphälische Friede solche Bestimmungen, welche das, im Laufe der Zeiten immer schwächer gewordene Band des Ganzen noch lockerer machen mußten. Auch in früheren Zeiten hatte die Verfassung des Reiches viele Mängel: Unordnung, Mißbrauch der Gewalt gegen das Gesetz, ja ein ganzes Zeitalter, in welchem die Gewalt mehr vermochte, als das Recht, zeugten von denselben. Dabei schien der Mangel fester, geschriebener Gesetze eine Haupt-Ursache jener Unordnungen zu seyn; und schon seit der goldenen Bulle strebte man immer mehr, der deutschen Verfassung durch Reichsgesetze eine bestimmtere Gestalt zu geben. Allein dafür war in den früheren Zeiten ein Band, welches selbst in der Unordnung fester zusammenhielt, als das geschriebene Wort: das war die uralte deutsche Sinnesart, die Treue des Gemüths, der Widerwille gegen das Fremde, die heilige Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, welche als eine unsichtbare Gewalt, durch den Glauben, daß die Würde des deutschen Kaisers von Gott selbst, als göttliche Wohlthat, abstamme, — wie die Fürsten sich in mehreren Urkunden selber ausdrücken, — die Geister beherrschte: es war ferner die, auf die alten Sitten und Gewohnheiten sich stützende, aus dem Grundwesen des Volks hervorgewachsene Lehnsverfassung, die bei allen Mängeln doch ein festes Gewebe um die Theile des Reiches schlang. Wenn in älterer Zeit der Fürst, die Großen und das Volk sich versammelten, später wenigstens der Kaiser mit den Reichsfürsten auf den Reichstagen zusammenkam, da wurde die Noth des Augenblicks durch schnellen Rathschluß, durch die Kraft des lebendigen Wortes und Blickes, gehoben, und wenn auch Mißhelligkeiten Statt gefunden hatten, so versöhnte die täg-

liche Nähe, die Verständigung durch Blick und Rede, das persönliche Zutrauen, welches sich zwischen Einzelnen frisch erzeugte, die Gemüther wieder. Zugleich wirkte der Anblick und die Nähe kaiserlicher Hoheit, und die Ehrfurcht, welche ihr die Gutgesinnten bewiesen, wohlthätig für die Erhaltung des Gefühles in Allen: das Reich der Deutschen sey, wenn auch in viele Theile getheilt, doch ein Einiges und Ganzes durch seinen Kaiser; er stelle dasselbe dar und schütze dessen Ehre durch sein hohes Ansehn in der ganzen Christenheit.

Nun war aber schon längst die Zeit gekommen, da die Fürsten selten persönlich zusammentraten; sie schickten zu den Reichstagen nur Gesandte oder ihr schriftliches Wort. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, oft über Kleinigkeiten; der kräftige gemeinsame Entschluß wurde höchstens durch eine große Noth herbeigeführt, und die Einzelnen verfolgten ihre eigenen Wege. Doch war dieser Zustand noch nicht durch die Gesetze des Reichs gebilligt; durch den westphälischen Frieden aber wurde die Unabhängigkeit der Fürsten gesetzlich gemacht. Sie erhielten die volle Landeshoheit und das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen, und Bündnisse, sowohl untereinander, als mit Fremden, zu machen, wenn sie nur nicht zum Schaden des Reiches seyen. Aber wie wenig mochte dieses Wort verhindern? Denn wenn von nun an auch ein Reichsglied, mit Fremden in Bündniß tretend, des Kaisers Feind wurde, so diente als Vorwand, es sey zu des Reiches Besten gemeint, um sein Recht und die deutsche Freiheit nicht untergehen zu lassen.

10) Und damit solcher Vorwand bei jedem Anlaß mit dem Scheine Rechtens genommen werden könne, setzten sich die Fremden selbst zu deutschen Reichshütern; Frankreich und Schweden warfen sich zu Bürgen der deutschen Verfassung und alles dessen, was in dem Frieden zu Münster und Osnabrück beschlossen wurde, auf.

11) Außerdem noch trennte die französische List durch einen Artikel des westphälischen Friedens die schweizerische Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche, indem sie als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. Zwar hatte sie schon lange nicht mehr die alte Reichspflicht geleistet, allein die Trennung war niemals gesetzlich ausgesprochen, und daher die Rückkehr leichter, wenn in den Stammesgenossen das Gefühl erwachte, daß sie auch natürliche Genossen unseres Bundes seyen.

12) Und wie mit der Schweiz eine feste Gränzmauer des Reiches im Südwesten weggerissen war, so fiel eine andere im Nordwesten ab, indem Spanien in diesem Frieden die Unabhängigkeit der Niederländer anerkannte, und Deutschland sie der Reichspflicht entließ. Sie gehörten gleichfalls ursprünglich zu unserm Stamme, und seit Kaiser Karl V. zu unserem Bunde, und beherrschten die Mündungen des vaterländischen Rheines.

Von ihrem Lande aus mochte ein Feind eben so leicht in das nördliche Deutschland einbrechen, wie von der Schweiz aus in das südliche.

Mit Sorge und großer Anstrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; langsam und durch neue Opfer nur konnte es ausgeführt werden. Die Franzosen wollten aus den eroberten Festungen nicht weichen, bis jede kleinste Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Deutschland, in sieben Kreisen des Reichs vertheilt, bis sie die fünf Millionen als Kostenersatz, die nur mit Mühe aus den verarmten Ländern zusammengepreßt werden konnten, erhalten hatten. Man hat berechnet, daß in diesen zwei Jahren ein jeder Tag an Unterhaltung der fremden Krieger dem Reiche noch 170,000 Thaler gekostet habe. Im Bisthum Münster brandschatzten einige schwedische Regimenter noch 6 Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch lange mehrere deutsche Festungen am Rheine feindlich besetzt.

Der große schwere Krampf konnte nur in langsamen Zuckungen endigen.

Literatur des VII. Zeitraums.

In dem ersten Abschnitte dieses Zeitraumes:

von 1648 — 1740,

erhebt sich die Geschichtschreibung in Deutschland keinesweges zur Kunst; sie begnügt sich mit der Sammlung öffentlicher Aktenstücke, welche in ungeheuren Massen zusammengehäuft werden, und mit der Lebensbeschreibung der Kaiser, welche meistentheils schwülstige Lobpreisungen sind. Eine kritische Sichtung des Materials und Verarbeitung desselben von einem höheren Standpunkte aus ist nicht zu finden. Bei den Franzosen ist wenigstens in den vielen Memoiren aus Ludwigs XIV. Zeit ein Eingehen in den feineren Zusammenhang des politischen Gewebes und ein Erforschen des Individuellen sichtbar.

Zu den Sammlungen öffentlicher Verhandlungen und politischer Nachrichten gehören:

1. Deutsche Reichskanzlei von 1657 bis 1714.
2. Diarium Europaeum von 1659 — 1681. 45 Tom.
3. Sylloge publicorum negotiorum von Lünig (st. 1740.) von 1674 — 97.
4. Europäische Staatskanzlei, angef. von Chr. Leucht, fortges. von Ant. Faber und Joh. Konr. König; von 1697 — 1760. 115 Bde. Weiter fortges. von Fabe als neue Europ. Stskzl. von 1761 — 83. 17 Bde.

5. Europäische Fama, von 1703 — 34, 360 Hefte in 30 Bdn.; und Neue europ. Fama von 1735 — 56, 192 Hefte in 17 Bdn.

6. Mercure historique et politique, angef. von Gotien Sandras., Tom. 1. Parma 1686; seit 1688 im Haag, bis 1782; über 200 Bde

7. Kaiser Leopolds I. Geschichte haben im guten historischen Style italienisch geschrieben: Galeazzo Gualdi, Bapt. Comazzi und f. Maria Reina;

unter den Deutschen: Joh. Jak. Schmauß, Carl Burch. Menken, Euchar. Gottl. Rink, und am besten Franz Wagner, aber nur bis 1689, letzterer lateinisch.

8. Wichtig sind Samuel v. Puffendorfs: Res gestae Frid. Guil. Magei, Elect. Brand. Berlin 1695. Dann Lips. et Berol. 1733.

9. Camill. Contarinus Gesch. des Türkenkrieges von 1683. Venedig 1710; ital. geschrieben.

10. Für Ludwigs XIV. Zeit, welche so einflußreich für Deutschland, sind klassisch: Oeuvres de Louis D. de St. Simon. 13 Voll.

11. Kaiser Josephs I. Leben haben beschrieben: Fr. Wagner, Zschackwitz, Rink und Herchenhahn;

12. Kaiser Karls VI. Leben: Zschackwitz, Schwarz, Schmauß und Schirach.

Für die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges ist Hauptwerk:

13. De Lamberty Memoires pour servir à l'histoire du 18siecle; von 1700 — 1718, Haag, 14 Voll.; auch:

14. Gesch. des span. Erbf. Kr. von zwei anonymen Verf., eine französische zu Cöln 1708, die andere englisch, London 1707.

15. Memoires du Prince Eugene de Savoye, écrits par lui même Weimar 1810.

16. Memoirs of J. Duke of Marlborough, by W. Coxe. 1820 6. Voll.

Die großartigen Begebenheiten des Zeitraumes von 1740 bis 1789, besonders des siebenjährigen Krieges, und die Begeisterung, welche Friedrich der Große seinen Zeitgenossen einflößt, wecken auch den Geist der Geschichtschreibung, welcher, wenn auch nicht Erzeugnisse des ersten Ranges, doch sicher des zweiten, hervorbringt. Der große König selbst widmet der Beschreibung seiner Zeit und seiner eigenen Thaten seine Feder.

17. Fried. II. — Histoire de mon tems und Hist. de la guerre de sep. ans, so wie die übrigen, die Geschichte und die Politik betreffenden, Schriften unter seinen Werken; endlich auch sein Briefwechsel mit vielen ausgezeichneten Personen, — sind wichtige Dokumente für die Geschichte.

18. Die Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges hat besonders behandelt: Adelung in der Staatsgeschichte von Europa von 1740 bis 48. Gotha. 6 Bde.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges behandeln folgende Werke:

19. Deutsche Kriegskanzlei von 1757 — 63. 18 Bde.

20. Beiträge zur neueren Staats- und Kriegs-Geschichte von 1756 — 62. 13 Bde.

21. Lloyd's Gesch. des letzten Krieges in Deutschl., aus dem Engl. von Tempelhof. 5 Bde.

22. Archenholz Gesch. des 7 jähr. Kr. 2 Bde.

23. v. Retzow Charakteristik der wicht. Ereignisse des 7jähr. Kr. 2 Bde.

24. v. Mauvillon Gesch. des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. 1790.

25. Feldzüge der alliirten Armee von 1757 — 62, aus dem Tagebuche des Generalmaj. v. Rheden. 1805.

26. Ausführliche Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf von Kriele, Prediger zu Kunersdorf. Berlin 1801.

27. Friedrich II. Lebensgeschichte ist von sehr vielen Schriftstel-

lern behandelt, z. B. Köster, Seiffart, Zimmermann, Funke, Garve, Stein, Thiebault, Förster u. a. Anekdoten aus Friedr. Leben sind gesammelt von Nikolai.

Die Staatsschriften dieser Zeit hat gesammelt:

28. Der Graf von Herzberg in seinem: Receuil des déductions, manifestes, declarations, traités etc. publiés par la Cour de Prusse depuis l'année 1756 — 90. 3 Tom.

Die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege behandelt:

29. Manso in seiner: „Gesch. des preuß. Staates vom Hubertsburger Frieden bis zur zweiten Pariser Abkunft," 3 Bde., auf pragmatische Weise.

Sehr wichtig für die letzte Zeit Friedr. des Großen und die Geschichte Deutschlands zur Zeit der franz. Revolutionskriege ist das treffliche, mit strenger Wahrheitsliebe geschriebene Werk:

30. Chr. Wilh. Dohm Denkwürdigkeiten meiner Zeit, von 1778 — 1806. 5 Bde.

Zu bemerken für das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sind noch mehrere politische Zeitschriften, welche den Gang der Begebenheiten erzählend und beurtheilend verfolgen und zum Theil bis jetzt fortdauern, z. B.

31. Ant. Fr. Büsching — Magazin für Geschichte und Geographie, 1767 — 81. Hamb. 15 Bde. und Halle 1781 — 93, bis Bd. 23.

32. Schlözers histor. Briefwechsel von 1775 — 82, 10 Bde.; und Staatsanzeigen 1782 — 93. 18 Bde.

33. Schirachs polit. Journal seit 1781 bis 1804, fortgesetzt von dessen Sohne; bis jetzt.

34. Archenholz — Minerva von 1792 bis 1809, von da fortgesetzt von Alex. Bran bis jetzt.

35. Girtanners polit. Annalen 1793 und 94.

36. Posselt — Europ. Annalen, 1795 — 1804, dann von versch Verf. bis jetzt.

37. Jahrbücher der preuß. Monarchie unter Friedr. Wilh. III. 1798 — 1801

Im 19ten Jahrhundert sind erst angefangen:

38. Die Zeiten von Chr. Dan. Voß, 1805 — 20.

39. Bredow — Chronik des 19ten Jahrhunderts, 1801 — 8 fortges. von Venturini als Gesch. unserer Zeit von 1809 bis jetzt.

Die Geschichte der französ. Revolution haben, außer den französ. Schriftstellern: Bertrand de Molleville, Necker, Desodoards, Bouillé, Pages, Toulongeon, Bailly, Papon, Mignet, Prudhomme, und vielen andern, unter den Deutschen behandelt:

40. Girtanner — Histor. Nachrichten über die franz. Revol., fortges. von Buchholz. 17 Bde.

41. v. Eggers — Denkwürd. der franz. Revol. 6 Bde.

42 J. G. Eichhorn — Die franz. Revol. in einer Uebersicht. 2 Bde.

43. Rehberg — Unters. über die franz. Revol. nebst kritischen Nachrichten über deren merkwürd. Schriften.

Ueber die franz. Revolutionskriege handeln viele Schriften, unter andern:

44. Scharnhorst — Militärische Denkwürdigkeiten unserer Zeit während der franz. Rev.-Kriege. 6 Bde.

45. (Erzherz. Karl. von Oestreich,) Gesch. des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. 2 Bde.

Ueber die Friedensunterhandlungen in Rastadt:

46. (C. L. v. Haller.) Geheime Gesch. der Rastadter Friedens-Unterhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit. Germanien. 6 Bde.

47. Münch v. Bellinghausen — Protokoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt mit den Originalen genau verglichen, mit Anmerk. 6 Bde

Die Kriege im 19ten Jahrhundert:

48. H. v. Bülow — Der Feldzug von 1805, militärisch und politisch betrachtet. 2 Bde.

49. Die Schlacht bei Austerlitz von einem Offizier als Augenzeugen.

50. K. v. Plotho — Tagebuch während der Kriegsoperationen in den J. 1806 und 7.

51. v. Valentini — Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809.

52. v. Hormayr — Das Heer von Inneröstreich im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn, aus offiziellen Quellen.

53 Bertholdy — Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809.

54. Gesch. Andr. Hofers aus Orig.-Quellen. Lpzg. und Altbr. 1817.

55. L. Lüders — Frankreich und Rußland im Kampfe von 1812. — Außerdem haben diesen Krieg beschrieben v. Liebenstein, Röder von Bomsdorf und v. Odeleben; unter den Franzosen Labaume, Chambray, Segur u. A.

56. v. Plotho — Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 — 15 — Bis zum Waffenstillstande im Juni 1813 haben diesen Krieg auch beschrieben: L. v. W. (General v. Müffling,) und Gen. v. Gneisenau.

57. v. Odeleben — Napoleon's Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. (Augenzeuge in Napoleons Hauptquartier.)

58. F. Aster — Die Schlacht bei Leipzig, mit Planen. (Außerdem viele andere Schriften.)

59. Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Frhrn. v. Stein. 1814.

60 L v. W. (Gen. Müffling.) Gesch. des Feldzuges der Armeen unter Wellington und Blücher 1815.

61. F. Förster — Der Feldmarschall Blücher und seine Umgebungen. 1821.

62. F. Saalfeld — Geschichte Napoleon Bónaparte's. 2 Theile. — Außerdem schrieben über Napoleons Leben: Schütz, Aretin, die Franzosen: Gourgaud, Montholon, Las Cases, Fain, Fleury de Chaboulon u. A.

63. Klüber — Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses. 1816.

64. Protokolle der deutschen Bundesversammlung 1816 ff.

65. G. v. Meyer — Repertorium zu den Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung 1822.

In der neuesten Zeit ist der Sinn für Geschichtsforschung sehr geweckt, und es ist viel Fleiß auf die Bearbeitung der Quellenschriftsteller des Mittelalters verwendet; mehrere derselben sind einzeln herausgegeben. Das großartigste Unternehmen aber, welches jemals für unsere Geschichte begonnen ist, und dessen Durchführung uns eine vollständige Quellenliteratur des Mittelalters verschaffen wird, ist die Sammlung, welche die von dem Freiherrn v. Stein gestiftete Frankfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde herausgiebt, unter dem Titel: Monumenta Germaniae historica ed. G. H. Pertz. Tom. 1. 1826. Tom 2. 1829 bis in's 10te Jahrhundert.

Unter den größeren Bearbeitungen der gesammten deutschen Geschichte sind die älteren:

1. Von Ign. Schmidt, fortges. von Milbiller und Dresch, 24 Bde; und
2. von Heinrich, in 3 Bdn.;

und unter den neueren:

3. von Adolph Menzel, in 8 Bdn. bis auf die Reformation, und 3 Bde. von der Reform. Geschichte; und

4. von Luden, Gesch. des deutschen Volks, bis jetzt 5 Bde. bis zum J. 843 — die vorzüglichsten.

Siebenter Zeitraum.

Von dem westphälischen Frieden bis auf die neuesten Zeiten.

117. Allgemeine Bemerkungen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um den zerschlagenen Zustand des Vaterlandes nach so verheerendem Kriege, welcher mehr als ein halbes Menschenalter gedauert hatte, zu schildern. Zwei Drittheile der Einwohner waren zu Grunde gegangen, weniger durch das Schwerdt, als durch die langsamer und qualvoller zehrenden Uebel, welche in des Krieges Gefolge ziehen: Seuchen, Pest, Hungersnoth, Schrecken und Verzweiflung. Der Tod in der Schlacht ist des Krieges Unglück nicht; solcher Tod ist oft der schönste, weil er den Mann, im Augenblick der Begeisterung und des herrlichsten Lebensgefühles, ohne die kalten Schauer langsamer Annäherung, fortrafft; aber das ist der Fluch des Krieges, daß seine Gräuel die Gemüther der Nichtkämpfenden, der Greise und Weiber und Kinder, sowohl durch wirkliche Noth, als durch die lähmende Angst vor der noch kommenden, verfinstern, und alle Freudigkeit und Zuversicht des Lebens hinwegnehmen. Der junge Keim der neuen Geschlechter wird im Entstehen vergiftet, er kann nur ein kränkelndes Zeitalter, ohne Kraft und Muth, hervorbringen.

Dennoch bewährte sich die deutsche Tüchtigkeit auch in dieser Zeit durch ein verhältnißmäßig schnelles Ermannen. Dieses zeigte sich in sittlicher Hinsicht in einem tiefen Ernste, der auf das gänzlich losgebundene Leben folgte, wie denn gerade die Endpunkte sich oftmals berühren. Die Sittenverwilderung, theils in den Kriegern, welche aus dem Feldlager nach Hause kehrten, theils in der wüst aufgewachsenen Jugend, nöthigte die Fürsten, viele Sorge auf Kirchen- und Schulanstalten zu wenden, und solche Sorge trägt immer hundertfältige Zinsen. — So wie reges Leben und Geschäftigkeit wiederum erwachte und wuchs, so lebte vor allem der Landbau so schnell wieder auf, daß kaum ein größeres Beispiel des deutschen Fleißes zu finden ist. Grundstücke waren sehr wohlfeil, denn so viele Tausende von Besitzern waren ausgestorben; die Volkskraft wendete sich ganz vorzüglich auf den Ackerbau; bald blüheten die Felder wieder und die Dörfer erhoben sich aus der Asche. Schon 12 Jahre nach dem Kriege fand unter andern ein französischer Marschall die Pfalz, die er im Kriege verwüstet gesehen, wiederum blühend. Es kam

auch bald die Zeit, da die Menschenrechte in dem Bauernstande besser erkannt und die härtern Formen der Leibeigenschaft nach und nach in gelindere umgewandelt, bis sie endlich fast überall ganz gelöst wurden. Und da die gesunde Lebenskraft für ein Volk am meisten aus der mütterlichen Erde aufgeht, wenn es ihr seine Sorge widmet, so hätte auch aus dem, zu einfacher Lebensweise zurückgekehrten, dünnwohnenden Geschlechte von Ackerbauern ein neues, herrliches Deutschland aufblühen können. Allein es geschah das Gegentheil, durch viele tiefliegende, allgemeine Ursachen.

Zuerst stand der Verfall der Städte doch in zu großem Widerspruch mit dem Wiederaufleben des Landbaues. Das städtische Leben war in seinen besten Nerven gelähmt und zerrüttet; vorzüglich, wie schon früher entwickelt ist, durch den veränderten Welthandel; doch ging die Abnahme nur allmälig bis zum dreißigjährigen Kriege. Noch kurz vor demselben gibt ein auswärtiger Schriftsteller der deutschen Nation den Rang vor allen übrigen in der Größe und Menge der Städte, in ihrem Kunstfleiß, und in der Geschicklichkeit ihrer Künstler und Handwerker. Diese wurden nach allen Ländern Europa's berufen. Die geschicktesten Goldschmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja selbst Maler, Bildhauer und Kupferstecher waren unter andern zu Venedig noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts meistens Deutsche oder Niederländer. Aus dem Anfange jenes Jahrhunderts aber dürfen nur die berühmten Maler: Albrecht Dürer, Hans Holbein, und Lukas Kranich genannt werden, um eine hohe Blüthe der Kunst in den deutschen Städten zu bezeichnen. Dieser unselige Krieg aber hatte den Glanz der Städte völlig gebrochen. Viele, die sonst blühend und frei waren, lagen in der Asche, die übrigen waren größtentheils von Menschen entblößt, und die großen Gewerke, durch welche Deutschland alle anderen Länder übertraf, lagen durch den Verlust der Arbeiter darnieder. Die neue arme Zeit konnte durch Mäßigung und Arbeit wohl Vieles ersetzen, aber der alte Stolz und die alte Freudigkeit waren dahin und kamen nimmer wieder. Das Arbeitselige und Mühselige stand, wie ein Schriftsteller sagt, den folgenden Zeiten auf der Stirne geschrieben. Viele der Städte mußten sich nun halb frei, halb durch die Noth der Zeit gezwungen, den Fürsten unterwerfen, und die noch den Namen der freien Reichsstädte behielten, wie dürftig und armselig haben die meisten von ihnen sich hingeschleppt, bis sie in der neuesten Zeit gleichfalls ihre Unmittelbarkeit verloren?

Auch die Herrlichkeit des Adels war verschwunden. Seit er nicht mehr den eigentlichen Kriegerstand bildete und durch ritterliche Waffentüchtigkeit der Nation voranleuchtete; seit seine Selbstständigkeit aufgehört und das abhängige Leben an Höfen, oder das unthätige in bestimmungsloser Zurückgezogenheit, seine Kräfte gelähmt hatte; seit die Nachahmung fremder Sitten und

Sprache, seit Weichlichkeit und Zierlichkeit an die Stelle der alten Mannhaftigkeit traten, da ging die alte Bedeutung des Adels verloren; und so fehlten von nun an zwei wesentliche Glieder in der Reihe der Erscheinungen, welche dem Mittelalter, bei allen seinen Mängeln, doch den eigenthümlichen Glanz der Kraft, der Hoheit, des Außerordentlichen in der Geschichte gegeben hatten.

Auch in den andern Ländern Europa's sind in den letzten Jahrhunderten ähnliche Veränderungen vorgegangen, und das, was das Mittelalter auszeichnete, hat einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müssen. Allein bei den meisten übrigen bot dagegen ein reich aufblühender Handel den Ersatz dar, indem er die Mittel gewährte, die einem Volke ein freudiges Gefühl des Wohlstandes und der Entwickelung aller Kräfte geben können. Deutschland aber war in dieser Hinsicht gelähmt; der Antheil, den einzelne wenige Städte noch an dem Welthandel behielten, konnte dem Ganzen keinen Ersatz geben; und anstatt durch besonnene Rückkehr zu derjenigen Einfachheit des Lebens, welche den Ackerbau treibenden Völkern eigenthümlich seyn muß, der allmäligen Verarmung entgegen zu arbeiten, überließ man sich in steigendem Fortschritte dem Luxus und lieferte das durch Ackerbau und Kunstfleiß mühsam erworbene Gut für ausländische, aus allen Welttheilen zusammengesuchte Waaren den seehandelnden Nationen in die Hände. So reich ist unser Vaterland nicht an Fruchtbarkeit des Bodens und Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse, daß es dem Kostbarsten, was alle Welttheile hervorbringen, das Gleichgewicht halten könnte. Der Luxus aber, die Begierde nach sinnlichen Genüssen aller Art, kennt kein Maaß und kein Ziel, wenn er einmal die Herrschaft gewonnen hat.

Er kam nicht aus unserer Natur hervor, sondern ist uns von den Fremden eingeimpft worden, welche wir nur zu sehr, selbst in ihren Entartungen, nachgeahmt haben. Die Reisen in das Ausland, besonders nach Frankreich und seiner Hauptstadt; die Nachahmung französischer Moden und Sitten, ja Unsittlichkeit; das Verpflanzen französischer Lehrmeister und Erzieherinnen in die Mitte deutscher Familien; die Verachtung der eigenen guten, treuen Sprache; die Verehrung der fremden, oberflächlichen Philosophie, welche der ernsten Ansicht des Lebens mit seinen Pflichten, der Religion der Kunst und Wissenschaft, so sehr entgegen war, — alle diese Uebel, welche zuerst die höheren Stände der Gesellschaft und bald auch die mittleren ergriffen, sie haben den größeren Theil des Zeitraumes hindurch, den wir jetzt anfangen, den nachtheiligsten Einfluß auf den äußern wie innern Zustand des deutschen Volkes gehabt.

Doch wollen wir nicht verkennen, daß aus unserer Verbindung mit den Fremden auch viel Gutes für unsere allgemeine Bildung gewonnen ist, und daß überhaupt der Gang der neueren Geschichte unverkennbar die Bestimmung gehabt hat, alle christli-

chen Völker zu immer engerer und lebendiger Wechselwirkung zu führen. Besonders ist uns Deutschen, die wir in die Mitte zwischen die Hauptvölker Europas gestellt sind, die größte Empfänglichkeit des Sinnes von der Natur eingepflanzt. Wir möchten alles Vorzügliche im ganzen Kreise menschlicher Thätigkeit und Bildung kennen lernen und das Kennengelernte uns zu eigen machen. Universalität der Bildung, wie man es kunstgerecht nennt, ist immer mehr der Deutschen Ziel und Streben geworden, und die Eigenthümlichkeit unserer Verfassung hat dieses Streben wesentlich unterstützt. Bei andern Völker, die ein geschlossenes Reich bildeten, hat die allgemeine Hauptstadt meistentheils für das, was als wahr, als schön und anmuthig gelten sollte, ihre Gesetze gegeben; die Bildung erhielt nach und nach feststehende Formen und konnte nicht ohne Einseitigkeit bleiben. In Deutschland hingegen erhielt sich in Wissenschaft und Kunst das rege Leben eines Freistaates; die größeren und kleineren Regierungen wetteiferten, sie zu befördern; keine Stadt und kein Einzelner konnten Gesetze geben; es galt kein Ansehn der Person, sondern das in sich Gediegene konnte, wenn auch nicht immer sogleich und in der Nähe, doch sicher im Laufe der Zeit auf Anerkennung rechnen. So ist es dahin gekommen, daß an umfassender Bildung wohl kein Volk der Erde sich mit dem Deutschen vergleichen kann. — Doch liegt gerade auch hier die größte Gefahr der Verirrung. Es ist dem Menschengeschlechte nichts schwerer, als zwischen den mannigfaltigen Abwegen die rechte Mitte zu halten, Aufklärung und Verfeinerung mit religiöser und sittlicher Strenge, den offenen Sinn für alles Gediegene, wo es sich auch findet, mit der Festigkeit einer eigenthümlichen, sich stets treu bleibenden Weltansicht, und die Selbstständigkeit des freien Geistes mit Selbstverleugnung und Hingebung des Gemüthes, zu vereinigen. Nichts desto weniger ist das Hinstreben zu solchem gediegenen Gleichgewichte die wahre Lebensaufgabe für den Einzelnen, wie für ganze Völker, und namentlich ist sie die des deutschen Volkes. Die vorliegende Periode wird uns zeigen, wie es sich von diesem Ziele bald weiter entfernt, bald demselben wieder genähert hat; sie wird uns überhaupt den Wechsel des Auf- und Absteigens, welcher das Loos des Erdenlebens ist, in großen Zügen vor Augen stellen.

Auch in der äußeren Geschichte unseres Vaterlandes zeigt sich dieser Wechsel: glückliche und ruhige Zeiten wechseln mit bedrängten; doch sind die letzteren bis jetzt überwiegend gewesen. Keine Zeit unserer Geschichte ist trüber, als die während der langen Regierung Ludwigs XIV. von Frankreich, und niemals hat sich unsere politische Schwäche trauriger gezeigt, als gegen seine ehrgeizigen Anstrengungen. — Die Zeit der Ruhe von seinem Tode bis zum östreichischen Erbfolge-Streite fing an die Künste des Friedens aufzuwecken, aber ihr Keim wurde wieder gehemmt durch die Stürme jenes Streites und besonders des siebenjähri-

gen Krieges. Der fünf und zwanzigjährige Zwischenraum zwischen letzterem und der französischen Revolution ist der längste Friedensstand des ganzen Zeitraums gewesen und hat ein solches Leben und Regen aller Kräfte entwickelt, daß die gleich lange Zeit der neuen Kriegsstürme und Drangsale, die der Revolution folgten, dasselbe wohl hemmen, aber nicht unterdrücken konnte. — Möge der hierauf errungene Friedenszustand — noch recht lange dauern, die Wunden, welche dem Vaterlande geschlagen sind, vollständig heilen, und dem deutschen Volke Ruhe gewähren, um sich in seier Eigenthümlichkeit klar, fest, gründlich und gleichmäßig auszubilden!

Der Kaiser Ferdinand III. hat noch 9 Jahre nach dem westphälischen Frieden gelebt und mit billiger, kluger Gesinnung regiert. Die Ruhe Deutschlands wurde unter ihm nicht weiter gestört. Er bewirkte bei den deutschen Fürsten, daß sie seinen Sohn Ferdinand zum römischen Könige erwählten; leider aber starb der junge, hoffnungsvolle Mann, auf den alle Augen mit freudiger Zuversicht gerichtet waren, schon 1654 an den Blattern, und der Vater mußte seine Bewerbungen für seinen zweiten Sohn Leopold, welcher von weniger vorzüglichen Anlagen war, wiederum anfangen. Aber ehe sie den erwünschten Erfolg hervorgebracht hatten, starb der Kaiser den 2. April 1657.

118. Leopold I. 1658 — 1705.

Die Wahl des neuen Kaisers fand Schwierigkeiten, weil Frankreich den Augenblick benutzen wollte, die Kaiserwürde, nach der es lange gestrebt, an sich zu bringen. Wirklich gelang es ihm auch, die geistlichen Churfürsten am Rheine zu gewinnen, allein die weltlichen fühlten den Schimpf und den Schaden, den das Vaterland dadurch erleiden würde, und bestanden auf der Wahl des östreichischen Erzherzogs Leopold. Sie kam den 18. Juli 1658 zu Frankfurt zu Stande. Dennoch wußte der französische Mimister, Kardinal Mazarin, schon damals einen Bund zu Stande zu bringen. den man den Rheinischen Bund nannte, und der, wie es lautete, zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens, im Grunde aber gegen das Haus Oestreich, errichtet wurde. Die Theilnehmer des Bundes waren: Frankreich, Schweden, Mainz, Köln, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel und die 3 Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; eine sonderbare Mischung solcher, die noch eben als Feinde gegen einander gestanden hatten, der geistlichen Churfürsten mit protestantischen Fürsten und den Schweden. Was aber Frankreich bei diesem Bunde und seinem ganzen Verfahren gegen Deutschland im Sinne gehabt, schildert ein einsichtsvoller Mann damaliger Zeit sehr treffend: „Anstatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des dreißigjährigen

Krieges, schien es dem Franzosen ein kürzerer Weg zu seyn, einige deutsche Fürsten, besonders die am Rheinstrom, durch einen Bund, und wie man sagt, auch durch einen jährlichen Sold, an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als sey er für Deutschland sehr besorgt, damit die Fürsten glauben möchten, Frankreichs Freundschaft gewähre ihnen einen besseren Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt werde, muß jedermann einsehen, der nicht gar einfältig ist."

Dieses Frankreich zeigte auch bald darauf, daß es nur auf Gelegenheit wartete, die Hand, welche es eben zur Freundschaft dargeboten hatte, von Neuem zum Ergreifen seines Raubes auszustrecken. Die lange Regierung Kaiser Leopolds ist fast ganz mit Kriegen gegen Frankreich und seinen übermüthigen König Ludwig XIV. ausgefüllt, und unser armes Vaterland hat schrecklich darunter bluten müssen. Leopold gutmüthig und fromm, aber unthätig und wenig scharfsichtig, war einem Gegner wie Ludwig, der mit Schlauheit den größten Uebermuth des Stolzes und der Habsucht verband, nicht gewachsen. Frankreich verfolgte schon damals mit fester Entschlossenheit das Ziel, den Rhein zu seiner Gränze zu machen und die spanischen Niederlande, welche unter dem Namen des burgundischen Kreises zum deutschen Reiche gehörten, Lothringen, die übrigen Stücke des Elsaß, und wo möglich auch die Länder deutscher Fürsten am linken Rheinufer, in seine Gewalt zu bringen. Solcher Geist der Vergrößerungssucht lebte in dem Könige, wie in dem Volke, und diejenigen irren sehr, welche meinen, er sey erst in unsern Tagen durch die Revolution und die Wildheit einzelner Menschen an das Licht geboren. Schon unter Ludwig XIV. redeten die französischen Schriftsteller der Eroberungssucht laut das Wort, und einer derselben, ein gewisser Aubry, stellte sogar in einer Schrift den, in jetziger Zeit erneuerten und seiner Vollendung schon so nahe gebrachten, Gedanken auf: „Das ganze römisch-germanische Reich wie es einst unter Karl dem Großen bestanden, gebühre seinem Könige, als dessen Nachfolger." — Und in einer Rede, welcher der Abbé Colbert, im Namen der gesammten französischen Geistlichkeit, an Ludwig XIV. hielt, heißt es unter andern: „König, der du so gut auf dem Meere, als dem festen Lande, deine Gesetze giebst; deinen Blitz, wenn es dir gefällt, auf Afrikas Küste schleuderst; — der du, wenn du willst, die stolzen Völker demüthigst und ihre Herrscher zwingst, zu den Füßen deines Thrones deine Macht anzuerkennen, und deine Gnade anzuflehen," u. s. w. So redete schon im Jahre 1668, im Angesichte von ganz Europa, ein Stand, der sich durch Mäßigung und Wahrheit vor allen andern auszeichnen sollte.

Der König Ludwig fing seine Eroberungen mit den spanischen Niederlanden an, auf welche er alte Rechte vorgab.

Die Spanier riefen für den burgundischen Kreis die Hülfe des deutschen Reiches an, allein keiner der Fürsten rührte sich, einige aus Gleichgültigkeit, andere aus Furcht, andere endlich, — der Schande! — durch französisches Geld bestochen. Solche Wirkungen hatte der rheinische Bund hervorgebracht! — So, von aller Hülfe verlassen, fielen die Niederlande bald in Ludwigs Hände, und in dem Frieden zu Aachen 1668 mußten die Spanier eine Reihe von Gränzstädten an Frankreich abtreten, um nur einen Theil des Landes zu retten.

Darauf überzog Frankreich im Jahre 1672 mit höchst ungerechtem Kriege die Holländer; denn wenn es gar gelang, diese zu unterdrücken, so konnte es auch zur See Europa Gesetze vorschreiben. Die neue Gefahr wirkte eben so wenig auf die deutschen Fürsten, als die erste; sie sahen ruhig zu; ja der Churfürst von Köln und der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Gahlen, ein merkwürdiger Mann seiner Zeit, schlossen ein Bündniß mit Frankreich. Nur der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auch unter dem Namen des großen Churfürsten bekannt, durchschaute die Verhältnisse der Völker am klarsten und sah die Nothwendigkeit ein, das europäische Gleichgewicht nicht untergehen zu lassen. Er rüstete sich zur Vertheidigung seiner westphälischen Länder, welche an den Kriegsschauplatz gränzten; — durch die endliche Entscheidung der jülichschen Erbstreitigkeit hatte er 1666 das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg erhalten, Pfalz=Neuburg aber die Herzogthümer Jülich und Berg.— Friedrich Wilhelm brachte auch den Kaiser Leopold zu kriegrischen Maaßregeln gegen die französischen Eroberungsversuche; beide zusammen ließen 1672 ein verbündetes Heer unter dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi in's Feld rücken. Allein es war den Oestreichern mit dem Kriege nicht Ernst, weil der alles vermögende Rathgeber des Kaisers, der Fürst von Lobkowitz, durch die Franzosen gewonnen war und den Feldherrn von ernsthaften Unternehmungen zurückhielt. Der Churfürst sah sein schönes Heer durch Hin= und Herziehen, durch Hunger und Krankheiten, verderben und schloß 1673 mit den Franzosen in ihrem Lager bei Vossem, in der Nähe von Löwen, einen Frieden, damit nur seine westphälischen Länder nicht ganz von ihnen zu Grunde gerichtet würden. Er erhielt sie zurück, bis auf die Festungen Wesel und Rees, welche die Feinde bis zum allgemeinen Frieden besetzt halten wollten.

Jetzt erst fing der Kaiser an, selbst Ernst zu zeigen, nachdem er den besten Bundesgenossen verloren hatte; die Ursache war, daß nun der Fürst Lobkowitz entfernt war. Montecuculi gewann am Niederrhein einige Vortheile und eroberte unter andern Bonn. Aber am Oberrhein und in Franken hauseten dafür die Franzosen desto härter, und vor Allem in der Pfalz, welche in dieser und der folgenden Zeit recht der Schauplatz und ein ewiges Denkmal französischer Grausamkeit geworden ist. Da sie so das

Reich selbst angegriffen hatten, standen endlich auch die Reichsfürsten gegen sie auf, und der Churfürst von Brandenburg schloß ein neues Bündniß mit dem Kaiser. Oestreich zeigte sich in allem thätiger und kräftiger. Auf dem Reichstage zu Regensburg war lange über den Krieg verhandelt, und nie kam es zum Schlusse. Oestreich merkte wohl, woran die Schuld lag; der französische Gesandte beim Reichstage wußte bald den Einen bald den Andern irre zu machen; da wurde ihm ohne weiteres Bedenken befohlen, in dreimal 24 Stunden Regensburg zu verlassen; und kaum war er abgereist, so erfolgte die Kriegserklärung des Reiches in wenigen Tagen.

Der Krieg selbst wurde mit abwechselndem Glücke, doch im Ganzen zum Vortheil Frankreichs geführt, dessen Feldherrn die Kunst verstanden, ihn größtentheils auf deutschen Grund und Boden zu spielen. Bei den Anführern der Verbündeten war nicht Schnelligkeit und Einheit. Um dem kräftigsten der deutschen Fürsten, dem Churfürsten von Brandenburg, in seinem eigenen Lande zu thun zu machen, hatte Ludwig XIV. 1674 mit den Schweden ein Bündniß geschlossen und ihnen große Vortheile gezeigt, wenn sie von Pommern aus in die Mark einfielen. Das traf dieses Land hart, aber dennoch ließ sich der Churfürst von dem Kriege am Rheine nicht abziehen, half hier, so lange es nöthig war, und brach dann im Juni 1675 in Eilmärschen nach seinen Ländern auf.

Schlacht bei Fehrbellin, den 28. Juni 1675. — Freunden und Feinden unerwartet stand er plötzlich bei Magdeburg an der Elbe, ging in der Nacht durch die Stadt hinüber und traf auf die überraschten Schweden, die ihn noch tief in Franken glaubten. Sie wichen zurück und suchten sich zu vereinigen, er aber, rasch ihnen nach, erreichte sie den 28. Juni bei Fehrbellin. Er hatte nur seine Reuterei bei sich, das Fußvolk hatte so schnell nicht folgen können; dennoch beschloß er, den Feind auf der Stelle anzugreifen; seine Feldherrn wiederriethen es und wollten erst das Fußvolk erwarten; aber ihm schien jede Stunde verloren, die noch mit warten vergehen sollte, der Angriff ward gemacht und durch den glücklichsten Erfolg gekrönt. Die Schweden, die seit dem dreißigjährigen Kriege in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit standen, wurden gänzlich geschlagen, und flohen in Unordnung in ihr Pommern. Auch dahin folgte ihnen Friedrich Wilhelm und eroberte den größten Theil von Vorpommern.

Dieser Churfürst kann als der Gründer der preußischen Größe angesehen werden; seine Nachfolger bauten auf seiner Grundlage weiter. Er nahm immer seinen eigenen Gang, und wir werden ihn noch einigemal finden, wie er nicht nur als deutscher Reichsfürst, sondern als ein Glied der großen europäischen Staatenkette die Macht seines kleinen Landes geltend zu machen weiß. Dieses ist das Zeichen eines geborenen Herrschers, der sein Volk keinem im Range nachstehen lassen, sondern zu selbstständiger Würde unter den übrigen emporheben will. Wer mag es ihm

verargen, daß er zu solcher Selbstständigkeit strebte, in einer Zeit, da der deutsche Bund seine Kraft verloren hatte, da der Kaiser fast zum Schattenbilde geworden war, und schon viele der Reichsfürsten mit dem Auslande Verbindungen schlossen? Nur dann wäre er zu tadeln, wenn er selbst solche Verbindungen, zum Schaden des Reiches geschlossen und dem Wohle des Ganzen Wunden geschlagen hätte; aber das Streben seines Lebens ging vielmehr dahin, der französischen Uebermacht einen Damm entgegenzuwerfen und die Freiheit der deutschen wie der europäischen Völker möglichst zu schützen. Das gemeinsame Vaterland war ihm kein leerer Name.

Am Rheine führte in diesem Jahre 1675 wieder der alte, erfahrene kaiserliche Feldherr Montecuculi den Befehl und sogleich war das Waffenglück günstiger. Ihm gegenüber stand der berühmte französische Heerführer Türenne, einer der größten seiner Zeit. Vorsichtig näherten sie sich einander, denn sie kannten einander schon; endlich hatte Türenne den rechten Fleck zu einer Schlacht gefunden, wo alles ihn zu begünstigen schien; es war bei dem Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim. Aber wie er gegen den Feind vorritt, um die Gegend genau zu erkunden und das Treffen zu ordnen, riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Sein Fall erschreckte das Heer so sehr, daß es in Eile floh und auf der Flucht noch beträchtlichen Verlust erlitt.

Dennoch wurde nicht viel gewonnen. Die Franzosen, um die Kaiserlichen von ihrem Lande abzuhalten, erfanden das grausamste Mittel. Weil sie ihre Gränze nicht mit Heeren vertheidigen konnten, so wollten sie es durch eine Einöde thun; sie verwüsteten daher im folgenden Jahre den ganzen deutschen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man in einer Weite von 14 Meilen nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. Da konnten die deutschen Heere in dem ausgehungerten Lande nicht bestehen und mußten sich zurückziehen. Die unglücklichen Einwohner flohen in die Wälder und kamen zum Theil von Hunger und Elend um.

Der Friede zu Nimwegen, 1678 und 79. — Mit ängstlicher Erwartung richteten Alle die Augen auf die Friedensversammlung, die schon in Nimwegen vereinigt war. Die Franzosen, so schien es, mußten eilen, jeden, selbst einen nachtheiligen, Frieden zu schließen, weil viele Feinde gegen sie waren. Aber sie haben es immer sehr gut verstanden, ihre Gegner zu trennen. Es gelang ihnen, die Holländer, für welche doch der Krieg angefangen und die dadurch gerettet waren, durch dargebotene Vortheile zuerst abwendig zu machen. Sie schlossen den Frieden allein und erhielten die Festung Maſtricht. Dann folgten die Spanier und mußten nun schon mehrfach ersetzen, was den Holländern eingeräumt war; sie traten von Neuem einen schönen Landstrich von ihren Niederlanden und die ganze Franche-Comtee ab. Darauf verglich sich der Kaiser, der den

Krieg nicht allein fortsetzen wollte; er mußte die wichtige Festung Freiburg im Breisgau übergeben. Ganz verlassen stand endlich der Churfürst von Brandenburg da; er hatte den Schweden ganz Pommern abgenommen und hoffte einen vortheihaften Frieden zu schließen; allein selbst die Niederländer, für die er gekämpft, versagten ihm ihre Hülfe. So mußte er fast alles eroberte Land wieder zurückgeben. Bei diesen Verhandlungen zu Nimwegen wurde der große Einfluß, den Frankreich über Europa übte, auch in der Sprache schon sichtbar. Unter den dreißig Jahre früher zu Münster und Osnabrück versammelten Gesandten waren sehr wenige, welche Französisch verstanden; zu Nimwegen aber redeten Alle schon diese Sprache. Doch wurden die Verhandlungen selbst noch lateinisch geführt.

119. Die französischen Reunionen.

Die geängsteten Länder fingen wiederum an frei aufzuathmen, nachdem der Friede mit seinen Segnungen zurückgekehrt war und die französische Habsucht befriedigt schien. Aber auch im Frieden verstand sie es, ihren Raub zu verfolgen. Ein Parlaments-Rath von Metz, Roland de Revaulx, legte dem Könige einen Plan vor, wie er am Oberrhein seine Herrschaft noch viel weiter ausdehnen könne, wenn er die in dem westphälischen Friedensschlusse gebrauchten Worte nur recht auszulegen verstehe: „Das Elsaß und die andern Landschaften seyen ihm mit allen ihren Dependenzen abgetreten." Es dürfe nur nachgesucht werden, welche Landstriche und Oerter jemals, sey es auch vor langer Zeit, dazu gehört haben, und es werde sich noch gar vieles finden, was unter diesem Namen besetzt werden könne. — Der Vorschlag gefiel, man dachte ihm weiter nach, um der Sache den Anschein Rechtens zu geben, wurden 1680 vier Gerichtshöfe unter dem Namen der Reunions- oder Vereinigungskammern, zu Metz, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt; sie sollten untersuchen, was dem Könige, vermöge des oben erwähnten Ausdruckes, noch an Land und Leuten gebühre. Es ist leicht vorauszusehen, daß diese Richter nicht weniges auffanden. Die nichtigsten Gründe wurden hervorgesucht, um etwas zu erhaschen, wozu man Lust hegte. Das Kloster Weissenburg z. B., obgleich es außer dem Elsaß lag, wurde doch, als dazu gehörig, dem Könige zugesprochen, weil es von dem Könige Dagobert, (vor mehr als 1000 Jahren,) gestiftet sey; und das so erworbene Weissenburg mußte wieder den Namen dazu hergeben, um Germesheim zu erhalten, denn das habe ehemals zu Weissenburg gehört. — Auf solchem Wege gelangten die vier Gerichte zu ihren Rechtsansprüchen auf ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponnheim, Mümpelgard, Lautenburg und viele einzelne Oerter, vorzüglich aber auf die freien Reichsstädte im Elsaß, unter denen Straßburg die vorzüglichste war. Sie waren im

westphälischen Frieden nicht abgetreten, denn Oestreich hatte damals nur seine Erbgüter im Elsaß hingegeben.

Die Fürsten und Herren, die so mit ihrem Eigenthum auf einmal von Deutschland ab zu Frankreich gezogen werden sollten, erhoben laute Klagen; der Kaiser machte Gegenvorstellungen, und Ludwig, um wenigstens den Schein zu beobachten, — das war die Kunst seines Lebens, — und zugleich die Gegner sorglos zu machen, versprach, die Gegengründe zu prüfen, und verabredete einen Kongreß nach Frankfurt. Vorher jedoch wollte er sich in den Besitz der Hauptfestung Straßburg setzen, welche ihm mehr als alles andere werth war, und die als der Schlüssel des Oberrheins anzusehen ist. Karl V. hatte schon ihre Wichtigkeit in solchem Maaße erkannt, daß er sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er Straßburg zuerst zu retten eilen. Jetzt, im September 1681, versammelten sich heimlich und unerwartet einige Regimenter in der Nähe der Stadt und umzingelten sie plötzlich. In den nächsten Tagen erschien auch der Kriegsminister Louvois, des Königs treuer Helfer, mit einem Belagerungsheer und Geschütz, und forderte die Bürger unter harten Drohungen zur Uebergabe auf. Auf keinen Widerstand gefaßt, öffneten sie die Thore; die Franzosen nahmen das Zeughaus und den Bürgern die Waffen weg und bald darauf hielt Ludwig selbst, wie im Triumphe, seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Keine Regung der Scham zeigte sich bei dem Könige, der laut auszusprechen gewagt hatte, er habe die Ehre zum Gesetz seines Lebens gemacht.

Die Unterhandlungen zu Frankfurt führten übrigens zu gar keiner Aenderung in dem ganzen Plane. Die französischen Gesandten wußten allem Ernste der Untersuchung auszuweichen und blieben bei ihren Gründen; ja, sie machten sogar hier zum erstenmale den Gebrauch ihrer Sprache in den politischen Verhandlungen zum Gesetz. Bis dahin hatten sie, wie alle, ihre Schriften in der lateinischen Sprache abgefaßt; in Frankfurt überreichten sie dieselben französisch, und keine Gegenvorstellung der kaiserlichen Gesandten half: sie beriefen sich kurz und einsilbig auf einen Befehl ihres Königs. Man mußte nachgeben, und so ist es von dieser Zeit immer mehr Gebrauch geworden, daß alle andere Völker mit den Franzosen in ihrer Sprache redeten. Einsichtsvolle Männer sahen schon damals die Gefahr voraus, die daraus entsprang, und wie durch Nachahmung in Sprache und Sitten dem fremden Volke die Herschaft vorbereitet werde.

Wie unwürdig, wie schwach, der Anmaßung der Fremden gegenüber, die Abgeordneten Deutschlands dastanden, zeigte ihr Betragen untereinander selbst. Auch zu Frankfurt erhoben sie die alten, elenden Rangstreitigkeiten wieder, deren Thorheit allen Glauben übersteigt, und indem mit solchen Dingen die kostbare Zeit verfloß, setzten sich die Franzosen in den angemaßten Ländern immer fester. Endlich brachte Oestreich ein Bünd-

niß mit mehreren deutschen Fürsten zu Stande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben; aber Unruhe in Ungarn und ein neuer Türkenkrieg den Ludwig selbst hatte anschüren helfen, verhinderten die Ausführung.

120 Die Türken vor Wien. 1683.

In Ungarn waren schon seit dem Jahre 1670 Unruhen gewesen. Das Land war unzufrieden über Verletzung seiner Verfassung, über die Besatzungen deutscher Soldaten, überhaupt aus Haß gegen die Deutschen; die Protestanten in Ungarn beklagten sich noch überdieß über Verfolgungen deren Ursache sie den Jesuiten zuschrieben. Im Jahr 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Töckely einen entschlossenen Anführer fanden. Er brachte fast ganz Ungarn unter Waffen und schloß sogar ein Bündniß mit den Türken. Der kriegerische und ehrgeizige Großvezier Kara Mustapha bereitete sich, mit einem Heere in's Feld zu rücken, wie es seit der Eroberung Konstantinopels nicht gesehen war. Zum Glück fand der Kaiser an dem polnischen Könige Johann Sobiesky einen tapferen Bundesgenossen, an den deutschen Fürsten treue und wider Gewohnheit rasche Helfer, und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für sein Heer.

Doch brach das Frühjahr 1683 herein, ohne daß die Rüstungen vollendet waren, und die Türken, die sonst erst gegen den Sommer ins Feld zu rücken pflegten, waren schon im Winter aufgebrochen und gingen den 12. Juni über die Essecker Brücke. Das deutsche und kaiserliche Heer wurde in Eile bei Preßburg gemustert; es fanden sich nur 22,000 zu Fuß und 11,000 zu Pferde, und der Türken waren mehr denn 200,000. Diese hielten sich mit keiner Belagerung in Ungarn auf, worauf man gerechnet hatte, sondern zogen gerades Weges auf Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die andern aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der Oerter und Landschlösser umher aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heeres durfte er sich mit seiner kleinen Schaar nicht in den Weg stellen, er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Stahrenberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt; er zeigte sich wacker und rüstig, und that Alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen; wer nur arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Am 14. Juli erschien der Vezier mit seinem unermeßlichen Heere vor der Stadt, es breitete sich

in einem Umfange von 6 Stunden um dieselbe aus. Nach zweien Tagen schon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geschützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauer in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der sie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert, jeder Schritt wurde auf das hartnäckigste verfochten, und so vereinigte sich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Haupt-Kampfplatz war die Löbelbastei, an welcher wenige Erdschollten seyn mochten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und am 4. September ließen sie eine Mine unter der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von fünf Klaftern von einander gerissen. Die Lücke war so groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; sie wurden zurückgeschlagen; sie stürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Besatzung Stand. Am 10. sprang die letzte Mine unter der Burgbastei und der Riß wurde so groß, daß eine Reihe von Feinden neben einander hindurch dringen konnte. Die Gefahr war aufs Höchste gestiegen, die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen, der Graf Stahrenberg hatte schon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen gesendet. Endlich, am 11ten, da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe sey; Abends 5 Uhr erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenschüße zu erkennen. Der König Georg Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen; die Churfürsten von Sachsen und Baiern; die Haufen des fränkischen Kreises unter dem Fürsten von Waldeck; der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Bayreuth, der Landgraf von Hessen und die Fürsten von Anhalt, und viele andere edle Fürsten aus Deutschland erschienen mit frischer Hülfe. Mit solchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen, doch war sein Heer nur 46,000 Mann stark.

Am 12. September Morgens senkte sich die christliche Schlachtordnung vom Kalenberge herab. Der an der Donau gelegene Flecken Nußdorf wurde zuerst von den Kaiserlichen und Sachsen, die den linken Flügel hatten, angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde erobert. Unterdeß war am Nachmittage auch der König auf dem rechten Flügel in die Ebene hinabgekommen und traf hier auf die zahllosen Schwärme der türkischen Reuterei. Wie ein Sturmwind stürzte er sich mit sei-

ner polnischen Reuterei mitten in den Feind und durchbrach seine Reihen; aber die Tapferkeit riß ihn zu weit fort, er wurde mit den Seinigen umringt und war in Gefahr, der Menge zu unterliegen. Da rief er mit lauter Stimme die deutschen Reuter zu Hülfe welche ihm gefolgt waren; sie eilten herbei, stürzten auf den Feind, befreiten den König, und bald flohen die Türken auf allen Seiten zurück.

Aber alle diese Gefechte schienen nur Vorspiele zu der großen Schlacht zu seyn, welche das Schicksal des Krieges entscheiden mußte; man sah noch das unermeßliche Lager der Türken mit vielen tausend Gezelten, und ihr Geschütz feuerte noch gegen die Stadt. Der Oberfeldherr hielt einen Rath, ob noch diesen Abend die Schlacht fortgesetzt werden oder die Krieger bis zum andern Morgen ruhen sollten; da ward ihm berichtet, daß die Feinde schon allenthalben auf der Flucht zu seyn schienen. Und so war es. Ein unwiderstehlicher Schrecken war über sie gekommen; sie flohen mit Zurücklassung des Lagers und alles Gepäckes, und bald flohen auch die, welche noch auf die Stadt geschossen hatten.

Die Beute im Lager war unermeßlich; man schätzte sie auf 15 Millionen, und das Zelt des Großveziers allein auf 400,000 Thaler; in der Kriegs-Casse wurden 2 Millionen gefunden. Der König von Polen, der allein 4 Millionen Gulden als seinen Antheil erhielt, schreibt darüber und über die große Freude der geretteten Einwohner Wiens, in einem Briefe an seine Gemahlin, folgendermaßen: „Das ganze feindliche Lager, sammt dem Geschütz und einem unschätzbaren Reichthum, ist in unsere Hände gefallen. Die Kameele und Maulthiere, sammt den gefangenen Türken, werden heerdenweise fortgetrieben. Des Großveziers Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pflegt vorgetragen zu werden, nebst dem mahomedanischen Panier, womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wägen und Gepäck sind mir zu Theil geworden, und sind allein einige von den erbeuteten Köchern mehre tausend Thaler werth. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Gezelten gehabt, als insonderheit seine Badstuben und Gärten, den Springbrunnen, und mancherlei seltene Thiere, wäre zu weitläuftig zu beschreiben. — Heute Morgen war ich in der Stadt und fand daß sie sich kaum über fünf Tage hätte halten können. — Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschen Augen gesehen worden, wie durch Minen gewaltige Steine und Felsen zerbrochen worden sind. — Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Churfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten mit ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: „Unser braver König! — Heute Morgen kam der Churfürst von Sachsen, nebst dem Herzog von Loth-

BIBLIOTHECA BODLEIANA

ringen zu mir; endlich kam der wienische Statthalter, der Graf von Stahrenberg, mit vielem Volke, hohen und niederen Standes, mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküsset, und seinen Errettter genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei. „Es lebe der König!" Als ich nach der Tafel wieder hinaus ins Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus! — Für diesen uns gesandten, höchst vortrefflichen Sieg sey dem Höchsten Lob, Preiß, und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Die Oestreicher mochten wohl dankbar seyn für diese Befreiung. Der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweise, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sclaven mit sich fort. Man hat berechnet, daß Oestreich in dieser Zeit 87,000 Menschen durch sie verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Weiber und Mädchen waren, und unter letztern allein 204 aus gräflichem und adeligem Geschlecht.

Ganz Europa nahm Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig der XIV. war sehr bestürzt, und keiner seiner Minister hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen; ja glaubwürdige Schriftsteller versichern, man habe im Zelte des Großveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten gewesen sey.

Der Krieg mit den Türken dauerte, mit einigen Unterbrechungen, noch 15 Jahre und ging fortan glücklich für die kaiserlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor sich und ihr kriegerischer Ruhm nahm ab. Im Jahr 1687 schlug sie der Herzog von Lothringen und der nachher so berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Mohacz aufs Haupt, und in Folge dieses Sieges unterwarf sich ganz Ungarn von Neuem dem Kaiserhause, und machte sogar seine Königswürde in demselben erblich, statt daß es vorher ein Wahlreich gewesen war. Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, 1697, wurde im Jahre 1699 zu Carlowitz ein Waffenstillstand auf 25 Jahre mit den Türken geschlossen.

121 Neuer Krieg mit Frankreich 1688—1697.

Ludwig der XIV. hatte die Zwischenzeit, da Oestreich und Deutschland den argen Feind im Süd-Osten zu bekämpfen hatten, dazu angewandt, neue Kräfte zum Kriege zu sammeln, den der bisherige Raub schien ihm noch nicht hinreichend. Und als es ihm nun Zeit dünkte, benutzte er unbedeutende Streitigkeiten über die Erbschaft des Churfürsten Karl von der Pfalz und die Nachfolge im Churfürstenthum Köln, nach Maximilian Heinrichs Tode, und, indem er ein Wächter über die Verfassung Deutschlands seyn zu müssen vorgab, erließ er eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiser 1688. Ehe sie noch bekannt wurde,

brachen seine Heere schon in die Niederlande ein und fingen die alte Verwüstung von Neuem an. Auf den Ruf dieser Gefahr brachen sogleich, mit rühmlichem Eifer zahlreiche Schaaren aus Norddeutschland, Sachsen, Hannoveraner und Hessen, zur Vertheidigung an den Rhein auf. Dieß war um so rühmlicher, weil man indeß noch zu Regensburg rathschlagte, ob auch ein Krieg seyn solle. Doch ging es auch hier ernstlicher, als sonst; der Reichskrieg wurde erklärt, ohne daß einem Reichsstande die Neutralität erlaubt seyn sollte, und der Kaiser setzte der Erklärung noch hinzu: „Die Krone Frankreich sey nicht nur als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, gleich den Türken zu betrachten."

Frankreichs Uebermuth und die Verletzung des Nimweger Friedens regte auch den Unwillen des übrigen Europa auf; bald nahmen England, Holland, Spanien und später auch Savoyen Theil am Kriege, und der neue König von England, Wilhelm III., zugleich Statthalter der Niederlande, nennt den König Ludwig in seiner Kriegserklärung gleichfalls: „einen Störer des Friedens und einen allgemeinen Feind der Christenheit."

Damit Frankreich so viele Gegner mit Glück bekämpfen könnte, mußte das unglückliche Deutschland wieder das unmenschliche Verfahren erdulden, welches der Minister Louvois erfunden hatte; die blühenden Ufer des Rheines wurden in Einöden verwandelt. Es ist schrecklich zu vernehmen, wie es den einzelnen Orten erging. Schon im Januar 1689 zogen unter andern die Reuter des Generals Melac von Heidelberg umher und steckten die Städte Rohrbach, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhausen und viele andere in Brand, und das wehrlose Volk, das auf seinen Knieen um Gnade flehete, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder gejagt, wo viele von Kälte umkamen. Heidelberg selbst wurde an mehreren Enden in Brand gesteckt. — Dasselbe Schicksal hatten die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Bruchsal, Frankendahl, Baden, Rastadt und viele andere kleinere Städte und Dörfer. — Den Einwohnern wurde nicht einmal erlaubt, nachdem sie ausgeplündert und mißhandelt waren, nach den deutschen Oertern, wo sie Hülfe zu finden glaubten, zu flüchten, sondern sie mußten sich in das französische Gebiet begeben. Die alten Reichsstädte Speier und Worms wurden recht langsam und kaltblütig gemartert. Nach unzähligen Drangsalen, nachdem die Einwohner sieben Monate lang alles ertragen und alles geopfert hatten, und nun wenigstens ihre Städte gerettet glaubten, wurde ihnen angekündigt, des Königs Vortheil fordere es, daß die Städte Worms und Speier von der Erde vertilgt würden. Als Bettler, von aller Nothdurft entblößt, mußten die Unglücklichen aus ihren Thoren in die nächsten französischen Städte wandern, und Speier und Worms wurden angezündet und in Schutthaufen verwandelt. Die Habsucht erbrach bei die-

ser Gelegenheit selbst die Begräbnisse der alten salischen Kaiser im Dom zu Speier; man nahm einige silberne Särge, die sich darin befanden, heraus, und streute die ehrwürdigen Gebeine auf den Boden. Als der junge Herzog von Crequi, der bei diesen Thaten den Oberbefehl führte, nach der Ursache solcher Härte an diesen Städten befragt wurde, erwiederte er nur: „Der König wills,“ — und zog ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. — Diese Gräuel wurden verübt von dem Volke, welche sich das gebildetste der Welt, und gerade seine damalige Zeit das goldene Zeitalter seiner Bildung nannte; sie waren befohlen von einem Könige, der sich das Ansehn geben wollte, als schütze er Künste und Wissenschaften, wo er sie finde. Ehe er seine eroberungssüchtigen Absichten entfaltete, hatte er an 60 ausländische Gelehrte Geschenke gesandt, mit folgendem Briefe seines Ministers Colbert: „Obschon der König nicht Ihr Landesherr ist, so will er doch Ihr Wohlthäter seyn; er schickt Ihnen diesen Wechselbrief als einen Beweis seiner Achtung.“ — So war es ihm wirklich gelungen, sich Anhänger unter den Gebildeten anderer Völker zu erwerben; aber jetzt glaubte keiner mehr an die Redlichkeit seiner Absichten, und die früher seinen Waffen Glück gewünscht hatten, brachen jetzt in Verwünschungen und Flüche gegen Volk und König aus.

Diese Erbitterung gegen Frankreich und die treffliche Heerführung des alten Herzogs von Lothringen machten, daß die ersten Jahre des Krieges ziemlich glücklich für die deutschen Waffen waren; mehrere feste Städte am Rheine wurden den Franzosen wieder abgenommen. Nach des Herzogs Tode aber, und da der erste Eifer erkaltet war, wendete sich der Vortheil mehr für die immer thätigen Feinde, vorzüglich nachdem der große französische Feldherr, der Marschall von Luxenberg, ein deutsches Heer bei Fleurus 1690 in die Flucht geschlagen hatte. Doch stellte von 1693 ein neuer deutscher Feldherr, der Prinz Ludwig von Baden, ein Schüler des Herzogs von Lothringen, das Gleichgewicht durch kluge Vertheidigung des Neckarstromes einigermaßen wieder her. Er nahm mit seinem kleineren Heere eine so treffliche Stellung bei Heilbronn, daß die Feinde nicht mehr in Schwaben einzubrechen wagten.

Friede zu Ryswick. 1697. — Bei der Ermüdung aller kriegführenden Theile war endlich ein Friedenskongreß zu Ryswick, einem Dorfe und Schlosse bei Haag in Holland, versammelt. Der König Ludwig wünschte den Frieden diesmal sehnlich, um sich zu einem neuen Kriege, den er als nahe voraussah, zu rüsten. Man erwartete das Absterben des kinderlosen spanischen Königs, Karls II., und alsdann dachte Ludwig Spanien für sich zu erwerben. Er bot daher jetzt mehreres an, was er herausgeben wollte, unter andern auch die wichtige Festung Straßburg. Allein kaum waren die Unterhaltungen angefangen, so

wußte er, durch die alten Künste, die Verbündeten zu trennen, indem er Holland, England und Spanien besondere Vortheile gewährte. Sie schlossen daher den Frieden für sich und ließen Kaiser und Reich allein. Nun sprachen die Gesandten wieder in dem übermüthigen Tone. Als von Ersatz der ungeheuren Kriegsschäden die Rede war, die sie angerichtet hatten, und die Städte Worms und Speier allein ihren Verlust auf 9 Millionen Gulden angaben, das Badensche Land auf 8 Millonen, Würtemberg auf 10; da antworteten sie höhnisch: „Der Krieg führe manches Unheil mit sich. Wollten die Deutschen hartnäckig auf Genugthuung bestehen, so möchten sie ihre Heere mitten in Frankreich führen, und dort plündern oder erobern, soviel sie wollten.“ — Endlich versprachen sie, von den eroberten Plätzen Freiburg, Breisach und Phillipsburg und die reunirten Gegenden außer dem Elsaß herauszugeben. — Da man nun alles in Ordnung glaubte, am letzten Abend vor der Unterzeichnung des Friedens, kamen die französischen Gesandten noch mit einer Bedingung, deren Annahme sie durchaus forderten: „daß nämlich in allen jetzt zurückgegebenen reunirten Orten die katholische Religion bleibe, wie sie sich finde;“ das heißt, in 1922 deutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren, und in denen die Franzosen während ihrer Besatzung den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder eingeführt hatten, sollte derselbe bleiben. Die protestantischen Gesandten aus Deutschland sträubten sich zwar sehr gegen diese Klausel, allein ihr Widerspruch wurde nicht gehört und der Friede unterzeichnet. Das Schlimmste bei der Sache, und was Ludwig geradezu dadurch bezweckte, war, daß die Protestanten den Kaiser selbst als die geheime Triebfeder bei dieser sogenannten ryswickischen Klausel ansahen, und daher neues Mißtrauen der Religion wegen, in Deutschland entstand. In der That hatten sich die kaiserlichen Gesandten auch nicht thätig gegen die französischen Absichten bewiesen.

122. Erhöhungen deutscher Fürsten.

Eine andere Ursache der Uneinigkeit in Deutschland war auch um diese Zeit die Errichtung einer neuen Churwürde für das Haus Hannover oder Braunschweig-Lüneburg. Dieses Fürstenhaus hatte dem Kaiser sehr wesentliche Dienste in den Kriegen gegen Türken und Franzosen geleistet; Leopold war nicht abgeneigt, es dafür durch die Churwürde zu belohnen, und auch die meisten der übrigen Churfürsten, selbst die katholischen, fanden sich nach und nach willig, obgleich dadurch eine neue protestantische Stimme in das Churfürsten-Collegium kam. Dieses schien nicht unbillig, weil die Protestanten durch den Uebertritt von Churpfalz zur katholischen Religion eine Stimme verloren hatten. Allein die Fürsten, besonders Braunschweig-Wolfenbüttel stritten auf das eifrigste gegen diese Erhebung Eines aus

ihrer Mitte, wodurch ihnen eine der wichtigsten Stimmen entzogen wurde. Und als der Kaiser dennoch 1692 die Belehnung des neuen Churfürsten Ernst August von Hannover vornahm, entstand solche Unzufriedenheit und Gährung im Fürstenrathe, daß es besser schien, Hannover für jetzt noch keinen Sitz im Churfürsten-Rathe nehmen zu lassen. Das neue Churfürstenthum war nicht unbeträchtlich; der ältere Bruder, Georg Wilhelm von Lüneburg, hatte dem jüngeren, Ernst August, sein Herzogthum abgetreten, so daß nun Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen, nebst den Grafschaften Hoya und Diepholz, zusammen eines der größten deutschen Länder ausmachten. Der neue Churfürst wurde auch Erz-Panierherr des Reiches, und versprach dem Hause Oestreich immer seine Stimme bei der Kaiserwahl und den Katholiken freie Religionsübung in seinem Lande zu geben. — Als er 1698 starb, stimmten auch die unter den Churfürsten, welche bis dahin ihre Einwilligung zur neunten Chur noch nicht gegeben hatten, für die Belehnung seines Sohnes Georg Ludwig; das Fürsten-Collegium dagegen protestirte von Neuem; und erst später, im Jahr 1705, erfolgte auch von seiner Seite die Anerkennung.

Das Jahr 1696 hatte auch ein deutsches Fürstenhaus auf einen königlichen Thron gehoben; der Churfürst Friedrich August von Sachsen war von den Polen, nach dem Tode des tapfern Sobiesky, zum König erwählt worden und nahm den Namen August I. an. Er mußte seinen Glauben verändern und zur katholischen Kirche übertreten; in seinen sächsischen Ländern wurde jedoch keine Veränderung in der kirchlichen Verfassung vorgenommen.

Es war eine Zeit des Aufstrebens unter den Fürsten und die Beispiele reizten mehrere. Ein Prinz von Oranien war eben König von England geworden, nun auch ein sächsischer Churfürst König von Polen; dies trieb den Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der zugleich Herzog in Preußen war, gleichfalls den Königs-Titel anzunehmen. Seine Länder waren zwar klein, aber Friedrich liebte Glanz und äußeres Ansehen über Alles und ließ sich wirklich den 17. Januar 1701 zu Königsberg zum Könige ausrufen, und am folgenden Tage setzte er sich und seiner Gemahlin feierlich die Krone auf; er hieß von nun an König Friedrich I.

Die Zeitumstände waren dieser Selbsterhöhung sehr günstig; zu anderer Zeit möchte sie viel Widerspruch erfahren haben. Der spanische Erbfolgekrieg war gerade im Ausbruche, und die darin verflochtenen Mächte eilten, sich Bundesgenossen zu verschaffen. Der Kaiser Leopold erkannt den neuen preußischen Königs-Namen zuerst an und erthielt dafür Hülfe im Kriege und die Zusage für die Dauer der Kaiserwürde im Hause Oestreich. Bald folgten auch Schweden, England, Holland, Polen, Dänemark und

Rußland, alle aus Rücksichten der Staatsklugheit; Frankreich dagegen und Spanien, weil ihre Gegner den König schon gewonnen hatten, so wie der Papst, zögerten noch mit der Anerkennung bis zum Utrechter Frieden.

123. Der spanische Erbfolgekrieg. 1701 — 1714.

Das ist der Fluch in unserer Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege, daß unser Vaterland in alle Händel der europäischen Völker hineingezogen worden, wenn sie ihm auch fremd waren, und daß es meistentheils der Schauplatz geworden ist, auf welchem die andern ihre Kriegswuth ausgetobt haben. Darum sind die Ebenen in Sachsen, in Schwaben und Baiern mit dem Namen so vieler Schlachten bezeichnet, und die Ufer der Elbe, der Saale, der Elster, so wie die der Donau, des Lech, des Inn und des Nekar, haben den heißen Fußtritt des Krieges so schwer gefühlt.

Auch im Anfange des 18. Jahrhunderts mußte die Erschütterung, welche die südliche Hälfte von Europa traf, zum großen Theile auf deutschen Fluren ausgekämpft werden. Die Veranlassung dazu war der Tod des Königs Karls II. von Spanien.

Zwei Herrscher-Geschlechter hatten damals den größeren Theil Europas inne: das Haus Oestreich und Bourbon; jenes theilte sich wieder in das eigentlich östreichische und das östreichisch-spanische Haus; jetzt war der Augenblick gekommen, wo beide wieder in Eins zusammenschmelzen konnten. Zwar hatte Ludwig XIV. die älteste Schwester des verstorbenen Königs von Spanien geheirathet, allein sie hatte bei dieser Verbindung feierlich auf die spanischen Länder Verzicht geleistet. Die zweite war an den Kaiser Leopold vermählt; sie hatte keine solche Verzichtleistung ausgestellt, und ihre Söhne hatten daher das nächste Erbrecht; denn ihre Tochter, welche an den Churfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, vermählt war, mußte vor der Vermählung ebenfalls aller Erbfolge in Spanien entsagen. Allein Frankreich sowohl, als Baiern, wollten die Verzichtleistungen nicht gelten lassen, weil jene Prinzessinnen wohl für sich, aber nicht für ihre Nachkommen hätten entsagen können. Alle diese Mächte arbeiteten nun, noch bei Karls II. Lebzeiten, eine jede durch ihre Gesandten, dahin, daß der König ein Testament zu ihren Gunsten machen möchte; und Karl, um Spanien am selbstständigsten zu erhalten, ernannte den baierschen Churprinzen, Joseph Ferdinand, zu seinem Nachfolger. Aber der Jüngling starb früher als der König, im Jahr 1699, und der Streit zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich erhob sich von Neuem. Leopold hätte leicht den Sieg gewinnen können, wenn er einen klügeren Gesandten in Madrid und selbst mehr Entschlossenheit gehabt hätte; denn die spanische Königin und der wichtigste Mann am Hofe, der Kardinal Portocarero, Erzbischof von Toledo, waren

östreichisch gesinnt. Aber Leopolds Gesandter, der Graf von Harrach, ein stolzer, geiziger und unbeholfener Mann, mußte der gewandten Kunst des französischen, des Marquis von Harcourt, das Feld räumen; dieser gewann einen der spanischen Großen nach dem andern, endlich auch den Kardinal und durch diesen den König; Karl machte ein geheimes Testament, und als er nun starb, den 1. November 1700, fand man darin den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, als Erben der ganzen spanischen Monarchie ernannt. — Der Kaiser war durch den unerwarteten Schlag aus aller Fassung gebracht; er hatte das Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben, denn früher, als der spanische Hof mehrmals dringend gefodert hatte, daß sein Sohn, der Erzherzog Karl, mit einem kleinen Heere selbst nach Spanien komme, — als noch der vorige Krieg gegen Frankreich dauerte, — hatte der Kaiser aus Unentschlossenheit nicht darin willigen wollen.

Ludwig XIV. wußte wohl, daß, ungeachtet des Testamentes, die Besitznahme von Spanien für seinen Enkel nicht ohne Krieg möglich seyn werde; denn Oestreich war zu hart verletzt, und die übrigen Staaten Europas sahen die Uebermacht des Hauses Bourbon gleichfalls sehr ungern. Wilhelm III., König von England und Statthalter der Niederlande, der sich als den Wächter des Gleichgewichts in Europa ansah und deshalb von jeher schon Ludwigs Feind war, ein kluger und sehr thätiger Mann, schloß für seine beiden Länder ein Bündniß mit Oestreich; es war um so wichtiger, da England und Holland die reichsten und die mächtigsten zur See waren. Daher bedachte sich Ludwig einige Augenblicke, ob er das Testament des spanischen Königs annehmen sollte; dann versammelte er seinen Staatsrath, und als dieser einstimmte, entschloß er sich dazu. In einer großen Versammlung des Hofes erklärte er seinen Enkel zum König von Spanien und beiden Indien. Als er, den Prinzen an der Hand, aus seinem Kabinette trat, so sprach er, wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückt, mit der Miene eines Herrn des Weltalls: „Meine Herren, sie sehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünscht ihn, und Ich willige ein."

Dieses war das Losungswort zu dem neuen furchtbaren Kampfe in Europa. — Deutschland war leider in sich selbst getheilt; Preußen, Hannover, Pfalz, und einige andere waren von Anfang an für den Kaiser; der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern, zugleich Statthalter der spanischen Niederlande, war auf französischer Seite, und Ludwig hatte ihm, seiner Ansprüche auf die spanische Erbschaft wegen, schon insgeheim die Niederlande versprochen; ob im Ernst, mag schwer zu entscheiden seyn. Der Bruder des Churfürsten, der Churfürst von Köln, folgte seinem Bruder und nahm französische Truppen in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des deutschen Reiches (!)" wie es in den öffentlichen Erklärungen lautete.

Anfang des Krieges 1701. Prinz Eugen. — Der Kaiser Leopold beschloß ohne Verzug ein Heer nach Italien zu senden, die dortigen spanischen Länder Mayland und Neapel in Besitz zu nehmen. Zum Anführer derselben bestimmte er den Prinzen Franz Eugen von Savoyen, einen der ersten Feldherrn und Staatsmänner seiner Zeit, so wie der ganzen Geschichte. Er stammte aus einer Seitenlinie des savoyschen Hauses her und war in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt; aber sein Geist zog ihn zu der Betrachtung der Geschichte und ihrer großen Muster, und sie wieder trieben ihn in den raschen Strom des thätigen Lebens, wo die Kraft sich erprobt und dem nach Ruhme begierigen Manne der Lorbeer winkt. Als zwanzigjähriger Jüngling bot er seine Dienste dem König Ludwig an; dieser, der ihn wegen seiner Kleinheit nicht der Beachtung werth fand, wies ihn ab, und rieth ihm, im geistlichen Stande zu bleiben. Eugen wandte sich nach Oestreich, wo der Türkenkrieg ihm eine Bahn zu öffnen schien, und zeichnete sich bald so sehr aus, daß der Kaiser ihm nach der Befreiung von Wien 1683, wobei er tapfer mitgefochten hatte, ein Reuter-Regiment verlieh. Der Herzog Karl von Lothringen erkannte den Helden schon damals in ihm und sagte es voraus, was er dem Kaiserhause einst seyn werde. Leopold ernannte ihn 1693 zum Feldmarschall, und nun hätte ihn der König Ludwig gern wieder für sich gewonnen; er ließ ihm die Staathalterschaft von Champagne und die Würde eines Marschalls von Frankreich anbieten; aber Eugen antwortete dem Abgeordneten: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der französische Marschallsstab.“ — Eugen war darin als Feldherr so groß, daß er mit seinem Geiste sowohl das Große als das Kleine umfaßte, für den Plan der Schlacht so gut als für die kleinsten Bedürfnisse seines Heeres sorgte, und daß sein Falkenauge mit der größten Schnelligkeit die Gunst des Augenblicks und die Fehler des Gegners zu ergreifen wußte. Als Mensch war er groß, weil er die Künste des Friedens höher achtete, als den blendenden Ruhm, welchen der Krieg giebt, und weil dabei solche Bescheidenheit in seiner Seele war, daß er einen jeden neben sich duldete, sogar andern sich gern unterordnete, wenn nur die Sache fell.. dadurch gefördert wurde. Solche, ächt deutsche Sinnesart macht, daß wir den Mann, welcher sein ganzes Leben für unser Vaterland verwendet hat, sehr gern zu den Unsrigen zählen. — Von Körper war Eugen klein, und wenn er in seinen grauen Mantel gehüllt durch die Gassen des Feldlagers ging, so erkannte wohl keiner leicht den weltberühmten Heerführer in ihm, als wer das Feuer in seinem dunkeln Auge zu deuten wußte.

Im März des Jahres 1701 brach Eugen mit einem kaiserlichen Heere, be: welchem auch 10,000 Mann Preußen und gleichfalls hannöversche Hülfs-Völker waren, nach Italien auf. Bei

Roveredo sammelte sich das Heer und erstieg die Gebirge; aber jenseits waren schon alle Pässe von den Franzosen besetzt, es schien unmöglich, hinabzukommen. Doch der Feldherr ließ durch seine Krieger, die ihm mit Begeisterung gehorchten, einen Weg von 6 Meilen durch Felsen und über Abgründe bahnen und ehe der Feind es ahndete, brach das Heer aus den furchtbaren Bergen hervor und stand in den Ebenen der Etsch bei Verona. Durch zwei Siege bei Carpi und Chiari, vertrieb Eugen die Franzosen aus einem Theile von Ober-Italien und schlug dort sein Winterlager auf.

England, Holland und das deutsche Reich nehmen Theil. — 1702. — Marlborough. — Noch im Herbste 1701 wurde das Bündniß zwischen England, den General-Staaten, und dem Kaiser geschlossen. Die Seemächte machten die Bedingung, daß sie alle Eroberungen, die sie in dem spanischen Indien machen würden, als Eigenthum behielten; dafür versprachen sie dem Kaiser die spanischen Niederlande, Mayland, Neapel und Sicilien erobern zu helfen. Das englische Volk würde nicht so thätigen Antheil am Kriege genommen haben, wenn nicht Ludwig thörichter Weise es selbst erbittert hätte. England hatte das Haus Stuart, seines Eifers für den katholischen Glauben wegen, vom Throne vertrieben und Wilhelm von Oranien darauf gesetzt; Ludwig dagegen nahm die vertriebenen Stuarts auf, beschützte sie, und erkannte jetzt, 1701, da der Prätendent Jakob II. in Frankreich starb, dessen Sohn, Jakob III. als König von Britanien an; und es verbreitete sich das Gerücht, er werde ihn mit einem französischen Heere nach den Küsten Englands hinübersetzen. Solche Anmaßung eines Fremden, über ihren Thron gebieten zu wollen, erbitterte das englische Volk so sehr, daß der König Wilhelm statt 10,000, jetzt 40,000 Mann zu diesem Kriege vom Parlamente bewilligt erhielt. Er wählte den Grafen, nachherigen Herzog, von Marlborough zum Feldherrn über sein Heer. Sein Auge hatte gut gewählt; Marlborough, der unter dem großen Türenne den Krieg gelernt hatte, stand an Feldherrngröße keinem seiner Zeit nach. Er war ein geborner Heerführer; groß, schön, kraftvoll, von solchem Anstande und solcher geistigen Ueberlegenheit, daß sich die Gemüther unwillkührlich vor ihm beugten. An menschlicher Würde stand er unter Eugen; es fehlte ihm die treue, edle Sinnesart, welche große Gedanken und Zwecke höher achtet, als das eigene Selbst; auch wird er beschuldigt, mehr als billig dem äußern Gewinne nachgetrachtet zu haben.

Marlborough ging im März 1702 nach den Niederlanden hinüber und stellte sich an die Spitze des englisch-holländischen Heeres; sein nächstes Ziel war, die Franzosen aus dem Churfürstenthum Köln zu vertreiben. Der König Wilhelm starb zwar in diesem selben Monate, aber seine Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb ganz seinen Entwürfen getreu, und der Krieg nahm seinen Fortgang.

Bei diesem Ernste der Fremden entschloß sich auch das deutsche Reich zur Theilnahme an dem Nachekriege gegen seinen Erbfeind. Die Kriegs-Erklärung erfolgte den 6. Oktober 1702. Am Ende derselben heißt es: „Frankreich habe nichts unterlassen, was zur Beschimpfung und gänzlichen Unterdrückung deutscher Nation gereichen könne, um dadurch endlich die vorlängst so eifrig gesuchte Universal-Monarchie desto eher zu errichten." — Das Betragen des Churfürsten von Baiern hatte gleichfalls den Entschluß der übrigen Reichsglieder befördert; er, der hartnäckig an Frankreich festhielt, hatte eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt und am 3. September plötzlich die freie Reichsstadt Ulm überfallen und in Besitz genommen. Das mußte die übrigen Stände erbittern.

Auch die Herzoge von Braunschweig, aus noch immer fortwährendem Unwillen über die hannöversche Churwürde, vergaßen sich so sehr, daß sie für Frankreich Werbungen anstellten. Da sie vielfältige Warnungen nicht achteten, wurden sie durch den Churfürsten von Hannover in diesem Jahre 1702 mit Gewalt entwaffnet, und mußten nun dem Willen des Kaisers und Reichs folgen.

Uebrigens wurde in dem Jahre weder am Rhein durch den kaiserlichen Feldherrn Ludwig von Baden, noch in Italien durch Eugen, etwas besonderes unternommen. Dieser war zu schwach dazu; und es schien, als wollten die Gegner überhaupt erst die Kräfte im Kleinen aneinander versuchen.

Die Baiern in Tyrol 1703. — Das nächste Jahr war schon thatenreicher. Marlborough wandte dasselbe zur Eroberung fester Plätze an den Grenzen der Niederlande an; er nahm Bonn, Tongern, Huy, Limburg und Geldern weg.

Im südlichen Deutschland ging es nicht so glücklich. Hier gelang es dem französischen Marschall Villars, über den Rhein zu dringen und sich mit dem Churfürsten von Baiern zu vereinigen. Nun entwarf letzterer den Plan, einen Einfall in Tyrol zu machen und dieses ihm so wohl gelegene, Gebirgsland zu erobern. Er brach mit etwa 16,000 Mann der besten Krieger dahin auf und der französische Marschall blieb zur Deckung Baierns zurück. Durch einen unglücklich entstandenen Brand in Kufstein fiel diese wichtige Bergfestung sogleich in des Churfürsten Hände, und im ersten Schrecken ergaben sich mehrere andere Plätze, sogar Inspruck. Von da zogen die Baiern den Brenner hinan, um sich den Weg nach Italien zu öffnen. Hier aber warteten ihrer, durch einen Haufen östreichischer Krieger verstärkt, die tapfern Tyroler, die zu allen Zeiten für ihr geliebtes Land Leib und Leben gewagt haben, unter der Anführung des muthigen Amtmanns Martin Sterzing. Sie hatten die schroffen Höhen zu den Seiten der Pässe erklommen, und stürzten Felsen und Bäume auf die gedrängt ziehende Feinde herab. Da war keines Bleibens für diese; sie mußten zurückweichen. Auf den Churfürsten selbst lauerte ein Tyroler Scharfschütze in einer Schlucht;

aber durch die reiche Kleidung getäuscht, erschoß er statt seiner den Grafen von Arco. Auf dem Rückzuge litt das baiersche Heer noch größern Verlust, und nur mit der Hülfe derer, die ausgezogen waren, kam der Churfürst nach zwei Monaten zurück.

Zu einigem Ersatze gelang es ihm noch im Winter dieses Jahres, die reiche Stadt Augsburg, so wie Passau, die Gränzfestung von Oestreich, einzunehmen, und am Rhein hatten die Franzosen die wichtigen Festungen Breisach und Landau erobert.

Die Schlacht bei Hochstädt 1704. — Gegen solche Verluste mußte den Verbündeten im nächsten Jahre mit gesammelter Kraft größerer Gewinn erkämpft werden, und nach dem Kriegsplane sollten die drei Feldherrn, Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden vereint im südlichen Deutschland fechten; in Italien blieb der General Stahrenberg, um den Krieg vertheidigungsweise zu führen. Die drei Heerführer kamen zu Heilbronn am Neckar zusammen, und Marlborough mit dem Markgrafen von Baden wandte sich gegen die Donau, während Eugen an den Rhein zog. Die Baiern hatten einen Theil ihres Heeres auf dem Schellenberge bei Donauwerth in ein festes Lager gelegt, um den Uebergang über die Donau zu erschweren; sie wurden aber dort angegriffen und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht getrieben; ihr Lager fiel in Feindes Hand.

Nach diesem Treffen ließen die Verbündeten dem Churfürsten Friedensanträge machen, und boten ihm ansehnliche Vortheile an, wenn er von dem französischen Bündniß ablassen wollte. Er wankte schon und war im Begriff, den Vertrag der Aussöhnung zu unterschreiben, als ein Bote verkündete, der Marschall Tallard sey mit einem frischen Heere zu seiner Hülfe im Anzuge. Da warf der Churfürst die Feder aus der Hand und unterzeichnete nicht. Der Marschall kam, aber zugleich mit ihm Eugen, der ihm gefolgt war und nun zu Marlborough stieß. Den alten unbiegsamen Prinzen von Baden sendeten sie zur Belagerung von Ingolstadt ab, damit er ihnen den Schlachttag nicht verderbe; mit dem bescheidenen Eugen dagegen focht der englische Heerführer gern zusammen, weil dieser für das Gelingen der Sache dem eigenen Ruhme willig entsagte.

Am 12. August standen beide Feldherrn den Franzosen und Baiern bei dem Flecken Hochstädt gegenüber; und am 13. begannen sie die Schlacht. Die Feinde hatten die größere Zahl und eine, durch Moräste sehr gut gedeckte, Stellung. Marlborough führte den rechten Flügel, der aus Engländern und Hessen bestand, gegen die Franzosen, Eugen den linken gegen die Baiern. Die Schlacht war eine der heftigsten, und mehrmals wurden die Angreifenden durch das furchtbarste Feuer des Geschützes zurückgeworfen; endlich benutzte der Herzog einen Augenblick der Unordnung und drang in die Franzosen ein; nun flohen sie, und der Churfürst, als er ihre Flucht sah, wich mit den Seinigen auch zurück. 28 Bataillone und 12 Geschwader Fran-

zosen versuchten noch, sich im Dorfe Blindheim zu behaupten; sie wurden aber eingeschlossen und gezwungen, sich zu Gefangenen zu ergeben. Es war ein großer Sieg; 20,000 Franzosen und Baiern lagen auf dem Schlachtfelde, 15,200 waren gefangen, und unter diesen der Marschall Tallard selbst, mit seinem Sohne und 818 Offizieren. An Beute hatten die Sieger eine reiche Kriegskasse gewonnen, 117 Kanonen, 24 Mörser, und 300 Feldzeichen; überdieß 5000 Wagen, 3600 Gezelte, und 2 Schiffbrücken. — Von diesem Tage an tönte Marlboroughs Name in Liedern durch ganz Deutschland; der Kaiser ernannte ihn zum Reichsfürsten.

Der Churfürst von Baiern sah sich gezwungen, mit den Franzosen über den Rhein zu gehen; sein Land wurde von den Kaiserlichen besetzt, und seine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. — So unglücklich endigte für ihn dieser Feldzug von 1704.

Im folgenden Jahre 1705 starb der Kaiser Leopold I. an der Brustwassersucht, wenig betrauert von den Seinigen; denn die Leutseligkeit, womit die Fürsten so leicht die Herzen derer gewinnen, welche um sie sind, besaß er nicht. Das Hervorstechendste in seinem Wesen war eine strenge Gottesfurcht, aber eine solche, welche ihn von dem Willen seiner Geistlichen ganz abhängig machte und gegen Andersdenkende in Unduldsamkeit ausartete. Sonst war er gewissenhaft und sehr mildthätig gegen Arme, letzteres doch mit Schwäche, so daß der gröbste Mißbrauch damit getrieben wurde. So schweren Zeiten, wie er erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., war Leopold nicht gewachsen.

Ihm folgte sein ältester Sohn:

Joseph I. 1705—1711.

Einen Augenblick zweifelte man, ob Joseph für seinen Bruder Karl auch den Krieg mit gleichem Eifer fortsetzen werde; dieser war im Jahr 1704 selbst nach Spanien abgegangen und in Arragonien, Katalonien und Vallencia wirklich als König anerkannt. Joseph indeß erklärte sich entschieden für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges, und hielt Wort.

Doch wurde in diesem Jahre 1705 allenthalben im Felde nichts Großes ausgeführt. Eugen war nach Italien geschickt, um das dortige ganz niedergeschlagene Heer wieder aufzurichten; mehr konnte er aber auch in diesem Jahre nicht bewerkstelligen. Marlborough war in die Niederlande zurückgekehrt; und auch er mußte wieder frische Kräfte sammeln. In Baiern aber brach, der Bedrückungen der östreichischen Beamten und Besatzungen wegen, ein heftiger Aufruhr aus. Man zwang die Jugend des Landes zum östreichischen Dienste, und solche Gewaltsamkeit empörte das kräftige und selbständige baiersche Volk. Es ergriff die Waffen, befreite die aufgehobene junge Mannschaft, überfiel ein-

zelne östreichische Haufen, und durch das erste Gelingen angefeuert, sammelten sich an 20,000 Landleute, unter Anführung eines Studenten Mainl. Sie konnten es wagen sogar die Festungen Braunau und Schärding anzugreifen, und zwangen die kleinen Besatzungen zur Uebergabe. Die Oestreicher mußten mit ihnen unterhandeln und schlossen, nicht wie mit Aufrührern, sondern wie mit einem selbstständigen Feinde, einen Waffenstillstand; diesen aber benutzten sie, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen zusammenzurufen; mit dessen Hülfe trieben sie die Haufen der Bauern in die Flucht, nahmen ihnen eine Stadt nach der andern wieder ab und stellten die Ruhe einigermaßen her.

Dabei geschahen viele harte Dinge, und die Erbitterung zwischen den beiden deutschen Nachbarvölkern wurde immer größer. Der Churfürst selbst wurde nun, als ein Reichsfeind, und weil er für den Urheber des Aufruhrs angesehen wurde, förmlich in die Acht erklärt, und sein Land als ein verfallenes Reichslehen betrachtet. Dem Churfürsten von der Pfalz gab der Kaiser, auf dessen dringliches Ersuchen, die Oberpfalz, die sein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte, nebst dem alten Platze im Churfürstenrathe, wieder. Endlich gaben auch um diese Zeit die Fürsten, welche noch immer der hannöverschen Churwürde widersprochen hatten, nach; sie wurde allgemein anerkannt, und Churpfalz trat das Erzschatzmeisteramt an Hannover ab.

Die Schlachten bei Ramillies und Turin. 1706. Frankreich hatte beschlossen, in dem folgenden Feldzuge seine Hauptkraft gegen die Niederlande zu kehren, um wo möglich in dem reichen Holland die Mittel zum ferneren Kriege zu gewinnen. Es wurde auch das schönste französische Heer ins Feld gestellt, welches noch in diesem Kriege erschienen war, aber sein Führer, der Marsall Villeroi, war dem kühnen Marlborough nicht gewachsen. Von eitler Zuversicht getrieben verließ er seine feste Stellung bei Löwen, um den Gegner den 22. Mai in der Ebene von Ramillies anzugreifen.*) Das wünschte Marlborough; er hatte seine Sellung durch Morast und Wassergraben trefflich gedeckt, und als die Feinde nun anstürmten, konnten sie den schwachen Stellen seiner Schlachtordnung nicht ankommen, weil die Natur sie schützte, er dagegen wendete seine ganze Kraft gegen einzelne Punkte der ihrigen und durchbrach sie. Vor der Schlacht hatte ein französischer Oberst gesagt; das Heer sey so trefflich, daß, wenn sie heute nicht siegten, sie nie wieder vor dem Angesichte der Feinde erscheinen dürften. Und dennoch wurden sie geschlagen; keine Tapferkeit konnte die begangenen Fehler

*) Es ist dieses fast das Feld der großen Schlacht bei Belle Alliançe und Waterloo, und dieser letzte Name wird auch bei jener Schlacht vor hundert Jahren genannt.

gut machen. Ueber 20,000 Mann wurden verloren, dazu 80 Fahnen, selbst die Pauken und Standarten der königlichen Garde; und zwei Monate vergingen, ehe sich das französische Heer wieder recht sammeln konnte. Der Sieger dagegen durchzog Brabant und Flandern, nahm alle Städte des Landes ein, und ließ dasselbe Karl III., als seinem rechtmäßigen Herrn schwören. Zu Brüssel wurde in des neuen Königs Namen ein Staatsrath errichtet.

Der Prinz Eugen wollte dieses Jahr auch nicht ohne eine große That in Italien vorübergehen lassen. Er wagte einen Zug, der zu den kühnsten in der Kriegsgeschichte gehört. Mit nicht mehr als 24,000 Mann deutscher Krieger zog er einen Weg von 50 Meilen, über Berge und Ströme, und durch eine Reihe von Plätzen, die vom Feinde besetzt waren, dem hartbedrängten Herzog von Savoyen zu Hülfe, dessen Hauptstadt Turin vom Feinde belagert wurde. Der Zug gelang, zu aller Welt Erstaunen; Eugen vereinigte sich mit dem Herzoge und eilte zur Befreiung Turins herbei. Obgleich viel geringer an Macht, und mit einem, aus sehr verschiedenen Haufen zusammengesetzten, Heere, wagte er am 7ten September früh 4 Uhr den Angriff auf die französischen Linien. Ein schrecklicher Geschützesdonner empfing ihn, aber dennoch drangen die Seinigen tapfer vor. Der Fürst von Dessau (später unter dem Namen des alten Dessauers bekannt), führte auf dem linken Flügel die Preußen gegen die Verschanzungen, dann folgten die Würtemberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel; zu gleicher Zeit that der Graf Daun einen Ausfall aus der Festung. Der Kampf wurde sehr hartnäckig. Zwei Angriffe der Deutschen wurden zurückgeschlagen; endlich, nach zweistündiger Arbeit, erstiegen zuerst die Preußen und bald auch die übrigen die Schanzen. Die Verwirrung der Feinde wurde um so größer, da ihnen die Besatzung von Turin in den Rücken fiel, und da ihre beiden obersten Feldherrn, der Herzog von Orleans und der Graf Marsin, verwundet das Schlachtfeld verlassen mußten. Marsin wurde gefangen und starb am folgenden Tage zu Turin; 5000 Todte und noch mehr Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und die übrigen flohen in solcher Verwirrung über die Gebirge nach Frankreich, daß von dem ganzen 80,000 Mann starken Heere kaum 16,000 zusammen blieben. Die großen Vorräthe, die zu der Belagerung zusammengebracht waren, 213 Stück Geschütz, 80,000 Fässer Pulver und eine Menge von Kugeln, fielen in die Hände der Sieger. Die Folgen der Schlacht waren noch größer, als dieser erste Gewinn; die Franzosen verloren schnell einen Platz in Italien nach dem andern, und mußten eine sogenannte General-Kapitulation abschließen, nach welcher sie Italien räumten und versprachen, während des ganzen Krieges kein Heer wieder dorthin zu schicken. So herrlich hatte Eugen seine Sachen hier ausgeführt, und sein Name erscholl nun noch lauter

durch Europa, als vorher; der Kaiser schenkte ihm einen kostbaren Degen und ernannte ihn zum Generalstatthalter in Mayland.

Das Jahr 1707 brachte auch das dritte Land von der spanischen Erbschaft, Neapel, in des Kaisers Besitz; die Lombardei und die Niederlande waren ihm durch die beiden großen Schlachten des vorigen Jahres gewonnen. Neapel, wo nur ein geringer spanischer Heerhaufe war, wurde ohne Mühe eingenommen, und Frankreich hatte nun die letzte Stütze in Italien verloren. Auch in den Niederlanden konnte dem Herzog von Marlborough nichts wieder abgewonnen werden. Nur am Oberrhein fand der König Ludwig einigen Ersatz durch die Langsamkeit des Reichsheeres; der alte Reichs-Feldmarschall, Ludwig von Baden, starb 1707; ihm folgte der wenig unternehmende Markgraf von Baireuth, und durch dessen Unentschlossenheit gelang es den Franzosen wieder, bei Straßburg über den Rhein zu gehen und in Franken und Schwaben das alte grausame Raubspiel zu üben. Es ist berechnet worden, daß sie in Zeit von zwei Monaten an 9 Millionen Gulden durch Brandschatzungen zusammengetrieben haben. Der neue Reichsfeldherr legte zwar, zu aller Freude, den Oberbefehl bald nieder, und an seine Stelle kam der fähigere Churfürst Georg Ludwig von Hannover; aber auch ihn verhinderte die schlechte Verfassung des Reichsheeres, etwas Bedeutendes vorzunehmen; er mußte zufrieden seyn, daß die Franzosen aus Mangel an Unterhalt, wieder über den Rhein zurückgingen, und daß er sie in den nächsten Jahren jenseits halten konnte.

Ein Zug, den der Prinz Eugen noch im Jahre 1707, auf Verlangen der Seemächte von Italien aus ins südliche Frankreich machen mußte, um Toulon zu erobern, mißlang wie die ähnlichen Züge, die schon Kaiser Karl V. versucht hatte, und eben so hatte der König Ludwig die Freude, in demselben Jahre fast ganz Spanien wieder seinem Enkel Philipp V. unterworfen zu sehen. Der Erzherzog Karl hatte in den vorigen Jahren glückliche Augenblicke in Spanien gehabt; sein Heer, welches besonders aus portugiesischen Hülfsvölkern bestand, hatte selbst die Hauptstadt Madrid erobert und ihn daselbst zum Könige von ganz Spanien ausgerufen; allein seine eigene Unthätigkeit, so wie die Uneinigkeit seiner Heerführer, der Haß der Kastilier gegen ihn und gegen die Arragonier sowohl, als die Engländer und Portugiesen; diese und andere Ursachen entrissen dem östreichischen Prinzen nach und nach das Eroberte wieder, so daß er im Jahr 1707 nur noch Catalonien übrig hatte.

Dennoch hatte der König Ludwig in diesem Kriege schon so viel verloren und sein Land war so erschöpft, daß er sehnlichst den Frieden wünschte, und mit Bezwingung seines alten Stolzes Versuche machte, ihn selbst mit großen Opfern zu erkaufen. Allein die Gegner gedachten ihn diesesmal für allen früheren Uebermuth recht empfindlich zu züchtigen; besonders waren Eugen und

Marlborough, die wiederum Oestreich und England lenkten, dem eitlen Könige von Grund ihres Herzens feindlich gesinnt und sannen nur darauf, ihm noch härtere Demüthigung zu bereiten. Es gelang ihnen auch trefflich durch:

Die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet 1708 und 1709. — Sie fochten wieder vereint in den Niederlanden, da Eugens Tagewerk in Italien vollendet war; und vereint brachten sie zuerst den Herzogen von Bourgogne und Vendome, deren Uneinigkeit alles verdarb, eine große Niederlage bei Oudenarde am 11. July 1708 bei; und in Folge der Schlacht eroberte Eugen, durch eine sehr kühne Belagerung, die Festung Ryssel, die man für unüberwindlich gehalten hatte.

Das Unglück Frankreichs in diesem Feldzuge wurde in dem darauf folgenden Winter von 1708 auf 9, durch eine unerhörte Kälte und den dadurch verursachten Schaden noch drückender gemacht. Die Kälte war so groß, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten, daß die Weinstöcke und Obstbäume erfroren, und das durch den Krieg schon ausgesogene Volk durch solche Naturschrecken vollends zur Verzweiflung gebracht wurde. Die Klagen waren herzzerreißend; die Mittel zum nächsten Feldzuge schienen unerschwinglich zu seyn. Da mußte sich der gedemüthigte König zu neuen Friedensversuchen bequemen; er erklärte sich willig, Spanien, Indien, Mayland und die Niedrlande zu verlieren, wenn man Philipp V. nur Neapel und Sicilien lassen wolle. Allein die beiden Feldheren, welche mitten in diesen Friedensverhandlungen im Haag erschienen, erklärten kurz, daß von der ganzen spanischen Monarchie auch nicht ein Dorf dem Hause Oestreich entzogen werden dürfe. Und als endlich auch diese harte Forderung zugestanden war, wurden Abtretungen von dem französischen Gebiete selbst verlangt; das Elsaß solle wieder zurückgegeben und, sowohl nach den Niederlanden als Savoyen zu, eine Reihe von Festungen, zur künftigen Sicherheit gegen französische Arglist, abgetreten werden. Dieses Alles gestanden die französischen Gesandten nach einander zu; — nur die eine, in der That entehrende, Zumuthung konnten sie nicht bewilligen, daß nemlich Ludwig, wenn sein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wolle, selbst helfen solle, ihn mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben. Solche Schande wollte er nicht auf sich laden, und der Krieg fing wieder an.

Mit den Verhandlungen war schon ein Theil des Sommers 1709 vergangen; Eugen und Marlborough eilten die noch übrige Zeit zu benutzen. Sie eroberten Tournay und gingen auf Mons los. Dieses wollte der französische Marschall Villars decken und hatte eine feste Stellung bei Malplaquet, vor Mons, genommen. Aber die beiden siegreichen Feldherrn griffen ihn hier am 11 Sept. ohne Zaudern an und schlugen ihn nach sehr blutiger Schlacht, der blutigsten des ganzen Krieges.

Eugen selbst erhielt gleich Anfangs einen Streifschuß am Kopfe; aber ruhig steckte er sein Schnupftuch unter seinen Hut und führte seinen Flügel weiter ins Feuer. — Nach dieser Schlacht wurde Mons erobert.

Ein neuer Feldzug war verloren; Ludwig XIV. mußte von Neuem den Frieden anbieten; er bewilligte alles, was verlangt war, sogar wollte er, um nur nicht die eigenen Heere zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien leihen zu müssen, den Verbündeten Hülfsgelder zu diesem Zwecke entrichten. Aber jetzt mußte Ludwig an sich selbst erfahren, was andere so oft durch ihn gefühlt hatten, wie hart nemlich den, der im Unglück ist, der Uebermuth des Siegers drückt. Auch zeigte sich jetzt offenbar, wie er durch die Zweideutigkeit seiner politischen Künste in früheren Verhandlungen das Vertrauen der europäischen Völker verscherzt hatte. Man erwiederte ihm jetzt: so lange Philipp V. in Spanien sey, könne man den Versprechungen seines Kabinets nicht trauen, und überhaupt müßten alle Forderungen der Verbündeten binnen zwei Monaten erfüllt seyn, ehe an einen eigentlichen Friedensschluß gedacht werden könne. Nach so harter Antwort fing der Krieg wiederum an, und Eugen und Marlborough nahmen eine Stadt nach der andern an der französischen Gränze ein. Aus Spanien aber kam die Nachricht, auch dort habe sich das Glück gewendet, Karls General Stahrenberg habe Philipps Heer in die Flucht geschlagen, und Karl habe am 28. September 1710 seinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Die Noth des alten, kranken Königs Ludwig war auf das Höchste gestiegen und alle Hülfe schien verloren. Nach so vielen, für die Größe seines Namens und Reiches geführten Kriegen, nach der Aufopferung von so viel tausend und aber tausend Menschenleben, sollte nun das ganze Gebäude in Nichts zusammenfallen, er sollte sogar von seinem alten Reiche Opfer bringen. Härter schien noch nie das Schicksal den, der sich auf dem Gipfel der Größe wähnt, getroffen zu haben. — Aber die Gegner hatten den rechten Augenblick der Mäßigung gleichfalls versäumt; auch sie waren durch das Glück übermüthig geworden und darum verloren sie einen großen Theil der Frucht ihrer Siege. Drei günstige Ereignisse rissen Frankreich auf einmal aus der großen Noth, unter welcher es darnieder lag, und führten es zu einem erträglichen Frieden; sie waren: Der Sturz des Herzogs von Marlborouph, die Siege der französischen Parthei in Spanien, und der Tod des Kaisers Joseph.

In England, wo Marlboroughs Freunde bisher den Staat gelenkt hatten, bildete sich in seiner Abwesenheit, in der Stille eine Gegenparthei, und nannte sich, um die seinige auch durch die Gewalt der Meinungen zu besiegen, Torys, Königlichgesinnte, jene aber Whigs, Volksfreunde. Marlborougs Streben wurde der Königin Anna verdächtig gemacht, seine Gemahlin, die bisher die Königin ganz beherrscht hatte, wurde durch eine

andere, die Lady Masham, glücklich verdrängt; ein neues Parlament von Torys wurde im Jahr 1710 gewählt, und nun trat in England die Neigung zum Frieden an die Stelle der Kriegslust. Marlborough erhielt zwar den Oberbefehl noch einige Zeit, aber mit großen Einschränkungen, und bald nachher gab er ihn ganz ab.

Zu der Friedens-Neigung trug auch der Tod des Kaisers Joseph, am 17. April 1711, nicht wenig bei. Er starb an den Pocken, im 33. Jahre seines Lebens, und wird, als ein selbstthätiger rascher Fürst, der seinem Vater wie seinem Bruder weit überlegen war, von der Geschichte gerühmt. Sein Geist war fähig, die größten Gedanken zu fassen, und darum fand auch Eugen, mit seinen großartigen Ansichten, bei ihm den meisten Eingang. — Da der Kaiser ohne Erben starb, so war sein Bruder Karl der Erbe seiner Länder. Da stand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, so wie zu Kaiser Karls V. Zeit: ob es nemlich rathsam sey, daß dieser Karl, als Kaiser der sechste, wenn die Deutschen ihn wählten, wie jener fünfte, halb Europa beherrsche, und das Haus Oestreich so übermächtig sey? Karl VI. besaß alle Länder Karls V., wenn er die ganze östreichische und spanische Monarchie vereinte. Den übrigen, besonders den Seemächten, schien solche Uebermacht gefährlich, und sie beförderten nun lieber die Kaiserwahl Karls VI., um ihm nachher einen Theil der spanischen Länder abzusprechen. Er wurde am 22. December 1711 zu Frankfurt gekrönt.

124. Karl VI. 1711 — 1740.

In Spanien hatte Karl überdieß nicht festen Fuß mehr, er hatte es nach kurzem Besitze durch den geschickten französischen Feldherrn, den Herzog von Vendome, wieder verloren, der seine Heere schlug und einen Landstrich nach dem andern für Philipp V. wieder eroberte.

Der Utrechter Friede. 1713. — England hatte sich indeß mit Frankreich in besondere Unterhandlungen eingelassen und bereits die vorläufigen Friedens-Bedingungen unterzeichnet; so wenig edel handelte die neue Parthei in England an den bisherigen Bundes-Genossen, die sich nun auch wohl zu Unterhandlungen, und zwar auf nicht sehr günstige Bedingungen, bequemen mußten. Zum Versammlungsorte wurde Utrecht gewählt.

Ueber den Hauptpunkt, die spanische Erbschaft, war man, trotz des Widerspruchs von Seiten des Kaisers, bald einig; Philipp V. sollte Spanien und Indien, Karl das übrige haben; zugleich mußte Philipp aber allen seinen Ansprüchen auf Frankreich entsagen, damit die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf einem Haupte vereingt würden.

An England trat Frankreich die Hudsonsbay und Neufundland ab, und schleifte ferner, auf Englands Verlangen, die

Festungswerke von Dünkirchen. An Portugal wurden Besitzungen in Süd-Amerika abgetreten; an Preußen das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neuschatel und Valangin; auch erkannte Frankreich seine neue Königswürde an. Savoyen erhielt treffliche Festungen an der französischen Grenze und, weil es auch Ansprüche an die spanische Krone machen konnte, als Ersatz die Insel Sicilien. Holland, welches am treuesten an dem Bündnisse gehalten und früher alle vortheilhaften Anträge zu einem besondern Frieden mit Frankreich abgewiesen hatte, erhielt jetzt geringen Ersatz, es mußte die stärksten der eroberten Festungen herausgeben, und behielt eine Reihe der schwächern, die ihm wenig genützt haben. — Spanien trat endlich an England noch die Festung Gibraltar und die Insel Minorka ab, und so hat England den größten Vortheil von diesem Frieden gezogen.

Friede zu Rastadt und Baden. 1714. — Der Kaiser und das Reich, von ihren Bundes-Genossen verlassen, sollten nun allein unterhandeln oder den Krieg allein fortsetzen. Die Bedingungen, welche die Franzosen ihnen machten, waren die schimpflichsten; Ludwig verlangte nemlich, um sich gegen seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Baiern, recht großmüthig zu beweisen, völlige Wiedereinsetzung desselben in alle seine Länder, und noch überdies die Verleibung der Grafschaften Burgau und Nollenburg und der Insel Sardinien, als eines Königreichs; eine königliche Belohnung für den, der der treue Freund eines Reichsfeindes gewesen war! — Auf solche Bedingungen einzugehen, wäre ehrlos gewesen, und der Krieg fing wieder an. Aber mit welchem Glücke! der betrübte Eugen konnte mit dem kleinen Reichs-Heere gegen die ganze französische Macht unter Villars nicht einmal die Ufer des Rheines vertheidigen; die angrenzenden Kreise wurden von Neuem ausgeplündert und die wichtigen Festungen Landau und Freiburg erobert.

Darauf kamen Eugen und Villars im November 1713 in dem Schlosse zu Rastadt zusammen, und fingen die Unterhandlungen wieder an. Die beiden großen Feldherrn, die zuletzt auf dem Kampfplatze gegen einander standen, wollten auch die Ehre haben, Friedensstifter zu sein. Nach mühsamer Arbeit, und manchen nicht edlen Unterbrechungen durch Ludwigs wieder erwachten Stolz, unterzeichneten sie endlich den Frieden am 7. März 1714. Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskanischen Seehäfen; — Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein bis auf Landau heraus; Baiern und Köln wurden der Reichsacht erledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt.

Das waren die Hauptbedingungen, und nachdem noch einige Punkte in Beziehung auf das deutsche Reich näher bestimmt waren, wurde auch durch dessen Abgeordnete der Friede in der Stadt Baden im Argau am 7. September 1714 unterzeichnet.

Ein heftiger Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordische Krieg, der zu eben dieser Zeit die nördliche und östliche Hälfte von Europa erschütterte, aber auf Deutschland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort bis zum Tode des schwedischen Königs Karl XII. im December 1718. — Von da an hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein Dränger Ludwig XIV., war auch 1715 gestorben.

Karls VI. fernere Regierung. — Wir haben den eben geendigten, wichtigen Krieg ausführlicher erzählt, weil er Frankreichs bisherige Uebermacht brach und für Oestreich und Deutschland einen glücklichen Augenblick herbeiführte, den alten ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte wiederum einzunehmen. Seit Ludwig XIV. eroberungssüchtiges Streben sich offenbar gezeigt hatte, und zu fürchten war, daß ein einzelner Staat gegen Frankreichs Uebermacht schwerlich bestehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung Mehrerer jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzusetzen, damit in Zukunft nur die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwischen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Systems des politischen Gleichgewichts, und muß ein großer Mann genannt werden, weil er mit kleinen Mitteln Großes ausrichtete, und in Wahrheit Europas Schirmherr wurde. Vor allen Dingen gründete er seine Hoffnung dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oestreich, der freiesten protestantischen mit der rechtlichsten katholischen Macht, wie man es ausgedrückt hat. Diese Verbindung bezeichnet in der That einen neuen Abschnitt in der Entwickelung der Staaten-Verhältnisse Europas, und hat unter andern am meisten dazu beigetraten, die Grundsätze der Duldung, der gegenseitigen Achtung und sittlichen Würdigung, zwischen den Völkern herrschend zu machen; und eben hierdurch zeichnet sich die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts, bei allen übrigen Schwächen, aus. Oestreich aber wurde auf diese Weise wieder in die Mitte Europas gestellt, als die Macht, welche am meisten mit den übrigen in Beziehung und am meisten berufen sey, gutes Verständniß und Ordnung unter Allen zu bewahren; in Beziehung auf Deutschland aber desto kräftiger die alte Würde und Verfassung des Reichs zu schützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des nun geendigten Krieges war diese Bestimmung Oestreichs wie durch einen Schicksalsspruch bestätigt; es war mächtiger, als wenn es ihm gelungen wäre, die spanische Krone mit der östreichischen zu vereinigen; denn daß solche Ausdehnung die Macht nicht wahrhaft vermehre, hatten die Zeiten Karls V. gelehrt. So rühmlichen Aufschwung verdankte Oestreich vorzüglich dem großen Geiste Eugens, und dem, nur zu früh verstorbenen, Kaiser Joseph I., welcher in des erstern hohe Gedanken ganz einging.

Hätte Kaiser Karl VI. Geistesgröße genug gehabt, die weit-

geschichtliche Bestimmung Oestreichs und Deutschlands in dem europäischen Völkerstaate, wozu eben der Standpunkt wiedergewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur seines Reiches, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes Ruhm und Größe, und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiserthums, welche im Laufe der Zeiten untergegangen war, mochte jetzt in erneuter Gestalt wiederum aufstehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften europäischen Völkerbundes, auf die ewigen Gesetze der Religion und Sittlichkeit gegründet, und also auf inneren, unsichtbaren Stützen im Gleichgewicht ruhend, aufgefaßt, und Oestreich mit Deutschland vereinigt als Wächter desselben aufgestellt wurden. Sie zusammen konnte kein eroberungssüchtiger Gedanke treiben, und sie waren nur stark im gerechten Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Dann konnte das System des Gleichgewichts als eine unsichtbare Macht für die neueren Zeiten die Stelle einnehmen, welche Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter ausgefüllt hatten.

Allein Karls Geist, so wie sein ganzes Zeitalter, konnte ein so hohes Bild nicht fassen noch halten. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein sorgfältiges Abwägen der physischen Kräfte, ein Messen des Umfanges der Länder, und ein zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn das war auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meisten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herrscher die Gewährleistung ihrer Selbstständigkeit und Sicherheit nicht, wo sie allein ruht, in der Liebe ihrer Völker, sondern in der großen Zahl immer schlagfertiger Krieger, suchten. Diese mußten vermehrt werden, wenn der Nachbarstaat sie vermehrte, und sie war fast allein der Maaßstab für das Verhältniß unter den Völkern. Die geistigen und sittlichen Kräfte, weil sie nicht gemessen werden können, wurden gar wenig beachtet. Solche Vernachläßigung mußte sich schwer rächen; der nicht geachtete Geist floh aus dem ganzen mühseligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können, und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugens Zeit, und längerem, traurigen Wanken, bald von dieser bald von jener Stütze kümmerlich gehalten, ist das System des Gleichgewichts, nicht einmal hundert Jahre nach seinem ersten Entstehen, in sich zusammengestürzt.

Für Deutschland hatte dieses System, und Oestreichs Stellung darin, die Folge, daß Deutschland in die Kriege des Kaiserhauses mit verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europas hineingerissen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben; vielmehr wurde auch das alte, wankende Reichsgebäude durch die steten Erschütterungen nun völlig aus seinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen, noch der Völker, gibt es einen Stillstand, sie schreiten unaufhaltsam rückwärts, wenn

sie nicht vorwärts dringen; und Deutschland hatte eben eine große Gelegenheit der Erhebung gleichgültig von sich gewiesen. — Uebrigens waren die letzten zwanzig Jahre bis zu Karls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der Kaiser widmete sich vorzüglich der innern Verwaltung seiner großen und schönen Länder, und dieses war für sie, nach so stürmischen Zeiten, eine Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männlichen Erben besaß, einen Erbvertrag, oder pragmatische Sanction, verfaßt, nach welcher alle seine Länder seiner Tochter Maria Theresia anheim fallen sollten. Diese wünschte er von den bedeutenden Staaten Europas feierlich beschworen zu sehen, um von der Zersplitterung der großen Monarchie gesichert zu seyn. Es ist dieses eine Hauptsorge seines Lebens gewesen, und er hat seine Absicht, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, äußerlich durchgesetzt; seine pragmatische Sanction wurde bestätigt, allein auch an ihr ist die Bodenlosigkeit der neueren Politik offenbar geworden. Diese Sanktion sicherte nach seinem Tode seine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen derer, welche ihre Ansprüche mit den Waffen durchzuführen hofften.

Der Kaiser selbst führte noch in den Jahren 1733 bis 35 einen Krieg für August III. von Sachsen, welcher zum polnischen Könige gewählt war, gegen Frankreich, welches den Stanislaus Lesczinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV., wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oestreich und Deutschland nicht glücklich; durch den Frieden blieb August III. zwar König von Polen, aber Deutschland verlor dafür eine neue Provinz an das habsüchtige Nachbarvolk; Lothringen mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den es an Frankreich kam, und der lothringsche Herzog, Franz Stephan, wurde Großherzog von Toskana. — In einem Türkenkriege war das östreichische Heer gleichfalls nicht siegreich, und im Belgrader Frieden 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte, die Festung Belgrad, zurückgegeben werden.

125. Maria Theresia, und Friedrich II. von Preußen.

Der Kaiser Karl VI. starb den 26. Oktober 1740. Seine Tochter Maria Theresia ergriff, der pragmatischen Sanction zufolge, in allen seinen Ländern die Regierung.

Sogleich nach des Kaisers Tode trat der Gesandte des Churfürsten von Baiern in Wien mit einer Erklärung seines Herrn hervor: „er könne die junge Königin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das Haus Baiern gerechte Ansprüche an die östreichischen Erbländer habe.“ Diese Ansprüche gründete der Churfürst auf seine Abstammung von der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I., deren Nachkommen, nach dem Aussterben des östreichischen Mannsstammes, jetzt eintreten müßten. Allem Rechte nach konnte dieses nur geschehen, wenn der

letzte Kaiser auch keine Tochter hinterlassen hätte; da eine solche da war, mußte sie allen weiblichen Seitenverwandten vorgehen. Nun wollten zwar die bairischen Rechtsgelehrten noch aus manchen andern Gründen die Ansprüche ihres Herrn rechtfertigen; was den Churfürsten indeß wohl am meisten trieb, war das heimliche Zureden Frankreichs, welches ihm seinen Beistand zur Zerstücklung des östreichischen Erbes versprach.

Ehe es jedoch auf dieser Seite bis zur Entscheidung durch die Waffen kam, trat ein noch viel unerwarteter Feind gegen Maria Theresia auf. Der junge König Friedrich II. von Preußen, der erst in diesem Jahre 1740 zur Regierung gekommen war, rückte plötzlich mit einem Heere in Schlesien ein und besetzte das Land. In der Erklärung, die er zugleich erließ, setzte er seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auseinander; sie schrieben sich, auf das erstere Land, noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, da der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf durch Kaiser Ferdinand II. wegen seiner Verbindung mit den aufrührerischen Böhmen in die Acht erklärt und sein Fürstenthum ihm genommen war. Der König von Preußen behauptete, wenn die Achtserklärung gegen jenen Fürsten auch gerecht gewesen sey, so hätte das Land dennoch, als ein Stammeslehen, den Seitenverwandten nicht entrissen werden dürfen, die an dem Verbrechen keinen Theil gehabt. Die Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aber nahm Friedrich II. aus noch früherer Zeit her, nämlich aus einem Erbvertrage des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit Joachim II. von Brandenburg aus dem Jahre 1507. — Was in des jungen Königs Seele arbeitete und trieb, was ihm im ersten Jahre seiner Regierung die Waffen in die Hand gab und ihn begierig die Gelegenheit ergreifen ließ, alte Rechte zu erneuern, die, wenn er nicht geboren wurde, vielleicht auf ewig vergessen blieben, — dieses Treibende offenbart er uns selbst in wenigen Worten. Nachdem er in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg die Erhebung Preußens zum Königreiche durch Friedrich I. erzählt hat, äußert er sich so darüber: „Es war eine Lockspeise welche König Friedrich I. allen seinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden.“ Diese Worte sind der Schlüssel zu Friedrich II. Leben. Was in Karl dem Großen gewirkt und ihn zum Eroberer gemacht, was Gustav Adolf in den Schlachtentod getrieben, dasselbe lebte in Friedrich. Der Lebenstrieb, der seit dem großen Churfürsten im preußischen Staate war, eine durchaus selbstständige Macht zu werden und in der Reihe der ersten in Europa zu stehen, wurde in Friedrich dem Großen gleichsam in einem Brennpunkte vereinigt. Das sah er als seine unausweichbare Bestimmung an, sein Volk in den Rang zu heben, den

seines Geistes Kraft ihm als erreichbar vorhielt, den königlichen Namen in königliche Macht zu verwandeln. Friedrich hatte eine kühne aufstrebende Seele von der Natur empfangen, sie hatte im kleinen Felde nicht Raum und mußte sich ein größeres erschaffen; an dieser schaffenden und bildenden Kraft steht Friedrich den größten Geistern in der Geschichte nicht nach. Es ist keiner, der stärker auf sein Zeitalter gewirkt und mehr wie er, als ein großes Vorbild gegolten hätte. Aber wiederum ist auch der größte Mann ein Zeugniß seiner Zeit, von ihren Schranken umfaßt, und ihre Tugenden wie ihre Mängel in einem klaren Spiegel wiederstrahlend. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Friedrich II., trotz aller ihm inwohnenden Kraft und Größe, in vielen Dingen den Männern, welche wir mit ihm zusammengestellt haben, nicht gleichkömmt, wenn manches an ihm kleinlich erscheint, was in außerordentlichen Zeitaltern auch eine großartige Gestalt angenommen hätte; ja, wenn sogar die Stimme des Vaterlandes über den großen Mann manche Klage führen muß. Ein kleinlich eigensüchtiges, dem Fremden nachjagendes, nüchternen Verstand und frechen Witz vergötterndes Zeitalter, welches viele der heiligen Dinge mit Füßen trat, konnte die höchste menschliche Vollkommenheit, in durchaus edler Haltung, nicht hervorbringen. Und wenn wir dieses erwägen, so werden wir vielmehr trauern, daß ein so ungewöhnlicher Geist nicht in einer großartigen Zeit geboren wurde.

Als der Vater Friedrich Wilhelm I. am 31. May 1740 starb, war Friedrich 28 Jahre alt; sein Geist war durch rastlose innere Thätigkeit, durch ernste Beschäftigung mit den Wissenschaften, durch den Umgang mit geistreichen Männern, zu aller Schärfe der Denkkraft ausgebildet; das Studium der Geschichte hatte seinen Blick über die engen Schranken der Gegenwart weit hinausgeführt; sie hatten ihm ein hohes Bild von der Würde eines Königs gegeben, und sein erstes Auftreten zeigte, daß er ihm nachstrebe. Es wurde sogleich offenbar, daß er selbst zu herrschen entschlossen sey, seine Thätigkeit in Leitung der Geschäfte, seine Aufmerksamkeit auf Kleines und Großes, seine Entsagung des Schlafes und der Vergnügungen, seine strenge Eintheilung der Stunden, daß keine ihm ungenutzt verloren gehe; — dieses Alles war ein Wunder für die, welche solche Aufopferung aller Lebenskraft für den Regentenberuf bei andern Herrschern nicht kannten. Recht eigenthümlich spricht sich der außerordentliche Eindruck in dem Berichte eines fremden Gesandten an des Königs Hofe aus. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben, heißt es darin, darf man nur sagen, daß der König schlechterdings alles selbst thut, und daß der erste Minister nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Kabinet zukommenden Befehle auszufertigen, ohne daß er über etwas befragt wird. Unglücklicher Weise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen

könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Gesandter sich hier weniger zurecht finden kann, als an jedem andern Hofe." — Freilich, die, von den Franzosen in Europa aufgebrachte, das sittliche Verhältniß der Herrscher unter einander vergiftende, Kunst, durch Lauern und Horchen und Bestechen, vom Staats-Minister bis zum Kammerdiener, die Entschlüsse des fremden Hofes schneller zu entdecken, als sie bei ihm selbst reif geworden waren, diese konnte bei Friedrich II. nicht geübt werden; denn er erwog Alles still in seiner eigenen Brust, und der Augenblick der That machte den Entschluß erst offenbar.

So ging es auch jetzt mit dem Angriffe auf eines der östreichischen Länder nach Karls VI. Tode. Man bemerkte wohl Rüstungen, aber vieler bedurfte es nicht, denn der ordnungsliebende, sparsame König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Sohne ein treffliches Heer von 80 000 Mann und einen Schatz von 8 Millionen Thaler hinterlassen; und überdies ging alles so still, so sprachlos, daß niemand des jungen Königs wahre Absicht durchschauen konnte. Sonst pflegten doch einem Kriege Bündnisse mit andern Mächten voranzugehen; allein Friedrich redete mit keinem Gesandten, und knüpfte mit Niemanden eine Verbindung an. Er wußte, daß die beste Hülfe in uns selbst liegt. Dabei verließ er sich auf die rasche Beweglichkeit seines Heeres, wie seiner selbst; sie lag in seinem ganzen Leben. „Will der König verreisen, erzählt von ihm der fremde Gesandte, so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof, noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat." — Durch Schnelligkeit mußte die Kraft seines Staates sich vervielfältigen und den Mangel der Masse ersetzen.

126. Der östreichische Erbfolgekrieg. 1740—1748.

Erster schlesischer Krieg. 1740—1742. — Den 20. Oktober des Jahres 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben; am 17. December desselben Jahres rückte Friedrich II. schon in Schlesien ein. Zugleich mit dem Heere in Schlesien erschien auch des Königs Gesandter in Wien mit Anerbietungen zum Vergleiche; für die gütliche Abtretung der schlesischen Fürstenthümer bot Friedrich der Königin von Ungarn seinen Beistand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und seine Stimme für ihren Gemahl, Franz Stephan von Toskana, bei der deutschen Kaiserwahl an; allein seine Vorschläge wurden in Wien verworfen. — Die wenigen östreichischen Truppen, die in Schlesien standen, wurden noch in diesem Herbste vertrieben; nur die Festungen leisteten Widerstand und wurden eingeschlossen; das nächste Frühjahr sollte nun entscheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein östreichisches Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarschall von Neu-

perg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte dasselbe zur Wiedergewinnung Schlesiens herbei, und die jungen preußischen Krieger, welche nur die Uebungen, aber nicht den Ernst des Krieges kannten, standen nun solchen gegenüber, die ohne Bedenken zu den besten Kriegern in Europa gehörten. Aber die ersten Waffenproben des preußischen Heeres fielen zu seinem Ruhme aus. In der Nacht des 9. Märzes stürmte der Erbprinz von Dessau die Festung Glogau und gewann sie; und am 10. April stieß der König mit dem Hauptheere bei Molwitz auf die Oestreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit gewannen, sich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags. Sie blieb lange unentschieden, denn die östreichische Reiterei focht mit der größten Tapferkeit, richtete unter dem preußischen Fußvolk arge Verwüstungen an, hieb die Kanonier bei dem Geschütze nieder, und richtete es auf die Preußen selbst. Der König, der hier zuerst den Krieg in seinem furchtbaren Ernste sah, verlor schon die Fassung; der erfahrene Feldmarschall Schwerin, welcher das Ganze mit freierem Blicke überschaute und mit dem Wechsel des Waffenglücks vertraut war, beredete ihn, sich zu dem rückwärts stehenden Heerestheile des Herzogs von Holstein Beck zu begeben, und mit demselben den Rückzug, wenn es nöthig seyn sollte, zu decken. Nach unruhigen Zweifeln entschloß sich der König endlich dazu, als es eben anfing dunkel zu werden, und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von Preußen besetzt, aber am Tage vorher waren Oestreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort: „Preußen!" erfolgte, begrüßten sie die Ankommenden durch das Gatterthor mit Flintenschüssen: der König eilte schnell nach dem Städtchen Löwen zurück. Die Dunkelheit hatte ihn vor der Gefangenschaft bewahrt. Indeß war auf dem Schlachtfelde schon das Loos für die Preußen glücklich gefallen; der Feldmarschall Schwerin wendete das Glück des Tages durch einen geschickten Angriff auf die Flanke des Feindes für seinen König, und zugleich entschied zuletzt das schnellere Gewehrfeuer der Preußen, welches den Oestreichern noch ungewohnt war. Der König erhielt die frohe Nachricht am Morgen in Löwen, und eilte, seinem Feldherrn und seinen Kriegern das gebührende Lob zu ertheilen.

Der blutige, theuer erkaufte Sieg wendete die Augen der Zeitgenossen auf den jungen König; ein Unternehmen, welches die Menge nicht fassen noch beurtheilen kann, wofür sie keinen Maaßstab hat, wird in ihren Augen durch das Gelingen, wie durch einen Spruch des Schicksals gebilligt. Wäre Friedrich unglücklich gewesen, tausend Stimmen würden ihn wie einen Thoren, der sich ungeziemender, über seinen Kräften liegender, Dinge angemaßt, verurtheilt und verspottet haben; wie denn Karl Albrecht von Baiern, der zugleich mit Friedrich emporstrebte, und seine Hand nach Königs- und Kaiserkronen ausstreckte, ein solches

Urtheil über sich hat ergehen lassen müssen. Und in der That bewährt sich die Kraft, die in den großen Welthändeln das Außerordentliche wagen darf, für das Urtheil der Zeit und Nachwelt erst in der Durchführung des Gewollten.

Frankreich, Spanien, Baiern, Sachsen, im Bunde gegen Oestreich. — Das Kriegsunglück des östreichischen Heeres in Schlesien bestärkte die französische Regierung in ihrem Vorsatze, diesen Augenblick zur Zerstückelung Oestreichs zu benutzen. Der Kardinal Fleury, der Frankreich regierte, und an dem Marschall von Belleisle einen sehr geschickten Unterhändler fand, brachte zu dem Ende eine Verbindung zwischen Frankreich, Preußen, Spanien, Baiern und Sachsen zu Stande; denn auch der Churfürst August III. von Sachsen, der zugleich König in Polen war, leitete Ansprüche auf die östreichische Erbschaft von einer früheren Heirath des sächsischen Hauses her, und Spanien streckte seine Hände nach Parma und Piacenza aus. Ueberdies war der Plan entworfen, den bairischen Churfürsten Karl Albrecht, zum deutschen Kaiser zu erheben, und dieser, obwohl er eine so wichtige Stelle einzunehmen doch Anfangs Bedenken trug, erklärte sie endlich bereit dazu. Die Wahl sollte in Frankfurt gehalten werden.

Nun rückten noch im Sommer 1741 zwei französische Heere über den Rhein; das eine wendete sich gegen die hannöversche Gränze und dadurch verlor Maria Theresia den letzten Bundesgenossen. Georg II. von England schloß, aus Besorgniß für sein Churfürstenthum Hannover, einen Vergleich, worin er am Kriege nicht Theil zu nehmen versprach. Das andere französische Heer zog gerade auf Oestreich und vereinigte sich im September mit dem Churfürsten von Baiern. Dieser hatte sich schon im Juli durch Ueberrumpelung der wichtigen Gränzstadt Braunau bemächtigt, jetzt trug er kein Bedenken, in Linz seinen Einzug zu halten und sich als Erbherzog von Oestreich huldigen zu lassen. Die Hauptstadt Wien zitterte, und was von Kostbarkeiten dort war, wurde nach Preßburg in Ungarn gebracht, denn schon stand der Churfürst nur drei Tagemärsche entfernt. Allein unerwartet kehrte er um und zog nach Böhmen. Alle Welt erstaunte, denn mit dem Verluste von Wien schien für Maria Theresia Alles verloren! und sie hatte dem Feinde kein Heer entgegen zu werfen. Aber die Eifersucht gegen Sachsen war es, die den Churfürsten von seinem Wege in das Herz Oestreichs abbrachte. Ein sächsisches Heer war in Böhmen eingerückt, und Karl Albrecht, der auch dieses Land zu besitzen trachtete, und fürchtete, Sachsen greife darnach, wollte lieber für den Augenblick Wien fahren lassen, um Böhmen zu gewinnen. Er zog auf Prag, und das Glück begünstigte ihn so sehr, daß er die wichtige Stadt am 26. November durch Ueberrumpelung, fast ohne Widerstand, einnahm. Bald darauf ließ er sich zum Könige von Böhmen ausrufen und von den Ständen huldigen; und zog dann nach

Mannheim, um dem Orte der Kaiserwahl nahe zu seyn. Das Glück des Hauses Baiern schien einen glänzenden Aufschwung zu nehmen.

127. Karl VII. deutscher Kaiser. 1742—1745.

Auch die Absicht auf die deutsche Kaiserkrone gelang; Karl Albrecht wurde am 24. Januar 1742 zu Frankfurt erwählt, indem Frankreich und der König von Preußen seine Sache unterstützten. Doch ist sein Kaiserthum kurz und kummervoll gewesen, und gleich der Anfang war der unglücklichen Zeichen voll. An dem Tage, als Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde, den 12. Februar, nahm der östreichische General Bärenklau seine Hauptstadt München ein.

Maria Theresia hatte diese günstige Wendung ihres Geschicks ihrer eigenen Seelenstärke zu verdanken, und daß sie es richtig erkannte, worin die Macht der Herrscher ihre Sicherheit hat. Sie wußte die Liebe und die Begeisterung desjenigen von ihren Völkern, welches ihr übrig geblieben war, in hohem Maaße zu erregen, und das begeisterte Volk rettete sie. Im Herbste des Jahres 1742 berief sie einen großen Reichstag der Ungarn nach Preßburg und hier trat sie, die bedrängte, von harten Feinden geängstete, Frau, mit ihrem Säuglinge, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme, in die Mitte der Männer, und mit thränenerfüllten Augen, welche den Eindruck ihrer Anmuth und Hoheit unwiderstehlich machten, rief sie den Beistand des ungarischen Volkes an. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben Wir Uns und unsere Kinder, auf Euch setzen Wir Unser ganzes Vertrauen," — sprach sie; und begeistert riefen die Männer: „Laßt uns sterben für unsere Königin, Maria Theresia; Blut und Leben wollen wir für sie opfern!" — In kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen, und aus Kroatien, Slavonien, der Wallachei, so wie aus Oestreich und Tyrol, sammelten sich Schaaren zu ihnen. Was der Befehl in langen Fristen nur halb zu Stande gebracht hätte, vollbrachten Liebe und freudiger Muth in wenigen Wochen. Oberöstreich war schon in sechs Tagen vom Feinde befreit, dann drang das Heer in Baiern selbst ein, und die Hauptstadt fiel in östreichische Gewalt. Der neue Kaiser mußte seine Wohnung, fern von seinem eigenen Lande, zu Frankfurt nehmen.

Schlacht bei Czaslau den 17. Mai 1742. — Auf einer andern Seite war jedoch das Glück nicht so günstig für Oestreich. Um auch den Feind, der noch immer das wichtige schlesische Land inne hielt, und schon in Mähren eingedrungen war, den König Friedrichrich II., vielleicht durch eine glückliche Schlacht um seine bisherigen Vortheile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen vom Hofkriegsrathe zu Wien den Befehl, ein Treffen mit dem preußischen Heere zu suchen. Er folgte demselben nach

Böhmen und beide trafen bei Czaslau auf einander. Ihre Stärke war ungefähr gleich, die Stellung beider hatte ihre Vortheile und Mängel, von beiden Seiten fochten die Schaaren bald muthiger und in heftigen Angriffen, bald unentschlossener und nur abwehrend; das Kriegsglück schwankte hin und her, bis der König der hier schon seinen kriegerischen Scharfblick entwickelte, eine sehr gelegene Anhöhe rasch besetzen ließ, von welcher die Flanke der Oestreicher bedroht wurde. Dieses, und daß ein Theil der östreichischen Reuterei zu früh das preußische Lager zu plündern anfing, entschied den Tag, Karl von Lothringen befahl den Rückzug; doch war der Verlust von beiden Seiten fast gleich, und die Siegeszeichen der Preußen bestanden nur in 18 Kanonen.

Wichtiger, als diese Schlacht selbst, waren ihre Folgen; sie hatte in der Königin Maria Theresia den herben Entschluß zur Reife gebracht, dem jungen, vom Glück begünstigten Könige seine Eroberungen zu lassen, und mehr verlangte er nicht. Die Friedens-Unterhandlungen gingen daher rasch von Statten; schon am 11. Juni wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und 28. Juli der völlige Friede zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Nieder-Schlesien und die Grafschaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das schlesische Gebirge jenseits der Oppa. Dagegen bezahlte er den Engländern 1,700,000 Thaler, die pfandweise auf Schlesien geliehen waren.

Fortsetzung des östreichischen Erbfolgekrieges von 1742 — 1744. Von einem so wichtigen Feinde befreit, konnten die Oestreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzosen und Baiern wenden, denn auch Sachsen hatte sich, Preußens Beispiele folgend, vom Kriege zurückgezogen. Das französische Heer stand noch in Böhmen und hatte Prag besetzt; gegen dieses rückte der Prinz von Lothringen heran, und schloß die Stadt ein. Die Noth in derselben stieg bald aufs Höchste, sie drückte, wie immer in solchen Fällen, am meisten die Einwohner, denn der Krieger bemächtigt sich mit Gewalt der Vorräthe. Nachdem alles aufgezehrt war, nachdem Tausende von Unglücklichen das Leben verloren hatten und die Stadt einem großen Krankenhause glich, entschloß sich der Marschall von Belleisle zu dem Aeußersten. Er nahm den Kern der noch übrigen Besatzung, von etwa 14,000 Mann, zusammen, verließ in der Nacht vom 17. Dezember 1742 die Stadt und zog sich in bitterster Winterkälte, durch Gebirge und unwegsame, vom Schnee verschüttete Schluchten nach Eger, wo er nach elf Tagen ankam. Aber in den elf Tagen waren 4000 Mann umgekommen, außer denen, die in Prag zurückblieben und starben. Solches Ende nahm die französische Macht in Böhmen, und den Kaiser Karl VII. traf kein günstigeres Schicksal. Er hatte, als die Oestreicher sich mit vereinter Kraft gegen Böhmen wendeten, auf einen Augenblick das baierische Land wieder gewonnen und im Herbste in seiner Hauptstadt den Einzug

gehalten; allein schon im nächsten Frühjahr mußte er sie wieder als Flüchtling verlassen und von Neuem seinen Sitz in Frankfurt nehmen. In Baiern aber wurde eine östreichische Landesregierung eingerichtet.

In diesem Jahre 1743 nahm auch England thätigen Theil am Kriege gegen Frankreich. Zur See wurden die französischen Schiffe genommen, die Kolonien erobert, und zugleich erschien der König Georg II. mit einem Heere von Engländern, Hannoveranern und Hessen im Reiche, schlug die Franzosen am 27. Juni bei **Dettingen** und trieb sie über den Rhein zurück. Ferner gelang es dem Wiener Hofe, den sächsischen Minister **Brühl** zu gewinnen, welcher bei seinem Herrn Alles galt, und durch ihn wurde der Churfürst in das Bündniß mit Maria Theresia gezogen. Das Glück hatte ihre Standhaftigkeit gekrönt, der Sieg war auf ihre Seite gewendet, und der einzige Verlust, das schlesische Land, mochte entweder wiedergenommen oder durch einen andern Gewinn ersetzt werden.

Zweiter schlesischer Krieg. 1744 — 1745. — Aber der König Friedrich II. sah diese Fortschritte, und besonders das Bündniß mit Sachsen, nicht ohne Besorgniß; wie leicht konnten die Waffen, wenn sie mit Baiern und Frankreich nicht mehr ernstlich beschäftigt waren, gegen ihn gekehrt werden? Auch glaubte er es seiner Würde schuldig zu seyn, den Kaiser den er mit gewählt hatte, nicht ganz untergehen zu lassen. Daher fanden Karls VII. dringende Aufforderungen bei Friedrich Gehör, er rüstete sich schnell zum erneuten Kampfe, und erschien im Jahr 1744 mit 100,000 Mann „kaiserlicher Hülfstruppen," wie er sie nannte, im Felde, rückte in Böhmen ein, und eroberte Prag. Alsdann wendete sich aber auch der Prinz von Lothringen mit einem zahlreichen Heere gegen ihn, und zwang ihn, Böhmen wieder zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Es war ein unglücklicher Feldzug für den König, viele Menschen und Heergeräth waren verloren gegangen, der Schatz erschöpft, die Franzosen als schlechte Bundesgenossen erprobt worden, — und dazu starb am 20. Januar 1745 plötzlich der Kaiser Karl VII. Die Hülfe Königs Friedrichs sollte ihm nur den Trost verschaffen, in seinem Schlosse zu München zu sterben; denn er war eben zum drittenmal in diese Stadt wieder eingezogen, und nach seinem Tode fiel sie auch bald wieder in Feindes Hand. Mit ihm war für Frankreich ein Hauptanlaß zur Theilnahme am Kriege verschwunden; Friedrich II. konnte auf keinen Bundesgenossen zählen, und Maria Theresia erklärte schon öffentlich Schlesien als dem östreichischen Hause heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberschlesien ward mit Oestreichern überschwemmt, mehrere Festungen fielen in ihre Hände; es gehörte Friedrichs Muth dazu, jetzt nicht zaghaft zu werden. Aber im Vertrauen auf sein Heer und sein Glück griff er am 4. Juni den Prinzen von Lothringen

bei Hohenfriedberg an. Dieser hatte ihn so schnell nicht erwartet, er war auf den Angriff schlecht gefaßt, und schon um 9 Uhr Morgens war die Schlacht für den König entschieden. — Schlesien war durch dieselbe gerettet; die Oestreicher eilten nach Böhmen zurück.

Aber schon im nächsten Jahre kehrten sie wieder; der Prinz von Lothringen sollte noch eine Schlacht versuchen, und überraschte auch in der That am 30. September mit 40,000 Mann den König, der mit nicht mehr als 18,000 Mann bei Sorr gelagert war. Es war für die kleine Zahl ein schwerer Kampf; er dauerte fünf Stunden; und dennoch wurde er gewonnen. Der östreichische Heerführer machte bedeutende Fehler, und unter Friedrich dagegen dienten schon die trefflichsten Feldherrn. Der nachmals so berühmte Prinz Ferdinand von Braunschweig eroberte unter andern eine wichtige Anhöhe, welche er, durch seltsamen Zufall, seinem Bruder Ludwig abgewann, der in östreichischen Diensten war.

Auch diese Schlacht hatte noch nicht alle Gefahr abgewendet; es war der Plan entworfen worden, ein östreichisches Heer, vereint mit den Sachsen, noch in diesem Winter rasch gegen Berlin zu senden, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Wiederherausgabe von Schlesien zu zwingen; ja Sachsen hoffte noch überdieß von ihm das Herzogthum Magdeburg zu gewinnen. Friedrich aber, so wie er die Bewegungen merkte, raffte schnell sein Heer in Schlesien zusammen und rückte in die Lausitz ein. Der alte Fürst von Dessau mußte zu gleicher Zeit mit einem, bei Halle versammelten, Heere in das Churfürstenthum fallen und gerade auf Dresden ziehen. Dieser fand die Sachsen und eine Heeresabtheilung der Oestreicher auf den Höhen bei dem Dorfe Kesselsdorf, griff sie dort am 15. Dezember an, und gewann, ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über sie. Dieser verschaffte dem König die Hauptstadt Dresden, in welcher er am 18. Dezember seinen Einzug hielt, und dazu am 25sten desselben Monats den Dresdner Frieden, welcher den zweiten Schlesischen Krieg beschloß, und Preußen von Neuem im Besitze Schlesiens bestätigte.

128. Franz I. deutscher Kaiser. 1745—1765.

Mit dem Sohne des verstorbenen Kaisers Karls VII. hatte Maria Theresia schon im Anfange dieses Jahres 1745 einen friedlichen Vertrag zu Füssen abgeschlossen, durch welchen Maximilian Joseph sein Churfürstenthum wieder erhielt und dagegen für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die östreichischen Erblande entsagte; auch versprach er, dem Großherzog Franz von Toskana, Maria Theresiens Gemahle, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben. Indem auch die übrigen Churfürsten, außer dem von der Pfalz und Friedrich II., ihre

Stimmen dazu gaben, wurde Franz I. am 13. September 1745 zu Frankfurt gewählt, und am 4. Oktober gekrönt. In dem Frieden zu Dresden erkannte ihn auch der König von Preußen förmlich an.

Der Friede zu Aachen. 1748. — Mit Frankreich dauerte der Krieg noch einige Jahre fort, ohne Glück für Oestreich; denn seit der berühmte Marschall von Sachsen das französische Heer befehligte, gewann dasselbe immer mehr Raum in den Niederlanden. Dieser Feldherr schlug die Oestreicher zweimal im Jahre 1745 bei Fontenoi und bei Raucour, und nahm außer den östreichischen Niederlanden auch das holländische Flandern ein. Dadurch wurde die Neigung zum Frieden immer mehr vorherrschend, und im April 1748 versammelten sich die Gesandten zu Aachen. Der Friede kam im Laufe des Sommers seinem Schlusse immer näher und erfolgte am 18. Oktober. Oestreich gab in Italien einige Landschaften an Don Phillip, den jüngsten Sohn des Königs von Spanien ab; Fankreich gewann aber für die großen Opfer an Menschen und Geld, die es in diesem Kriege aufgewendet, nichts, und mußte das Haus Oestreich, das es zu Grunde richten wollte, von Neuem gesichert und im Besitze der Kaiserwürde sehen.

Kurze Ruhe von 1748—1756. — Der achtjährige Zeitraum, der nach dem Aachener Frieden bis zu einem neuen Kriegs-Ungewitter den Ländern Europas gestattet war, erweckte in ihnen doch nicht das Gefühl eines festen, sicheren Wohlseins; vielmehr blieb Alles gespannt, neuer Erschütterungen gewärtig, unruhig und furchtsam. Denn es war nur zu deutlich, daß die feindlich aufgeregten Kräfte noch nicht wieder ihr Gleichgewicht gefunden, sondern nur einen Stillstand gemacht hatten, um bald wieder gegen einander aufzustehen. Die Kaiserin Königin konnte das verlorne Schlesien nicht verschmerzen, und fühlte ihren Verlust um so härter, als sie erfahren mußte, daß der König von Preußen, durch eine zweckmäßige Behandlung, die Einkünfte dieses schönen Landes zu verdoppeln gewußt hatte; Friedrichs Auge dagegen war scharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszusehen. Auch zwischen den übrigen Mächten Europas herrschte eine unruhige Bewegung, sie schlossen Bündnisse, sahen sich bald hier bald da nach Freunden um, und vermehrten ihre Macht zu Lande und zu Wasser. Es gab zwei Hauptpartheien unter ihnen: Frankreich, Preußen und Schweden standen auf einer, Oestreich, England und Sachsen auf der andern Seite; die übrigen hatten sich noch nicht entschieden, aber ihr Beistand wurde von beiden Theilen gesucht. Maria Theresia richtete zuerst ihr Auge auf das mächtige Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth nicht abgeneigt schien, den kühnen nordischen Nachbar wieder in seine frühere Unbedeutenheit zurückzuversetzen; und beide schlossen ein Bündniß durch Vermittlung des mächtigen Staats-Kanzlers Bestuschef, welcher

dem Könige von Preußen persönlich abgeneigt war, weil dieser seiner Geldgier nicht fröhnte. Um Rußland zu thätigen Bewegungen gegen Preußen zu bringen, mußte auch England mit seinem Gelde auf den Groß-Kanzler wirken, und dadurch ward ein Krieg zwischen Rußland und Preußen ganz nahe herbeigeführt. Georg II. von England wünschte gleichfalls, daß es dazu kommen möchte, um wegen seines Churfürstenthums Hannover außer Sorgen seyn zu können. Denn da er schon den Seekrieg mit Frankreich angefangen hatte, um neue Besitzungen in andern Welttheilen zu erobern, so war zu erwarten, Frankreich mit Preußen im Bunde werde sein Churfürstenthum ohne Verzug angreifen. Maria Theresia aber sah diesen Sturm im nördlichen Europa mit der sichern Hoffnung sich vorbereiten, daß er ihr Gelegenheit geben werde, das schlesische Land wieder zu erobern. — Es war die Zeit künstlicher und ängstlicher Berechnungen der sogenannten Staatsklugheit; das Zeitalter bewährte sich auch darin als ein gemüthloses, den höheren Ideen entfremdetes, welches Verstand und List zu seinen Herrschern erhoben hatte. Friedrich der Große, obwohl er auch nach der Weise seiner Zeitgenossen zu rechnen verstand, war doch darin weit über ihnen, daß er, im Gefühle der eigenen, inwohnenden Kraft, sich nur auf sich und sein Volk ganz verließ. Die andern suchten meist die Hülfe außer sich und bestanden darum schlecht; Friedrich, weil seine Rechnung viel einfacher war, erreichte sein Ziel gewisser. Auch jetzt ergriff er den unerwartetsten Entschluß. Die laue Hülfe Frankreichs, welches in einem politischen Schlafe da lag und ihn in den beiden schlesischen Kriegen gar wenig unterstützt hatte, nach ihrem rechten Werth durchschauend, wendete er sich plötzlich dem kühn und kräftig aufstrebenden England zu und bot ihm sein Bündniß an. Und das engliche Volk, welches immer Freude an allem gehabt hat, worin sich Jugend und Kraft verkündigte, nahm sein Anerbieten gern an; vielleicht ist nie in England ein Bündniß mit mehr Begeisterung aufgenommen worden, als dieses. Beide Völker, die sich in ihren wesentlichen Strebungen nicht gefährlich werden können, bedürfen der gegenseitigen Hülfe gegen andere Widersacher, und zugleich des Zutrauens untereinander, damit England wegen Hannover außer Sorge seyn kann. Daher ist das Bündniß zwischen England und Preußen, welches seine Sicherheit in dem Gefühle beider Völker hat, ein natürliches zu nennen, und ruht auf festern Grundlagen, als denen der Staatsklugheit.

Durch diese Eine Wendung waren die bisherigen Verhältnisse Europas umgekehrt. Preußen hatte sich von Frankreich, England von Oestreich losgesagt, und wie durch ein wunderbares, launiges Spiel des Schicksals fanden sich nun Frankreich und Oestreich, die dreihundertjährigen Feinde, zu ihrem eigenen Erstaunen einander nahe gestellt und aufgefordert, sich die Hände zu reichen. Es war wie eine Verspottung der bisherigen, für

unumstößlich gehaltenen, Regeln der politischen Berechnung. Zum Glück für Oestreich fand sich in seinem ersten Staatsmanne, dem Fürsten Kaunitz, und in der Kaiserin Maria Theresia selbst, die Geisteshelligkeit, welche die veränderte Lage der Dinge schnell erkannte und sich durch das Herkömmliche nicht zurückhalten ließ. Sie bewarben sich um das Bündniß mit Frankreich und brachten es zu Stande; am 1. Mai 1756 wurde der Versailler Traktat errichtet, nachdem schon im Januar dieses Jahres das Bündniß zwischen England und Preußen zu Westminster abgeschlossen war.

Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, August III., wurde von seinem Minister, dem Grafen Brühl, in allem geleitet; er selbst liebte ein gemächliches, dem Sinnengenuß hingegebenes, Leben; sein Minister aber, der sich ohne wahres Verdienst von der Stelle eines Edelknaben zum Staatsminister emporgeschwungen hatte, war voller heimlicher Anschläge. Er haßte den König Friedrich, weil dieser ihn gering achtete, und verband sich mit dem Fürsten Kaunitz, um Preußen zu verderben. Beide fanden an dem russischen Kanzler Bestuschef den dritten zu ihrem Bündniß. Auch dessen Kaiserin Elisabeth war dem König Friedrich feind, weil sein Spott ihrer nicht schonte, und übelwollende Menschen ihr Worte und Gedichte des Königs überbracht hatten, die solchen Spott enthielten.

Schweden endlich war um diese Zeit so sehr mit Frankreich verbunden, und folgte dessen Fußstapfen so pünktlich, daß der König von Preußen an diesem, sonst so ehrenwerthen, Volke gewiß einen Feind erwarten konnte, wenn es zum allgemeinen Kriege kam.

Das Glück im Schließen der Bündnisse und die Zuversicht auf die vereinigten Kräfte Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachsens gegen den einzigen König von Preußen, mit seinem Staate von nicht 5 Millionen Menschen und keiner fremden Hülfe, außer Englands, die für den Landkrieg nicht viel zu bedeuten schien; das Alles machte die drei Minister gewiß, und sie hatten in ihren Gedanken den kühn aufstrebenden König schon wieder zum Churfürsten von Brandenburg herabgesetzt. Nur hatten sie in ihrer Rechnung die Geisteskraft vergessen, die in ihm selbst lag, und die Wunder, die ein, von seinem Herrscher mit Stolz und Vertrauen beseeltes, Volk zu thun vermag. König Friedrich wußte schon um ihre Anschläge; durch einen bestochenen Schreiber in Dresden hatte er die Abschriften aller Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden erhalten, und sah daraus das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammen zog. In solchen Augenblicken zeigt sich die außerordentliche Weise einer kühnen Seele; sie rüstet sich nicht, um die Gefahr zu erwarten, sondern sie geht ihr rasch entgegen. Und jedes Uebel, nah und entschlossen angeschaut, wird kleiner als es in der Ferne erschien.

129. Der siebenjährige Krieg. 1756 — 1763.

Friedrich machte seine Vorbereitungen zum Aufbruch des Heeres so geheim und unbemerkt, daß keiner seine Absicht errathen konnte; und plötzlich, als seyen sie aus der Erde hervorgewachsen, standen im August 1756 70,000 Preußen in Sachsen und verlangten den freien Durchzug nach Böhmen. Des Königs Absicht war nicht, sogleich gegen Sachsen feindlich zu verfahren; er wollte versuchen, wie einst Gustav Adolf, es durch den Anblick entschlossenen Ernstes zum Bundes-Genossen zu gewinnen. Denn wollte er hoffen, den Krieg angriffsweise und glücklich gegen Böhmen zu richten, so mußte das sächsische Land ihm als sicherer Stützpunkt dienen. Er versuchte daher durch alle Mittel der Ueberredung, durch Gesandschaften und Briefe, August III. zu einem Bündnisse zu bewegen; da dieses aber nicht gelang, sondern der Graf von Brühl nichts als Neutralität versprach, so glaubte Friedrich, einer zweideutigen Macht in seinem Rücken die Waffen nicht in den Händen lassen zu dürfen, und griff zur Gewalt. Die sächsischen Krieger, 17,000 an der Zahl, hatten sich unerwartet überrascht, in Eile ohne Gepäck und Vorräthe, in das enge Thal der Elbe zwischen Pirna und der Festung Königsstein gezogen und ein verschanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu erobern war. Dieser Entschluß war der tüchtigste, und für Friedrich nachtheiliger, als wenn sie, über die Gebirge nach Böhmen ziehend, sich mit dem östreichischen Heer vereinigt hätten. Denn dieses Heer, noch ungeordnet und schwach, hätten des Königs erstem Angriff auf Böhmen auch mit den Sachsen wohl nicht widerstanden. Nun aber mußte derselbe eine lange, kostbare Zeit mit der Einschließung und Bewachung der Sachsen verlieren; das kaiserliche Heer fand Raum, sich zu sammeln; und war es geordnet, so mochte es auch die Sachsen durch eine glückliche Schlacht befreien.

Das Treffen bei Lowositz am 1. Oktober 1756. — Dieses versuchte in der That der kaiserliche Feldmarschall Brown, nachdem der König vier Wochen in Sachsen aufgehalten war. Er ging am 30. September bei Budin über die Eger und zog gegen die von den Preußen besetzte Stellung an den Gebirgen, die Böhmen von Sachsen trennen. Der König indeß rückte ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen. Aber es war nur ein kleiner Haufe, 24,000 Mann gegen 70,000; die übrigen hatte er zur Bewachung der Sachsen zurücklassen müssen; und die Oestreicher waren von dem besten Feldherrn angeführt, welchen sie besaßen. Dennoch mußte das kühne Wagestück unternommen werden; und es gelang. Am 1. Oktober trafen die beiden Heere bei dem Städtchen Lowositz zusammen. Die Gegend war hier noch gebirgigt, der östreichische Feldherr konnte sein Heer nicht ganz entwickeln, besonders konnte die Reuterei nicht viel

Theil an der Schlacht nehmen; aber desto heftiger war das Feuer aus dem groben Geschütz und dem Gewehr, worin die Preußen schneller waren. Ihnen gegenüber standen jedoch nicht mehr die Oestreicher der schlesischen Kriege, sondern ein Heer, zehn Jahre hindurch auf das Beste geübt, rascher und gewandter als je, und mit trefflichem Geschütz versehen. Schon war es hoch am Mittage, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oestreicher nichts abgewinnen; durch das sechsstündige, heftige Feuer hatte sich der linke preußische Flügel verschossen, die Soldaten forderten Patronen und waren unmuthig, daß sie fehlten. Da rief der Herzog von **Bewern**, der diesen Flügel befehligte: „Laßt euch das nicht irre machen! habt ihr nicht gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Und auf dieses Wort schließen sich ihre Reihen und dringen unaufhaltsam in die Oestreicher; kein Widerstand hilft; wie ein reißender Strom werfen sie Alles vor sich nieder, und das Städtchen Lowositz wird im Sturme genommen. — Dieser Augenblick entschied; der Feldmarschall Brown, obgleich nur ein geringer Theil seiner Schaaren im Gefechte gewesen war, trat den Rückzug an und führte sein Heer wieder über die Eger nach Budin.

Der König Friedrich hatte in dieser Schlacht die neue bessere Kriegsweise der Oestreicher kennen gelernt und fühlte im Voraus, welch harter Kampf ihm bevorstehe. Auf der andern Seite hatte ihm auch die unübertreffliche Tapferkeit seines eigenen Heeres wahre Bewunderung eingeflößt, und er schrieb darüber: „Jetzt habe ich gesehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben sie solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich **die Ehre** habe sie anzuführen.“

Gefangennehmung der Sachsen. 14. Oktober 1756. — Die dringendste Nothwendigkeit war es jetzt für ihn, dem Aufenthalte, den ihm das sächsische Heer verursachte, ein Ende zu machen. Dieses Heer war zwar in der bedrängtesten Lage, aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hielt es alle Entbehrungen aus. Schon lange fehlte Menschen und Thieren der nöthigste Unterhalt; wenn nicht alle zu Grunde gehen sollten, so mußte bald Errettung kommen. Man wußte im Lager bei Pirna, daß der Feldmarschall Brown im Anzuge war, und hoffte in gespannter Erwartung bald seine Feldzeichen statt der preußischen auf den Höhen zu erblicken; da drang plötzlich das Viktoriaschießen der Preußen, wegen der Lowositzer Schlacht, aus allen Schluchten und Thälern hundertfach wiederhallend, und von jedem der, in Schlachtordnung aufgestellten, Haufen in stetem Lauffeuer durch Berge, Wälder und Dörfer wiederholt, in das sächsische Lager. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf die schon aufs Aeußerste gebrachten Krieger. Und als auch der letzte Versuch zu Rettung, nach Böhmen sich durchzuschlagen, sowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachsamkeit der Preußen, mißlang, und die Krieger nun drei Tage

lang nichts gegessen und nicht geschlafen hatten, und von Mattigkeit niedersanken, legten die 14,000 Mann, die übrig geblieben waren, mit ihrem Anführer, dem Grafen Rutowsky, am 14. Oktober die Waffen nieder. Sie hatten als tapfere Männer das Aeußerste ertragen, und ein besseres Loos verdient. — Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber gezwungen, preußische Dienste zu nehmen. Friedrich II. berechnete, daß diese 14,000, wenn er sie frei ließe, um eine so beträchtliche Zahl die Schaaren der Feinde vermehrten, wenn er sie aber in seinen Festungen kriegsgefangen halten wollte, ihm jährlich Millionen an Unterhalt kosten würden. Darum wollte er von ihrem Unterhalte Nutzen ziehen. Es war noch die Zeit, da der Soldat nicht als Bürger des Staates betrachtet wurde, sondern als einer, der gleichsam Leib und Seele auf eine gewisse Zeit dem Kriegsdienste verkauft habe, und sich bald gewöhnen könne, auch dem zu dienen, gegen den er eben als Feind gestanden. Denn die Kriegs-Ehre galt als verschieden von der Bürgerehre des Mannes, und der Soldaten-Eid als bindender als die Bürgertreue. Aber Friedrich hat dennoch geringen Dienst von den Sachsen gehabt; sie verließen bei der ersten günstigen Gelegenheit in ganzen Haufen seine Fahne und zogen zu ihrem Könige nach Polen, wohin er sich nach der Gefangennehmung seines Heeres begeben hatte, oder zu den Oestreichern.

Der erste Feldzug war nun geendigt, und das sächsische Land in Friedrichs II. Gewalt.

130. Das Kriegsjahr 1757.
Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.

Vor König Friedrichs Auge mußte sich, bei den Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Die mächtigsten Reiche Europas rüsteten sich im Zorne gegen ihn; Oestreich bot alle Kräfte seiner reichen, schönen Länder auf, Rußland setzte 100,000 Mann in Bewegung, Frankreich noch mehr, Schweden konnte mit mehr als 20,000 auftreten, und das deutsche Reich, Friedrichs Einfall in Sachsen als einen Landfriedensbruch betrachtend, bot dem Kaiserhofe 60,000 Mann. Es mußte wenigstens eine halbe Million gegen ihn unter die Waffen treten; ihnen konnte Preußen mit der äußersten Kraftanstrengung nicht 200,000 entgegenstellen, und hatte zu seinem Beistande nur England, die Landgrafen von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und von Gotha. Diesen Verbündeten mußte Friedrich den Krieg gegen die Franzosen allein überlassen, und gegen die andern vertraute er der Kunst aller großen Feldherrn, durch Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln, und mit demselben Heere, bald hier bald dort gegenwärtig, die Gegner nach einander zu schlagen. Daher beschloß er zunächst alle Kraft gegen Oestreich, als den Haupt-Feind, zu sammeln,

und das Königreich Preußen nur durch 14,000 Mann, unter dem alten Feldmarschall Lehwald, gegen die Russen vertheidigen zu lassen. Gegen die Schweden blieben ihm gar nur 4000 Mann zum Schutze Berlins übrig; aber den Schweden war es, zu Preußens Glücke, nicht recht Ernst mit dem Kriege.

Die Schlacht bei Prag, 6. Mai 1757. — Maria Theresia hatte, aus besonderer Vorliebe, den Bruder ihres Gemahls, den, von Friedrich schon zweimal geschlagenen, Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiserlichen Heere gemacht, und der erfahrnere, großsinnigere Brown sollte unter ihm dienen. Das war dem Könige ein großer Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen rasch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachsen und Schlesien einzudringen, und so den Krieg von den kaiserlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl sonst oft so vorschnell, zögerte diesesmal, zog den Vertheidigungskrieg vor, und wollte noch erst viel Macht an sich ziehen. So wünschte es Friedrich, er wußte den Prinzen in dem Glauben zu bestärken, daß er, in Betracht so vieler mächtiger Feinde, selbst nur auf Vertheidigung denke, und plötzlich, als jener sicher war, brachen die preußischen Heere in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergströmen, über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräthe der Kaiserlichen, die nun ihnen selbst auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten sich zur festgesetzten Stunde, am Morgen des 6. Mai, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm seiner Heere, daß, was sein Verstand entworfen, mit bewunderswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und daß sein Geist auf solche Weise einen trefflich gebildeten Körper, mit kräftigen Gliedmaßen, zu seinem Dienste fand.

Der Prinz von Lothringen, eilig seine Haufen zusammenraffend, hatte eine sehr feste, verschanzte Stellung auf den Bergen bei Prag genommen; er hielt sich dort vor jedem Angriff sicher. Aber Friedrich, dem jede Stunde verloren schien, welche die Entscheidung noch verzögerte, wollte sogleich, als man den Gegner zu Gesicht bekam, die Schlacht, und sein Liebling, der kühne, Alle überfliegende General Winterfeld, bestärkte ihn in dem Vorsatze. Dieser ritt aus, die Stellung des Feindes zu erkunden, und glaubte dessen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er sah vor demselben ebene, grüne Wiesen. Allein es waren abgelassene Teiche, mit schlammigtem Grunde, welche mit Hafer besäet waren und nach der Erndte wieder zu Fischteichen dienen sollten. Durch diesen Irrthum wurde die Schlacht zu schnell beschlossen. Der alte Feldmarschall Schwerin, welcher am Morgen erst mit ermüdeten Kriegern angekommen war und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgenden Tag abzuwarten; allein der König, eifrig, und einen trefflichen Schlachtentwurf schon im Kopfe tragend, verwarf jeden Aufschub. Da rief der alte Krieger, der in seinem 73. Jahre

noch das Feuer des Jünglings in sich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden; so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!“

Die Schlacht begann nach 1 Uhr Mittags, so lange hatten die Vorbereitungen in dem ungünstigen, theils sumpfigten, theils bergigten Boden gedauert; und als sich die Preußen nun durcharbeiteten und an den Feind kamen, wurden sie von einem furchtbaren Feuer des Geschützes empfangen; die Kartätschen streckten sie reihenweise zu Boden, und es schien unmöglich, gegen solche verheerende Gewalt der Naturkräfte mit menschlicher Tapferkeit auszureichen. Alle Angriffe mißlangen, und die Schlachtordnung fing an zu wanken. Da ergriff der alte Feldmarschall Schwerin eine Fahne, rief seinen Kriegern zu, ihm zu folgen, und trug sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke fiel er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, und starb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammten Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte sie. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig drängte mit der größten Tapferkeit den linken östreichischen Flügel von Berge zu Berge zurück, und eroberte sieben Schanzen. Doch war der Sieg so lange unentschieden, als der Feldmarschall Brown mit ordnendem Geiste in den östreichischen Reihen waltete; allein auch er sank, von einer Kugel tödlich getroffen, und mit ihm das Glück dieses Tages. Der König Friedrich, der mit scharfem Auge das Schlachtfeld überschaute, sah die Feinde wanken, bemerkte eine Lücke in ihrer Mitte, und durchbrach, rasch einfallend, den Mittelpunkt ihrer Schlachtordnung. Dieses entschied; die Oestreicher wichen nun allenthalben zurück; der größere Theil warf sich in Prag, ein anderer zog sich zu dem Feldmarschall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg stand.

Der Sieg war theuer erkauft; 16,500 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und eine theure Leiche unter ihnen, die des Feldmarschalls Schwerin; aber das Andenken seines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußischen Heere eine stete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oestreicher litten gleichfalls einen unersetzlichen Verlust an ihrem Feldmarschall Brown, der sieben Wochen nachher an seiner Wunde starb; er war unter den Waffen grau geworden und einer der besten Feldherrn seiner Zeit.

Die Schlacht bei Kollin. 18. Juni. — Der Kampf in Böhmen war durch diese Schlacht noch keinesweges entschieden, aber die Lage der Sachen war so, daß er auf das glänzendste für den König Friedrich sich endigen konnte. In Prag lag der Prinz von Lothringen mit 46,000 Mann, vom preußischen Heere eingeschlossen, ohne Mittel sich lange zu halten. Er hoffte auf

Rettung durch den Feldmarschall Daun, der mit einem beträchtlichen Heere in der Nähe stand. Aber wenn es dem Könige gelang, auch ihn zu schlagen, so war das Heer in Prag verloren, der Feldzug auf das Glänzendste für Preußen gewonnen, und vielleicht der Friede schon in dem zweiten Jahre des Krieges erobert; denn mehr wollte Friedrich nicht, als was er am Ende des Krieges erreichte, daß Schlesien ihm bliebe. Allein so leicht hatte es das Schicksal ihm nicht geordnet; so, im steten, unaufhaltsamen Gelingen sollte er sein Ziel nicht erreichen, und sein Muth sollte noch im harten Unglück geprüft werden.

Er hatte beschlossen, Dauns Angriff nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen; nachdem er fünf Wochen vor Prag gelegen hatte, zog er mit 12,000 Mann von da zu dem Herzog von Bewern, der Dauns Heer beobachtete, und griff dieses am 18. Juni bei Kollin an. Der Entwurf des Schlachtplans war der trefflichste; er hätte dem, welcher so die Meisterschaft des Gedankens über alle seine Gegner übte, den Sieg gebracht, wäre er bis ans Ende festgehalten worden. Mit derselben Schlachtordnung, mit welcher einst Epaminondas die nie besiegten Spartaner überwand, wollte jetzt Friedrich siegen. Man nennt sie die schräge Schlachtordnung, und sie ist die Kunst des kleinern, aber in allen raschen Bewegungen wohlgeübten, Haufens gegen die Uebermacht. Wenn sich die kleinere Zahl der größeren in gleicher Linie gegenüberstellt, so wird sie von dieser an beiden Enden überragt und umschlossen; stellt sie sich ihr aber in schräger Schlachtreihe entgegen; so kann sie die ganze Kraft des Stoßes auf des Feindes einen Flügel richten, während der entferntere Flügel der eigenen Reihe weit rückwärts gehalten wird. Aber er rückt und schiebt gleichsam dem angreifenden Flügel nach, so daß dessen Stoß unwiderstehlich werden muß. Und ist durch ihn ein Flügel des Feindes geschlagen, so muß der andere den Rückzug nehmen, weil der Angreifer in seiner Flanke steht. Daher kann dem kühnen Feldherrn, der solchen Angriff wagt und ausführt, der Sieg selten fehlen. Allein er muß seines Heeres gewiß seyn, daß es mit der äußersten Genauigkeit jede Bewegung rasch ausführt, den Feind täuscht, und ihn besiegt hat, ehe er die wahre Absicht des Angriffes merkt. Solche Uebung war in dem preußischen Heere, und sein erster Angriff bei Kollin, unter den Generalen Ziethen und Hülsen, auf den rechten Flügel der Oestreicher, warf Alles über den Haufen. Die Mitte und der andere Flügel des preußischen Heeres durften nur folgen, um einen Theil der östreichischen Schlachtreihe nach dem andern in seiner Flanke anzugreifen und gleichsam aufzurollen. Da, als Alles im rechten Fortgange war, befahl der König selbst, wie wenn ihm auf einmal die Klarheit seines eigenen Gedankes verdunkelt worden wäre, dem übrigen Heere, Halt zu machen. Es war in diesen Tagen etwas Düsteres, Feindliches in des Königs Seele, welches ihn dem rechten Worte der Seinigen unzugänglich machte;

er verwarf ihren Rath, sein finsterer Blick, sein hartes Wort scheuchte sie zurück. Aber der einzelne Mensch, auch der größte, wenn er sich von den übrigen sondert, wird schwach und gibt sich selbst der Gewalt eines feindlichen Geschickes hin, welches nur gleichsam durch den Zauberkreis, den die Liebe und Sorge der Seinigen um ihn zieht, abgewehrt werden mag. — Als, im entscheidenden Augenblicke, der Fürst Moritz von Dessau es wagte, dem Könige Vorstellungen über die schlimmen Folgen seines veränderten Schlachtplanes zu machen, und immer dringender und dreister redete, ritt Friedrich mit gezogenem Degen an ihn hinan und fragte mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle? Der Fürst schwieg und gehorchte; aber das Unglück des Tages war von diesem Augenblicke entschieden. — Durch das unzeitige Halten war die preußische Linie noch immer der stark verschanzten, fast unangreifbaren Stellung der Oestreicher von vorn gegenüber, und als nun die Regimenter dagegen anstürmen sollten, wurden sie von dem furchtbaren Geschütze in Haufen niedergeschmettert. Keine Anstrengung vermochte nun noch den Sieg zu erringen. Das Glück wendete sich. Schon hatte der Feldmarschall Daun, einen Augenblick für den Erfolg besorgt, auf einen Zettel mit Bleistift den Befehl zum Rückzuge geschrieben, er sollte von Haufen zu Haufen an die Befehlshaber weiter gehen; aber im rechten Augenblicke hielt der Anführer eines sächsischen Reuterregiments, der die Reihen der Preußen dünn werden und sich lösen sah, den Zettel auf. Die Oestreicher erneuerten ihre Angriffe; vor allen zeigten die sächsischen Reuterschaaren durch ihr wüthendes Eindringen in die ermatteten Preußen, wie bitter sich verletztes Volksgefühl zu rächen pflegt. Fehler einzelner preußischer Anführer vermehrten die Unordnung; wenn nicht Alles verloren gehen sollte, mußte der Rückzug befohlen werden, und Daun, sehr zufrieden, den ersten Sieg über Friedrich II. erfochten zu haben, störte ihn nicht. Er hatte den Preußen an diesem Tage einen Verlust von 14,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und von 45 Stücken Geschütz, zugefügt. Es war fast die Hälfte des preußischen Heeres, denn bei Kollin hatten 32,000 Preußen gegen 66,000 Oestreicher gefochten.

Welch ein Wechsel des Glücks! So nahe daran, ein ganzes Heer in der Hauptstadt des Landes gefangen zu nehmen und in Zeit von acht Monaten vielleicht den furchtbarsten Krieg in der Geburt zu ersticken, mußte Friedrich nun vielmehr die Belagerung von Prag aufgeben und Böhmen verlassen. Ja, diese unglückliche Kolliner Schlacht weckte auch die Bundesgenossen Oestreichs aus ihrer bisherigen Unthätigkeit. Die Russen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüstungen ernstlicher, und über den Rhein setzten zwei französische Heere, um Hessen und Hannover, und demnächst die preußischen Erbländer, anzugreifen. Das eine von ihnen, unter dem Prinzen Soubise, wendete sich nach Thüringen, um sich mit der deut-

schen Reichs-Armee, unter dem Prinzen von Hildburghausen, zu vereinigen. Der Marschall d'Etrées aber, der das französische Hauptheer anführte, schlug beim Eintritt in das hannöversche Land den Herzog von Cumberland, mit seinem englisch-deutschen Heere, am 26. Juli bei Hastenbeck an der Weser. Es war die Ungeschicklichkeit des englischen Feldherrn, der dieses Treffen verlor, denn sein, wiewohl kleineres, Heer hatte durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunschweig schon Vortheile erlangt, und schon hatte der französische Marschall den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Herzog zu aller Erstaunen, das Schlachtfeld verließ, und in seinem Rückzuge auch nicht stillstand, bis er die Elbe bei Stade erreicht hatte. Ja, zur Vollendung der Schande, schloß er am 9. September eine Convention zu Kloster Seeven, vermöge welcher er sein Heer aufzulösen versprach, und den Franzosen Hannover, Hessen, Braunschweig und das ganze Land zwischen Weser und Rhein einräumte. Der Herzog von Richelieu, der dem Marschall d'Etrées im Oberbefehl folgte, ein übermüthiger, verschwenderischer und gewissenloser Mann, sog diese Länder durch unerhörte Erpressungen aus; und wie in der Nähe des Heerführers Alles sich nur der Geldgier und den Wollüsten überließ, so verbreitete sich bald der ruchloseste Sinn durch das ganze Heer; er machte es zu einer räuberischen Horde, schlimmer als die Schaaren der Kosacken und Kalmucken, die zu gleicher Zeit in dem Königreiche Preußen hauseten. Das Verderbniß der Sitten ist in einem äußerlich gebildeten Volke gefährlicher, als in dem rohen, weil es durch den Reiz der Verführung ein fressendes Gift in Städten und Dörfern, und mitten im Schooße des häuslichen Lebens zurückläßt. Der böse Ruf des französischen Heeres, und der Haß der bessern deutschen Natur gegen das glatte, geschminkte Laster, hat indeß nicht wenig dazu beigetragen, fast überall in den deutschen Landen die Gemüther für König Friedrichs Sache zu gewinnen. Wunderbar war es, wie ein Sieg von ihm von dem Volke jubelnd vernommen wurde, während vielleicht der eigne Fürst als Reichsstand gegen ihn im Kriege war. Viel war es die Gewalt, die überall der außerordentliche Geist über sein Zeitalter übt; viel die Theilnahme, welche das Gemüth demjenigen schwerlich versagen kann' der allein durch seinen Muth und seine Kraft gegen ein übermächtiges Geschick kämpft; viel indeß auch, daß Friedrich allein mit Deutschen gegen barbarische Horden aus Osten, und gegen die verhaßten Feinde aus Westen dastand, und daß selbst in dem östreichischen Heere Haufen von fremder Sprache, Gestalt und Sitten und mit verderblicher Raubsucht, Kroaten und Panduren, fochten. Hätte Friedrich allein gegen Oestreicher und andere Deutsche den Krieg geführt, das vaterländische Gemüth hätte nur Raum gehabt für das Gefühl der Klage und des Unmuthes über die Verirrung deren, die sich brüderlich die Hand reichen sollten. Am meisten war es das nördliche Deutschland,

größtentheils dem Könige verbündet, welches sich zu den Seinigen rechnete, und Freud und Leid mit ihm theilte; weil hier der Kampfplatz gegen die Franzosen war, so galt hier Friedrichs Sache als die deutsche Sache.

Die Konvention zu Kloster Seeven öffnete den Franzosen den Weg bis an die Elbufer und bis nach Magdeburg; ihr anderes Heer, mit den deutschen Reichstruppen vereinigt, stand schon in Thüringen, und bereitete sich, das sächsische Land, der Preußen Stütze und Vorrathskammer, ihnen zu entreißen.

Dieses war nicht die einzige Seite, von welcher Friedrich bedrängt wurde. In Pommern und der Ukermark breiteten sich die Schweden aus und trieben harte Brandschatzungen ein; und wenn sie ihre Macht recht gebrauchen wollten, so stand ihnen der Weg zu der Hauptstadt Berlin offen. — In Preußen war der russische General Aprarin mit 100,000 Mann eingerückt, und ihm stand der Feldmarschall Lehwald mit nicht mehr als 24,000 entgegen. Auf Befehl des Königs sollte er jedoch auf jede Gefahr eine Schlacht wagen, um den Verwüstungen des rohen Heeres ein Ziel zu setzen. Er lieferte sie am 30. August bei Großjägerndorf, unweit Welau; allein die ausgezeichnetste Tapferkeit vermochte nicht eine so große Ueberzahl zu besiegen; Lehwald mußte sich nach einem Verluste von einigen 1000 Mann zurückziehen, und Preußen schien dem feindlichen Heere ohne Rettung anheimzufallen. Aber unerwartet, zehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, zog sich Aprarin über die russische Gränze zurück. So erschien hin und wieder ein heiterer Sonnenblick, der Friedrichs Bahn erhellte. Diesesmal kam er durch eine bedenkliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth; ihr Ende nahe glaubend, und das Auge schon auf ihren Nachfolger, den Großfürsten Peter wendend, der ein Verehrer und Freund des preußischen Helden war, hatte der Kanzler Bestuschef plötzlich dem General Aprarin den Rückzug aus Preußen befohlen. Nun konnte sich das Lehwaldsche Heer gegen die Schweden wenden, und bei seiner Annäherung zogen sie sich schnell aus allen Gegenden bis nach Stralsund und Rügen zurück.

Die Schlacht bei Roßbach. 5. November 1707. — Der König selbst, nachdem er lange in der Lausitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oestreichern gewartet hatte, brach im August nach der Saale auf, um die Franzosen von Sachsen zurückzutreiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er sie und das Reichsheer am 5. November bei dem Dorfe Roßbach, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22,000 Mann, der Feinde waren 60,000, und sie frohlockten schon laut, daß ihnen der König mit seinem kleinen Haufen diesesmal nicht entgehen solle. Er war auf einer Höhe gelagert, und die Franzosen zogen in eiligen Schritten mit klingendem Spiele an seinem Lager vorbei, einzig besorgt, ob er ihnen auch wohl stehen werde; denn sie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuschlie-

ßen und dem Kriege mit einem Male durch die Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geschah kein Schuß auf sie, es war, als wenn sie von allen den Anstalten nichts merkten; ruhig stieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich selbst saß mit gelaßener gleichgültiger Miene mit seinen Feldherrn an der Tafel. Aber als es ihm nun Zeit dünkte, erging sein Befehl, und schnell, als hätte ein Sturmwind sie weggeweht, waren die Zelte verschwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterien des Geschützes begannen ihr schreckliches Spiel, und vor allen voran brach Seidlitz an der Spitze seiner trefflichen Reuterschaar in die Haufen der daherziehenden Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen noch nie an Deutschen gekannt; es war ihnen unmöglich, nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe sie es versuchten, waren sie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entschieden und das ganze französische Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken ohne Beispiel über sie gekommen; sie hielten nicht eher still, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten sich nicht sicher, als bis sie jenseits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen sie 7000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen kostete der fröhliche Sieg nur 91 Todte und 274 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung seines Heeres, welchem er die Ausführung eines augenblicklich entstandenen, kühnen Gedankens zumuthen durfte; vor Allen aber der sturmschnellen Tapferkeit des Generals Seidlitz mit seinen Reutern.

Sachsen war von dieser Seite gerettet, aber des Königs Kriegsarbeit in diesem Jahre noch nicht vollendet. Eines seiner eigenen Länder, Schlesien, bedurfte dringend seiner Hülfe; denn in seiner Abwesenheit war sein Liebling und vertrauter Freund, der General Winterfeld, in einem Gefechte bei Moys gefallen; der Herzog von Bewern hatte sich mit dem Heere nach Schlesien unter die Mauern von Breslau zurückgezogen, und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarschalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtige Festung Schweidnitz am 11. Novbr. an den General Nadasti übergegangen. Am 22. griff das ganze östreichische Heer die Preußen bei Breslau an und besiegte sie nach muthiger Gegenwehr; der Herzog von Bewern, aus Furcht vor des Königs Zorn, ließ sich, allem Ansehen nach freiwillig, von den Oestreichern gefangen nehmen; zuletzt war auch noch die Hauptstadt Breslau, mit großen Vorräthen und trefflichen Zeughäusern, von dem zaghaften General Lestwitz dem kaiserlichen Heer übergeben worden. Schlesien schien für den König verloren; denn blieb es einen Winter in der Oestreicher Hand, daß sie sich darin festsetzten, so mochte er es wohl nie wieder erobern. Und es

ihnen jetzt noch zu entreißen, mit den 14,000 Mann, die er aus Sachsen mitbrachte, und den 16,000, die von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bewern übrig waren, schien ohne ein Wunder gleichfalls unmöglich.

Die Schlacht bei Leuthen. 5. Dezember 1757. — In solchen, fast verzweiflungsvollen, Augenblicken hat König Friedrich am glänzendsten die Größe seines Geistes, den Reichthum seiner Entwürfe, und die unwiderstehliche Gewalt dar gethan, womit er die Gemüther der Seinigen lenkte. Er berief seine Heerführer und Befehlshaber zusammen und hielt ihnen mit seelenvoller Beredsamkeit eine Rede, welche sie zu der größten Begeisterung entflammte. Er zeigte ihnen die gefährliche Lage des Vaterlandes, ja die ganz verzweifelte, wenn er nicht von ihrem Muthe noch Rettung erwarte. — „Ich weiß, Sie alle fühlen, daß Sie Preußen sind", so schloß er: „Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, solche Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." — Auf diese Frage leuchtete ihm nur Rührung und der höchste Kriegsmuth aus aller Augen entgegen, und mit freudiger Miene fuhr er fort: „Im Voraus war ich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; so hoffe ich denn auf einen gewissen Sieg. Sollte ich fallen, und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. — Nun leben sie wohl; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Die begeisternde Kraft dieser Rede ergoß sich bald über das ganze Heer und es erwartete mit Ungeduld, unter die Augen der Gegner geführt zu werden. Diese hatten eine treffliche, feste Stellung hinter der Lohe, wo es dem Könige sehr schwer geworden seyn würde, sie anzugreifen. Der vorsichtige Feldmarschall Daun rieth, hier zu bleiben; er hatte bei Kollin erfahren, welche herrliche Schutzwehr gegen des Königs Ungestüm eine gute Stellung sey. Der General Luchesi aber, und andere, die es für schimpflich hielten, mit einem großen siegreichen Heere gegen so kleinen Haufen sich durch feste Stellungen zu schützen, redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegen zu gehen. „Die Berlinische Wachtparade," so nannten sie die kleine Preußen-Schaar, „werde nicht gegen sie Stand halten können." — Dieser Rath gefiel dem von Natur feurigen Prinzen mehr, als der bedächtigere, und er verließ sein Lager. Auf öffenem Felde in der Gegend von Leuthen, trafen beide Heere am 5. Dezember, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, auf einander. Das kaiserliche nahm mit seiner Schlachtreihe fast eine deutsche Meile ein; Friedrich dagegen mußte sich wieder auf die Kunst verlassen, die eine geringe Zahl durch schnellen Gebrauch zu verdoppeln weiß. Er ordnete hier bei Leuthen sein Heer wiederum in die schräge Schlachtreihe, ließ einen verstellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der eigent-

liche Stoß auf den linken Flügel gerichtet wurde, und da dieser nun mit voller Kraft über den Haufen geworfen war, kam Unordnung in das ganze östreichische Heer. Kein Widerstand half mehr; in drei Stunden war der vollkommenste Sieg erfochten. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt, und ganze Haufen ergaben sich den Preußen zu Gefangenen, so daß ihre Zahl auf 21,000 geschätzt wurde. Außerdem gingen 130 Kanonen und 3000 Wagen verloren. Einer der außerordentlichsten Siege in der Geschichte, von 30,000 gegen 80,000 erfochten; ein redendes Zeugniß für die Herrschaft des Geistes über die Masse, wenn der Gedanke gut und tüchtig ausgeführt wird. — Auch darin war Friedrich und sein Heer groß, daß sie nach gewaltiger Anstrengung dennoch nicht in die Schlaffheit zurücksanken; rastlos wurde der Sieg verfolgt, bis die Oestreicher von dem schlesischen Boden bis über die Gebirge Böhmens vertrieben waren. Es war der schnelle und glückliche General Ziethen, der diese Verfolgung ausführte und noch viele Gefangene und Beute zusammenraffte, während der König Breslau angriff und darin wieder ein kleines Heer von 17000 Mann gefangen nahm. Im Monat Dezember ergab sich noch die Festung Liegnitz. So hatte das Eine kühne Wagestück, da der König Alles gegen Alles setzte, ihm Schlesien, bis auf Schweidnitz, ein ruhiges Winterlager in diesem Lande so wie in Sachsen, und was mehr als dieses, einen unsterblichen Ruhm im Munde der Nachwelt gewonnen, den Oestreichern aber ein schönes Heer von 80,000 Mann so vernichtet, daß nicht mehr als 17,000 streitbare Krieger Böhmen erreichten. Die preußischen Länder waren alle, bis auf die in Westphalen, von Feinden befreit.

131. Das Jahr 1758.
Die Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Das vorige Jahr war durch vier große Schlachten und viele größere und kleinere Gefechte eines der blutigsten gewesen, welche die Geschichte zu nennen hat; die Gegner hatten die Kräfte genugsam an einander versucht; Friedrich ließ in Wien Friedensvorschläge machen. Er befolgte den Grundsatz der Römer, nur nach einer gewonnenen Schlacht den Frieden anzubieten. Allein die Kaiserin Maria Theresia war noch immer zu erbittert, gegen den Eroberer Schlesiens, auch hatte man ihr sorgfältig den großen Verlust ihres Heeres nach der Leuthener Schlacht und die Kriegsnoth der Länder verborgen; und der französische Hof redete eifrig für die Fortsetzung des Krieges in Deutschland weil er sonst allein den Krieg gegen England hätte führen müssen. Friedrichs Anträge wurden demnach zurückgewiesen und die Rüstungen zum nächsten Feldzuge verdoppelt. Der Prinz Karl legte den Oberbefehl nieder, er hatte das Zutrauen des Volks und des Heeres verloren; es war schwer einen andern an seine Stelle zu finden, der tapfere Feldmarschall Nadasti war durch Eifer-

ſucht und Ränke verdrängt; endlich blieb die Wahl bei dem Feldmarſchall Daun ſtehen, dem ſein Sieg bei Kollin mehr Ruhm verſchafft hat, als er, ſeiner Langſamkeit und Unentſchloſſenheit wegen, verdiente.

Von franzöſiſcher Seite wurden die Heere auch verſtärkt, und ſtatt des Herzogs von Richelieu ein anderer Heerführer, der Graf Clermont, geſendet. Richelieu aber zog mit ſeinen erpreßten Millionen nach Frankreich zurück und verzehrte ſie vor aller Welt Augen, ohne Scham und Scheu, in königlicher Verſchwendung. — Rußland zeigte gleichfalls den Willen zu eifriger Fortſetzung des Krieges; der Kanzler Beſtuſchef, der das Heer im vorigen Jahre aus Preußen zurückberufen hatte, wurde abgeſetzt und auch ein anderer Feldherr, der General Fermor, an die Spitze des Heeres geſtellt. Dieſer brach ſchon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein, und eroberte das Königreich ohne Widerſtand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.

Gegen ſo ernſtes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußerſten Kräfte ſeiner Länder, ſo wie des ſächſiſchen Landes, aufbieten. Mannſchaft und Geld mußte mit angeſtrengter Thätigkeit herbeigeſchafft werden; ja der König ſah ſich ſchon jetzt durch die Noth gezwungen, ſchlechteres Geld prägen und damit die Krieger beſolden zu laſſen; ein Mittel, welches nur die äußerſte Noth entſchuldigen konnte. Aber er erkannte wohl, was ſeit dem Untergange der Lehnsverfaſſung und der Entſtehung der neuen Kriegsweiſe das Treibende im Kriege ſey und das Uebergewicht gebe. — An Bundesgenoſſen hatte er nur England und die kleinen norddeutſchen Fürſten, und ſie alle waren durch die unglückliche Konvention von Kloſter-Seeven gelähmt. Da wendete ſich aber in England das Glück ſehr günſtig für Friedrich; das engliſche Volk, jede ausgezeichnete Kraft gern anerkennend, war durch die Roßbacher Schlacht für Friedrich begeiſtert; der ſchimpfliche Vertrag von Kloſter-Seeven erregte dagegen den allgemeinen Unwillen, und der berühmte William Pitt, der eben erſter Miniſter in England geworden war, ließ die Ehre und die Stimme des Volkes entſcheiden, verwarf jene Konvention, die noch nicht beſtätigt war, und beſchloß den Krieg mit neuem Ernſte fortzuſetzen. Das Heer wurde verſtärkt und König Friedrich ſelbſt aufgefordert, ihm einen Anführer zu geben. Sein Heldenauge wußte den ungewöhnlichen Geiſt von der Menge zu unterſcheiden, er ſendete dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, und Ferdinand hat ſolche Auszeichnung ſo trefflich gerechtfertigt, daß ſein Name mit dem des Königs aus dieſer ſtürmiſchen Zeit glänzend in der Geſchichte leben wird.

Nach einem mit Friedrich verabredeten Plane ſetzte der Herzog ſchon im Februar des nächſten Jahres ſein kleines Heer in Bewegung, um die Franzoſen aus ihren Winterquartieren, in denen ſie auf Koſten der Hannoveraner und Heſſen im Ueberfluß

schwelgten, aufzuschrecken. Mit 30,000 sollte er 100,000 vertreiben; aber seine Maaßregeln waren alle so trefflich berechnet, und die sorglosen Franzosen mit ihrem unfähigen Heerführer so aus der Fassung gebracht, daß sie in wenigen Wochen alles Land zwischen der Aller und Weser, und der Weser und dem Rheine, mit Vorräthen und Besatzungen und 11,000 Mann verlorener Kriegsgefangenen, hinter sich ließen, bei Düsseldorf über den Rhein gingen, und sich nicht eher sicher hielten, als bis dieser Strom ihre Schutzwehr war. Dennoch schützte er sie nicht. Herzog Ferdinand verfolgte sie auch über den Rhein, griff sie bei Crefeld an, und obwohl sie an Zahl viel stärker waren, als sein aus vielen Theilen gemischtes Heer, so schlug er sie doch mit einem Verlust von 7000 Mann in die Flucht. Nach dieser Schlacht ging die Festung Düsseldorf an ihn über und seine leichten Schaaren streiften sogar in die östreichischen Niederlande, bis vor die Thore von Brüssel.

Der König Friedrich war unterdeß nicht müßig gewesen. Zuerst mußte er den Oestreichern den wichtigen festen Platz, den sie noch in Schlesien besaßen, Schweidnitz, wieder wegnehmen, und das geschah mit Sturm den 18. April. Der Feldmarschall Daun stand indeß in Böhmen und wandte alle Kunst an, dieses Land dem Könige unzugänglich zu machen; denn hier erwartete er einen Angriff von ihm. Aber als er sich recht sicher gestellt glaubte, brach Friedrich auf; ging in Eilmärschen, statt nach Böhmen, nach Mähren und ließ die Festung Olmütz belagern. Es zeigte sich in dieser Unternehmung der eigenthümliche Geist des Königs, der gern das Kühnste, Gefahrvollste und Unerwartetste wählte, und sich freute, den Gegner ganz aus der Fassung zu bringen; und wäre Olmütz erobert, so hätte er einen wichtigen Platz in einer noch unberührten Provinz des östreichischen Landes, und in gefährlicher Nähe bei Wien gehabt. Allein das Glück war diesesmal nicht mit der Kühnheit; die Stadt vertheidigte sich aufs Tapferste, die Einwohner des Landes, treu und eifrig für ihre Kaiserin, machten den Preußen den Unterhalt schwer, brachten dem kaiserlichen Heere jede Kunde, und als es Daun dadurch gar gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen, auf deren Ankunft das Gelingen der Belagerung beruhte, so mußte diese wieder aufgegeben werden. Und nun war der Rückweg nach Schlesien versperrt; der vorsichtige Daun hatte die Pässe besetzt, und glaubte den Gegner in seiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. Allein Friedrich wendet sich plötzlich, dringt über die Gebirgspässe nach Böhmen, wo der östreichische Feldherr ihn keinesweges erwartete, kömmt dort an, ohne einen Wagen verloren zu haben, und würde vielleicht aus diesem Lande noch nicht so bald vertrieben sein, wenn ihn nicht das Eindringen der Russen in Pommern und die Neumark nach jenen Gegenden gerufen hätte. Er zog daher wieder über die Gebirge von Böhmen nach Schlesien, ließ dort den Feldmarschall

Keith zur Deckung des Landes zurück, und eilte mit 14,000 Mann wie im Fluge gegen die Russen.

Die Schlacht bei Zorndorf. 25. August 1758. — Mit jedem Schritte stieß er auf Verwüstungen des barbarischen Feindes, der nicht Weiber, nicht Kinder, nicht die zarte Jugend, noch das hülflose Alter verschonte. Küstrin lag bis auf drei Häuser in der Asche, das flache Land glich einer Einöde. Ein glühender Zorn erfüllte den König und sein Heer bei diesem Anblicke, und als man nun am 25. August auf die Feinde traf, entspann sich die blutigste Schlacht des ganzen siebenjährigen Krieges, die von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends wüthete. 37,000 Preußen fochten gegen 70,000 Russen, und es war ein Kampf nach alter Weise, da ohne viele künstliche Wendungen die Gegner dicht zusammen rückten und, Auge auf Auge geheftet, die mörderischen Waffen gebrauchten. So wird gekämpft, wenn das Gemüth am Kampfe theilnimmt. Der König hatte geboten, den grausamen Feinden keine Schonung zu gewähren, und versperrte ihnen die Wege zur Flucht. Am Abende des blutigen Tages lagen 19,000 Russen auf dem Schlachtfelde, allein auch 11,000 Preußen waren gefallen; denn dieser kräftige Feind, da er keinen Ausweg sah, wollte wenigstens sein Leben theuer verkaufen und focht mit äußerster Verzweiflung. Und hätte nicht der tapfere Reuterführer Seidlitz, der an diesem Tage überall gegenwärtig war, wo die Gefahr am größten, mit fast übermenschlicher Anstrengung alle Schaaren der Feinde über den Haufen geworfen; die oft schon über das preußische Fußvolk Vortheile gewonnen hatten, so wäre der Sieg vielleicht zweifelhaft geblieben. Der König selbst gestand, daß er diesen Sieg Seidlitz verdanke. Dieses war die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Der russische General Fermor, der sich kaum als besiegt ansehen wollte, zog sich mit seinem Heere nach Polen und Preußen zurück, Friedrich aber nach Sachsen, denn hier war sein Bruder Heinrich von dem großen östreichischen Heere hart bedrängt.

Der Ueberfall bei Hochkirch 14. Oktober 1758. — Daun zog sich bei der Annäherung des Königs in ein festes Lager zurück, welches er sich in der Lausitz ausgewählt hatte; in dieser Stellung wollte er den König von Schlesien abschneiden, damit unterdeß sein General Harsch die Festung Neisse erobern könnte. Aber Friedrich der den Plan durchschaute, eilte, die Straße über Bautzen und Görlitz nach Schlesien zu gewinnen, rückte dicht an das östreichische Heer und wollte sich zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager legen. Dieser Gedanke war nicht der Klugheit gemäß, er zeigte Verachtung gegen den Feind. Des Königs Quartiermeister Marwitz, sonst sein Liebling, machte Vorstellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz und weigerte sich, das Lager abzustecken; der König befahl; er weigerte sich standhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft setzen und einen andern das Lager ordnen. Das Heer lag

hier drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes blos gestellt, und der König achtete alle Warnungen seiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oestreichern zuerst angegriffen war, traute dem Feldmarschall Daun einen kühnen Entschluß nicht zu, und wurde zugleich durch einen Kundschafter getäuscht, den die Oestreicher erkauft und mit falschen Nachrichten an ihn zurückgesendet hatten. Am 14. Oktober, frühe, ehe der Tag graute, wurde das preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oestreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch geschlichen, und so wie die Uhr des Thurms fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der großen Schanze am Eingange des Dorfes, richteten das Geschütz rückwärts, und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in demselben sammelten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in der Hauptgasse des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Die Feldherrn suchten die Reihen in der Dunkelheit zu ordnen, aber vergeblich; dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Kugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind auf den Anhöhen bei Hochkirch anzugreifen; der Feldmarschall Keith, ein tapferer, im Kriege grau gewordener Feldherr, wurde von zwei Kartätschen-Kugeln durchbort, der Prinz Moritz von Dessau wurde schwer verwundet. Die Anführer Seidlitz und Ziethen sammelten auf dem freien Felde die Reutergeschwader und hieben tapfer auf die Oestreicher ein, allein kleine Vortheile, die sie erfochten, konnten den großen Verlust nicht wieder ersetzen; Hochkirch, das Lager, Gepäck, ein großer Theil des Geschützes, waren schon in der Gegner Gewalt. — Der anbrechende Tag gewährte keinen Vortheil, ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König, mit seinem kriegerischen Scharfblick die Lage der Feinde und der Seinigen zu erkennen, um vielleicht durch eine rasche Wendung das Glück dennoch auf seine Seite zu bringen. Doch hatten sich seine Schaaren mit bewundrungswürdiger Ordnung wieder gesammelt, und als nun gegen 9 Uhr die Sonne durchbrach, erkannte er, daß ein Theil des östreichischen Heeres schon seine Seiten umging, und gab den Befehl zum Rückzug. Er geschah mit solcher Ordnung, daß der östreichische Feldherr dadurch außer Fassung gebracht, ihn gar nicht störte, sondern in sein altes Lager zurückkehrte. Doch hatte der König treffliche Heerführer, 9000 guter Krieger und über hundert Stück Geschütz verloren, und da auch das Lager eingebüßt war, so fehlte den Uebriggebliebenen alle Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit.

Dennoch zeigte sich der König mit unerschütterlicher Ruhe und Fassung, und sein Anblick erfüllte das Heer mit gleichem Sinne. Wie Friedrich sich im Unglücke am größten bewiesen hat, so auch nach diesem Verluste. Er, der Geschlagene, alles Heeresgeräthes Beraubte, setzte durch künstliche Märsche und Wendungen seine

ursprüngliche Absicht durch, täuschte den Gegner, umging seine Stellung, erschien plötzlich in Schlesien, und zwang den General Harsch die Belagerung von Neisse eiligst aufzuheben. Schlesien wurde ganz vom Feinde befreit. Und Daun, der Sieger, nachdem er den König nach Schlesien ziehen lassen mußte, und der Angriff auf Dresden nur dazu führte, daß der preußische Befehlshaber, Graf Schmettau, zu seiner Vertheidigung die schönen Vorstädte der Stadt niederbraunte, — kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück und nahm dort sein Winterlager. So hatte die Ueberlegenheit des Geistes die Folgen einer Niederlage in die eines Sieges umgewandelt.

Am Ende des Jahres war Friedrich, trotz mancher Unfälle, im Besitze aller Länder, wie am Ende des vorigen; ja, die Festung Schweidnitz, welche ihm damals fehlte, hatte er jetzt in seiner Gewalt, und dazu waren auch seine westphälischen Länder durch den tapfern Prinzen Ferdinand den Franzosen entrissen. Ferdinand hatte sich zwar jenseits des Rheines mit seiner kleinen Schaar nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzuges zwang er doch die Franzosen, ihm das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu lassen, und ihr Winterlager zwischen dem Rhein und der Maas zu nehmen.

132. Das Jahr 1759. Minden. Kunersdorf. Maxen.

Das folgende Jahr sollte dem, eben aus großen Gefahren erretteten, Könige das herbeste des ganzen Krieges werden. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb seine Gegner zu verdoppelten Anstrengungen. Die östreichischen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, sie erschienen mit jedem neuen Jahre des Krieges schöner auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigsten Jugend der Erbländer genommen und gut geübt waren, und weil die jungen Krieger in den zahlreichen Schaaren der alten und erfahrenen bald mit dem rauhen Leben des Feldlagers bekannt wurden. Bei der Stärke der östreichischen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Heere dagegen, welches bald mit Oestreichern, bald Russen, Franzosen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwerdt und die Krankheiten übrig gelassen hatten, sehr gering; es bestand größtentheils aus Neugeworbenen. Und so schnell auch die Landeskinder, die oft noch im Knabenalter in die Reihen traten: den Geist und die Ehre des Krieges in sich aufnahmen, ja oft die alten in kühner Verachtung der Gefahr übertrafen, so war doch ihre Zahl zu klein gegen die, aus Sachsen, Anhalt, Meklenburg Ausgehobenen und die vielen Geworbenen aller Nationen, die größtentheils aus Ueberläufern bestanden. So wendete sich, wenn auch die Zahl hergestellt wurde, das Verhältniß der inneren Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs Friedrich. Und seinem eigenen, so

wie dem sächsischen und mecklenburg-schwerinischen Lande, wurden durch die drückenden Abgaben und das Ausheben der jungen Mannschaft fast unheilbare Wunden geschlagen. Der Herzog von Mecklenburg war so unvorsichtig gewesen, auf dem Regensburger Reichstage sich an die Spitze der Fürsten zu stellen, welche Friedrich am heftigsten anklagten und die Reichsacht über ihn aussprechen wollten; dafür wurde sein Land wie ein feindliches mit harter Strenge behandelt. Zu der Acht gegen den König kam es nicht; denn da dieselbe Strenge gegen den Churfürsten von Hannover nöthig gewesen wäre, so widersetzten sich die meisten evangelischen Reichsstände der Verurtheilung zweier ihrer bedeutendsten Glieder. Ueberdieß war dieses, in alter Zeit mit Schwertes-Schärfe schneidende, Wort nun leider schon lange ein leeres und unkräftiges geworden, welches ausgesprochen die Auflösung des deutschen Reichsverbandes nur noch schmählicher an den Tag gebracht hätte.

Viel wesentlicher, als durch das Aussprechen der Reichsacht geschehen wäre, wirkte Maria Theresia gegen den König durch den Ernst, welchen sie bei den Herrschern von Frankreich und Rußland für die Fortsetzung des Krieges zu erhalten wußte. Die russische Kaiserin, um den Flecken der Zorndorfer Schlacht auszutilgen, sendete neue Schaaren und in dem General Soltikow einen neuen tapfern Feldherrn. In Paris aber war der bisherige französische Gesandte in Wien, der Herzog von Choiseul, eine Haupttriebfeder des Krieges gegen Friedrich, erster Minister geworden, und bot noch einmal die Kräfte Frankreichs auf, um den Besitz von Westphalen, Hannover und Hessen mit Uebermacht zu erzwingen. Diesen Ländern war ein hartes Schicksal bereitet, wenn die Absicht gelang; an Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluste, die es auf dem Meere und jenseits der Meere durch England erlitt. Durch glorreiche Siege der brittischen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beschädigt, und in Ostindien wie in Nordamerika waren beträchtliche Landstriche verloren. Den Racheplanen Frankreichs in Deutschland sollte nun Herzog Ferdinand mit kleiner Macht einen Damm entgegenstellen.

Die Schlachten bei Bergen und bei Minden. 13. April und 1. August. — Ferdinand war von zwei Seiten bedroht. Am Maine stand der Herzog von Broglio mit einem Heere, und hatte seinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in seine Gewalt gebracht hatte; — daß es freie Reisstadt war, und bisher zu dem Reichskriege gegen Friedrich pflichtmäßig Geld und Mannschaft geliefert hatte, schützte die Stadt vor dieser Gewaltsamkeit nicht. — Vom Niederrhein her sollte der Marschall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannöversche Land vordringen. Ferdinand gedachte, wie König Friedrich, durch Schnelligkeit beiden Heeren nach einander zu begegnen, und brach früh im Jahre gegen den Herzog von

Broglio auf. Am 13. April traf er auf ihn bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt. Er ließ ihn unverzüglich durch die tapfern hessischen Krieger angreifen, aber die Stellung der Franzosen war zu fest, und so daß immer frische Schaaren die ermüdeten ablösen konnten. Nach dreimaligem, tapfern Angriffe mußten die Hessen zurückweichen, und der besonnene Feldherr, der sein ganzes Heer, womit er viele Landstriche beschützen sollte, nicht der Gefahr einer unglücklichen Schlacht blosstellen wollte, gab den Kampf auf. In guter Ordnung zog er sich zurück und mußte bald alle seine Feldherrnkunst aufbieten, um nur Niedersachsen gegen die Angriffe des Marschalls von Contades zu vertheidigen. Dieser war bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, zog sich durch den Westerwald nach Gießen, vereinigte sich mit Broglio, und nahm Kassel, Paderborn, Münster und Minden an der Weser. Es war ein rasches Gelingen in allen diesen Unternehmungen, und Ferdinand sah sich bis an die untere Weser nach Bremen verdrängt; der französische Feldherr aber glaubte Hannover nun schon als sichere Beute in seiner Hand zu halten. In Paris war großes Frohlocken über diesen glänzenden Anfang. Allein der deutsche Held verwandelte dasselbe bald in Trauer und Niedergeschlagenheit. Seinen Vortheil ersehend, drang er zu rechter Zeit gegen das gesammte, bei Minden in ungünstiger Gegend gelagerte französische Heer vor, und stand am 1. August in seinem Angesichte. Contades mußte schlagen, weil ihm seine Vorräthe versperrt waren, und vertraute auf seine Uebermacht. Aber die rechte Einsicht mangelte ihm an diesem Tage, obwohl er sonst kein ungschickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte seiner Schlachtreihe mit Reuterei besetzt, und diesen Umstand, den er vielleicht zur glücklichen Stunde erdacht zu haben meinte, wendete Ferdinand zu seinem Verderben. Er befahl dem englischen und hannöverschen Fußvolk,, dessen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reuterschaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke; Ferdinands überlegener Geist wagte es, die gewöhnliche Ordnung des Herkommens umzukehren; und es gelang. Die Reuterei, die beste des französischen Heeres, verwundert über die Keckheit des Fußvolks, stürzte gegen dasselbe im ungestümen Angriffe hervor; allein er scheiterte, so oft er wiederholt wurde, an der eisernen Festigkeit der Reihen; und das Feuer des Geschützes wie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reuter in die Flucht. Es entstand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzosen; Herzog Ferdinand gab dem englischen General Sackville, der seine Reuterei anführte, den Befehl, sogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen, und that er dieses, und trennte das ganze französische Heer von einander, so war es vernichtet. Allein Neid und Feigheit machten den englischen Anführer hier zum Verräther, er befolgte des Herzogs Befehl nicht und die Franzosen gewannen Zeit, sich wieder zu sammeln und einen geordneten Rückzug zu

machen. Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren. Wichtiger indeß waren die Verluste nach der Schlacht. Contades zog sich, immer verfolgt, an der Weser nach Kassel zurück, dann noch weiter südlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda und in Westphalen Münster, und so sah sich dieser ruhmwürdige Feldherr am Ende des Jahres wieder im Besitze der Länder, die er im Anfange in seiner Gewalt gehabt hatte.

Die Schlachten bei Kay und bei Kunersdorf. 23. Juli und 12. August. — Der König Friedrich hatte den Feldzug in diesem Jahre nicht so früh eröffnet; sein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die rasche Folge der Entscheidungen; vielmehr war sein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oestreicher und Russen so lange wie möglich zu verhindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landshut und ließ den Oestreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, so wie den Russen in Polen, ansehnliche Magazine zerstören. Dieß verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen für Beide, denn nach der damaligen Kriegsweise, da die Heere oft lange in einer Gegend blieben und doch den Einwohnern nicht alle ihre Habe aufzehren wollten, bedurften sie großer Vorräthe.

Endlich aber rückten die Russen mit 40,000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20,000 Oestreichern bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. In dieser Gefahr glaubte Friedrich, durch eine außerordentliche Maaßregel der schwierigen Lage begegnen zu müssen. Er hatte unter seinen Feldherren einen jüngern im Range, welcher sich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Diesen hielt er für den tauglichsten, ihn den Russen entgegenzustellen; aber es war zu fürchten, daß die älteren Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beschloß der König, wie die Römer in dringenden Gefahren, einem einzigen Manne alle Gewalt in die Hände legend, ihn zum Dictator ernannt hatten, so den General Wedel als Dictator zu dem Heere zu senden, welches gegen die Russen stand. Diese, so lautete der königliche Befehl, sollte er angreifen, wo er sie fände. Der Dictator that nach dem Worte, aber ohne die Umsicht, die ein solches Wort voraussetzt. Er griff die Russen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau an, aber so daß sein Heer über eine Brücke und durch einen engen Weg, im langen Zuge, zum Angriff sich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderischem Feuer empfangen und zurückgeschlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Russen vereinigten sich nun ungehindert mit Laudon.

Da mußte der König Fiedrich selbst ihm entgegen eilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief seinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottseifen, trug ihm die Beob-

achtung des Feldmarschalls Daun auf, und bestellte ihn überdieß zum Verwalter des Staates, wenn er auf diesem Zuge sterben oder gefangen werden sollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Versprechen, wenn ihm ein solches Unglück begegnen sollte, in keinen, dem preußischen Hause schimpflichen, Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und sterben müsse; das Unglück der Gefangenschaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welche große Opfer die Gegner für seine Freiheit fordern würden.

Er fand am 12. August die vereinigten Russen und Oestreicher, 60,000 Mann stark, auf den Anhöhen von Kunersdorf, bei Frankfurt an der Oder, verschanzt. Nach der Besichtigung ihrer Stellung beschloß er seinen Schlachtplan solchergestalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Feld geschlagen, sondern daß er vernichtet würde. Es haben viele den König über einen so harten Vorsatz getadelt; aber gerade ein solcher Plan ist das Zeichen des großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch Einen Schlag entscheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zusammen noch mehr Menschen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er diesen Weg vorzog, er, der vielen Feinden zugleich widerstehen sollte, und wohl Ursache hatte, sich mit einem jeden, wenn es möglich war, auf einmal abzufinden. In dem Plane der Schlacht von Kunersdorf lag das Unglück dieses Tages nicht, aber darin, daß der König, ungeachtet er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt, und zweitens, daß er der menschlichen Kraft zu viel zumuthete. Denn als nun sein Angriff auf den linken Flügel der Russen, durch große Anstrengung der Seinigen, gelungen, 70 Kanonen erobert und der ganze Flügel in die Flucht getrieben war, als der König schon einen Siegesboten nach Berlin abgefertigt hatte, und der Tag sich neigte, da riethen seine Feldherrn der ermatteten Krieger zu schonen, weil die Oestreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren und der rechte russische Flügel unerschüttert stand. In der Nacht, urtheilten sie, würde sich der Feind gewiß von selbst zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war, befahl den erneuten Angriff; und nun sollten die, durch schwere Anstrengung an einem sehr heißen Tage ermüdeten Schaaren Anhöhen erstürmen und feste Stellungen erobern, aus denen die Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderten. Da half die größte Tapferkeit nicht mehr gegen die Uebermacht; so oft auch die Anführer und der König selbst die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führten, sie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung so groß gewesen war, schlug sie plötzlich in die größte Erschlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die östreichische Reuterei richtete unter den Flie-

henden ein schreckliches Blutbad an, und an eine Ordnung des Rückzuges war nicht mehr zu denken. Der König selbst, den bei dem Anblicke solcher Niederlage, wie er noch nie gesehen, eine starre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung seines Lebens; gleichgültig hielt er zwischen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen und eine Kugel drang durch sein Kleid bis in die Westentasche, wo sie durch ein goldnes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete, und östreichische Reuterhaufen heransprengten, ergriffen seine Begleiter die Zügel seines Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeister von Prittwitz, der ihn mit seinen Husaren in Sicherheit brachte. In diesem Augenblick schrieb der König an seinen Minister Finkenstein mit Bleistift diesen Zettel: „Alles ist verloren, retten sie die königliche Familie." — Und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer seyn, als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!"

So finster und hoffnungslos war es in des Königs Seele; und als er am Abend in dem Dorfe Oetscher in einer halb zerstörten Bauernhütte schlaflos sich auf ein Strohlager hinwarf, und sein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde schlief; als so Alles, was irdische Hoheit zu geben vermag, wie eine abgestreifte Hülle fern von ihm lag; da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden seyn, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Und hätte ihn und sein Volk nicht eine höhere Hand gerettet, sie wären verloren gewesen. Dem siegreichen Feinde stand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staates offen; von des Königs großem Heere fanden sich am Morgen nach der Schlacht nur ungefähr 5000 Mann bei ihm zusammen; erst nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge gesammelt und alles an sich gezogen hatte, konnte er bis 18,000 Mann zusammenbringen, und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geschütz aus Berlin herbeischaffen. Dennoch ward seine Hauptstadt gerettet. Der russische Feldherr verfolgte seinen Sieg nicht; vielleicht aus heimlicher Rücksicht für den russischen Tronerben, Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit für die Unthätigkeit des östreichischen Hauptheeres. Denn dem Feldmarschall Daun schrieb Soltikow, als dieser ihn zum Vorrücken aufforderte: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin allein Alles thue." Solche Eifersucht und Unzufriedenheit zwischen den Anführern beider Völker hat immer forgedauert und den König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängnissen gerettet.

Der östreichische Feldherr wurde indeß durch des Königs Bru-

der Heinrich, der jetzt alle Listen der Kriegskunst aufbot, in der Lausitz festgehalten, und durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht, sogar gezwungen, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieser Prinz in besonnener Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen das bewirkte, was der raschere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben würde; und das Schicksal schien sie wohlwollend zusammengeordnet zu haben, damit Einer das Mangelnde des Andern ersetze. Friedrich selbst hat von seinem Bruder das Urtheil gefällt, er sey der einzige Feldherr des Krieges gewesen, der keinen Fehler gemacht habe.

Doch zwei große Verluste, die der König noch am Ende dieses Feldzuges erlitt, konnte Heinrich nicht abwenden. Der erste war die Räumung von Dresden, des wichtigsten Platzes für Preußen, für den ganzen Krieg. Friedrich hatte seinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der ersten Niedergeschlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht, den Befehl zugeschickt, wenn er ernsthaft angegriffen werde, nur die Kriegs-Kasse von 7 Millionen Thaler zu retten. Diesen Befehl zu wörtlich befolgend, übergab Schmettau der Reichsarmee an demselben Tage (den 4. September) die Stadt, als der später vom König zum Ersatz abgesandte General Wunsch schon in der Nähe war. Die Kriegskasse war gerettet, aber alle Vorräthe und der Platz selbst, der dem Feldmarschall Daun die Möglichkeit darbot, zum erstenmal sein Winterlager in Sachsen zu nehmen, waren verloren. Der König versuchte Alles, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Er sandte den General Fink mit 15,000 Mann in den Rücken des östreichischen Heeres, nach Maxen; aber der Eifer für die Ausführung des Einen Gedankens verdeckte dem Könige die Gefahr dieses Unternehmens. Der Anführer, welcher sie sah und seiner Vorstellungen ungeachtet ausharren mußte, verlor, als er angegriffen wurde, die Zuversicht des Gemüthes und dadurch die Besonnenheit, und gab sich, nach blutigen Gefechten, mit 11,000 Mann, die ihm übrig waren, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preußischen Heere, und gleichsam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachsen die im Anfange des Krieges fast an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein, und nichts konnte ihn nun von seinem Entschlusse abbringen, in Sachsen sein Winterlager zu nehmen. Der König, dem dieß unerträglich war, wollte ihn durch Standhaftigkeit ermüden, und blieb noch sechs Wochen lang in furchtbarer Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf stehen, wodurch Daun dasselbe zu thun und zu leiden gezwungen war; endlich aber im Januar 1760 zwang die Strenge des Winters beide, ihren Heeren Ruhe zu vergönnen; der König blieb in dem ihm noch übrigen Theile von Sachsen und nahm seinen Standpunkt in Freiburg.

133. Das Jahr 1760. Liegnitz und Torgau.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage schwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch sein nennen und auf welchem er sich frei bewegen konnte, war wohl nicht viel geringert worden, allein die inneren Hülfsquellen der Kraft und des Lebens versiegten immer mehr. Seine Heere wurden kleiner und schlechter, die Zahl der Feinde dagegen schien selbst nach den Verlusten, die sie erlitten, zu wachsen. Sein stets vordringender Geist, welcher eigentlich nur im Angriffe seine volle Kraft hatte, mußte sich jetzt zum Vertheidigungskriege entschließen. Und auch dieser brachte ihm Anfangs nur bittere Früchte. Er selbst wollte in diesem Feldzuge Sachsen decken, sein Bruder Heinrich sollte die Mark gegen die Russen, der General Fouquet Schlesien gegen den östreichischen Heerführer Laudon beschützen. Aber dieser, der wohl der beste kaiserliche Feldherr war, hatte ein dreimal überlegenes Heer gegen die Preußen, und konnte sie in Unthätigkeit erhalten, während eine seiner Abtheilungen die wichtige Festung Glaz belagerte. Darum verließ Fouquet seine Stellung in dem schlesischen Gebirge, um schneller Hülfe zu leisten, wo sie nöthig sey. Allein nun wurden die Städte und Dörfer im Gebirge, die von einem fleißigen, gewerbsamen Volke bewohnt sind, von den Streifschaaren der Oestreicher auf das Härteste mitgenommen, und ihr dringendes Flehen bewog den König, seinem Feldherrn den gemessenen Befehl zu geben, daß er seine Stellung in den Bergen, bei Landshut, wieder einnehmen sollte. Fouquet, der ein sehr strenger Mann, und deshalb in Schlesien nicht beliebt, aber ein tapferer, entschlossener Krieger war, sah die Gefahr, in welche er ging; weil aber seine Vorstellungen vergeblich waren, so beschloß er wenigstens nicht wie Fink bei Maxen mit gesenkten, sondern mit erhobenen Waffen sein Schicksal zu bestehen. Und als er nun am 23. Juni früh um 2 Uhr mit seinen 8000 Preußen durch 30,000 Oestreicher von allen Seiten angegriffen wurde, da hielt er acht Stunden lang den ungleichen Kampf aus, bildete gegen die Anfälle der feindlichen Reuter Vierecke mit seinen tapfern Streitern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, und vertheidigte jeden Fußbreit Landes. Endlich stürzte er selbst unter sein verwundetes Pferd und wäre von den Reutern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet, hätte sich nicht sein Reitknecht auf ihn geworfen, und mit seinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Oberst erkannte ihn und rettete ihn. Die preußische Reuterei hatte sich durchgeschlagen, aber das Fußvolk wurde, bis auf 4000 Gefangene, niedergehauen.

Es war ein harter Schlag für den König; Fouquet war sein Freund, und Schlesien lag nun dem Feinde offen da. Aber er

faßte sich bald; um durch eine kühne That den Eindruck des Unglücks schnell zu verwischen, täuschte er den Feldmarschall Daun durch künstliche Märsche, gewann ihm einen beträchtlichen Vorsprung ab, erschien plötzlich vor Dresden, und fing an, die Stadt zu beschießen. Es wäre ihm ein großer Gewinn gewesen, wenn er diese wichtige Stadt durch Ueberraschung wieder erobert hätte; allein sie hatte einen tapfern Befehlshaber in dem General Macquire, der, obwohl der dritte Theil der schönen Stadt mit vielen großen Gebäuden durch das heftige Feuer der Preußen in Asche gelegt ward, dennoch nicht wankte. Er wußte, daß das große östreichische Heer dem Könige bald folgen und ihn befreien werde; und in der That erschien auch Daun, ehe die Stadt zur Uebergabe gezwungen war. Wäre der langsame Feldherr mehr geeilt so würde er wahrscheinlich das Unglück der Stadt ganz abgewendet haben. Der König hob die Belagerung auf und eilte nach Schlesien; denn hier war ein neues Unglück geschehen; der General Laudon hatte die Festung Glaz, die wichtigste des preußischen Staates nach Magdeburg, durch einen schnellen Angriff und die Feigheit oder Verrätherei des Befehlshabers Oo, eines Italieners, in einem Tage erobert. Sie war der Schlüssel zum schlesischen Lande. Glücklicherweise fand Laudon an dem Befehlshaber in der Hauptstadt Breslau, dem General Tauenzien, einen entschlossenern Gegner. Dieser ließ sich nicht schrecken; und schnell kam nun der Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Die Schlacht bei Liegnitz. 15. August. — Auch der König war schon in Schlesien angekommen, verfolgt, oder vielmehr begleitet, von dem östreichischen Heer; denn auf seiner einen Seite zog der Feldmarschall Daun; auf der andern der General Lasci. Unter steten Gefahren bei Tage und Nacht, und unaufhörlichen Gefechten der leichten Schaaren, ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn Daun, der nun auch das Laudonsche Heer an sich gezogen hatte und ihm viel überlegen war, verschloß ihm die Wege nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren. Der Prinz Heinrich aber wurde durch die Russen an der Oder festgehalten. Der König hatte nur noch auf einige Tage Lebensmittel, und die Oestreicher standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, so daß er fast in jeder Nacht seine Stellung verändern mußte, um nicht überfallen zu werden. Endlich glaubten die östreichischen Feldherrn den rechten Augenblick zur Schlacht gefunden zu haben; der 15. August war dazu bestimmt, und in der Nacht vorher brach Laudon auf, um im Rücken des preußischen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Der König sollte von allen Seiten angegriffen und wo möglich vernichtet werden. Aber gerade in dieser Nacht war auch sein Heer aus der alten Stellung, weil die östreichischen Heerführer sie am vorigen Tage auf das sorgsamste ausgekundschaftet hatten, in aller Stille aufgebrochen, und

hatte sich schon auf eben den Höhen von Pfaffendorff gelagert, nach denen Laudon marschirte. Im alten preußischen Lager brannten die Wachtfeuer, von Bauern unterhalten, und Husarenpatrouillen riefen alle Viertelstunde den Wachtruf, während der König schon auf dem neuen Platze ruhte. Die Krieger lagen mit ihren Waffen im Arm; der König legte sich, in seinen Mantel gehüllt, mit dem treuen Ziethen und einigen andern an ein kleines Feuer und schlief. Eine feierliche Stille ruhte auf dem Heere, jedes Geräusch war untersagt, und schlafend oder leise mit einander redend erwarteten die Krieger den Tag. Um 2 Uhr aber weckte plötzlich der Führer einer Husaren-Runde den König mit der unerwarteten Botschaft, der Feind sey da, und nur 400 Schritte entfernt. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag; in wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Schaaren in den Waffen und geordnet, und die Stimme des Geschützes erscholl. Der erstaunte Laudon merkte bald in der ersten Tagesdämmerung, daß er einen beträchtlichen Theil des preußischen Heeres vor sich habe. Als entschlossener Feldherr verzagte er nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe; vielleicht mogte der Feldmarschall Daun den Kanonendonner vernehmen und ihm Hülfe leisten. Allein der entgegengesetzte Wind trieb den Schall abwärts, Daun hörte nichts; und nach dreistündigem Gefecht, 5 Uhr Morgens, war die Schlacht schon entschieden. Laudon verlor 4000 Todte, 6000 Verwundete, 82 Kanonen, und mußte eilig über die Katzbach zurückweichen. Daun aber, der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußischen Flügel unter dem General Ziethen; er wurde mit einem nachdrücklichen Geschützfeuer empfangen, und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er sich gleichfalls zurück.

Dieser Sieg, recht durch eine Gunst des Glückes geschenkt, verbesserte des Königs Lage außerordentlich, und er selbst benutzte ihn mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Drei Stunden nach Beendigung der Schlacht war sein Heer schon wieder auf dem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde sowohl als Feinde, auf Wagen mitziehend, und die erbeuteten Kanonen im Zuge der übrigen. Die Spitze des Heeres legte an dem Tage noch drei Meilen zurück, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräthen nicht mehr versperrt werden.

Schlesien war größtentheils gerettet, aber in der Mark und in Sachsen ereigneten sich traurige Begebenheiten. Die Russen hatten sich vor Breslau wieder an der Oder hinunterzezogen, und entschlossen sich jetzt 20,000 Mann in Verbindung mit 15,000 Oestreichern unter Lasci gegen Berlin zu senden. Gegen ein solches Heer konnte sich die Stadt mit einer schwachen Besatzung nicht vertheidigen; sie ergab sich den 4. Oktober dem russischen General Totleben. Es war das Glück der Stadt, daß er mensch-

lich dachte und eine Plünderung verhütete; doch wurden einige Königliche Lustschlösser umher von den Sachsen verwüstet und viele Denkmäler der Kunst zerstört. Acht Tage lang dauerte die Besetzung der Stadt, und beträchtliche Geldsummen mußten gezahlt werden; dann verscheuchte der Ruf von dem Anzuge des Königs schnell die Gegner nach Sachsen und über die Oder.

Die Schlacht bei Torgau. 3. November. — Friedrich kam nicht allein seiner Hauptstadt, sondern vorzüglich des sächsischen Landes wegen. Während er in Schlesien beschäftigt war, hatte die Reichsarmee sich in Sachsen eingefunden, und da sie wenig Widerstand fand, sich des ganzen Landes bemächtigt; nun kam Daun mit seinem Heere dazu, und legte sich in ein sehr festes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn so wichtige Land nicht verloren geben, und zum erstenmal das Winterlager auf seinem eigenen Boden nehmen, so mußte Sachsen noch vor dem Winter von Neuem erobert werden. Es blieb ihm keine Wahl; wie schon am Schlusse mehrerer Jahre, mußte er noch einmal einen großen Verlust gegen großen Gewinn setzen. Diesesmal schien sein Verderben unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang; er selbst scheint sich in diesem Falle auf seinen Tod gefaßt gemacht zu haben; — und er war sehr nahe daran, die Schlacht zu verlieren. Der Angriff auf die stark verschanzten Weinberge von Torgau sollte am 3. November von zwei Seiten, durch zwei verschiedene Heeresabtheilungen, geschehen; der König wollte die eine, Ziethen sollte die andere im Rücken der Oestreicher gegen die Siptitzer Höhen führen. Ein Wald verbarg des Königs Anrücken; aber seine Züge verwickelten sich in demselben und hielten sich auf; als er nun mit den ersten herauskam, hörte er schon ein starkes Feuer von Ziethens Seite und glaubte diesen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpostengefecht, und Daun konnte noch seine ganze Kraft gegen des Königs Angriff wenden. Und als dieser in ungeduldiger Eile, ohne das andere Fußvolk und die Reuterei zu erwarten, seine Grenadiere gegen die Schanzen der Oestreicher führte, da empfing sie ein so mörderisches Feuer aus 200 Stücken Geschütz, daß die Reihen der Seinigen, wie vom Blitze niedergeschmettert, und wie im Tode noch zusammengeordnet, da lagen, daß seine Kanoniere nicht einmal zum Laden ihres Geschützes gelangen konnten, sondern gleichfalls zerschmettert sammt den Pferden hinstürzten, und der König selbst seinen Begleitern gestand, solches Krachen der Schlacht nie gehört zu haben. In der That beraubte er auch mehrere Menschen auf der Stelle des Gehörs. Den König traf ein Streifschuß an der Brust, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen. — Es rückten neue Haufen der Preußen heran und gewannen einigen Raum, dann wurden sie von der östreichischen Reuterei zurückgeschlagen. Diese wurden wieder von der preußischen geworfen, die endlich auch heran kam, nachdem sie auf dem Wege aufgehalten war; und so wurde bis in die Nacht

mit abwechselndem Glücke gefochten. Aber des Königs Herz war von Kummer niedergedrückt; der Kern seines Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde und die östreichischen Verschanzungen waren nicht erobert; der Feldmarschall Daun hatte sogar schon einen Eilboten mit der Siegesnachricht an seine Kaiserin abgesendet. Der Rath des Schicksals hatte es jedoch anders geordnet. Während auf des Königs Seite noch hin und wieder in der Dunkelheit von einzelnen Haufen gefochten wurde, die sich verirrt hatten, Freunde oft auf Freunde schossen, während in kalter Herbstnacht unzählige Feuer in der Torgauer Haide brannten, und Gesunde und Verwundete von beiden Seiten sich um ihnen sammelten mit dem Vertrage, am Morgen sich demjenigen zu ergeben, der den Sieg gewonnen haben würde, und während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, Befehle schrieb; focht der alte General Ziethen noch um den Besitz der Siptitzer Höhen bis 10 Uhr Abends, und gewann sie endlich in Verbindung mit dem General Saldern. Dadurch wurde die Stellung der Oestreicher gebrochen; sie konnten den Kampf am andern Morgen nicht wieder annehmen, und Daun, der in der Schlacht selbst verwundet war, zog sich in der Nacht, in großer Stille, durch Torgau über die Elbe nach Dresden zurück. Es geschah so unbemerkt, daß die Preußen sich schon auf einen neuen Kampf am nächsten Morgen bereiteten. Als der König aber mit der ersten Dämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer, und wurde von seinen eigenen Kriegern als Sieger begrüßt. So war ihm durch diesen blutigen Sieg der Besitz des größern Theiles von Sachsen wieder erobert; er legte sein Heer ins Winterlager und nahm seinen Aufenthalt in Leipzig.

134. Die Jahre 1761 und 62. Friede mit Rußland und Schweden.

Die letzten Jahre des Krieges sind weniger mit großen und kraftvollen Unternehmungen angefüllt; die Ermattung der Völker wurde immer sichtbarer, und Friedrich, der sonst der Unternehmende gewesen, mußte wiederum nur auf die Vertheidigung dessen, was er noch besaß, bedacht seyn. Sie wurde ihm im Jahre 1761 nicht leicht. Er selbst befehligte in Schlesien und wendete alle Kunst an, die Vereinigung des russischen Heeres unter Butterlin mit Laudon zu verhindern, der allein 72,000 Oestreicher anführte. Es gelang dem Könige eine Zeitlang, und es war schon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verstrichen war; endlich am 12. August vereinigten sich die feindlichen Heere dennoch in der Gegend von Strigau; sie waren zusammen 130,000 Mann stark, und Friedrich mußte mit seinen 50,000 eine Festung um sich herziehen, um von solcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden. Es war dieses das feste La-

ger bei Bunzelwitz, in welchem er zwanzig Tage lang von den Feinden eingeschlossen gehalten wurde, und solche Wachsamkeit nöthig hatte, daß seine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung stehen und bei Tage die Ruhe der Nacht genießen mußten. Dennoch konnten die fast dreimal überlegenen Feinde, mit voller Kraft auf die schwächsten Stellen der Verschanzungen anstürmend, ihn überwältigen, wen Ein Geist die große Masse leitete. Allein die beiden Heerführer waren nicht einig unter einander, der eine wollte nicht für den Ruhm des andern arbeiten und glaubte, ihm werde die schwerste Aufgabe der gemeinschaftlichen Arbeit aufgebürdet; und wie niemals in diesem Kriege die russischen Heere mit den östreichischen in rechte Einstimmung zu bringen waren, so trennten sie sich auch diesesmal, ohne etwas auszurichten. Hauptsächlich nöthigte sie der Mangel an Unterhalt dazu. Friedrich mit den Seinigen war nun befreit; und um in diesem Jahre gar nichts mehr von den Russen befürchten zu müssen, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräthe in Polen zerstören; das Wagestück gelang, das russische Heer war für diesen Feldzug gelähmt.

Allein ohne Unglück für den König sollte auch dieses Jahr nicht vergehen. Indem er seine Stellung bei Bunzelwitz verließ, um die Oestreicher in die ebenen Gegenden Schlesiens zu locken, brach Laudon auf einmal aus den Gebirgen hervor; aber statt dem Könige zu folgen, wendete er sich plötzlich gegen Schweidnitz, überfiel die schlecht besetzte Stadt in der Nacht des 1. Oktobers und nahm sie mit Sturm ein. Die schwache, aus unzuverlässigen geworbenen Leuten bestehende, Besatzung wurde mit dem General Zastrow gefangen genommen. — Durch Schweidnitz und Glaz besaßen die Oestreicher nun schon die Hälfte Schlesiens und konnten den Winter über in diesem Lande bleiben. Und damit auch die Russen zum erstenmal in Pommern ihr Winterlager nehmen konnten, mußte ihnen die wichtige Festung Kolberg, nach einer fast viermonatlichen tapfern Gegenwehr, am 13. Dezember in die Hände fallen.

So eingeengt war der König noch nie gewesen. Zwar hatte Prinz Heinrich die übrige Hälfte Sachsens in diesem Sommer mit vieler Klugheit gegen Daun vertheidigt, aber es war nur die Hälfte, und die Russen hatten dafür von der Oder her im nächsten Frühjahr nur wenige Schritte bis nach Berlin. In solcher Noth hätte der Muth des kleinen preußischen Volkes leicht völlig gebrochen werden können. Allein es bewährte sich seines starken Königs würdig, ja es richtete den Sinn desselben durch die Zuversicht, die in Bürger und Bauern war, und die aus dem Munde der Jünglinge, die zu dem Heere kamen, wiedertönte, oft kräftig wieder auf. Es wurde laut im Heere anerkannt, daß König und Krieger so lange muthig bleiben könnten, als das Volk selbst nicht verzage. Darin waren König und Volk und

Heer einig, daß, wenn der Untergang unvermeidlich sey, sie wenigstens mit Ehre untergehen wollten.

Aber das neue Jahr brachte unerwartet einen hellen Strahl der Hoffnung mit sich; am 5. Januar 1762 starb die russische Kaiserin Elisabeth, und in ihr eine bittere Feindin Friedrichs. Ihr Neffe Peter III. bestieg den Thron; er war ein begeisterter Verehrer des großen Königs, und, nur dem Zuge seines Gemüthes folgend, ließ er sogleich alle preußische Gefangene ohne Lösegeld frei, und schloß nicht nur am 5. Mai zu Petersburg einen so uneigennützigen Frieden, daß er ganz Preußen, ohne irgend eine Entschädigung, herausgab, sondern errichtete auch sogleich ein Bündniß mit Friedrich, und ließ seinen Heerführer Czernitschef mit 20,000 Russen zu dem preußischen Heere in Schlesien stoßen.

Diesem Beispiele folgte auch Schweden, des wenig rühmlichen Krieges müde, in so weit, daß es am 22. Mai zu Hamburg mit Preußen den Frieden abschloß.

So konnte Friedrich seine ganze Kraft gegen die Oestreicher wenden und die sichere Hoffnung schöpfen, ihnen zunächst Schlesien wieder abzugewinnen. Mit Schweidnitz sollte der Anfang gemacht werden, und da es der Feldmarschall Daun in einer festen Stellung bei Burkersdorf deckte, so faßte Friedrich den Entschluß, ihn hier in Vereinigung mit den Russen anzugreifen. Schon war er im Anzuge, als plötzlich die niederschlagende Nachricht kam, der russische Kaiser Peter III. sei ermordet, seine Gemahlin Katharina zur Kaiserin ausgerufen, und Czernitschef mit seinem Heere solle sogleich nach Polen zurückkehren. Der junge Kaiser hatte mit Ungestüm viele Neuerungen in Rußland angefangen, die Geistlichkeit und den Adel gegen sich aufgebracht, seine Gemahlin hart behandelt, und seine Deutschen auf kränkende Weise den Eingebornen vorgezogen. Darüber verlor er schon nach sechs Monaten seinen Thron. Für Friedrich aber öffnete sich ein neuer Abgrund von Gefahren, wenn die neue Kaiserin, wie es den Anschein hatte, gleich der Kaiserin Elisabeth gegen ihn gesinnt war. Doch faßte er sich bald und beschloß wenigstens von der Gegenwart der Russen wo möglich noch Vortheil zu ziehen. So groß war die geistige Gewalt, welche Friedrich über die Menschen übte, daß er jetzt den General Czernitschef dahin vermogte, noch drei Tage lang den Befehl zum Abzuge vor seinem Heere geheim zu halten, am Tage des Angriffs auf Dauns Verschanzungen mit auszurücken, und einen Theil des östreichischen Heeres bloß durch seine Gegenwart in Unthätigkeiten zu erhalten. Czernitschef brachte dem großen Könige dieses Opfer, welches ihm leicht seinen Kopf kosten konnte; das Treffen bei Reichenbach erfolgte am 21. Juli und wurde gewonnen. Am folgenden Tage trennte sich das russische Heer vom Könige und zog zurück; Czernitschef aber wurde nicht zur Rechenschaft gezogen, weil die Kaiserin ihre Gesinnung gegen den

König geändert hatte. Anfänglich hatte sie geglaubt, Friedrich selbst habe ihren Gemahl zu den harten Maßregeln angefeuert, die er gegen sie ergriffen; als sie nun aber nach des Kaisers Tode dessen Papiere durchsuchte, fanden sich Briefe des Königs mit den dringendsten Ermahnungen zur Vorsicht in seinem Betragen, und besonders zur Schonung seiner Gemahlin. Das änderte Katharinens Stimmung, und sie bestätigte den Frieden mit Preußen, doch ohne ihre Hülfe zum fernern Kriege gegen Oestreich zuzusagen.

Friedrich fing die Belagerung von Schweidnitz an; aber sie nahm den übrigen Theil des Sommers weg. So schlecht zweimal in diesem Kriege die preußische Besatzung diese Festung vertheidigt hatte, so klug und tapfer hielten sich jetzt die östreichischen Anführer, der General Guasko, als Befehlshaber, und Gribauval, als Ingenieur der Festung. Neun Wochen lang hielten sie die Belagerung aus, die der König selbst am Ende mit großem Eifer leitete, und erst, als keine Hoffnung des Entsatzes übrig war, und alle Nothdurft fehlte, ergaben sie sich am 9. Oktober mit 10,000 Mann zu Gefangenen.

In Sachsen führte der Prinz Heinrich in diesem Jahre, nach seiner besonnenen Weise den Krieg so, daß er das ganze Land, außer Dresden, besetzt hielt und durch seine tapfern Unterfeldherren, Seidlitz, Kleist und Belling, manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Oestreicher mit der Reichsarmee durch Uebermacht aus seiner guten Stellung bei Freiberg verdrängen wollten, griff er die letztere am 29. Oktober an und schlug sie gänzlich in die Flucht. Dieses war das letzte Treffen im siebenjährigen Kriege. Der König schloß am 24. November einen Waffenstillstand mit Oestreich und vertheilte seine Heere von Thüringen bis nach Schlesien in's Winterlager. Sein Oberst Kleist aber blieb mit 10,000 Mann noch im Felde gegen die deutschen Fürsten, brach in Franken ein, und brachte einen der Reichsfürsten nach dem andern zum Frieden.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte die drei letzten Jahre des Krieges hindurch seinen alten Ruhm in der Vertheidigung Niedersachsens und Westphalens trefflich behauptet. Frankreich bot alle Kräfte auf, diese Länder doch noch zu erobern und die Ehre der Waffen zu retten; es wurden immer neue Feldherrn geschickt, die Heere im Jahr 1761 sogar bis auf 150,000 Mann verstärkt, denen Ferdinand nur 80,000 entgegenzusetzen hatte; und dennoch erreichten sie nichts, als den Besitz Hessens, dessen Vertheidigung außer Ferdinands Kräften lag, weil er von zwei Seiten zugleich, vom Niederrheine und vom Maine her, bedroht wurde. Dagegen ließ er sich durch keine Künste noch Schrecken aus seinen Stellungen am linken Ufer der Weser und an der Dimel, wo er Niedersachsen und Westphalen zugleich deckte, verdrängen. In vielen einzelnen Ge-

fechten zeichneten sich seine Unterfeldherrn, der Erbprinz von Braunschweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner, aus. Am Ende des letzten Feldzuges konnte der Herzog sogar wieder von der Vertheidigung zum Angriffe übergehen; er vertrieb die Franzosen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal, und durch ein anderes bei Lutterberg, aus der Gegend von Kassel, und beschloß den Feldzug des Jahres 1762, so wie den ganzen Krieg, durch die Eroberung dieser Stadt am 1. November. Es wurde auch auf dieser Seite ein Waffenstillstand geschlossen.

Der Pariser und der Hubertsburger Friede; den 10. und 15. Februar 1763. — Alle kriegführende Völker waren erschöpft und sehnten sich nach Ruhe. England hatte große Eroberungen jenseits der Meere gemacht, aber zugleich seine Schuld um 800 Millionen schwerer Thaler vermehrt; und seit Georg II. gestorben, und der Lord Bute, des neuen Königs Erzieher, an Pitts Stelle erster Minister geworden war, herrschte die Neigung zum Frieden bedeutend vor, den auch Frankreich wünschen mußte. Auf solche Weise wären Friedrich und Maria Theresia allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber Oestreich hatte, wenn auch noch Krieger, doch nicht mehr das Geld zur alleinigen Fortsetzung des Kampfes, und der König Friedrich wollte vom Anfang an nur Schlesien behaupten. Da ihm dieses zugesichert wurde, bestätigte er gern den Frieden, der durch seinen, den östreichischen und sächsischen Bevollmächtigten auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg verabredet war. Von beiden Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Kriegsgefangenen ausgewechselt, keine Kriegsschäden vergütet; König Friedrich blieb in dem Besitze von Schlesien und gab dem Churfürsten von Sachsen sein Land wieder. Es war durch den schweren, blutigen Kampf in der äußeren Gestaltung der Dinge nichts geändert, aber gewisse große Erfahrungen, die er gegeben hatte, erhielten für Europa beinahe 30 Jahre hindurch eine wohlthätige Ruhe. Das unstäte Wogen der Verhältnisse, das gespannte Beobachten der Staaten unter einander, die Erwartung plötzlicher Ausbrüche, — das Alles war niedergeschlagen, und es trat auf einige Zeit ein Glaube ein, daß die bestehende Ordnung der Dinge Dauer haben könne. Ueber Preußen war der Schicksalsspruch ergangen, seine Macht beruhe auf festen Pfeilern, so lange der Geist die verhältnißmäßig kleine Masse beherrsche und bewege. Ernster, emsiger und kriegerischer Sinn in Herrscher und Volk, Gerechtigkeit und Sparsamkeit in der Verwaltung, Vorstreben des Geistes in dem Besten, was das Zeitalter mit sich bringt, — dadurch hielt der König Friedrich und sein Volk den Kampf mit halb Europa aus; sie werden Preußen halten, so lange sich Preußen sie zu erhalten weiß. — Oestreich bewies in dieser Zeit, wie bei allem frühern Wechsel seiner Schicksale, daß seine Macht nicht weniger unzerstörbar sey; daß seine schö-

nen, reichen Länder, die Treue und Tüchtigkeit der Einwohner, ihre Liebe zu der väterlich milden Regierung, einen trefflichen Kern gesunden Lebens in sich bewahren. Auch die Hessen, Hannoveraner und übrigen Niedersachsen hatten in dem Kampfe gegen die französischen Heere Ausdauer und Tapferkeit in solchem Maaße bewährt, daß der deutsche Name in ihnen hoch geehrt erschien. Ueberhaupt fiel die Ehre des Krieges auf die Deutschen zurück. Wenn von der Ueberlegenheit geredet wurde, welche Geistesgröße im Gedränge des Kampfes, in rascher Ergreifung des Augenblicks, gewährt, so ertönte König Friedrichs oder Herzog Ferdinands Name in Aller Munde. Ja, seit diesem Kriege erzählten die Völkerschaften fern in Asien und Afrika, solche, die noch nicht einmal Schrift kannten, von dem König Friedrich in Preußen. Prinz Heinrich war das Muster des besonnenen Feldherrn, der mit geringen Kräften einen viel mächtigern Gegner zu beschäftigen weiß und keine Blößen giebt; Ziethen und Seidlitz galten als die besten Reuterführer, und so viele andere Feldherrn als Helden, in trefflicher Schule gebildet. Dagegen wurde, wer die Kunst lernen wollte, musterhafte Stellungen zu wählen oder das Geschütz entscheidend zu gebrauchen, zu den östreichischen Heeren gewiesen; und die Namen des erfahrnen Brown, des schnellen und unternehmenden Laudon, der geschickten Führer Nadasti, Lascy und anderer, durften dreist neben den älteren, berühmten Heerführern Oestreichs genannt werden.

Es ist tröstend, daß solcher Ruhm die Trauer über den erbitterten Kampf deutscher Brüder gegen einander mildern durfte, und daß er zugleich die Blöße der Friedensverfassung des Reiches einigermaßen bedeckte. In der That war der Zustand des denkenden und berathenden Theiles unserer Verfassung so unvollkommen, die Formen der Geschäftsführung so veraltet, der Gang der Dinge so langsam und kraftlos, daß, wenn nicht Herz und Arm ihre Pflicht gethan und dem Auslande gezeigt hätten, daß der alte Kriegsmuth noch nicht aus Deutschland gewichen sey, — es den Fremden noch mehr zum Gespött und noch früher zur Beute geworden wäre.

Frankreich hatte wenig Ehre in diesem Kriege gewonnen; eine schwache, planlose, von Weibern und Günstlingen geführte, Regierung hatte eine unheilbare Erschlaffung erzeugt. Es verlor zwar in dem Pariser Frieden, der fünf Tage vor dem Hubertsburger geschlossen wurde, nicht so viel, als man nach dem Kriegsglück der Engländer zur See erwartet hatte; allein dieser Friede war durch den wenig scharfsichtigen Bute geschlossen, und Pitt dagegen hatte während des Krieges auf glänzende Weise gezeigt, welche außerordentliche Kraft in dem englischen Volke liege und der vollen Entwickelung warte.

135. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

In der fast dreißigjährigen Ruhe nach dem Hubertsburger

Frieden entwickelten sich viele Keime, die früher in Deutschland gepflanzt waren, zur vollen Reife. Um diese Zeit mit einem Namen zu bezeichnen, hat man sie das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt, weil sein Geist und sein Vorbild allen voranleuchtete, und das Gute wie das Fehlerhafte des mit ihm lebenden Geschlechts in ihm nach großem Maaßstabe ausgebildet erscheint. Ihre Eigenthümlichkeit wird klarer ins Auge treten, wenn wir zuvor, wie wir den König im Kriege sahen, ihn auch im Frieden betrachten.

Friedrichs nächste Sorge war die Wiederherstellung seines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange des Krieges Gewinn zu ziehen. Um die neu angeworbenen Haufen bald den alten, geübten, deren noch wenige waren, gleich zu bringen, wurden die Uebungen mit Ernst und großer Strenge betrieben; aber es geschah hier, wie mit den meisten menschlichen Angelegenheiten, wenn das, was sich in dem Augenblicke seines kräftigsten Lebens als vortrefflich gezeigt hat, festgehalten werden soll. Die Form gilt bald als die Hauptsache; der Geist, welcher in Einer bestimmten Gestalt nur Einmal seine Wohnung nehmen kann, verläßt dieselbe und bildet sich unbemerkt eine neue; die Menschen aber verehren die Hülle noch lange, als besäßen sie das Wesen. Der große König selbst, der seine Kriegsübungen in ganz Europa nachgeahmt sah, täuschte sich in der Ueberschätzung ihres Werthes. Das System der stehenden Heere wurde auf seinen Gipfel getrieben, es wurde die Hauptsorge aller Staatsverwaltung; der Ernst wurde wieder zum Spiele, bis eine große Welterschütterung des Spieles Nichtigkeit offenbar machte.

Um vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben seines zertretenen Landes; diese Sorge ist das unverwelklichste Blatt seines Lorbeerkranzes. Das Korn, welches schon zum nächsten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meisten verarmten Landleuten als Saatkorn geschenkt und die überflüssigen Pferde unter sie vertheilt. In Schlesien wurden die Abgaben auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Russen zerstört hatten, auf zwei Jahre erlassen. Ja, der König schenkte zur Aufhelfung des Ackerbaues und der Gewerbe noch baare Geldsummen, nach der Größe des Bedürfnisses, und diese Geschenke betragen in den 24 Jahren seiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über 24 Millionen Thaler. Solche Großmuth durfte sich König Friedrich deshalb zum eigenen Ruhme anrechnen, weil sie nur durch seine große Sparsamkeit möglich war; und mit dieser fing er, mit großartiger Gesinnung, zunächst bei sich selbst an. Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehörte, durch den er zusammengebracht sey; und während manche andere Fürsten, die Schweißtropfen, die an jedem Geldstücke hingen, nicht achtend, in unmäßiger Verschwendung prunkten, lebte er se ein-

fach, daß er von der zu seiner Hofhaltung ausgesetzten Summe fast eine Million Thaler jährlich ersparte.

Seine Grundsätze in dieser Beziehung sprach er einst gegen den Verwalter der indirecten Steuern, Herrn de Launay, sehr schön aus: „Ludwig XV. und ich, sagte er, sind ärmer geboren, als der ärmste unserer Unterthanen, denn nur wenige wird es unter diesen geben, die nicht ein kleines Erbe haben, oder sich doch durch Fleiß erwerben können, während er und ich nichts besitzen und nichts zu erwerben im Stande sind, was nicht dem Staate gehörte. Wir sind nichts, als die Verwaltung des allgemeinen Vermögens, und wenn wir als solche auch zu unseren Ausgaben so viel davon verwenden können, als wir vernünftigerweise bedürfen, so würde ein Mehr doch stets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute seyn."

Durch des Königs vorzügliche Sorge für den Ackerbau lebte dieser schnell wieder auf. Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, neue Anbauer aus andern Ländern herübergezogen, und wo vorher Sumpf oder Moor war, blühten bald fruchtbare Kornfelder. Der Anblick solches Fortschreitens that dem Könige bei seinen jährlichen Musterungsreisen außerordentlich wohl, und sein lebhafter Geist bekümmerte sich selbst um das Kleinste, so daß wohl wenige Fürsten ihre Staaten so kennen mögen, als Friedrich die seinigen kannte. Wie sehr aber diese Sorgfalt des Wiederherstellens Noth that, geht schon aus dem Einen hervor, daß die Zahl der im Kriege abgebrannten Häuser in seinen Staaten 14,500 betrug, von denen die meisten, nach des Königs Zeugniß, von den Russen in Brand gesteckt waren. — In Oberschlesien allein wurden von 1763 — 79, 213 neue Dörfer angelegt. Dieses Land, welches so viel gelitten hatte, lag dem Könige besonders am Herzen, und als er es nun wieder aufleben sah, als im Jahr 1777 bei einer allgemeinen Zählung 180,000 Menschen mehr in Schlesien gefunden wurden, wie im Jahre 1756, als der Krieg anfing; da auf solche Weise der Verlust des Krieges mit Gewinn ersetzt war, und Ackerbau, Gewerbe und Leinwandhandel blühten, schreibt er selbst in einem Briefe, mit inniger Zufriedenheit, welche Freude er darüber fühlte, eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgehoben zu haben.

Der Fleiß ist besonders demjenigen Volke das erste Bedürfniß, welches nur durch ihn der Natur seinen Bestand abgewinnen kann; aber dieser Gewinn ist nicht der einzige; der viel größere ist die frische, gesunde Lebenskraft, die er dem Volke gibt. In dieser Tugend war König Friedrich dem seinigen ein Muster. Schon in seinen frühern Jahren schrieb er einst an seinen Freund Jordan: „Du hast Recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang." Und später, in seinem hohen Alter, klingt dieser Gedanke gleichsam als der Grundton seines ganzen Lebens in einem andern Briefe wieder: „Die

Weise, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst," schreibt er. „Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin."

Die früh entworfene Ordnung seines Lebens blieb bis in sein Alter unverändert, und noch am Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich mit den Geschäften der Regierung. Jede Stunde hatte ihre Bestimmung, und der große Grundsatz, welcher die Seele alles Fleißes ist, nichts aufzuschieben, galt ihm als unverletzliches Gesetz. Die Zeit von 4 Uhr Morgens bis gegen Mitternacht, also fast fünf Sechstheile des Tages, waren irgend einer Thätigkeit des Geistes oder Gemüthes gewidmet. Denn damit selbst die Zeit der Tafel nicht ohne Nahrung für den Geist vorübergehe, versammelte der König Mittags und Abends eine Auswahl geistreicher Männer um sich, und die Unterhaltung war, meistentheils durch ihn selbst, so belebt, daß man sie mit sokratischen Gastmälern verglichen hat. Freilich traten, nach der Weise der Zeit, vorzüglich nur Witz und Laune glänzend hervor. Die Schnelligkeit, das Treffende und Ueberraschende der Gedanken, galt vor Allem; Gründlichkeit und die treue, menschliche Nachsicht fanden in jenem Zeitalter weniger ihren Platz; und schon die französische Sprache, welche in Friedrichs Gesellschaft geredet wurde, mußte diese Richtung mit sich bringen. Die übrige Zeit des Tages war zwischen dem Lesen der eingelaufenen Berichte, den Vorträgen der Kabinetsräthe, dem, oft eigenhändigen Entwerfen der Antworten; ferner der Anordnung seiner Anlagen bei den Lustschlössern; den schriftstellerischen Arbeiten, deren Friedrich eine reiche Sammlung hinterlassen hat, und endlich der Unterhaltung mit seiner Flöte, getheilt. Diese wiegte, wie eine vertraute Freundin, die heftigern Regungen seines Innern sanft ein; und während er mit ihr oft stundenlang durch seine Zimmer wandelte, wurde das Reich der Gedanken immer freier, und sein Geist war alsdann, wie er selbst bezeugt, am ungestörtesten thätig. Doch litt nie ein Geschäft des Staates unter den selbstgewählten, gemüthlichern Genüssen, welche die Musik und Dichtkunst ihm gewährten. Das ist der größte Ruhm des Königs, daß ihm Pflicht und Beruf über Alles heilig waren, und daher hat man mit Recht von Friedrich gesagt, daß die Pflicht eines Königs, in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Würde, die Idee gewesen sey, welche sein Leben beherrschte, und seiner Seele Mittelpunkt war. Wie hätte doch dieser König sein ganzes Zeitalter emporheben und mit sich fortreißen, und an tausend gefährlichen Klippen vorüberführen können, wenn von seiner Jugend an, durch Innigkeit und Liebe, die treue, feste, deutsche Natur, die in ihm lag, gepflegt worden wäre.

Aber eben diese Jugend und die Erziehung Friedrichs hat manchen edlern Keim in ihm unentwickelt gelassen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. war ein rauher, strenger Mann, dem

die Anmuth der Musen fremd war; zu dem Sohne, welcher von früh auf der feineren Bildung nachstrebte, und an den roheren Neigungen des Vaters keinen Geschmack fand, hatte er nie ein rechtes Herz gewinnen können. Er behandelte ihn hart, ja despotisch; er hegte von ihm gar keine Hoffnung für den Staat und hatte sogar einmal im Sinne, den zweiten Sohn August Wilhelm ihm vorzuziehen, und so mußte auch des Sohnes Herz ihm immer mehr entfremdet werden. Es kam dahin, daß Friedrich einen Versuch machte, der drückenden väterlichen Gewalt zu entfliehen; aber entdeckt, war er selbst in Gefahr, durch den Zorn seines Vaters auf das Blutgerüst geführt zu werden. Die Mutter, welche den Sohn desto zärtlicher liebte, suchte ihm durch Listen zu helfen; aber die rechte, reine, selbstentsagende Liebe konnte sie nicht in ihm erwecken, weil sie selbst mehr partheiischen Eifer, als selbstentsagende Liebe im Herzen trug. So wuchs Friedrich ohne die rechte Wärme der Liebe auf, welche einzig das zarte, jugendliche Gefühl zu entfalten vermag. Dieser Mangel ist schmerzlich an ihm fühlbar gewesen bis in sein Grab. In dem jugendlichen Feuer war er enthusiastischer Freundschaft aus Bewunderung fähig; aber was an lauterer offener Liebe noch in ihm war, nahm das Leben mit seiner Herbigkeit immer mehr aus seiner Seele, und endlich stand der große König fast als ein Einsiedler, mit in sich verschlossenem, einsamem Gemüthe, da.

Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß französische Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich bestimmten. Und früh schon wurde der Mann, welcher einen unübersehbar verderblichen Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, dessen scharfer Verstand und schneidender Witz nichts Heiliges unangetastet ließ, Voltaire, das große Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieses Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beschäftigung, und sie nahmen sein Gemüth so ganz gefangen, daß er ihn in seiner Bewunderung über alle Sterblichen erhob und nach seiner Freundschaft, wie nach dem kostbarsten Kleinode, trachtete. Der eitle, eigensüchtige Fremde wußte diese Stimmung, die er in des Prinzen Briefen sah, trefflich zu benutzen. Er schmeichelte dem königlichen Freunde wieder, und in diesem gegenseitigen Spiele der Selbstliebe wähnte der Jüngling die glücklichste Freundschaft gestiftet zu haben. Wie aber Freundschaft nur durch strenge Wahrheit bestehen kann, wenn die Seelen, klar und offen vor einander daliegen, in treuen Kämpfen zusammen der Tugend nachstreben, so konnte jene Verbindung der beiden, auf so lockerem Grunde ruhend, die schärfere Prüfung nicht bestehen. Im späteren Zusammenleben, als Voltaire 1750 an des Königs Hof berufen war, zeigte sich täglich mehr und mehr das Kalte, Neidische und Gehässige in des Günstlings Seele; der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüther entfernten sich wieder von einander, und endlich trennten sie sich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte

sich, bei seiner Rückkunft nach Frankreich, durch die bittersten Schmähschriften.

So kränkende Erfahrungen verschlossen Friedrichs Herz immer mehr, und gaben ihm die Bitterkeit gegen die Menschen, die früher nicht in ihm war, und die, wenn sie ein Gemüth beherrscht, das Leben verfinstern muß.

Diese Einsamkeit und Verschlossenheit der Seele hat auch des Königs Regierung ihren Stempel aufgedrückt. Sie war eine Selbstregierung im strengen Sinne des Worts; von dem Könige ging Alles allein aus, auf ihn ging Alles zurück, und weder eine ständische Verfassung, noch selbst ein Staatsrath, der aus den erleuchtetsten Männern gewählt, dem Könige die vielseitig geprüfte Sache darlegen konnte, fanden in Friedrichs Regierung Raum. Aber, so scharf sein Auge war, — das Auge des Einzelnen vermag dennoch nicht Alles zu durchdringen; es mußten ihm wesentliche Mängel verborgen bleiben; in der Verwaltung aber mußte sowohl Willkühr auf einer, als eine todte Förmlichkeit auf der andern Seite, sich immer mehr einschleichen. Darum ist eine gute ständische Verfassung so unzerstörbar, und hebt die Kraft eines Staates zu so hoher Stufe, weil in ihren Formen die Stimme der Aufgeklärtesten im Volke auf gesetzmäßigem Wege laut werden, und jeder, den Einsicht und tüchtiger Wille treiben, auch ohne Staatsbeamten zu seyn, sein Vaterland mit berathen helfen kann.

Solche Ansichten und Grundsätze waren dem damaligen Zeitalter, welches sich von dem einfachen Gange der Natur entfernt hatte, und den klügelnden Verstand über alles setzte, verborgen. Die Festigkeit eines Staates, welche in dem freudigen Zusammenwirken Aller für ein über Alles geliebtes Vaterland liegt, suchte jene Zeit großentheils in den Formen. — In Friedrichs klarer, fester Seele würden die großartigern Ansichten des Staates, wenn die Zeit sie gehegt hätte, sicher Raum gefunden haben; aber von selbst erfand er sie nicht, weil er die Kraft in sich fühlte, allein zu herrschen, und den starken Willen, sein Volk durch sich allein glücklich und groß zu machen. Dadurch mußte ihm auch die Stärke des Staates in den Mitteln zu liegen scheinen, welche in der Hand eines Einzigen die schnellsten und wirksamsten sind, in dem, zum großen Theile geworbenen, Heere und in dem Schatze. Sein hauptsächlichstes Streben ging auf eine solche Verwaltung seiner Länder, daß ihr Wohlstand die größtmögliche Vermehrung dieser beiden Stützen des Staates, wie er sie dafür hielt, gestattete. Ja er wählte oft die Mittel dazu nur nach ihrer Wirksamkeit, ohne Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Stimmung und die Sittlichkeit des Volkes. Ein fanzösischer Generalpächter, Helvetius, wurde im Jahre 1764 nach Berlin gerufen, um über die Vermehrung der Staatseinkünfte seinen Rath zu ertheilen, und auf dessen Wort wurden Einrichtungen getroffen, welche dem

Volke bei ihrer Einführung sehr gehässig waren und Viele zum Betruge gegen den Staat verleiteten, mit dem sie sich doch ganz hätten Eins fühlen müssen. Aber die Einkünfte des Schatzes vermehrten sich durch diese und andere Mittel außerordentlich.

Friedrichs Rechtfertigung ist dabei, daß er solche Sorge nicht für sich übte, sondern für das Ganze; und zweitens, — wir müssen es noch einmal widerholen, — daß die großen Irrthümer seiner Zeit seinen Blick gefangen hielten. Wie hätte sein heller Geist ein besseres Licht in sich aufnehmen können, wenn er in einer Zeit *wahrer* geistiger Freiheit gelebt hätte! denn die Freiheit des Geistes war ihm lieb, und die öffentliche Stimme vernahm er gern; sein Volk genoß unter ihm einer vollen Preßfreiheit, und sogar über sich selbst ließ er ruhig Tadel und Spott ergehen; das Bewußtseyn seines ernsten Strebens und Wirkens, und der Treue gegen seine Pflicht, mußten ihn über die kleinliche Empfindlichkeit gegen solche Kränkung hinwegheben. *Aufklärung*, wie man sie damals verstand, war eine Hauptsorge des Königs. Aber die Aufklärung der Zeit war die des *Verstandes*, des *Zergliederns*, des *Trennens* und des *Einreißens*. Was man weniger erklären konnte, wurde verworfen; Glaube, Liebe, Hoffnung, Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, — Alles, was in der Tiefe der Seele seine unerforschliche Stätte hat, sollte mit der Wurzel ausgerottet werden. Aufzubauen und zu begründen verstand jene Zeit nicht; vielmehr hat diese Sucht des Zerstörens, welche als ihren Gipfel die französische Revolution herbeigeführt hat, so vieles überall niedergerissen, daß das Wiedererbauen noch die Lebenskraft mehrerer Geschlechter hinwegnehmen wird.

Es war nicht allein in der Ansicht des Staates, und des Menschenlebens solche vernichtende Kraft; sie zeigt sich auch in der Wissenschaft, in der Kunst, und selbst in der Religion. Die Führer des Zuges waren die Franzosen; aber ihre Nachahmung fand sich in aller Welt, und am meisten in uns Deutschen. Zierlichkeit galt statt der Tiefe, Witz und Hohn statt des Ernstes, und an die Stelle der Milde und Innigkeit war das kecke, schneidende Wort getreten. Am meisten aber verrieth sich der Dünkel der Zeit darin, daß sie sich von ihren eigenen Lebenswurzeln trennte und die Werke ihrer Väter verachtete.

Aber schon in jener Zeit erkannten Einzelne das Rechte und Wahre und erhoben ihre Stimme. Es dürfen in der Welt der Kunst nur die Namen *Lessing*, *Kloppstock* und *Göthe* genannt werden; sie waren die Begründer einer innigeren Zeit. Viele schlossen sich an sie an, und es erhob sich ein Widerstand des Geistes gegen das Fortschreiten der sinnlichen Betrachtungsweise der Welt. Von Seiten der Wissenschaft traten bald auch *Kant*, *Fichte* und *Jakobi* auf den Kampfplatz; und aus solchen Anfängen erwuchs nach und nach das gewaltige Treiben der Geister, welches große Dinge vollbracht, und größere vorbereitet hat.

Dem König Friedrich blieb dieses Erwachen des deutschen Geistes verborgen; wie auf einer Insel, einsam abgeschlossen, lebte er in der Welt der französischen Bildung, und die Wellen des neuen, lebendigen Stromes brachen sich, ihm unbemerkt, an den Schranken, die ihn umschlossen hielten. Sein Beispiel aber, in der Ueberschätzung des Fremden, riß die höheren Stände noch tiefer in dieses Uebel der Zeit hinein, so wie seine Regierungsweise den andern Herrschern zum Vorbilde geworden war. Mehrere derselben wollten, gleich ihm, durchaus selbst regieren, ohne seines Geistes Ueberlegenheit zu besitzen, und scheiterten, bei übrigens gutem Willen, in ihrer Bahn. Zu diesen gehören vorzüglich: Peter III. von Rußland, Gustav III. von Schweden, und Kaiser Joseph II.

136. Kaiser Joseph II. 1756 — 1790.

Er folgte seinem Vater Franz I., von welchem als Kaiser wenig zu erwähnen ist. Der Sohn brannte von desto heißerer Begierde, große Veränderungen hervorzubringen, Altes in Neues umzugestalten, und die ausgezeichnete Kraft, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung seiner Länder anzuwenden. Allein so lange seine Mutter Maria Theresia lebte, bis zu dem Jahre 1780, war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürstin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht gebot dem Sohne, ihren Willen vor dem Seinigen gelten zu lassen. In die Zeit bis zu dem genannten Jahre fallen noch einige Begebenheiten, welche auf die Entwickelung der letzten Jahrzehnde von großer Wichtigkeit gewesen sind.

1. Die erste Theilung Polens. 1773. — Im Jahr 1765 war August III. gestorben, und hatte nur einen minderjährigen Enkel hinterlassen; der polnische Thron, den das sächsische Haus 66 Jahre besessen hatte, ging ihm jetzt verloren. Rußland und Preußen mischten sich in die Angelegenheiten der Polen, weil dieses ehemals starke und gefürchtete Volk durch eigene Zwietracht schwach geworden war und sich selbst nicht zu helfen wußte. Beide Mächte forderten, daß ein geborner Pole zum König gewählt werde, und zehntausend Russen, die plötzlich gegen Warschau heranrückten, und eben so viele Preußen, die sich an der Gränze sammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron gesetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.

Bald nach dieser Zeit entstand ein Krieg der Russen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten, und diese Länder behalten zu wollen schienen. Das wollte Oestreich wieder auf keine Weise zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig würde, und Friedrich der Große fand sich in Verlegenheit zwischen den beiden, wie er das Gleichgewicht am besten

erhalten sollte. Aus dieser Spannung schien am Ende der erträglichste Ausweg der zu seyn, daß dem Volke, welches sich am wenigsten gegen solche Gewaltsamkeit vertheidigen konnte, den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verschaffen. Wo dieser Gedanke zuerst entstanden, ist nicht genau kund geworden, er zeugt indeß auf die sprechendste Weise von dem Geiste, der jene Zeit trieb. Weil die damalige Weisheit nur den sinnlichen Maaßstab ihren Berechnungen zum Grunde legte, und die Kraft der Staaten nur nach Quadratmeilen, Einwohnern, Soldaten und Geld zu schätzen verstand, so war das Streben nach Vergrößerung die Seele der Staatskunst; nichts schien wünschenswerther, als eine neue Erwerbung, die den Staat vielleicht vortheilhaft abrundete, und vor diesem gebietenden Grunde mußte der Einspruch des Rechtes und der Billigkeit verstummen. Wenn einer der größeren Staaten eine solche Erwerbung allein machte, so hielten die andern das Gleichgewicht Europas aus seinen Angeln gehoben; da aber die dreie, welche an Polen gränzten, jetzt ziemlich verhältnißmäßig vergrößert wurden, schien es nicht gefährdet. So äußerlich, so arm und geistlos, war nun dieses System geworden, daß man nicht erkannte, wie ein rechtes Gleichgewicht und eine dauernde Sicherheit Aller nur durch die Heilighaltung der Völkerrechte begründet werden könne. — Die Theilung Polens ist die förmliche Aufhebung jenes Gleichgewichtssystems und das Vorspiel der größeren Umwälzungen, Zerreißungen, Verschmelzungen, ja des Versuches zu einem Weltreiche, die Europa zwanzig Jahre hindurch in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert haben.

Im Herbst 1773 mußte das, von drei Seiten bedrohte, polnische Volk seine Einwilligung dazu geben, daß von seinem Grundeigenthum 3000 □ Meilen abgerissen und unter Oestreich, Preußen und Rußland vertheilt wurden.

2. Der baiersche Erbfolgestreit. 1778. — Der Churfürst Maximilian Joseph von Baiern starb 1777 ohne Kinder; der Erbe des Landes und der Churwürde war der Churfürst von der Pfalz. Allein der rasche Kaiser Joseph, der diesen Erbfall zu Gunsten Oestreichs benutzen wollte, suchte alte Ansprüche hervor, rückte plötzlich mit einem Heere in Baiern ein und besetzte es; und der friedliebende Karl Theodor von der Pfalz, überrascht und in Furcht gesetzt, unterschrieb einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern dem Hause Oestreich abtrat, um nur einen Theil zu behalten. Dieses Verfahren Oestreichs, so wie seine Theilnahme an der Zerstückelung Polens, war um so unerwarteter, als dieser Staat von allen größeren am meisten sich von Gewaltsamkeiten solcher Art frei gehalten hatte. Aber der Schwindel dieser Zeit hatte auch Oestreichs ruhige Haltung überwältigt.

Im Reiche entstanden Bewegungen darüber, besonders glaubte Friedrich II. nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er trat daher als

Beschützer des Herzogs von Zweibrücken, des Nachfolgers von Karl Theodor, der gegen den Vertrag des letzteren mit Oestreich protestirte und Friedrichs Beistand anrief, auf und rüstete sein Heer. Der junge feurige Kaiser Joseph that dasselbe, stellte sich in Böhmen auf, und erwartete hier den König in so fester Stellung, daß die Preußen, die schon über die Gebirge eingerückt waren, bei einem Angriffe zu viel aufs Spiel gesetzt haben würden. Sie verließen Böhmen wieder, und nach einigen, wenig bedeutenden, Gefechten der leichten Haufen, nachdem der Krieg kein volles Jahr erklärt gewesen war, wurde zu Teschen, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung, den 13. Mai 1779 Friede geschlossen. Die Kaiserin Maria Theresia theilte die Kriegslust ihres Sohnes nicht, sondern verlangte dringend Aussöhnung und Ruhe, und Friedrich, der bei diesem Kriege für sich nichts gewinnen konnte noch wollte, war eben so gestimmt. Ueberdieß war er selbst schon vom Alter gebeugt, und in seinem Heere zeigte sich dem schärfer sehenden Auge, wie unter der Zuchtruthe einer ängstlichen Ordnung, und da ein übertriebener Werth auf das Kleine und Förmliche gelegt wurde, der Geist, der im siebenjährigen Kriege Wunder gethan, schon zum großen Theile entflohen war. Ja, nicht einmal die rechte äußere Ordnung wollte sich im Kriegslager einfinden; besonders war das Verpflegungswesen des Heeres in schlechter Verfassung, und schon die ersten Monate des Krieges offenbarten einen drückenden Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Des Königs scharfer Sinn fühlte die Mängel, ohne sich der rechten Quelle klar bewußt zu seyn, und er war sehr verdrießlich. Der Friede kam ihm um vieles erwünschter, als der Krieg. Oestreich gab im Frieden alle baierschen Länder außer dem Burgauer Kreise an das Haus Pfalz zurück, und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken versichert.

Kaiser Josephs II. Selbstregierung. 1780 — 90. Nach Maria Theresia's Tode strebte der Kaiser Joseph mit der ganzen Schnellkraft seines feurigen Geistes, große Entwürfe in kurzer Zeit in Vollzug zu setzen, und seinen weiten, von ganz verschiedenen Volksstämmen bewohnten, Ländern die Eine, gleiche Gestalt zu geben, die er als ein Muster in seiner Seele trug. In seinem Wesen und Thun war schon die folgende Zeit der unerhörtesten Umwälzungen Europas vorgebildet; und er sowohl, als sein und das nächste Zeitalter, sahen ihre Schöpfungen schnell wieder in Nichts zerfallen, weil sie in dem großen Irrthum befangen waren, zu glauben, was das Menschengeschlecht in langsamen Bildungen der Jahrhunderte vollbringe, lasse sich in den kurzen Raum eines Menschenlebens, oder gar einiger Jahre, zusammendrängen. Dieser Uebermuth des Verstandes, der das, was er als möglich sich ausgedacht, gegen den Einspruch des Gemüthes, gegen die Liebe und Anhänglichkeit des Alten und Gewohnten, in Wirklichkeit verwandeln will, er war auch in der

Kaiser Joseph, und hat sein bestes Wollen vereitelt. In sich trug er den Ernst für das Rechte und Gute, für das Glück seiner Länder, für Licht und Freiheit des Geistes; aber er versäumte, die menschliche Natur in ihren Tiefen ruhig zu erforschen, und sich mit der Eigenthümlichkeit seiner Völker bekannt zu machen. Das Meiste, was er unternahm, war dem damaligen Standpunkte seiner Völker nicht angemessen, oder was dem einen genehm war, widersprach dem andern. Im Gefühl seines treuen Willens nahm sich Joseph die selbstherrschende Weise Friedrichs II. zum Muster; aber Friedrich beschäftigte sich mehr mit äußeren Veranstaltungen, in Verwaltung des Staates, Beförderung des Gewerbfleißes, Vermehrung der Einkünfte, und griff weniger in den Gang der geistigen Bildung ein, die ihren eigenen, von ihm nicht einmal ganz erkannten, Weg nahm. Joseph berührte mit vielen seiner Umwandlungen die theuersten Kleinode des Volkes. In Allem wollte er freilich Gewissens- und Denkfreiheit befördern; allein er bedachte nicht, daß die Erkenntniß sich nicht von Außen plötzlich einpflanzen lasse, sondern nur durch langsame Aufhellung von Innen zum wahren Eigenthum werden könne.

Am meisten Widerspruch fand Joseph bei seinen Umwandlungen der kirchlichen Angelegenheiten, dem Einziehen vieler Klöster und geistliger Stifter, seinen zu raschen Veränderungen in den Unterrichtsanstalten der Geistlichen u. s. w. Was sich in einem halben Jahrhundert von selbst umgestalten konnte, sollte in dem ersten Jahre seiner Alleinregierung geschehen.

Bei dem Einziehen geistlicher Güter waren auch benachbarte Reichsfürsten, z. B. der Bischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg, in ihren Rechten gekränkt, die sie im Oestreichischen besaßen, sie erhoben Klagen darüber. Auch in andern Dingen glaubten viele Fürsten in dem Kaiser eine Nichtachtung der Reichsverfassung zu erkennen. Am höchsten stiegen die Besorgnisse, als er im Jahre 1785 einen Tauschvertrag mit dem Churfürsten von Pfalzbaiern unterhandelte, nach welchem dieser sein Land an Oestreich abtreten und dafür die östreichischen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Burgund erhalten sollte. Dadurch wäre Oestreich über ganz Süddeutschland mächtig geworden. Der Churfürst war nicht abgeneigt, und Frankreich sowohl als Rußland begünstigten Anfangs die Sache. Da trat aber Friedrich II. von Neuem dazwischen und verhinderte den Plan, indem er Rußland gänzlich umstimmte.

Diese Bewegungen, durch Kaiser Josephs rasches um sich greifendes Streben veranlaßt, brachten den alten preußischen König auf den Gedanken, einen Fürstenbund in Deutschland zur Erhaltung der Reichsverfassung zu errichten, wie die früheren Zeiten schon oft solche Verbindungen einzelner Reichsglieder zu gegenseitigem Schutze gesehen hatten. Es sollte eben dieses, nach des Königs eigenem Worte, der einzige Zweck des

Bundes seyn, und er kam in der That zwischen Preußen, Sachsen, Hannover, den Herzögen von Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Hessen, und einigen andern Fürsten im J. 1785 zu Stande, und bald trat auch der Churfürst von Mainz dazu. So wenig feindlich oder auch nur scharf dieser Bund gegen das Haus Oestreich auftrat, so war er doch ein empfindlicher Vorwurf für dasselbe, den ihm der weitstrebende Kaiser zugezogen hatte; zugleich ein neuer Fingerzeig, wie Oestreichs wahre Bestimmung unter den Völkern Europa's die sey, das Bestehende zu erhalten, das Recht zu schützen, jeder Eroberungssucht in den Weg zu treten, und so die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit zu seyn. So wie es von diesem Wege nur in etwas abwich, wankte das öffentliche Zutrauen. — Uebrigens trat der Fürstenbund selbst in keine Bedeutung für Deutschland ein, theils weil Friedrich II. im nächsten Jahre starb, theils weil die Nachfolger Josephs II. die alten Grundsätze ihres Hauses in Mäßigung und Besonnenheit glücklich befolgten; endlich weil in dem letzten Jahrzehend dieses Jahrhunderts so unerhörte Dinge in Europa vorgingen, daß des früheren Kleinen nicht mehr gedacht wurde.

Friedrich II. Tod. 17. August 1786. — Der deutsche Fürstenbund war Friedrichs des Großen letzte öffentliche Handlung von einiger Bedeutung. Im nächsten Jahre starb er. Sein Alter war noch immer regsam und thätig, aber es wurde immer einsamer; alle Gefährten seiner früheren Jahre sanken vor ihm in's Grab; im Januar seines Sterbejahrs starb auch der 87jährige Ziethen; und dem großen Könige war nicht beschieden, wodurch das Alter zum zweiten und drittenmale das Gefühl der Jugend sich erneuern und das Leben wiederholen kann, daß er sich in einer blühenden Nachkommenschaft verjüngt sah. Auch fehlte ihm für diese Seite des menschlichen Lebens der tiefere Sinn; es war hier die Schranke seiner Natur.

Vier und siebenzig Jahre blieb sein Geist in fast ungeschwächter Kraft, obgleich der Körper schon mehrere Jahre ziemlich hinfällig war. Durch zu häufigen Genuß starker Gewürze und nach französischer Weise zusammengesetzter Speise waren die Säfte verdorben; eine fauligte Wassersucht machte ihn immer unbeholfener. Im Sommer des Jahres 1786 wurde der König zusehens schwächer, und am 17. August schlief er sanft ein. Er wurde unter der Kanzel der Garnisonskirche zu Potsdam begraben.

So wenig unerwartet die Nachricht seines Todes, in solchem Alter, den Menschen kommen konnte, so erregte sie doch eine allgemeine Bewegung der Gemüther in ganz Europa. — Friedrich hinterließ seinem Nachfolger ein wohlgeordnetes Reich mit fast 6 Millionen Einwohner, ein starkes Heer und einen wohl versehenen Schatz; der größere Schatz aber war das Andenken herrlicher und tapferer Thaten, welches seinem Volke in der Zu-

kunft aus mancher Erschlaffung der Ruf des Erwachens und Ermannens werden konnte.

Joseph II. stirbt den 20. Februar 1790. Leopold II. 1790—92. — Der Kaiser Joseph hatte sich im Jahre 1788 noch in einen Krieg mit den Türken eingelassen, der ihm die Vortheile nicht brachte, welche er sich davon versprach. Sein Heer litt bedeutende Verluste, besonders durch Krankheiten, und ungeachtet der Kaiser sich selbst in's Lager begab, hatten auch die Waffen kein Glück; es fehlte ihm die Ruhe des großen Feldherrn. Zu gleicher Zeit fing in Ungarn Unzufriedenheit an laut zu werden, weil Joseph das Volk, welches einst seine Mutter und ihn gerettet, in seiner Eigenthümlichkeit, seinen Sitten, seiner Sprache, nicht achtend genug behandelte; in den Niederlanden aber kam es zur offenen Empörung. Die Geistlichkeit, das Volk, der Adel, die Städte, alle sahen in des Kaisers raschen Veränderungen Eingriffe in alte Gerechtsame; sie griffen zu den Waffen, und am 24. Oktober 1789 erklärten sich sogar in einer Versammlung zu Breda die brabantischen Provinzen für unabhängig. Fast alle Städte schlossen sich an die Unabhängigen, an deren Spitze der Advokat van der Noot stand, und die östreichische Regierung sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es war das Vorspiel der größeren Dinge, die sich eben in Frankreich entzündeten. Mitten in diesen Stürmen, von den körperlichen Anstrengungen des türkischen Feldzuges erschüttert, noch tiefer aber gebeugt von dem herben Gefühle so vieler verfehlter Absichten und von dem Anblicke zornig erregter Völker, starb der Kaiser, in seinem 49sten Jahre, den 20. Februar 1790.

In den östreichischen Erbländern folgte ihm, da er keine Kinder hinterließ, sein Bruder Peter Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Die Aufgabe, die seiner wartete, war sehr schwierig; fast allenthalben Unzufriedenheit oder gar Aufruhr, Waffen und Krieg; nur die besonnenste Mäßigung vermochte in solchem Sturme das Steuer des Schiffes mit Glück zu lenken. Leopold besaß diese Ruhe und Klugheit. Die gefährlichsten Neuerungen des Vorgängers wurden aufgehoben, die Ungarn befriedigt, die Niederländer mit den Waffen und durch Bestätigung ihrer Rechte und Verfassung zur Ruhe gebracht; im folgenden Jahre auch der Friede mit den Türken hergestellt.

Am 30. September 1790 wurde der Stammfürst des östreichischen Hauses auch als Leopold II. zum deutschen Kaiser gewählt. Er hat nur in's zweite Jahr bis zum 1. März 1792 regiert, und diese kurze Regierung fiel in den Anfang einer schweren, verhängnißvollen Zeit für Europa.

137. Die französische Revolution.

Durch die auflösende Schärfe des Verstandes, welcher Alles untersuchte und zergliederte; durch das Zusammentreffen eines solchen scharfen und schneidenden Geistes in den Wissenschaften, in den Künsten, den Lebensverhältnissen, so wie in den Begriffen über den Staat, über Regenten-, Volks- und Menschenrechte; durch das Beispiel König Friedrichs und Kaiser Josephs sogar von den Thronen herab angeregt; hatten sich die Menschen allmälig gewöhnt, auch das Festeste für wandelbar, das durch Alter und Gewohnheit Ehrwürdigste für vergänglich zu halten. Und wie so oft in der Geschichte das Außerordentlichste, weil es einmal gedacht und ausgesprochen war, wirklich werden mußte, so fand auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Gedanke keine Ruhe, bis er das Bestehende niedergeworfen, das Alte zerstört und einen großen Trümmerhaufen um sich erschaffen hatte, aus welchem neue Gebäude empor steigen sollten. Aber das Bauen war schwerer als das Einreißen.

Von Außen kam der bedeutendste Anstoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum 300 Jahren entdeckt war. Die englischen Kolonien in Nordamerika empörten sich gegen die Herrschaft des Mutterlandes und machten sich durch einen kurzen und glücklichen Krieg 1783 frei. Als der vorzüglichste Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Weltheile Benjamin Franklin auf, von dem seine Grabschrift sagte, daß er dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entrissen habe; als Muster eines freigesinnten, ernsten und tugendhaften Hauptes eines Freistaates aber wurde der General Washington gepriesen. Beider Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikanischen Freistaate Hülfe geleistet und Truppen hinüber gesendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehrten, brachten einen tief angeregten Sinn der Freiheit, viele neue Grundsätze und kühne Gedanken mit sich zurück. Solche Gesinnung stand mit dem damaligen Zustande Frankreichs im scharfen Widerspruche.

Es herrschte in Frankreich Ludwig XVI., ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück seiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünschte, aber sein Wille war zu schwach gegen die tausend Mißbräuche, die sich in die Verwaltung des Staates eingeschlichen hatten. Viele Glieder seiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um seinen Thron versammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen; sie alle wollten keine Verbesserung und bildeten eine Scheidewand zwischen dem guten Könige und seinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmal seinen eigenen lasterhaften Hof

im Zaume halten, weil es seit Ludwig dem XIV. und XV. ein Recht zu seyn schien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Gesetze der Zucht und Sitte verspotten dürfe.

Das Volk haßte diesen Hof und alle Großen; es sah sie als seine Blutsauger an, denn sie lebten in der ungemessensten Verschwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothgeschrei ertönte und unter der Last der Abgaben fast erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil sie sich mit scharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbesserungen, über die Rechte der Menschen, die Freiheit des Geistes, und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgesetze, verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnsucht und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verstand und Leidenschaft nach dem gleichen Ziele streben, so mag ihnen nichts widerstehen; der Geist, der einmal den Anstoß empfangen hat, steht in seinen Bahnen nicht wieder still. Ueber jene unverlierbaren Menschenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredtesten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falsches gesagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rousseau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedanken aufgeregt. Es war vor Allem der dritte Stand, die Bürgerklasse, welche der neuen, treibenden Gedanken voll war; der Stand welcher noch vor 400 Jahren kniebeugend und fast stumm auf den Reichstagen erscheinen mußte. Als seine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geistlichkeit sammt dem Throne des Königs vor sich nieder, weil sie ihm die Laufbahn versperrten, welche er sich auf einmal, mit unwiderstehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern zu den Bedürfnissen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen mancher andern Verlegenheit, berief der König auf den 1. Mai 1789 die Stände des Reichs zu einer großen Versammlung; sein Minister Necker hatte das Verhältniß der 1200 Abgeordneten, die dazu erscheinen sollten, so bestimmt, daß die Hälfte aus Vertretern des Bürgerstandes bestehen sollte. Ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte; denn die Versammlung sollte zu Versailles, in der Nähe der Hauptstadt, mit ihren Tausenden müßiger, verwegener Menschen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofparthei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beispiel angegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue, bessere Verfassung. Besonders sollten die begünstigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staates mit beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten sich; hätten sie mehr Selbstentsagung und wahre Vaterlandsliebe in

diesem Augenblicke bewiesen, sie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können. Der Landadel und die niedere Geistlichkeit schlossen sich zum Theil an den Bürgerstand an; er that den wichtigen Schritt, daß er sich als die Nationalversammlung erklärte, und es den beiden andern Ständen überließ, ob sie sich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Ständen gestimmt worden, so würden die Stimmen der beiden andern Stände sich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in Einer gemeinsamen Versammlung nach den Köpfen ging, so hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht. Dennoch mußten die andern Stände nachgeben und sich mit den Bürgern zu Einer Versammlung vereinigen, und von diesem Augenblicke an war die Revolution entschieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerstandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, und als solche ist sie eine große europäische Umwälzung geworden. Gegen die Thronen der Fürsten war sie ursprünglich nicht gerichtet; und nur, weil Ludwig XVI. zu schwach und gutmüthig schwankte, bald gutem, bald schlechtem Rathe folgte; weil sein Hof und seine Großen so gar verdorben waren; und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptstadt, in dem leichtsinnigsten und leidenschaftlichsten Volke Europa's, an der Lenkung der Dinge Theil nahm, ist Ludwigs XVI. Thron umgeworfen worden.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom ersten, besonnenen Anfange an bis zu der rasendsten Wuth verruchter Menschen hindurch, diese Revolution ihren Weg genommen hat; wie viel unschuldiges Blut vergossen, wie König und Königin gemordet sind; wie die heillosen Menschen, alle Scheu vor dem, was heilig ist, abwerfend, die Altäre der Religion umgestürzt, ihrer eigenen, bodenlosen Vernunft Tempel geweiht, ja, wie sie sich erfrecht haben, das Daseyn Gottes zu dekretiren; — wie sie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verstandes eine Staatsverfassung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeschrei als ein Meisterstück von ewiger Dauer ausgerufen, und nach einigen Monaten wieder verworfen haben. — Wehe dem Volke, welches unter den Schrecken gewaltsamer Umkehrungen, unter Blut und Mord und dem Rufe der Sturmglocke, seine Verfassung gründen soll! Die Grundlage der wahren Freiheit, ist nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächst. Das ist die Verbesserung des Zustandes der Völker auf geschichtlichem Wege. Wenn aber alle Stämme des alten Waldes mit einem Male gefällt werden, so fehlt dem jungen Anwuchse jegliche Schutzwehr gegen die Stürme. In Frankreich sollte das Andenken der Vorzeit vertilgt, die Geschichte vernichtet werden; der Begriff wollte alles neu schaffen, darum verwehten die

neuen Schöpfungen wie ein Hauch.— Doch soll auch nicht verkannt werden, daß in der großen Fluth der Gedanken Goldkörner mit ausgeworfen sind, welche für die Geschichte Europa's nicht verloren gehen werden.

In den übrigen Ländern und besonders in Deutschland, war die Aufregung der Gemüther durch die außerordentlichen Schritte der Franzosen sehr groß. Der Saame der gleichen Bewegungen war allenthalben ausgesäet; allenthalben trennten sich die Partheien für die Erhaltung des Alten oder für die schnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorsehung bewahrte uns vor den Gräueln des Bürgerkrieges, trotz hundert Mißbräuchen, die sich auch unter uns fanden und eine Abstellung forderten. Die Fürsten waren zu besonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenschaft jede andere Stimme überschreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden dieser stürmischen Zeit nicht entgehen können; durch plötzliche und langsam zehrende Angst, und Tausende der theuersten Leichen, hat ganz Europa die Irrthümer des vergangenen Jahrhunderts mit gebüßt. Dafür hatte Europa sich insgesammt von Frankreichs Beispiele leiten lassen; und Frankreich, weil es den Zug mit Selbstgefälligkeit und Uebermuth geführt, mußte auch zuerst und am bittersten die Züchtigung erfahren.

138. Oestreich und Preußen, das Reich, Holland, Spanien und mehrere, im Kriege gegen Frankreich. 1792.

Wenn gleich mit großer Sorge, doch seinem friedlichen Systeme getreu, sah Kaiser Leopold die Vorgänge in Frankreich. Manche Reichsfürsten waren mehr geneigt, Gewalt gegen das empörte Volk, für die vielen Ausgewanderten, Prinzen und Adelige, zu gebrauchen. Diese Ausgewanderten sammelten sich am Rheine und in Italien in Haufen und reizten die Fürsten zum Kriege an. In der That hatten die Franzosen auch die Rechte mancher Reichsfürsten, die diese seit alter Zeit in Frankreich geübt, verletzt, und als von ihrer Entschädigung die Rede war, antworteten sie mit dem Trotze, der seitdem 25 Jahre lang ihre Sprache in Europa gewesen ist. Dennoch hätte das deutsche Reich bedenken sollen, daß einem empörten Volke der Krieg mit Auswärtigen der größte Vortheil ist; er hemmt die innere Entzweiung und giebt dem Volke in der Einigkeit gegen die Fremden eine große Kraft.

Der neue deutsche Kaiser Franz II. (1792—1806) schloß mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Verbindung gegen Frankreich. Um ihnen zuvorzukommen, erklärte dieses den Krieg zuerst 1792 an Oestreich. Der Angriff Preußens überraschte die junge Republik, an deren Spitze damals noch der König, aber ohne Macht, stand; Frankreich war noch nicht gerüstet, und der erste Einfall hatte das glücklichste

Gelingen. Ueberall schritt man vor und gewann die Städte, die auf dem Wege lagen; Valenciennes, Longwy und Verdün wurden erobert, die Pässe des Ardenner-Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champangne gewonnen; da zitterte man schon in Paris. Aber bald erwachte das betäubte Volk; die Feinde selbst weckten es. Verleitet vielleicht durch den Uebermuth und die stolzen Hoffnungen der Emigranten, erließ der Herzog von Braunschweig, der das preußische Heer anführte, ein Manifest an die Franzosen, welches ihr Selbstgefühl auf's Aeußerste reizen mußte. Es ward darin Allen, die nicht sogleich die alten Rechte des Königthums anerkennen würden, besonders der Stadt Paris, mit Feuer und Schwerdt gedroht. Kein Stein solle auf dem andern bleiben, so lauteten die harten Worte. Sie wirkten wie ein Zauberschlag durch ganz Frankreich; Männer und Jünglinge, zum Kampfe für die Freiheit entflammt, strömten von allen Seiten freiwillig zu dem Heere, welches sich unter Dümouriez sammelte. Bald war es im Stande, sich dem andringenden Feinde in einer sehr festen Stellung bei St. Menehould in den Weg zu stellen; und da nun in dem öden Lande bald der Unterhalt fehlte und die Herbstkrankheiten, bei dem beständigen Regen, die schlechtgekleideten preußischen Krieger wegrafften, da mußten sie, nach der vergeblichen Kanonade bei Valmy, auf den Rückweg denken und froh seyn, daß er ihnen noch offen stand. Sie gingen bis über den Rhein zurück.

Dümouriez aber stieß bei Jemappe auf die Oestreicher, und hielt mit ihnen die erste Freiheitsschlacht am 5. und 6. November 1792. Er gewann sie. Er war den Oestreichern vierfach überlegen und hatte einen ungeheuern Geschützeszug, so daß von dem Feuer der großen Stücke die Erde erbebte. Dennoch vertheidigten sich die Oestreicher mit wahrem Heldenmuthe zwei Tage lang gegen die Uebermacht; endlich wichen sie vom Schlachtfelde. — Durch dieses Eine Treffen gingen die Niederlande für das Haus Oestreich verloren; wie ein Strom überschwemmte sie das siegende Heer, und die Einwohner, noch seit Joseph II. mit der östreichischen Herrschaft unzufrieden, zum Theil auch von Gedanken der Freiheit ergriffen, nahmen die Franzosen willig auf. Diese pflanzten allenthalben Freiheitsbäume auf, errichteten Nationalconvente, und benutzten übrigens die besetzten Länder nach der Weise der Eroberer.

Zu gleicher Zeit war der französische Anführer Custine gegen den Mittelrhein vorgedrungen, und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände bekommen. In dieser Stadt war auch ein Freiheitsschwindel erwacht, und es gingen dort Dinge vor, die denen in Paris glichen. Das benachbarte Frankfurt hielt sich dagegen von solcher Nachahmung frei; als ihm die neufränkische Freiheit angetragen wurde, antwortete es: seine Bürger seyen mit der Freiheit zufrieden, die sie bereits genössen.

Das Jahr 1793 — fing mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar an. Die blutdürstige Parthei der Jacobiner hatte den Sieg davon getragen und glaubte die Ordnung der Dinge noch immer nicht genug umgekehrt zu haben, so lange der König lebe. Sie hatten ihn schon abgesetzt, aber, um allen menschlichen und göttlichen Gesetzen Hohn zu sprechen, brachten sie den unschuldigen und frommen König auf das Blutgerüst. Zur unmittelbaren Strafe dafür erhob sich gleich darauf ein blutiger Aufstand in der Vendée, in den Gegenden der Loire und Charente, und wurde zum mehrjährigen Bürgerkriege; und bei den übrigen Völkern Europa's erlosch der Eifer und die Theilnahme für die, nun mit dem unschuldigsten Blute befleckte, Freiheit Frankreichs. Auch artete die Rede und die Handlungsweise der neuen Republik mehr und mehr aus; Ausgelassenheit und Frechheit hießen nun Freiheit, die Gemäßigten schalt man Feige, der Pöbel galt als das Volk. Den andern Völkern aber wurde Aufruhr gepredigt und ihnen Hülfe versprochen, wenn sie ihre Fürsten und Könige vertrieben. Es ward kein Hehl mehr daraus gemacht, daß alle Thronen gestürzt werden sollten. — Aus England und Spanien wurden darauf die französischen Gesandten zurückgewiesen, und zur Vergeltung kündigte die Republik beiden Ländern so wie dem Statthalter der Niederlande, der mit England in genauer Verbindung stand, den Krieg an, und das deutsche Reich erklärte ihn um dieselbe Zeit, nach langer Berathung, gegen Frankreich. So war halb Europa gegen Frankreich in den Waffen, denn auch Neapel, der Papst, Toscana und Portugal folgten der allgemeinen Bewegung.

Eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten bezeichneten den Anfang des Feldzuges von 1793. In den Niederlanden wurde Dümouriez bei Aldenhoven und in einer Hauptschlacht bei Neerwinden am 18. März geschlagen; aus Furcht vor den jacobinischen Machthabern in Paris, denen er feind ward, und die alles eher verziehen, als das Unglück, ging er zu den Verbündeten über. Diese drangen immer weiter vor; es waren Oestreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, und Hauptanführer der Herzog von Koburg und der englische Herzog von York. Auf den Feldern von Famars wurde Dümouriez's Nachfolger, der General Dampierre, am 8. Mai noch einmal geschlagen und selbst getödtet, und dann fielen die Festungen Valenciennes und Condé in die Hände der Verbündeten; der Weg nach Paris war ihnen geöffnet.

Am Oberrhein hatten indeß die Preußen und Oestreicher Mainz wieder erobert, die Weissenburger Linien gesprengt, und fingen unter dem Kronprinzen von Preußen die Belagerung von Landau an.

Ueber die Pyrenäen waren spanische Heere in Südfrankreich eingefallen und machten glückliche Fortschritte; in Verbin-

dung mit den Engländern hatten sie gar die wichtige Seestadt Toulon besetzt, welche sich gegen den Convent in Paris erklärt hatte, und beschützten die Stadt gegen denselben.

Gefährlicher noch, als die Angriffe der äußeren Feinde, war der Bürgerkrieg in Frankreich selbst. Die königlichgesinnten Vendéer schlugen alle republikanischen Haufen, die sich in ihr Land wagten, und breiteten die Furcht ihrer Waffen weit umher aus. Vom Norden her, aus Bretagne, drang gleichfalls ein Haufen von Königsfreunden unter dem General Wimpfen vor, und stand nur noch zwanzig Stunden von Paris. Im Süden erklärten sich die wichtigsten und reichsten Städte gleichfalls gegen den Convent, außer Toulon und Marseille und Bourdeaux, in der Mitte Frankreichs Lyon; ihre Verbindung breitete sich über das ganze umliegende Land aus. So schwebte im August dieses Jahres die, von allen Seiten hart bedrängte Republik am Rande des Abgrundes; ihr Fall schien unabwendbar. Dennoch wurde sie durch eine Schreckensregierung ohne Beispiel gerettet. — In der großen Noth gewannen die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern in Paris, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich war, über die Gemäßigten die Oberhand; sie faßten den Entschluß, wie Rom in schwierigen Zeiten alle Gewalt in eines Einzigen Hand gelegt, so dieselbe jetzt zweien Ausschüssen zu übergeben, dem Ausschuß der öffentlichen Sicherheit, der das Innere, und dem des allgemeinen Wohles, der die äußeren Geschäfte besonders den Krieg, leiten sollte. Es war eine Allgewalt, welche diese wenigen Menschen erhielten; kein Gesetz erkannten sie, als ihren Willen, keinen Richter, als ihr Gewissen. Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger lag in ihrer Hand, sie konnten verdammen, wen sie wollten, und lossprechen, wen sie wollten; und an der Spitze dieser Mächtigen stand Robespierre, ein furchtbarer, kalter, blutdürstiger Mann; der Abgott der Menge, weil er, wie sie, einen jeden, der sich irgend aus dem Haufen erhob, mit Neid und Haß verfolgte.

Nach seinem Plane sollte Schrecken die innern und äußeren Feinde der Republik vertilgen; und das Meisterstück gelang. Die Hauptstadt, so wie ganz Frankreich, wurde mit Blut überschwemmt; wer durch Reichthum oder Wissenschaft, durch Tugend und guten Ruf, durch Grundsätze der Billigkeit und Mäßigkeit sich auszeichnete, war dieser entsetzlichen Rotte verhaßt; irgend ein Vorwand mußte dazu dienen, ihn aus dem Wege zu schaffen. Sie hielten die Gebildeten für eben so gefährlich der Freiheit, als Adel und Geistlichkeit; eine Einfachheit wie in Sparta und den ältesten Zeiten Roms müsse herrschen, wenn die Freiheit Bestand haben solle, so meinten sie; einer sogar äußerte, es müßten noch zwei Millionen Menschen unter der Guillotine fallen, damit Frankreich glücklich sey. Die wenigen Ehrlichen unter ihnen fühlten vielleicht richtig, wohin die Auf-

klärung im Sinne der Zeit und die Verfeinerung der Lüste, unter dem Namen der feineren Bildung, das Menschengeschlecht geführt hatten; als Gegensatz, weil das Maaß in so heftigen Bewegungen niemals gefunden wird, wollten sie nun eine Gleichheit der Rohheit; die Schlimmern und die sich ihres Wollens am klarsten bewußt waren, wollten eine Gleichheit des Lasters; Gleichheit aber war das Geschrei, welches ganz Frankreich erfüllte, und mit seinem furchtbaren Klange viele Tausende der Besten zu Boden warf. Ihr Verbrechen war ihre Tugend; es sollte keiner hervorragen, sey es auch in dem besten Sinne; und ihre Richter waren die Wüthendsten aus der Hefe des Volkes, die allenthalben die Revolutions-Tribunale bildeten, und durch kein Gesetz und keine Prozeßform gebunden waren; ja, die Angeklagten erhielten nicht einmal einen Vertheidiger. Hunderte der Unglücklichen wurden an einem Tage auf demselben Richtplatze gemordet; die Guillotine neben dem Freiheitsbaume, war der öffentliche Schmuck jeder französischen Stadt. In den Tagen wurden auch die Königin und die Schwester des Königs, die Prinzessin von Lamballe, hingerichtet, und der Herzog von Orleans, der Urheber vieles Unglücks, fiel gleichfalls unter dem Beile der Guillotine.

Solche besonnene und wohlberechnete Gewalt des Schreckens, wobei sogar den Verwandten der Hingerichteten das Weinen bei Todesstrafe verboten war, erreichte ihren Zweck. Im Blute wurden die Partheiungen erstickt; einer Regierung, die mit solch entsetzlicher Kraft ihren Willen durchführte, gehorchte Alles; die Niedrigen, weil es ein Regiment nach ihrem Sinne war, die Andern aus Furcht. Dazu wurde ein Meister in den Berechnungen der Kriegskunst, Carnot, in den Wohlfahrtsausschuß aufgenommen, um die Bewegungen der Heere im Großen anzuordnen.

Nun wurde die gesammte Kraft des Volkes gegen die Feinde der Republik aufgeboten: „Ganz Frankreich, so hieß es, wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke angezogen wird, greift Alles zu den Waffen, gegen die fremden Tyrannenknechte so gut, als gegen die Verräther der Freiheit unter uns. Unverheirathete und kinderlose Wittwer ziehen an die Gränzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber verfertigen Kleider und Zelte; Kinder zupfen Scharpie; Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der Krieger, die dem Feinde entgegenziehen!" — Und so geschah es; ein außerordentliches Beispiel wurde gegeben, welches selbst an einem Feinde nicht verschwiegen werden darf. Begeisterung, Vaterlandsliebe, Zorn, Blutdurst, Furcht, Gehorsam, Beutelust und Ehrsucht; alle Triebfedern des Gemüths wirkten auf Einen Punkt, zu dem gleichen Zwecke: — „Rettung der Freiheit gegen die äußern und innern Feinde." Und wenn dieses Bild der Freiheit auch in den meisten Seelen

ein verzerrtes, in vielen ein mit Blut und Flammen gezeichnetes war, so brachte es doch die beabsichtigte Wirkung hervor. Ganz Frankreich glich von nun an einer großen Kriegswerkstatt; in Paris allein waren 100,000 Menschen Tag und Nacht beschäftigt, Piken, Flinten, Säbel, Kanonen und Mörser zu verfertigen; viele Tausende füllten sogleich die Läger oder bildeten sich als Hülfshaufen hinter ihnen; im Felde war jeder ausgezeichneten Geisteskraft die Bahn zu großem Ansehn und Einfluß geöffnet; kein Vorrecht der Geburt, sondern nur die Tüchtigkeit galt; die Uebermacht war bald ganz auf Frankreichs Seite, und diese, mit der Kühnheit verbunden, ersetzte die Uebung. Das Kriegsglück war von nun an für die Republikaner; denn die Todten wurden nicht mehr gezählt, und immer neue, kühnere Schaaren drangen, unter begeisternden Schlachtgesängen, über die Leichen der Ihrigen vor, bis sie die ermüdeten Gegner durchbrochen hatten.

Zuerst wurde das Heer der Unzufriedenen aus Nordfrankreich unter Felix Wimpfen geschlagen; er selbst entkam flüchtig nach England; dann wurde Marseille unterworfen; hierauf Lyon, nach tapferm Widerstande, endlich Toulon, durch ein, vier Tage und Nächte fortgesetztes, Stürmen und ungeheure Ströme Blutes; die Stadt war ein Trümmerhaufen. Endlich wurden auch die Vendéer wiederholt geschlagen. Dieses alles geschah noch im Jahre 1793, und die entsetzlichsten Greuel folgten den Siegen der Republikaner. In Lyon, Toulon, Marseille und andern Orten wurde ohne Aufhören hingerichtet; die Guillotine schien endlich noch zu langsam zu morden, daher wurden Hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen geschleppt und mit Kartätschen niedergeschossen, oder haufenweise in die Flüsse geworfen. Nach einem Dekrete des Convents sollten Lyon und Toulon dem Erdboden gleich gemacht und ihr Name unter den Menschen vertilgt, die Vendée aber „in Einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche verwandelt werden, zum Denkmal der Nationalrache." So war die Sprache dieser Freiheitsmänner.

An den Gränzen, gegen die äußern Feinde, war das Kriegsglück zuerst noch abwechselnd, dann, gegen Ende des Jahres, gleichfalls sehr günstig. Durch unaufhörliche, mörderische Gefechte wurde am Oberrhein Landau und ganz Elsaß befreit und die republikanischen Kriegszeichen an den Ufern des Rheines aufgepflanzt; in den Niederlanden ward Dünkirchen gerettet und mehrere heftige Treffen wurden gewonnen. Houchard und Jourdan befehligten hier, am Oberrhein aber Pichegru und Hoche, Namen, die der Strom der Revolution aus der Dunkelheit hervorzuheben anfing. — Am 30. September wurde in Paris ein großes Siegesfest gehalten, bei welchem vierzehn verschiedene Armeen, ihrer größeren und kleineren Siege wegen, im Triumphzuge dargestellt wurden.

Das Jahr 1794. Waffenglück der Franzosen. — Im Anfange des folgenden Jahres hatten die Verbündeten alle Kräfte in den Niederlanden unter dem Herzog von Koburg gesammelt, und der deutsche Kaiser war selbst in das Feldlager gekommen, seine Krieger anzufeuern; unter seinen Augen erfochten sie den 17. April einen Sieg bei Chateau Cambresis, und eroberten am 30. die Festung Landrecy. Dann aber wendete sich das Glück wiederum. Carnot, welcher die Weise des Kampfes wohl verstand, wodurch ein in die Waffen gerufenes Volk siegen muß, ließ durch die beiden großen Heere unter Pichegrü und Jourdan unaufhörliche wilde Stürme auf die Stellungen der Verbündeten machen, daß kein Tag ohne blutige Gefechte war. Auf die Menge der Fallenden wurde nicht geachtet, frische Haufen ersetzten die vernichteten; und in solchem Gedränge wußten die verbündeten Feldherrn nicht, auf welchen Punkt die Hauptkraft der Vertheidigung gerichtet werden müsse. Die Kunst des Krieges hatte ihre Bedeutung verloren. Wenn die geworfenen und auseinander gesprengten Haufen dennoch nicht fliehen, sondern sich immer wieder sammeln und immer wieder von Neuem anstürmen, so lange noch Lebende übrig sind; wenn keine Schrecken des Todes sie von dem Kampflatze verscheuchen können; so muß wohl am Ende die Mehrzahl siegen. Die ermüdeten Oestreicher mit ihren Verbündeten, den Engländern, Holländern und Hannoveranern, wurden endlich am 22. Mai bei Tournay von Pichegrü und am 26. Juni bei Fleurus von Jourdan in blutigen Schlachten geschlagen. In der letzten raffte der französische Feldherr den Sieg, den er schon verloren, dadurch wieder an sich, daß er einen seiner Adjutanten in einem Luftball in die Höhe steigen ließ, um die Stellung des Feindes genau zu erforschen, und dann, auf dessen Bericht, den Kampf wieder erneuerte.

Seit diesen Siegen nahm das Glück der französischen Waffen einen unaufhaltsamen Lauf gegen Holland und gegen den Rhein. Die eroberten Plätze in Frankreich: Landrecy, Quesnoy, Valenciennes und Condée gingen nacheinander wieder verloren; dazu nahmen die Franzosen schon am 9. Juli Brüssel in Besitz, und standen im Herbst an den Ufern der Maas und Waal. Diese schienen ihren Fortschritten endlich ein Ziel zu setzen; außerdem hatte man die Schleußen der Dämme geöffnet, um Holland durch eine große Ueberschwemmung zu schützen. Da trat aber die Natur selbst zu Gunsten des siegreichen Volkes in's Mittel, und bahnte ihm den Weg über Flüsse und Seen und Moräste. Der Winter von 1794 auf 95 war sehr streng; schon im Dezember waren alle Gewässer mit dickem Eise belegt, und über diese breiten, festen Brücken zog das französische Heer mit dem neuen Jahre in Holland ein; am 17. Januar erschien es in Utrecht, am 19. in Amsterdam. Dem Erbstatthalter blieb nichts übrig, als mit den Seinigen nach England zu

entfliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt.

Unterdeß hatte auch Jourdan im Herbst 1794 die Oestreicher aus Brabant gegen den Niederrhein zurückgedrängt und in mehreren Treffen geschlagen; er zwang sie, am 5. Oktober bei Köln über den Rhein zurückzugehen. Lüttich, Aachen, Jülich, Köln, Bonn, Koblenz fielen in die Hände der Franzosen, nur Luxemburg hielt sich durch tapfere Vertheidigung bis in den Juni 1795.

Am Oberrhein nahm der Feldzug von 94 fast dieselbe Wendung als in den nördlichen Gegenden; Anfangs, am 22. Mai, ein vollständiger Sieg der Preußen und Oestreicher bei Kaiserslautern; dann Verstärkung der republikanischen Armee durch die Volksaufgebote, und wüthende unaufhörliche Angriffe auf die Verbündeten; endlich, den 15. Juli, eine zweite Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher sie achtmal mit großem Verlust zurückgeschlagen werden, und dennoch zum neunten den Sturm wagen und glücklich gewinnen. Dann wieder einige Waffenruhe, bis die Verbündeten gegen Ende des Jahrs auch hier auf das rechte Rheinufer zurückgehen.

Der Friede zu Basel. 1795. So groß und überraschend war das Glück Frankreichs gewesen, daß, wer die Lage Europa's und besonders Deutschlands aufmerksam betrachtete, leicht erkennen mogte, es müsse nun der Krieg mit vereinten Kräften für die eigene Sicherheit geführt werden. Die Franzosen machten kein Hehl aus ihrer Absicht, alles von Deutschland, was jenseits des Rheines liege, bis an diesen Strom zu behalten. Sollte dem gefährlichen Nachbar, nach Einem verlornen Feldzuge, das gelassen werden, wonach er Jahrhunderte vergeblich gestrebt hatte? Das einige Deutschland hätte sich solchen Schimpf nimmer gefallen lassen; aber der alte hohe Sinn für des gemeinsamen Vaterlandes Ehre, wo war er in diesen Zeiten zu finden? Eifersucht und Neid der Heerführer und der ersten Diener hatten schon die Kraft der Heere gelähmt und manche große That verhindert; nun ließ sich der ganze Bund durch die schlauen Feinde trennen. Am 5. April schloß Preußen zu Basel einen besondern Frieden mit der französischen Republik, und Hannover, so wie Hessen-Cassel, traten demselben bei. Es wurde eine Demarkationslinie für das nördliche Deutschland gezogen, welche die preußischen Länder in Westphalen, nebst Hessen und Niedersachsen, absonderte.

Bald darauf trennte sich auch Spanien, wegen Geldnoth, Unordnung im Heere und Mangel an festem entschiedenen Willen, von dem Bunde gegen Frankreich. Oestreich und England blieben von den größeren Mächten allein auf dem Kampfplatze; so war es Oestreich seit Maximilian I. fast immer gegangen, wenn es sich in einem Bündnisse mit mehreren in einen Krieg eingelassen.

139. Fortsetzung des Krieges bis zum Frieden von Campo Formio. 1795—1799.

Während der preußischen Friedensverhandlungen und nachher, weil Oestreich und das deutsche Reich sich gleichfalls bereit zum Frieden zeigten, nämlich den Sommer des Jahres 1795 hindurch, ruhten die Waffen von beiden Seiten; die Heere standen einander an den Ufern des Rheines gegenüber, getrennt durch die Fluthen des Stroms. Für Frankreich war diese Ruhe ein Gewinn, weil der allgemeine Mangel der Lebensmittel in diesem Jahre, der beinahe einer Hungersnoth glich, keine außerordentliche Anstrengung erlaubte. Als nun eben die Ernte glücklich eingebracht war, ging **Jourdan** in der Nacht vom 6. auf den 7. September zwischen Duisburg und Düsseldorf über den Rhein, nahm die letztere Stadt sogleich ein und verdrängte die Oestreicher im raschen Siegeslaufe von den Ufern der Wupper, — an diesem Flusse fing die preußische Demarcations-Linie an, — der Sieg, der Lahn, bis über den Main. Hinter demselben sammelte der Feldmarschall **Clairfait** sein Heer wieder, griff die Franzosen bei **Höchst** an, schlug sie, und warf sie eben so schnell wieder über den Rhein zurück, als sie vorgedrungen waren. Mainz wurde von der Belagerung befreit, Mannheim wieder erobert. — Die Sommerruhe hatte die Kraft und den Ungestüm des republikanischen Heeres geschwächt, der Eifer war in Vielen erkaltet, ein Krieg diesseits des Rheines war nun kein Kampf mehr für die Freiheit des Vaterlandes, und viele Freiwillige aus den höhern Ständen waren nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Unterdeß war in Frankreich eine gemäßigtere Parthei an die Spitze der Regierung getreten. Schon im vorigen Sommer hatte der Convent den, immer argwöhnischer und grausamer mordenden, Robespierre mit seinen Schreckensmännern gestürzt und selbst auf das Blutgerüst gebracht, auf welchem er so viel unschuldiges Blut vergossen hatte. Darauf, nachdem mit vieler Mühe die ganze Rotte der Jakobiner einigermaßen zur Ruhe gebracht war, setzte man eine neue Regierung ein. **Fünf Direktoren** wurde die ausübende Gewalt in die Hände gegeben, einem Rathe der Jüngeren und der Alten die gesetzgebende. Frankreich neigte sich schon wieder zu der Herrschaft Weniger oder eines Einzigen hin, in dem Gefühle, daß ein so großer Staat durch eine Volksherrschaft verderben mußte.

Das Jahr 1796. Buonaparte. — Nachdem die neue Ordnung befestigt war, beschloß das Direktorium, durch einen allgemeinen stürmischen Angriff den Frieden mit Oestreich und dem Reiche zu erzwingen. Im Frühjahre sollten die Heere über den Rhein und die Alpen gehen und in das Herz Deutschlands von allen Seiten eindringen, **Moreau** durch Schwaben, **Jourdan** durch Franken, ein drittes Heer von Italien aus.

Hier befehligte das östreichische Heer der alte General **Beaulieu**, am Oberrhein **Wurmser**, am Niederrhein der Erzherzog **Karl**; die Reichstruppen waren mit diesen beiden vereinigt. In Italien begann der Krieg zuerst. Aber hier stand der alte, wenn gleich sehr erfahrne, Heerführer einem jugendlich kühnen, mit den riesenhaftesten Entwürfen erfüllten, Manne gegenüber, welcher nun zuerst seine furchtbare Kraft zum Erstaunen der Welt entfaltete. **Buonaparte**, zu Ajaccio, in Korsika geboren, (sein Vater war Advokat, nachher französischer Procurator daselbst) in Frankreich in den Kriegsschulen erzogen, durch den Anblick und die eigene Theilnahme an den Revolutionsgräueln für ungeheuere Unternehmungen abgehärtet, trat in seinem 26. Jahre an die Spitze der italienischen Armee. Einer der fünf Direktoren, **Barras**, hatte ihn zu seinem besondern Günstlinge gemacht, ihn mit der verwittweten Fürstin Josephine von Beauharnois vermählt, und erhob ihn jetzt zum Obergeneral in Italien. Es war eine gefährliche Stelle; das dortige Heer war in großer Unordnung, ohne Unterhalt und Kleidung, sogar ohne Geschütz; nur in der Hand eines kühnen Feldherrn konnte eine solche Lage vielleicht zu desto glänzenderm Siege benutzt werden, weil die Krieger nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang vor sich sahen. Buonaparte wußte bald eine unerhörte Gewalt über die Gemüther seiner Schaaren zu gewinnen; sein kühner Sinn theilte sich ihnen mit. Das war die Seele seiner Kriegskunst, durch welche er bald den Gedanken fassen konnte, ein Welteroberer zu werden. Er verstand es, durch Proklamationen in altrömischer Kürze und Kraft, dem französischen Wesen ganz angepaßt, durch Ertheilung von Ehrenzeichen, von Fahnen und Adler, an die Haufen, welche er nun sogleich in die Schlacht an den gefährlichsten Platz stellen wollte, und durch andere ähnliche Mittel des Ehrgeizes, im Augenblicke der Entscheidung die höchste Begeisterung zu erzeugen. Er wagte es, den Ausgang der Schlachten vorherzuverkündigen, und das Glück machte seine Worte wahr; bald glaubte man, was er vorhergesagt, und weil es geglaubt wurde, so geschah es. Seine Gegner brachte vorzüglich dieses aus der Fassung, daß er niemals that, was vorauszusehen und zu berechnen war, sondern nur das Unerwartetste und Verwegenste. Daher waren die Erfahrungen der Kriegskunst gegen ihn verloren, ein Vertheidigungskrieg mußte gegen ihn mißlingen, weil der Schlag immer schon geschehen war, ehe er nur bemerkt werden konnte; und zum Angriffe ließ er den Gegner nicht kommen, weil keiner so schnell in seinen Entschlüssen war, als er.

Der Anfang seines Feldzuges war gleich ein glänzendes Gelingen. Durch rasche Züge und Angriffe trennte er das Heer der Sardinier von den Oestreichern und zwang den **König von Sardinien** zum besondern Frieden. Dann drängte er die Oestreicher an die Nordseite des Po zurück, so daß ihm ganz

Mittel-Italien offen stand und alle dortigen Fürsten vor seiner Rache zitterten. Sie böten nach einander den Frieden an und erhielten ihn für viele Millionen Geldes, für Gemälde und andere Kunstschätze und kostbare Handschriften. Mit diesen Sachen sollte Paris, die künftige Hauptstadt der Welt, geschmückt werden. Der Herzog von Parma war der erste, der eine Anzahl seltener Gemälde durch den Vertrag vom 9. Mai als Kaufpreis des Friedens ausliefern mußte; von diesem Tage an wurde das alte Beispiel Roms gegen Griechenland allenthalben wiederholt, wohin französische Heere kamen; Eitelkeit und die Begierde, das, was die Welt für das Kostbarste hielt, auf einen Fleck in Paris zusammenzuhäufen, und dadurch diese Stadt dem alten Rom gleich und zum Mittelpunkte der Völker zu machen, leerten die Kunstschätze der übrigen Länder aus. Sie blieben lange an ungeweihter Stätte gewaltsam zusammengeschichtet und für das stille, innere Leben der Kunst wenig benutzt. — Der Papst erkaufte durch 21 Millionen Livres, 100 Gemälde und 2000 seltene Handschriften die Neutralität; Neapel erhielt den Frieden ohne Opfer, weil es zu entfernt lag, und weil seine Zeit dem französischen Feldherrn noch nicht gekommen zu seyn schien.

Unterdeß waren in Deutschland gleichfalls große Ereignisse vorgegangen. Es fingen hier die kriegerischen Bewegungen erst an, als bereits in Italien die Hauptsache entschieden war, und der tapfere Wurmser mit 30,000 Mann aus Deutschland abgerufen wurde, um Mantua zu entsetzen. Daher gelang es den französischen Heeren, dem Kriegsplane des Direktoriums gemäß, rasch in das Herz des deutschen Reiches einzudringen. Um die Mitte Augusts stand Jourdan nur noch einige Tagemärsche von Regensburg, Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee bei München; er sagte es laut, daß er die rechte Hand der italienischen Armee unter Buonaparte, die linke Jourdans Heere zu reichen gedenke. Diese Vereinigung so ungeheurer Heeresmassen war nahe und der Augenblick einer der gefährlichsten für den östreichischen Staat. Er wurde noch einmal glücklich durch den jungen Helden aus dem Kaiserhause abgewendet. Je näher der Krieg den östreichischen Grenzen rückte, desto mehr feuerte die Gefahr des heimischen Bodens die kaiserlichen Krieger an; ihre Zahl wuchs zugleich durch die Verstärkungen aus dem Innern des Landes. Da erhob sich der Erzherzog Karl mit ihnen, schlug das Jourdansche Heer am 22. August bei Neumark, und den 24. bei Amberg so entscheidend auf's Haupt, daß die Sambre- und Maaß-Armee in wilder Flucht bis an den Niederrhein zurückströmte. Jourdan sammelte sie bei Mülheim am Rhein, führte sie von da nach Düsseldorf und legte bald darnach den Oberbefehl nieder. Moreau wurde durch dieses Unglück des andern Heeres gleichfalls zum Rückzuge an den Oberrhein gezwungen. Er vollbrachte ihn durch die gefährlichen Wege Schwabens, durch die Pässe des Schwarzwaldes, beständig um-

geben und verfolgt von Feinden, selbst durch die Haufen der zornigen Bergbewohner beunruhigt denen der Haß gegen die Fremden die Waffen in die Hände gegeben hatte, auf einem Wege von 100 Stunden Weges mit solcher Geschicklichkeit, daß er noch mit vieler Beute und mit Gefangenen am Rheine anlangte. Sein Feldherrnruhm war durch diesen Rückzug begründet. — Es wurde nun durch die Heerführer von beiden Seiten für den Winter eine Waffenruhe am Rheine verabredet.

Der Erzherzog Karl, auf den jetzt aller Augen mit Bewunderung gerichtet waren, wurde schnell nach Italien gerufen, um das zerrüttete östreichische Heer herzustellen; Wurmser hatte nach einigen gelungenen Zügen nur so viel bewirken können, daß er sich mit 10,000 Mann Verstärkung in die Festung Mantua warf. Sie wurde dann von Buonaparte's Heere von Neuem belagert, und fiel am 6. Februar 1797 durch Hunger.

Das Jahr 1797 — Friede zu Campo Formio den 17. Oktober. — Der Erzherzog konnte mit einem geschlagenen, muthlosen Heere den Fortschritten Buonaparte's nicht Einhalt thun. Dieser drang nach Mantuas Fall unaufhörlich weiter nach Norden vor, überschritt die Alpen, die Italien von Kärnthen trennen, rückte in Steiermark, besetzte Klagenfurth, und kam bis Judenburg an der Mur, von wo aus er Wien bedrohte. Aber sein Lauf war zu rasch gewesen, die Lage, in welche er sich begeben, war gefährlich. Vor sich hatte er das kaiserliche Heer, welches mit jedem Schritte rückwärts mächtiger wurde, weil Wien waffnete und Ungarn sich in Masse erhob; von der linken Seite her der kaiserliche General Laudon aus Tyrol vordringend; im Rücken bei Triest ein anderer feindlicher Haufe und das ganze venetianische Land im Aufstande; der Rückweg bis zu der nächsten besetzten Festung, Mantua, eine Strecke von 40 Meilen durch rauhe Gebirge; dazu bei dem eigenen Heere nur noch auf 10 Tage Brod! Es scheint, wenn Oestreich damals ein großes Spiel gewagt, es hätte den gefährlichsten Gegner vielleicht auf einmal vernichten, und den Begebenheiten der letzten Jahrzehende eine durchaus andere Richtung geben können. Aber es nahm den Frieden, den der feindliche Feldherr mit der Miene des Siegers darbot, an, schloß zuerst die vorläufigen Friedensbedingungen zu Leoben, den 18. April; und den förmlichen Frieden zu Campo Formio, einem adligen Hofe in der Gegend von Udine, am 17. Oktober 1797. — So hatte Buonaparte in zwei Feldzügen Italien erobert, vierzehn Schlachten gewonnen, allen dortigen Staaten die Waffen aus den Händen gewunden, und zuletzt auch Oestreich zum Frieden gebracht.

Durch diesen Frieden trat der Kaiser die östreichischen Niederlande an Frankreich ab und entsagte seinen italienischen Besitzungen mit der Hauptstadt Mailand um daraus mit andern italienischen Provinzen eine cisalpinische Republik, (unter Frankreichs Vormundschaft), zu bilden. Dafür erhielt Oest-

reich **Venedig**, die venetianischen Inseln, **Istrien** und **Dalmatien**, und sollte nur den Herzog von Modena im Breisgau entschädigen. Um den Frieden mit dem deutschen Reiche vollends abzuschließen, sollte sofort ein **Friedenskongreß zu Rastadt** veranstaltet werden.

Aber, wie konnte solcher Friede anders als sehr schmachvoll ausfallen? Wie früher von Preußen, so war das Reich nun auch von seinem Kaiser verlassen; Oestreich hatte in einem geheimen Artikel schon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer sollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigsten sich ihm entzogen? Doch kein Einzelner ist anzuklagen, weil Alle gefehlt haben; viele einzelne Reichsglieder hatten sich auch von der Theilnahme des Ganzen getrennt, so wie die Gefahr ihnen nahe kam; von Oestreich durfte nicht gefordert werden, daß es sich allein aufopferte. — Der Blick eilt gern über das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinweg, wo das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung dalag; doch dürfen diese Zeiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden, damit die Gemüther mit Entsetzen gewahr werden, wohin Uneinigkeit, Trennung, Selbstsucht der Einzelnen, Mangel des vaterländischen Gemeingefühles, die deutschen Völker führen konnten.

140. Kurze Ruhe. Dann neuer Krieg bis zum Lüneviller Frieden. 1799—1801.

Der Friedenskongreß zu Rastadt wurde wirklich eröffnet; Buonaparte erschien selbst als Unterhändler. Aber, o Himmel, wie wurde dem deutschen Reiche Hohn gesprochen bei diesen Unterhandlungen, wie übermüthig, in der Weise der Herren, redeten die französischen Gesandten mit den deutschen Fürsten! Und diese mußten sich Alles gefallen lassen, mußten in eine Abtretung nach der andern willigen, das linke Rheinufer hingeben, die Secularisationen auf dem rechten Ufer, zur Entschädigung derer, die auf dem linken verloren hatten, zugestehen, die Schleifung der Festung Ehrenbreitstein versprechen, und so vieles andere. Mit diesen Verhandlungen war das Ende des Jahres 1798 herbeigekommen, da erst waren sie ihrem Abschlusse nahe gebracht: aber unterdeß hatte sich die Lage Europa's wesentlich geändert.

Die Direktoren in Frankreich hatten in ihrem Uebermuthe Umwandlungen anderer Länder vorgenommen, welche dem schärfer Sehenden bewiesen, die neue Republik sey im Frieden fast gefährlicher, als im Kriege. Im Anfange des Jahres 1798 schufen sie, mit höhnendem Trotze gegen den Papst, den Kirchenstaat in eine **römische Republik**, und bald darauf, nach blutigen Gewaltthätigkeiten, die Schweiz in eine **helvetische** um. Und unter dem Vorwande, die neuen Schöpfungen zu sichern, ließen sie ihre Heere in den Ländern, und sogen sie durch uner-

hörte Erpressungen aus. Solches Verfahren konnte Oestreich, in welchem die alte Sorge für Europa's Sicherheit erwachte, nicht dulden; es fand einen Gleichgesinnten in dem Kaiser von Rußland, Paul I., der seit 1796 seiner Mutter Katharina gefolgt war. Er war ein Feind der französischen Grundsätze; schon seine Mutter hatte den „Königsmördern" und den „Gottesläugnern" gedroht. Jetzt war Paul noch insbesondere dadurch gegen Frankreich gereizt, daß ihn der Johanniter-Orden zu seinem Großmeister wählte, nachdem die Franzosen sich der Insel Malta bemächtigt hatten. Dieser Sporn für seinen Ehrgeiz war wohl berechnet. So bildete sich eine seltsame Verbindung von Mächten gegen Frankreich, welche so noch nicht vereinigt gewesen waren; zwischen Rußland, England, Oestreich und zu diesen hinzu die Türkei, die bisher mit zweien dieser Mächte in einer Todtfeindschaft gelebt hatte. Frankreich selbst hatte die Türken, seine alten Bundesgenossen, durch die wunderbare Expedition nach Aegypten, unter Buonaparte's Anführung, im Mai 1798, zum Kriege gereizt.

Ein größerer überraschenderer Plan, als diese Unternehmung, war bis dahin von der französischen Republik noch nicht gefaßt worden. In einem Augenblicke, da die Unterhandlungen mit dem deutschen Reiche noch nicht weit gediehen, also der Friede auf dem festen Lande noch nicht gesichert war, da England noch einen siegreichen Kampf zur See führte, segelte plötzlich der Kern des französischen Heeres, mit den besten und glücklichsten Heerführern, über die Meere nach einem fernen Lande, von welchem bald alle Rückkehr versperrt war, um, wie es in der französischen Erklärung hieß: „Aegypten von der Tyrannei der Mameluken zu befreien und die Pforte an diesen übermüthigen Vasallen zu rächen." Seltsameres, schien es, konnte wohl nicht erdacht werden; aber es lag hinter diesen Worten, die der blödeste Verstand nicht als Wahrheit annehmen konnte, eine weitere Absicht. Aegypten ist eines der fruchtbarsten Länder des Erdbodens und konnte, bei guter Benutzung, den Verlust reichlich ersetzen, den Frankreich in Westindien erlitten hatte; denn Aegypten kann alle Erzeugnisse der heißesten Länder hervorbringen. Ueber Aegypten ferner ging einst der Handelsweg nach Ostindien, kürzer und schneller, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung; von Aegypten aus konnte die Herrschaft der Engländer in Ostindien gefährlich bedroht werden; ja, es ist wahrscheinlich, daß Buonaparte's abentheuerlichem, Alles überfliegenden Sinne die Möglichkeit eines indischen Zuges vorschwebte. Hatte doch einst Alexander der Große, mit 40,000 alten macedonischen Kriegern, Asien durchzogen und die Ufer des Ganges erreicht! In Ostindien waren zu diesem Zwecke schon Verbindungen angeknüpft. Im Anfang des Jahres 1799 fing Tippo Saheb seinen heftigen Krieg gegen die Britten an, wie man glaubte, auf Antrieb und in Verabredung mit den Franzosen, deren Hülfe er erwar-

tete. Er verlor indeß Leben und Reich, und die englische Macht in Ostindien dehnte sich noch viel weiter aus. — Buonaparte war nach glücklicher Fahrt, und nachdem sein Glückstern ihm unterwegs die wichtige Insel Malta in die Hände geliefert hatte, am 2. Juli 1798 in der Bay von Abukir gelandet, hatte Alexandrien mit Sturm genommen, und stand am 21. schon bei Cairo, der Hauptstadt des Landes. Hier, am Fuße der großen Pyramiden, fand er 23 Beys gegen sich in Schlachtordnung. „Bedenkt, sagte er zu seinen Kriegern, daß von diesen Denkmälern 4000 Jahre auf euch herablicken!" — Nach diesem Worte schlugen sie das feindliche Heer, rückten in die Hauptstadt ein, und konnten Aegypten als ein erobertes Land betrachten. Frankreich mogte geglaubt haben, die Türken, die mehr dem Namen als der That nach Herrn in Aegypten waren, würden die Eroberung gleichgültig ansehen; allein diese nahmen die Sache ernsthafter, entsagten ihrer dreihundertjährigen Freundschaft mit Frankreich, und vereinigten sich mit dessen Feinden. England aber, die Wichtigkeit des ganzen Unternehmens wohl erkennend, bot Alles auf, es scheitern zu machen. Nelson, der erste Seeheld, suchte die französische Flotte lange vergebens, endlich fand er sie am 1. August in der Bay von Abukir. Die Sonne ging schon unter, dennoch griff er mit seinem Ungestüm an, und durchbrach die Schlachtreihe der feindlichen Schiffe. Die Dunkelheit der Nacht hielt den mörderischen Kampf nicht auf; um 10 Uhr flog das französische Admiralschiff mit 1000 Menschen in die Luft; drei Minuten war eine Todtenstille; dann wurde wieder gestritten bis an den Morgen, bis die französische Flotte vernichtet war. — Durch diesen Sieg war Buonaparte von Europa getrennt und von aller Hülfe abgeschnitten, während für Frankreich ein sehr schwerer Kampf bereitet wurde.

Der Feldzug von 1799. Suwarow. — Die Verbindung der großen Mächte gegen Frankreich war geschlossen, der deutsche Kaiser rief im Anfange des Jahres 1799 seinen Gesandten vom Friedenskongresse zu Rastadt ab, und dieser löste sich auf. Am 6. März erklärte schon die französische Republik, nach ihrer Weise zuvorkommend, dem Kaiser von Neuem den Krieg, weil er den russischen Heeren den Eintritt in seine Länder gestattet habe.

In Italien war der neue Krieg schon einige Monate früher ausgebrochen. Die Königin von Neapel, diese eifrige Feindin der Franzosen, konnte den Augenblick des gemeinschaftlichen Angriffs nicht erwarten, und ließ die neapolitanischen Truppen im November 1798 in das römische Gebiet vorrücken. Aber diese Voreiligkeit nahm einen übeln Ausgang; die Franzosen kehrten sich mit gewohnter Schnelligkeit gegen diese Seite, vertrieben den König von Neapel mit seiner ganzen Familie nach Sizilien, und nahmen Unter-Italien, bis an die Spitzen von Kalabrien, ein. Neapel wurde in eine parthenopeische

Republik verwandelt, und um ganz Italien republikanisch zu machen, waren auch Toskana und Genua in Freistaaten umgewandelt.

Diesesmal wurde jedoch den neuen Schöpfungen nur ein kurzes Leben zu Theil. Von allen Seiten eilten schon die Heere der Verbündeten, unter versuchten Anführern, zum Kampfe herbei. Das Direktorium hatte kein festes Ansehen mehr in Frankreich selbst, die Vendée war wieder im Aufstehen, die französischen Heere wurden zum Theil schlecht geführt, und in der Verwaltung des Staats wie in der Versorgung der Heere war Schlaffheit und Unordnung. Dazu schlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, den Gegner, der ihm schon einmal hatte weichen müssen, und der im März bis nach Schwaben vorgedrungen war, bei Stockach und in mehreren anderen Treffen, und verjagte ihn aus Deutschland; dem General Massena aber entriß er den westlichen Theil der Schweiz, bis über Zürich hinaus, und wartete nun an den Ufern des Rheines die Wendung des Kampfes in Italien ab.

Hier befehligte zuerst die Franzosen der General Scherer, ein wüster, dem Trunke ergebener Mann, welcher von dem östreichischen Heerführer Kray bei Verona und Magnano geschlagen wurde, und als er den Oberbefehl niederlegte seinem Nachfolger Moreau ein zerrüttetes, fast aufgelöstes Heer übergab. In diesem Augenblicke stieß der Feldmarschall Suwarow, ein grauer, aber jugendlich kühner, rascher, nichts scheuender Krieger mit seinen Russen zu den Oestreichern, und setzte hier in Italien die Heldenbahn fort, die er in früherer Zeit gegen die Türken begonnen hatte. Solchem Gegner konnten die geschwächten Franzosen, konnte der tapfere Moreau, nicht widerstehen. Suwarow schlug sie am 27. April bei Cassano, und zog am folgenden Tage als Sieger in Mailand ein. Durch diese Schlacht war die Lombardei erobert, die cisalpinische Republik zersprengt, Norditalien dem östreichischen Hause wiedergegeben. Darauf zog der russische Feldherr gegen den General Macdonald, der mit der französischen Armee von Neapel heraufkam, und schlug ihn in der Mitte des Junius in mehrtägigen blutigen Treffen an der Trebia, in den Gegenden wo einst Hannibal die Römer besiegt hatte. Ganz Italien, bis an das Genuesische Land, war nun den Franzosen wieder abgenommen, die Festungen fielen durch Belagerungen, die Republiken verschwanden eine nach der andern, und die alten Herrschaften wurden hergestellt. Unterdeß hatte der General Joubert ein neues Heer versammelt, aber er wurde, gleich den frühern Anführern, geschlagen. Am 15. August war die blutige zwanzigstündige Schlacht bei Novi, in welcher Joubert selbst fiel. Nur Genua war jetzt noch in den Händen der Franzosen. Die Belagerung dieser Stadt den Oestreichern überlassend, rückte der russische Feldherr gegen die Alpen heran, um durch ihre Pässe in die Schweiz vorzudringen und

diese Festung der Natur, das Bollwerk Frankreichs, auch zu gewinnen. Als er am Fuße der riesigen Berge anlangte, die ihre Häupter in den Wolken verbargen, zauderten seine Krieger einen Augenblick, die Felsenpfade hinan zu klimmen, erschrocken vor solcher selbstständigen Größe der Natur, die sie in den weiten Gefilden Rußlands nicht kannten. Da warf sich der graue, von Allen verehrte, Feldherr auf die Erde, rufend: „Nun so sollt ihr den alten Suwarow vor diesen Bergen begraben, daß die Welt weiß, ihr habt euren Heerführer an dieser Stelle verlassen.“ Und auf dieses Wort brachen sie beschämt auf, stiegen wetteifernd die Felsen des Gotthard hinan, und drangen unter steten Gefechten durch seine Pässe, über die Teufelsbrücke, nach dem Vierwaldstätter See hinab. Da wo der Fuß des Wanderers ausgleitet, und das Auge am Rande des Abgrundes schwindelt, wurde der blutige Kampf gekämpft, und stürzten sich die erbitterten Krieger in die tief unten schäumenden Bergströme hinab.

Aber eben jetzt schlug Massena, durch geschickte Ueberraschung, den russischen General Korsakow, und der General Soult die Oestreicher unter Hotze, in den Gegenden von Zürich. Mit ihnen wollte sich Suwarow vereinigen; nach ihrer Niederlage aber war die Schweiz nicht mehr zu retten, und in dem unterhaltsarmen Lande konnte kein langer Krieg geführt werden. Daher zog sich Suwarow durch Graubündten, auf Pfaden, wo nur Einzelne hinter einander ziehen konnten, mit meisterhafter Kunst, ohne Verlust, nach Feldkirch in Schwaben. Bald darauf wurde er mit seinem Heere zurückgerufen; die Russen hatten nur den einen Feldzug mit den Oestreichern getheilt. Aber es war ein Feldzug, der an Thaten und an Gewinn wenige seines Gleichen in der Geschichte hat. Außer den gewaltigen Schlachten, waren acht Festungen und 5000 Stücke Geschütz in demselben gewonnen.

Die Unzufriedenheit des launenvollen Kaisers Paul, welcher von seinen Bundesgenossen vernachlässigt und beleidigt zu seyn wähnte, gab der Verbindung ein so schnelles Ende. Es war auch in diesem Sommer eine Landung englischer und russischer Truppen in Holland versucht, aber durch Fehler in der Anführung mißlungen; dies gab dem Kaiser den stärksten Grund des Unwillens. Frankreich aber war durch dieses Mißlingen des Angriffs auf Holland und durch die Wiedereroberung der Schweiz aus großer und naher Gefahr errettet. Noch war sie nicht ganz abgewendet, denn die siegreichen Heere Oestreichs hatten Italien inne, sie standen an den Ufern des Rheines und bereiteten sich, mit den Truppen des deutschen Reiches, welches endlich den Krieg auch wieder beschlossen hatte, hinüber zu gehen. Dazu war die Regierung Frankreichs in sich uneins, und des öffentlichen Zutrauens beraubt. Aus dieser schwierigen Lage wurde Frankreich durch Buonaparte gerettet.

Buonaparte, erster Consul. 9. November 1799.

— Als dieser Feldherr, der den Ruhm seiner Thaten mit nach Aegypten und Syrien genommen hatte, dort die Gefahr Frankreichs, die unglücklichen Schlachten, den Verlust Italiens, erfuhr, segelte er mit wenigen Freunden, ohne zurückberufen zu seyn, aus Aegypten weg, kam wie durch ein Wunder glücklich durch die englischen Flotten, und landete am 9. Oktober zu Frejus. Er erschien plötzlich in Paris, zum Schrecken Vieler, die seinen Ehrgeiz kannten, Andern zum Trost, weil sie von ihm, der schon einmal den Frieden erkämpft hatte, eine glückliche Wendung der Dinge erwarteten. Viele wünschten auch eine einfachere, kräftigere Regierung als bisher, oder sie hofften gerade von ihm ihren eigenen Vortheil. So gelang es ihm, eine Umwandlung der Verfassung Frankreichs hervorzubringen, die in seine Hand eine große Gewalt legte. Von der Volksregierung war man früher schon zu Ausschüssen, von diesen zu einem Direktorium von fünfen gekommen; jetzt wurde die Zahl auf dreie zusammengezogen, und um einen neuen Namen, aber mit altgeschichtlichen Klange, zu wählen, wurden die dreie Consuln genannt. Der erste indeß hatte die Regierungsgewalt fast einzig in seinen Händen, und Buonaparte selbst ließ sich dazu ernennen.

Sein erstes Wort war Friede. Er wünschte ihn in diesem Augenblicke, um seine neue Gewalt zu befestigen; aber die übrigen Mächte trauten seinen Anerbietungen nicht. „So müssen wir den Frieden erobern," sprach er, und dieses Wort, weil es treffend geredet war, tönte in ganz Frankreich wieder, und führte dem Feldherrn, auf den Aller Blicke gerichtet waren, schnell ein neues, schönes Heer zu, welches sich im Frühjahr 1800 bei Dijon sammelte.

Die Schlacht bei Marengo. 14. Juni 1800. — Das östreichische Heer hatte die Stadt Genua von allen Seiten eingeschlossen; sie wurde hart belagert und schwebte schon in großer Gefahr, denn so tapfer sie auch der General Massena vertheidigte, so waren doch Hunger, Seuchen und Elend aller Art in der volkreichen Stadt bald so entsetzlich geworden, daß ganze Schaaren von Menschen dadurch fortgerafft wurden. Daß von Frankreich aus eine Hülfe über die Alpen herbeikommen könne, glaubte der Hofkriegsrath in Wien nicht, und der General Melas bereitete sich schon, über Nizza einen Einfall in das südliche Frankreich zu machen. Da bricht der erste Consul plötzlich mit der Reservearmee von Dijon auf, übersteigt mit Geschütz und Reuterei, unter unglaublichen Anstrengungen und Beschwerden, den großen und kleinen Bernhardsberg, den Simplon und den St. Gotthard, und erscheint in den Ebenen der Lombardei, ehe Melas von dem ganzen Zuge eine Kunde erhält. Sonst wäre es ihm leicht gewesen, die einzelnen Haufen, wie sie von den Bergen herabstiegen, zu vernichten. Am 2. Juli hielt Buonaparte seinen Einzug in Mailand. Am demselben Tage bot Massena den Kaiserlichen die Uebergabe von Genua an, weil

BIBLIOTHECA BODLEIANA

der Hungertod Besatzung und Einwohner mit einander zu verschlingen drohte. Die Kaiserlichen gestatteten ihm mit dem Kern seiner Mannschaft einen freien Abzug, sehr zufrieden, auf solche Weise das Belagerungsheer zum Kampfe gegen Buonaparte zu gewinnen, denn daß ein solcher, und zwar ein schwerer, mit diesem bevorstehe, hatte Melas nun wohl erkannt.

Dieser Kampf erfolgte am 14. Juni bei dem Dorfe **Marengo**, auf den großen Feldern zwischen Alessandria und Tortona; eine Schlacht, blutiger als irgend eine des Revolutionskrieges, in welcher die zerstörenden Kräfte, die in des Menschen Gewalt sind, dreizehn Stunden lang freigelassen ihr mörderisches Spiel trieben. Beide Heere kämpften mit der höchsten Anstrengung; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der tapferen östreichischen Schaaren; viermal waren die Franzosen zurückgeschlagen, zum vierten war ihr Rückzug allgemein. Da traf **Desaix**, einer der besten Anführer den Frankreich besaß, und der auch als Mensch von Allen geehrt wurde, mit der Reserve auf dem Schlachtfelde ein. Sogleich erneuerte er den Angriff, und das wieder gesammelte Heer folgte ihm. Er selbst fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, aber die noch mehr entflammten Krieger errangen den Sieg, der nun, nach so großer Anspannung, entscheidend war. Er vernichtete alle Siege des vorigen blutigen Feldzuges, und eroberte an Einem Tage für Frankreich ganz Italien. Melas, der nach diesem Unglück alle Fassung verloren, weil er von dem Rückzüge nach Oestreich abgeschnitten war, gab für einen freien Abzug alle italienische Festungen, bis auf Mantua und Ferrara, hin.

Moreaus Siege, April bis Dezember 1800. — Den Krieg in Deutschland führte zu gleicher Zeit der General **Moreau** mit großer Kühnheit und beispiellosem Glücke. Am 25. April ging er über den Rhein, und in vierzehn Tagen stand er schon an der Iller, als Meister des Landes zwischen diesem Fluß, dem Rhein, der Donau und dem Bodensee, und als Sieger in zwei großen Schlachten bei **Stockach** und **Moskirch**. Dann drang er weiter in Baiern vor, und machte sich zum Herrn des Landes bis München. Auf den Antrag des gegen ihn befehligenden General **Kray** wurde ein Waffenstillstand geschlossen und Friedensversuche gemacht; da aber Oestreich nicht ohne England unterhandeln, und Frankreich den englischen Gesandten nicht zulassen wollte, so begann der Kampf mit dem Dezember von Neuem; Anfangs mit einigem Glück für die Oestreicher, dann aber am 3. Dezember mit der blutigen Niederlage bei **Hohenlinden**. Im raschen Laufe drang Moreau nach dieser Schlacht über den Inn nach Salzburg und über Linz weiter gegen **Wien**, und stand nur noch zwanzig Stunden von der Hauptstadt. Da wurde ein neuer Waffenstillstand geschlossen, und die Friedensverhandlungen zu **Lüneville** ernstlich erneuert. Der General Moreau konnte den nun erfolgten Frieden als durch ihn selbst

erkämpft betrachten; er war in acht Monaten, von denen mehr als vier in der Waffenruhe vergangen waren, über den Rhein, die Donau, den Lech, die Iller, den Inn, die Salza und die Ens gegangen, hatte in sechs großen Schlachten gesiegt, und die Schatzkammer der Republik mit 40 Millionen bereichert.

Der Friede zu Lüneville. 9. Februar 1801. — Nach solchen Verlusten des unglücklichen Jahres 1800 entließ England den deutschen Kaiser seiner Verbindlichkeit, keinen besondern Frieden schließen zu wollen; und nun wurden die Unterhandlungen von dem östreichischen Gesandten, dem Grafen von Cobenzl, und Joseph Buonaparte, des ersten Consuls Bruder, so eifrig betrieben, daß am 9. Februar 1801 der Friedensvertrag schon unterzeichnet war. Er bestätigte im Ganzen den Frieden von Campo Formio, und Oestreich erkannte jetzt die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik ab. Eine neue Bedingung, die zu Campo Formio nicht ausgemacht war, war die Erhebung des Herzogs von Parma, eines nahen Verwandten des Königs von Spanien, zum König von Etrurien, — so ward das Herzogthum Toskana umgetauft; der Großherzog sollte dagegen in Deutschland das Erzbisthum Salzburg, als weltliches Fürstenthum, nebst einigen angrenzenden Landstrichen, und die Churwürde erhalten. Eben so erhielt der Herzog von Modena, wie schon zu Campo Formio bestimmt worden war, die Markgrafschaft Breisgau, als Entschädigung seines Verlusts in Italien.

Außer diesen Abtretungen in Deutschland, welche Fürsten Italiens zu uns herüberversetzten, mußten nun große Umwandlungen im Reiche selbst vorgehen; denn Deutschland trat an Frankreich das linke Rheinufer, nämlich 1200 Quadratmeilen und 4 Millionen Menschen ab, und die Fürsten, die jenseits verloren hatten, sollten durch Einziehung der geistlichen Herrschaften und der freien Reichsstädte diesseits entschädigt werden. Zur Ausgleichung aller Ansprüche wurde eine Reichsdeputation niedergesetzt, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung; sie fing am 24. August 1802 ihre Sitzungen an, und beschloß sie am 10. Mai 1803. Der Reichsdeputationsschluß enthielt folgende wesentliche Anordnungen.

1. Von allen geistlichen Fürsten blieb nur der von Mainz als Churfürst Erzkanzler übrig, und verlegte seinen erzbischöflichen Stuhl von Mainz nach Regensburg. Als Gebiet erhielt er die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg und die Grafschaft Wetzlar,
2. Der Churfürst von Baiern, der 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern verlor, erhielt dafür 300 Quadratmeilen mit 861,000 Einwohnern wieder, nämlich die Hochstifter Bamberg, Würzburg und Passau, eine Anzahl Aemter von andern schicklich liegenden Landstrichen, und

siebenzehn freie Reichsstädte in Schwaben und Franken; Ulm war die größte unter ihnen.

3. Das Haus Brandenburg, verlierend 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, erhielt dafür die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, nebst einem Theile von Münster, einige Reichsabteien und Reichsstädte in Ober-Sachsen und Westphalen, zusammen 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner.
4. Churbraunschweig oder Hannover, welches seine Ansprüche auf Hildesheim und einige andere Länder aufgab, erhielt den völligen Besitz von Osnabrück, welches seit dem westphälischen Frieden nur abwechselnd von einem seiner Prinzen beherrscht war.
5. Würtemberg erhielt für einen geringen Verlust jenseit des Rheines Stifter und Reichsstädte in Schwaben mit 100,000 Einwohnern, nebst Churwürde.
6. Hessen-Kassel, welches in ähnlichem Falle war, bekam mit der Churwürde auch eine Vergrößerung von 10,000 Einwohnern.
7. Hessen-Darmstadt verlor etwa 24 Quadratmeilen mit 66,000 Einwohnern, wofür es Mainzische Aemter am rechten Rheinufer, einige Abteien und das Herzogthum Westphalen, welches zum Hochstift Köln gehört hatte, 96 Quadratmeilen mit 130,000 Einwohnern, bekam.
8. Baden, welches auch die Churwürde annahm, ersetzte einen Verlust von 38,000 Einwohnern mit 60 Quadratmeilen und 240,000 Einwohnern, nämlich dem Hochstift Konstanz, den Ueberbleibseln der Hochstifter Speier, Straßburg und Basel am rechten Rheinufer, den pfälzischen Städten und Aemtern Heidelberg und Mannheim, und mehreren Abteien und Reichsstädten.
9. Auch Oranien-Nassau, welches in Deutschland nichts besessen hatte, sollte für seinen Verlust in Holland bei uns Ersatz bekommen, ihm wurden die Stifter Fulda und Corvey und mehrere Abteien mit 45 Quadratmeilen und 120,000 Einwohnern eingeräumt.
10. Eben so erhielten die andern nassauischen Häuser, der Herzog von Oldenburg und der Fürst von Turn und Taris einige, ihren Verlusten angemessene, Entschädigungen.

Bei diesen Unterhandlungen gab Frankreich, herrischer und viel anmaßender, als bei dem westphälischen Frieden, das Gesetz, und durch Ertheilung oder Verweigerung seiner Gunst befestigte es seinen Einfluß auf unser unglückliches Vaterland, wie noch nie. Denn an seinem Worte hing damals, in einer Zeit, die einen Gewinn an äußerer Ausdehnung noch immer für das Höchste hielt, Wohl und Wehe.

Der Friede von Lüneville hatte alle geistlichen Herrschaften in Deutschland, bis auf eine, vernichtet; von 48 Reichsstädten

nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, übrig gelassen; die Reichsgrafen und Ritter mittelbar gemacht, und vieren aus der Mitte der weltlichen Fürsten den Churhut gegeben, der in wenigen Jahren seine alte, ehrwürdige Bedeutung verlieren sollte; denn diese neuen Wahlfürsten haben zu der Ausübung ihres vornehmsten Rechtes nicht Zeit gefunden. Wie der Hauch einer leichtsinnigen Gegenwart sie geschaffen hatte, die mit Gütern verschwenderisch sich zeigte, deren Werth sie nicht mehr erkannte, so verwischte sie der Hauch des nächsten Augenblicks so schnell, als sie entstanden waren. Jener Leichtsinn war der Vorbote des nahen Umsturzes des Ganzen; denn gegen solche Willkühr waren die Eingriffe des westphälischen Friedens in die Ordnung des Reiches nur ein Kleines gewesen. Was jener schüchtern und nur als Versuch gewagt, vollführte der Lüneviller Friede im Großen, ohne Scheu gegen tausendjährige Stiftungen. — Eine tiefe Trauer mußte jedes vaterländische Gemüth erfüllen; denn kein Auge vermag ohne Wehmuth auf den Trümmerhaufen zu blicken, in welchen ein Sturm die geliebte Heimath verwandelt hat. Und wenn auch die Pfeiler des alten Gebäudes morsch und die Grundfesten erschüttert waren; an den Pfeilern und Wänden erschienen doch noch die Bilder einer großen, würdigen Vorzeit und die Zeugnisse einer Herrlichkeit und Freudigkeit des Volkslebens, wie wenige Geschichten sie nennen können.

Der Lüneviller Friede ist die eigentliche Aufhebung der alten Reichsverfassung, nicht die nachherige Errichtung des rheinischen Bundes und die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. Denn jener Bund war nur der Anfang eines neuen, Gottlob nur kurzen Baues aus den schon da liegenden Trümmern, und die letztere nur das Wort, welches der That nachfolgte.

Der Friede zu Amiens. 27. März. 1802. — Auf dem festen Lande war nach langen Kriegsjahren ein Augenblick der Ruhe eingetreten; nur der Seekrieg dauerte noch, denn der große Staatsmann, der England leitete, und des ersten Consuls Streben und Wollen am tiefsten durchschauete, erkannte genugsam, daß zwischen ihm und England kein Friede bestehen könne. Man hat Frankreichs und Englands Verhältniß in jener Zeit mit dem zwischen Rom und Karthago verglichen, und der Vergleich trifft die Sache; es war eine Todfeindschaft, und darum wollte Pitt, gleich Hannibal, einen Kampf auf Leben und Tod. Aber viele Stimmen in England forderten den Frieden, weil der Handel litt, weil Frankreichs Getraidesperre eine Theurung in England erzeugte, und weil die Nationalschuld bis auf die ungeheure Summe von 558 Mill. Pfd. Sterling gestiegen war. Daher legte Pitt sein Ministerium nieder, um den Frieden zu erleichtern, den er nach seiner Ueberzeugung nicht schließen konnte. Da erfolgte alsbald der Friede von Amiens, den 27. März 1802; England gab alles zurück, was es von Frankreich, Spanien und Holland erobert hatte, außer Trinidad und den holländischen

Antheil von Ceilon. Auch Malta, welches die Engländer durch Hunger erobert hatten, und Aegypten, das ihr General Abercromby den Franzosen wieder abgewann, sollten, jenes den Maltheserrittern, dieses den Türken, wieder eingeräumt werden. Nach so großen Seesiegen ein wenig günstiger Friede, den man für übereilt geschlossen und wenig dauerhaft ansehen mußte. Er hat auch kaum die Dauer eines Jahres erreicht. England erkannte bald, daß Buonaparte den Frieden nur gewollt habe, um Frankreichs Seemacht zu heben, und der englischen, wenn es möglich sey, gleich zu machen, besonders aber das mittelländische Meer für sich zu gewinnen. Verbindungen mit der Pforte, mit den Raubstaaten, mit den Bey's in Aegypten, wurden angeknüpft; ferner die Einfuhr aller englischen Erzeugnisse in Frankreich und Holland untersagt. England hatte den Frieden jetzt so sehr zu fürchten, als den Krieg; denn freilich wollte es auf den Meeren eben so wenig einen Nebenbuhler dulden, als Frankreich auf dem festen Lande. Andere Ursachen der Unzufriedenheit kamen hinzu. Es zeigte sich, daß Buonaparte zu seinen neuen Einrichtungen in Europa nur eben den Anfang gemacht habe; viel Größeres wurde vorbereitet. Die cisalpinische Republik mußte den ersten Consul Frankreichs als ihren Präsidenten erkennen; Holland blieb von französischen Kriegern besetzt und mußte des Nachbars Willen in Allem thun; die Schweiz aber, die über ihre neue Verfassung nicht mit sich selbst einig werden konnte, wurde entwaffnet, zu einem Föderativstaate gemacht, und ihr angedeutet: „in ihren innern Angelegenheiten sey sie zwar von nun an frei, in auswärtigen aber von Frankreich abhängig."

England, nach allen diesen Vorgängen entschiedenen Krieg dem unsichern Frieden vorziehend, faßte seinen Entschluß, forderte von Buonaparte die Räumung Hollands und der Schweiz; als diese verweigert wurde, erklärte es den Krieg, im Mai 1803. Hierauf hatte Buonaparte gewartet, um den Engländern den Fleck auf dem festen Lande wegzunehmen, welcher mit ihrem Reiche verbunden war. Im Juni schon rückten französische Heereshaufen in Hannover ein und besetzten das Land, unbekümmert, daß Hannover ein deutsches Reichsland war und als solches an einem Kriege Englands keinen Theil hatte. Es war eine neue Quelle der Erpressungen uns sehr gelegen, die benachbarten norddeutschen Handelsstädte im Auge zu behalten, und ihren Handel mit England zu hemmen. — Die hannöverschen Truppen wurden entwaffnet. Aber Tausende von ihnen schifften nach einander nach England hinüber, und bildeten den Kern einer deutschen Kriegerschaar, die mit tüchtigem Gemüthe und vielem Ruhme in Portugal, Spanien, Italien, in Deutschland und Frankreich gegen den Erbfeind gekämpft hat. Die Standhaftigkeit, mit der diese deutschen Männer ihr Ziel verfolgt haben, während in Deutschland selbst ein unglücklicher Krieg nach dem andern, noch zehn Jahre hindurch, allen Muth

und alle Hoffnung niederbeugte, und also keine Belohnung im Vaterlande ihnen winkte, — diese Standhaftigkeit, muß den Männern zu hoher Ehre angerechnet werden. Viele von ihnen sind in dem heißen Kampfe gefallen, und ruhen, fern von ihrer Heimath, in fremder Erde.

141. Napoleon Buonaparte, Kaiser der Franzosen, den 18. Mai 1804.

Die ersten Jahre des Consulats waren für Frankreich eine Zeit der Beruhigung, der rückkehrenden Ordnung, des Fleißes und Wohlstandes; die geängsteten Gemüther athmeten wieder freier auf, und des ersten Consuls Name wurde von tausend Lippen mit Segen genannt. Auch außer Frankreich blickten viele mit Hoffnung auf ihn hin, denn in seiner Heldenkraft erschien er ihnen als derjenige, welcher nach einer sehr wilden Zeit eine neue Ordnung stiften, und was aus der blutigen Umwälzung als reiner Gewinn der Gedanken hervorgegangen, für das Menschengeschecht festhalten könne. Das Vermögen dazu fehlte ihm nicht; denn wunderbar war die Gewalt, womit er sich alsobald alle Kräfte dienstbar machte; die Klugheit, mit welcher er die brausenden Fluthen der Revolution zum Stillstande und zum Gehorsam zwang; die Schnelligkeit der Verwaltung, die er in kurzer Zeit über das ganze, große Reich wie ein Gewebe ausbreitete, dessen Endfäden in seinen Händen blieben; der Fleiß endlich, womit sogleich angefangen wurde, das Wesentliche aus den großen Erfahrungen des öffentlichen Lebens in neuen Gesetzbüchern niederzulegen. Was das Zeitalter Vorzügliches gefordert hatte: — Anerkennung der wesentlichen Menschenrechte in Allen; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz; Aufhebung der Feudalrechte; Freiheit des Glaubens im Gebiet der unsichtbaren Dinge; eine Regierungsform, welche die Kraft der Einheit in Ausführung der Staatszwecke, und die Vielseitigkeit der Berathung in Entwerfung der Gesetze, vereinigte; — das Alles und so vieles Andere schien auf dem nun beruhigten Boden Frankreichs, unter dem Schutze des außerordentlichen Mannes, allen andern Völkern zum Muster, aufzublühen.

Was konnte dieser Mann dem gesammten Europa, was der Weltgeschichte werden, wenn er dieses hohe Bild des Edelsten, welches ihr eigener reiner Eifer für Licht und Recht von ihm entwarf, wahr machte! Wie hätte er für Jahrhunderte bilden, voranleuchten, Alles mit sich fortreißen, den Segen der Menschheit verdienen können! — Und er hat ihren Fluch auf sich geladen!

Das ist das Entsetzlichste, wenn eine so große, eine bewundernswürdige Kraft sich dem niederen Theile der menschlichen Natur zum Raube dahin giebt, wenn sie, die für das Reich der Tugend und der Wahrheit kämpfen sollte, für das der Sünde

die mächtigen Waffen führt! Die wilde Zeit, welche vorangegangen, hatte jede böse Lust geweckt und stark gemacht; da trat der Gewaltige auf den Kampfplatz, welcher, statt sie in ihre Schranken zurückzuweisen, und der Liebe, dem Glauben, der Wahrheit und dem Rechte die verlorne Herrschaft zurückzustellen, eine stark ließ, aber sie in seinen Dienst zwang. Das ist das Geheimniß seiner unerhörten Macht, daß er das, was in der sittlichen Natur des Menschen am heftigsten treibt, was allgewaltig ist, wenn es einmal Schaam und Scheu überwunden hat; daß er die Selbstsucht in jeglicher Gestalt, als Begierde nach Reichthum und nach Glanz, nach Sinnenlust und nach Ehre, daß er den Zorn, den Haß, den Neid und jede heftige Leidenschaft, als dienende Geister um sich versammelte. Und weil die Welt lange sein Geheimniß nicht wußte, und das Eine Zauberwort nicht errieth, wodurch sein Reich zerstört werden mogte; weil sie vielmehr unbeholfen ihm nachzuahmen suchte, was er als Meister verstand, so hatte er lange Gewalt über die Welt. Nicht sein Schwerdt hat ihm den Sieg errungen, sondern seine unerhörte Kunst, die kraftvollste Sinnlichkeit allenthalten in seinen Dienst zu verflechten, indem er ihr jede Befriedigung als Lohn vorhielt. Diese Kunst bereitete ihm das niegesehene Gelingen, welches von nun an fast 10 Jahre lang seinen Riesenschritt durch die Geschichte Europa's bezeichnet.

Und wenn nun nach der Quelle in seiner eigenen Brust gefragt wird, aus welcher die dargethane Weise und Richtung des Handels entsprang; so ist es dasselbe innerlich, was er als treibende Kraft in die Welt außer sich pflanzte; es ist die Selbstsucht in der furchtbarsten, man kann fast sagen, in der großartigsten Gestalt, wie sie die Weltgeschichte jemals gesehen. Alle die außerordentlichen Kräfte seiner Natur dienten nur ihm selbst, hatten nur ihn zum Gegenstande der Verehrung, nur ihn zum letzten Ziele aller Anstrengung. In dem Strome seines Lebens spiegelt sich nicht, wie es bei Karl dem Großen lautete, mit welchem er sich gern vergleichen ließ, „der unendliche Himmel mit seinen Welten," sondern nur sein eigenes stolzes Bild. Er hatte sich nicht selbst überwunden. Was das Schönste und Heiligste in des Menschen Seele ist, und den Sieg ihres besseren Theiles verkündet: die innere Demuth vor Gott; die Demuth vor dem hohen Bilde der Menschheit; die selbstentsagende Liebe, welche für die Brüder leben und streiten und opfern will; die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit endlich, welche die Lüge als die geistige Pest des Menschengeschlechts scheuet, weil sie mit giftigem Hauche jedes sittliche Verhältniß zerstört; — das Alles war ihm sehr fern. — Ihm war keine Menschheit außer ihm! — Das ist ein entsetzliches Wort! Sein Leben und Thun muß er rechtfertigen. —

Die große Gewalt seines Geistes und seiner bildenden Kraft, so wie die Meisterschaft seiner täuschenden Kunst, bewies er zu-

nächst in Frankreich; durch sie gelang ihm das Schwerste, was der Einzelne über sein Zeitalter zu gewinnen vermag, nämlich den Kreis der herrschenden Gedanken zu seinem Vortheile umzuwandeln, und wie man es durch ein glückliches Bild ausgedrückt hat, „die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die im allgemeinen Umlauf waren, umzuprägen, und ihnen sein eigenes Bildniß aufzudrücken.“

Zuerst mußten ihm Verschwörungen, die wahrscheinlich durch seine eigenen Helfer zum Scheine angezettelt waren, dazu dienen, mehrere hundert französische Bürger, die der Freiheit zu eifrig anhingen, in die Gefängnisse oder über Frankreichs Gränzen, und viele zum Tode zu führen. — Bald darnach wurde ihm durch den Senat die Würde des ersten Consuls auf zehn Jahre, und zugleich durch das Volk auf Lebenslang angetragen. Er beherrschte die Gemüther noch durch das öffentliche Vertrauen, und so glänzende Beweise desselben hätten ihm hohe Befriedigung gewähren können, wenn ein Maaß in ihm gelebt hätte. Aber den Unersättlichen gelüstete nun zunächst nach einer Krone, und als er diese besaß, streckte er die Hand nach mehreren und bald nach allen aus. Als der neue Krieg mit England ausbrach, und England in dem Gefühle, daß von dem Einem Manne alles Unglück ausgehe, einige der erbittertsten Feinde desselben an Frankreichs Küste aussetzte, die ihm den Untergang geschworen hatten, Pichegrü, den Eroberer Hollands, und Georges, einen ehemaligen Anführer der Vendée, da mußte ihm dieser Umstand zur Erreichung seines nächsten Zieles verhelfen. Seine Polizei, die gar wohl von den Anschlägen dieser Männer unterrichtet war, ließ sie nach Paris kommen, ob sie nicht mehrere in ihre Schuld zögen, die, schuldig werden zu lassen, ein Gewinn schien. Und die Absicht gelang so trefflich, daß Moreau, ein eifriger Republikaner, beim Volke und Heere hoch geachtet, sich mit ihnen in Unterredungen einließ. Nun wurden alle verhaftet, verurtheilt, Georges hingerichtet, Pichegrü im Gefängniß erdrosselt gefunden, Moreau nach Amerika verwiesen. Und um dem alten Königsgeschlechte der Bourbons zu zeigen, wie der neue Machthaber sich schon fest genug fühle, auch ihr Blut fließen zu lassen, wurde der Herzog von Enghien, der Enkel des großen Condée, ein junger, hoffnungsvoller Prinz, plötzlich durch 1200 Mann aus Ettenheim im Badischen, vom Gebiete des deutschen Reiches, welches solchen Hohn geduldig ertragen mußte, entführt, nach Paris und von da nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht aus Buonaparte's Creaturen gestellt, und noch in der Stunde seiner Ankunft, ohne daß ihm ein Anwald zur Vertheidigung, oder ein Priester zum Troste im Tode gewährt worden wäre, im Schlosse zu Vincennes erschossen.

Darnach mußte, auf den Antrag der Tribunen, ein Senatsbeschluß gefaßt werden, durch welchen die Regierung Frankreichs Napoleon Buonaparte, als erblichem Kaiser, übertragen

wurde. Im elften Jahre der Republik wurde auf den Trümmern des Königthums sein Kaiserthron errichtet. Die Stufen, welche das römische Volk seit Vertreibung seiner Könige bis zum Kaiserthume Augusts in 500 Jahren durchgemacht, hatte der schnelle Puls Frankreichs in elfen vollendet. Wie in Rom blieben auch neben dem Kaiserthum noch republikanische Formen, und das Gerüste einer gemäßigten Verfassung. Aber, wie in Allem, in Wort und That, von nun an die Lüge das Gesetz der Welt werden sollte, so war sie es sogleich in dem großen Vorbilde des Staates, nach welchem sich das Kleinere gestalten mogte. Unter dem Scheine der eingeschränkten Verfassung folgte der Kaiser einzig seinem Gelüste und Willen, und herrschte als unumschränkter Despot, die Menschen nur als Zahlen, ihr Leben als eine Münze zum Verbrauche, betrachtend. Die verführerische Liebe solcher Regierungsweise verbreitete sich bald auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. Das eitle französische Volk bethörte Napoleon dabei durch Glanz, durch Kriegsruhm, und den Namen der großen Nation; das Heer, seine Stütze, fesselte er an sich, indem er ihm Alles erlaubte, was die Begierde fordert; die großen Talente, die ihm dienen sollten, erhob und bereicherte er übermäßig, damit sie bei seinem Falle so viel zu verlieren hätten, als der Mensch selten den Muth hat wieder aus seiner Hand zu geben. Das war eine seiner furchtbarsten Herrscherregeln, daß, wer unumschränkt herrschen wolle, nur Reiche und Arme, nicht aber einen begüterten Mittelstand, dulden müsse; jene könne die Regierung durch jede Begünstigung, durch Furcht und Hoffnung, an sich fesseln, und die Armen lasse die Sorge der täglichen Nahrung nicht über das nächste Bedürfniß hinausblicken, aber in den Köpfen des Mittelstandes, welcher Zeit zu geistiger Beschäftigung übrig behalte, da bilde sich eine Gewalt der Gedanken, welche dem Throne gefährlich werden könne. Und so scharf drang sein Blick in das Wesen der menschlichen Natur, daß er erkannte, die Gewohnheit des blinden Gehorsams, der sich nur mit geistiger Blindheit vertrage, müsse früh in der Jugend eingepflanzt werden. Darum wurde der kirchliche und der Schulunterricht unter strenge Aufsicht genommen, auf einen engen Kreis beschränkt, die Schüler von Jugend auf nach dem Klange der Trommel zu jedem Geschäfte gerufen. Ja, selbst die Lehrbücher der Religion mußten den Gehorsam gegen den Kaiser sogleich nach dem gegen das göttliche Gesetz stellen. — Im übrigen verfiel sowohl der Volksunterricht als der höhere wissenschaftliche, der schon in der Revolutionszeit gesunken war, bis zu solchem Grade, daß mehrere Menschenalter die Folgen davon nachempfinden werden.

142. Der Krieg Oestreichs und Rußlands von 1805.

Nicht zufrieden mit der neuen Kaiserkrone, ließ Napoleon auch die cisalpinische Republik in ein Königreich Italien

umwandeln, und sich selbst zum erblichen Könige erklären. Zum Zeichen der Mäßigung, wie er sagte, bestellte er in seinem Stiefsohn, Eugen Beauharnois, einen Vicekönig von Italien. Parma, Piacenza und Guastalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt, und bald darauf auch die ligurische Republik. Das alles war gegen den Vertrag von Lüneville; Oestreich war sehr unzufrieden. Es fand eine gleiche Stimmung in dem Kaiser Alexander von Rußland, den besonders die Ermordung des Herzogs von Enghien im Innersten empört hatte, und der schon damals den Beruf in sich fühlte, Europa's Ordnung beschützen zu helfen. Beide boten dem englischen Minister Pitt eine erwünschte Gelegenheit dar, in dem eben erneuerten Kriege Bundesgenossen gegen Frankreich zu gewinnen. Es kam ein Bund der dreie nebst Schweden zu Stande, und nach dem großen Kriegsplane sollte die französische Macht auf allen Punkten, in Italien, der Schweiz, Holland und in Frankreich selbst angegriffen werden. Diese Plane durchschnitt Napoleon, nach gewohnter Weise und durch gewohnte Schnelligkeit, indem er plötzlich auf einem Flecke erschien, wo ihn die Gegner nicht erwarteten. Seit dem Jahre 1803 hatte er beträchtliche Heereshaufen an den Nordküsten Frankreichs versammelt gehalten, um England mit einer Landung zu bedrohen. Diese mußten jetzt schnell aufbrechen, über den Rhein eilen, die Fürsten von Süddeutschland zur Verbindung mit Frankreich zwingen, während das östreichische Heer unter Mack unbeweglich bei Ulm stand. Der General Mack, ein gelehrter Heerführer, dem aber die Schnelligkeit des Entschlusses und das Glück fehlte, erwartete den Feind, der durch Schwaben, wie er meinte, gerade auf ihn losdringen sollte. In seiner rechten Flanke hatte er die fränkischen Länder des Königs von Preußen, welcher keinen Theil am Kriege nahm; durch sie glaubte er sich gedeckt. Allein eine solche Schutzwehr sicherte vor Napoleons Schaaren nicht. Bernadotte, Marmont und die Baiern drangen plötzlich durch Franken gegen die Donau vor, fielen dem General Mack in den Rücken, und schnitten ihn von Oestreich ab. Ueberrascht und betäubt warf er sich nach blutigen Gefechten in die Stadt Ulm, und anstatt, wie ein tapferer Mann, sich lieber mit dem Schwerdt einen Weg durch die Feinde zu bahnen, — der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit einigen Reuterhaufen glücklich nach Böhmen durch, — gab er sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres am 17. Oktober gefangen.

Napoleon schickte aus diesem ersten Abschnitt des Krieges, der ein Heer von 80,000 Mann fast vernichtet hatte, vierzig eroberte Fahnen an den Senat nach Paris, an die Weisen des Reichs, wie er sie nannte, „ein Geschenk der Kinder an ihre Väter." Und zu seinem Heere sagte er, als er weiter zog: „er werde sie nun gegen die Russen führen; auch diese würden ein gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Heere seyen keine Anführer, gegen die er Ehre erlangen könne; daher werde er keine Sorge

haben, als den Sieg mit wenig Blut zu erkaufen. Seine Soldaten seyen seine Kinder.

Die Schlacht bei Austerlitz, den 2. Dezember 1805. — Ohne bedeutenden Widerstand zog nun das französische Heer gegen Oestreichs Hauptstadt und besetzte sie am 11. November. Die Russen und Oestreicher zogen sich nach Mähren zurück; am 1. Dezember standen die Gegner bei Austerlitz einander gegenüber, und beschlossen die entscheidende Schlacht. „Ich werde weit vom Feuer bleiben, sagte Napoleon, der zum erstenmal als Kaiser sein Heer in großer Schlacht selbst anführte, zu seinen Kriegern, „wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrecht; sollte aber der Sieg nur einen Augenblick schwanken, dann würdet ihr euren Kaiser sich den ersten Streichen aussetzen sehen." Die Dreikaiserschlacht, wie Napoleon sie in seinem Berichte mit Wohlgefallen benannte, begann; es war ein schöner, sonnenheller Wintertag. Wie Napoleon vorhergesagt hatte, geschah es, die Feinde wurden nicht gut angeführt, es herrschte Unordnung in dem Gange der Bewegungen; man kannte die Stärke und Stellung des französischen Heeres nicht genugsam, und bald war die russische Schlachtordnung getrennt, zerrissen, trotz aller Tapferkeit über den Haufen geworfen. Der linke russische Flügel wollte sich über einen gefrorenen See retten; Napoleon ließ das Eis durch Kanonen zerschmettern, und viele Russen versanken. — Es war kein schwerer Sieg gewesen, auch würde er den Krieg nicht entschieden haben, wenn nicht der Kaiser Franz, in der ersten Sorge für seine Unterthanen schnell den Frieden abgeschlossen hätte; eine persönliche Unterredung mit Napoleon, in der Mühle zu Saroschitz, vermogte ihn dazu. Denn am Tage nach der Schlacht verstärkten 12,000 Russen das wieder gesammelte Heer; Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen 20,000 Mann gesammelt und die Baiern mit Verlust aus diesem Lande geschlagen; Ungarn waffnete; der Erzherzog Karl eilte mit einem siegreichen Heere aus Italien dem Vaterlande zu Hülfe, und konnte bald Wien, im Rücken der Franzosen, befreien; Russen und Engländer waren in Neapel gelandet; Russen, Schweden und Engländer drangen durch das hannöversche Land vor, und was das wichtigste war, auch Preußen hatte seine Heere gesammelt, um die Verletzung des Anspachischen Landes zu rächen. — In diesem Augenblicke schloß der Kaiser Franz den Waffenstillstand, und zeigte die unbedingte Neigung zum Frieden; das Unglück seiner Länder betrübte ihn zu sehr, und er wähnte damals noch, ein Friede mit diesem Gegner, durch große Opfer erkauft, könne Bestand haben; als wenn Opfer dessen Lust nach dem Ganzen zu stillen vermögten!

Der preußische Abgeordnete, der Graf von Haugwitz, der gesendet war, das Gesetz des Friedens vorzuschreiben, oder Krieg zu verkündigen, sah sich durch Oestreichs Abfall in große Verlegenheit gesetzt, und hielt es für angemessen, statt des drohenden

Wortes, welches ihm der König mitgegeben, in sanfter, friedlicher Weise zu reden. Und der französische Bericht prieß „die Weisheit Preußens, welches nie einen biederern und uneigennützigeren Freund gehabt habe, als Frankreich. Uebrigens hänge das französische Volk von Niemand ab, und 150,000 Feinde mehr würden den Kampf nur um etwas verlängert haben!“— Solche Sprache hätte der preußische Abgeordnete besser verstehen und Preußens Würde fühlend, auf frischer That, da Oestreichs Friede noch nicht geschlossen war, thun sollen, was sein König ihm befohlen hatte, und ein halbes Jahr nachher dennoch zu thun sich entschloß. Vielleicht mogte Oestreich, wenn es Preußens Ernst sah, einen längeren Krieg dem schmählichen Frieden vorziehen. Statt dessen unterzeichnete Haugwitz, ohne Vollmacht, den Vergleich zu Wien, wodurch Preußen Anspach an Baiern, Neuschatel und Cleve an Frankreich abtrat, und dafür Hannover erhalten sollte, worauf England keinesweges Verzicht geleistet hatte. So streute Napoleon den Saamen der Zwietracht zwischen Preußen und England aus, wohl wissend, daß beide durch Verbindung mit einander stark waren.

Fünf Tage nach diesem Vertrage schloß Oestreich den Frieden zu Preßburg, den 25. Dezember 1805. Durch diesen Frieden, der alle bisherigen an Härte übertraf, verlor Oestreich 1000 □ Meilen Landes und an 3 Millionen Unterthanen, und zwar von den besten, die es besaß. Das treue Tyrol, welches noch in diesem Kriege seine Anhänglichkeit an das östreichische Haus trefflich bewiesen hatte, mußte nebst Burgau, Eichstädt, einem Theil von Passau, Vorarlberg und anderen Besitzungen Vorderöstreichs an Baiern; was Oestreich in Schwaben besaß, an Würtemberg und Baden, Venedig an das Königreich Italien abgetreten werden. Dagegen erhielt Oestreich einen geringen Ersatz durch Salzburg, und der Churfürst von Salzburg wurde aus dem Lande, das er eben erhalten, nach Würzburg verpflanzt, welches Baiern abtrat. — Die Länder mit ihren Bewohnern wurden als eine Waare betrachtet, welche aus der Hand des Einen in die des Andern übergehen könne, wie der Markt es eben mit sich bringe. So wollte es die Lehre des Despotismus, damit Liebe und Anhänglichkeit für die alten Fürstenhäuser entwurzelt, das Gemüth zu Eis erkältet, das Menschliche, was den Staat zu einem Ebenbilde der Familie machen kann, völlig ertödtet werde, und nur das Gefühl in dem Unterthan übrig bleibe, er sey zum Gehorsam geboren, und dieses Eine Gesetz der Natur kette ihn an den einen Herrscher so gut als den andern, sey derselbe ein Einheimischer oder ein Fremder, sey er von Gestern oder von Heute.

Um das zerknickte deutsche Reich nur schnell seiner völligen Auflösung zuzuführen, wurde den Churfürsten von Baiern und Würtemberg der Königstitel, und ihnen, wie dem Churfürsten von Baden, die völlige unabhängige Regierung ihrer Länder,

oder, wie es die Zeit mit einem Lieblingsworte benannte, die Souverainität gegeben; der Kaiser entsagte aller Oberlehns-herrlichkeit über ihre Länder, und damit war der That nach ihr Verhältniß zum deutschen Reiche aufgelöst. Das Lehnsband und die Vasallenpflicht, so viel von ihnen schon abgeblättert war, hielten bis jetzt doch noch einzig Kaiser und Reich zusammen. Die Blöden fand man mit der Versicherung ab, wie diese souveränen Herrscher dennoch dem deutschen Staatenbunde angehören sollten; aber wer Ohren hatte zu hören, der erkannte in diesen Zeichen das ferne Rollen des Donners, welcher den heranziehenden Sturm verkündigt. Das Schlimmere stand noch bevor.

143. Das Ende der deutschen Reichsverfassung, 12. Juli und 6. August 1806.

Wie schon zur Zeit, da Frankreich noch eine Republik war, die listige Benutzung der Friedenszeit fast gefährlicher gewesen, als der offenbare Krieg, so auch unter dem neuen Kaiser. Napoleon, so hat man es treffend ausgedrückt, hatte die Revolution in sich aufgenommen, in ihm war sie gleichsam zur Person geworden, und ihre furchtbaren Grundsätze lebten in ihm fort. — Das erste Wort, welches er nach dem Preßburger Frieden sprach, war sein gewöhnlicher Bannspruch. Der König von Neapel hatte englische und russische Truppen in sein Land aufgenommen; da schickte er seinen Bruder Joseph und Massena mit 60,000 Mann längst Italien hinab, und in dem Aufruf, den er ihnen am 27. Dezember von Schönbrunn aus mitgab, hieß es: „Das königliche Haus von Neapel habe aufgehört zu regieren!" Das furchtbare Wort schreckte dieses Haus auch in der That von dem Boden Italiens über die Meerenge nach Sizilien hinüber; hier erhielt es sich mit Hülfe Englands, in Neapel aber wurde Joseph Buonaparte zum erblichen König erklärt. Der neue Königsthron kostete noch unermeßliches Blut; die Einwohner Unteritaliens empörten sich immer mit neuer Wuth, und Kalabrien nebst den Abbruzzo's mußten fast in Einöden verwandelt werden.

Zunächst traf nun Holland die Reihe. Es wurde gleichfalls in ein Königreich verwandelt, und einem andern Bruder, Ludwig Napoleon, zu seinem Theile gegeben. Es hatte nicht das schlimmste Loos gezogen, denn Ludwig fühlte die Pflicht, für sein neues Volk mehr zu leben, als für seines Bruders Willen.

Ein dritter aus des Kaisers Verwandschaft, sein Schwager Jaochim Mürat, ward an dem rechten Ufer des Rheines, des Stromes, der so oft als natürliche Scheidewand zwischen dem Deutschen und Französischen genannt war, aufgestellt, ein bedenkliches Zeichen für die Zukunft; er erhielt die Herzogthümer Cleve und Berg; ersteres hatte Preußen, letzteres Baiern für Anspach, abgetreten.

Alexander Berthier endlich, der erste im Kriegsrathe Napoleons, bekam das Fürstenthum Neufchatel.

Zugleich mit diesen äußern Veränderungen wurde der Plan der innern Gestaltung des großen Baues gleichfalls klarer dargelegt. Französische Blätter machten das System des Gleichgewichts, an welchem Europa noch immer mit einigen Wenden gehangen hatte, als ein jetzt thörichtes auszuschreien, welches nur Eifersucht und Kriege erzeugt habe. Ruhe sey nur dann zu hoffen, wenn Einer den unbestrittenen Vorrang habe, und seinem Worte die den Streitigkeiten der Völker Folge geleistet werde. Als man die Sprache der Römer, kurz vor der Zeit als sie die Weltherrschaft gewaltsam an sich rissen; da nannten sie sich auch die Schiedsrichter der Welt, und ihre Gesandten zogen mit ihrem Stabe Kreise um die Könige, welche noch diesen Namen trugen, und forderten auf der Stelle die Erklärung des Gehorsams. — In einem einzigen Reiche schien ihm doch wohl Europa zu groß, aber es sollte, unter dem Namen eines Föderativstaates, durch eine Familienherrschaft umfaßt werden, und die Brüder und Vettern und Angeheiratheten sollten unter Königs- und Fürstennamen die Statthalter des großen Kaisers in Paris seyn. Alexanders Weltereroberung war zerfallen, weil er kein Herrscher-geschlecht gestiftet hatte; Karls des Großen Reich und Geschlecht ging in Theile, weil er den Plan entworfen hatte, ein Familienreich zu stiften, ohne einen Mittelpunkt für die Familie, und weil Ludwig der Fromme, dem Plane gemäß, das Reich unter seine Söhne vertheilte. Daher ersann Napoleon einen neuen Entwurf. Alle Glieder des großen Herrschergeschlechts, so verordnete er in dem kaiserlichen Familiengesetze, sollten im kaiserlichen Erziehungshause in Paris erzogen werden, unter des Kaisers Augen, nach seinen Grundsätzen; ohne seine Erlaubniß sollten sie sich nicht verheirathen, nicht über dreißig Stunden von Paris entfernen dürfen. Er wollte ihr gemeinschaftlicher Vater und Herr seyn. So, hoffte er, wenn die ganze Jugendzeit durch ihn geleitet sey, sollten sich sein Geist und seine Grundsätze auf Jahrhunderte in ihnen vererben, wie im römischen Senate die großen Grundzüge der Staatskunst Jahrhunderte lang von einem Geschlechte auf das andere fortlebten. Aus Paris sollten die dort erzogenen Prinzen den gleichen Sinn, mit der gleichen Sprache und gleichen Sitten, über alle beherrschten Völker verbreiten; ihre Lebensregel aber sollte wörtlich diese seyn: „Daß sie die erste aller Pflichten dem Kaiser, die zweite Frankreich, und erst die dritte dem von ihnen beherrschten Volke, schuldig seyen." — Wenn so umfassende, außerordentliche Veranstaltungen in ihrem rechten Sinne aufgefaßt werden, so kann das Wort nicht mehr als unwahrscheinlich gelten, welches die öffentliche Stimme dem Kaiser Napoleon in den Mund gelegt hat: „Daß nämlich in zehn Jahren die Dynastie Napoleons die älteste in Europa seyn solle." Und wenn die Geschichte einst nach Jahrhunderten das furchtbar

Schwanken aller Dinge und die Entwurzelung tausendjähriger Ordnungen in unserm Zeitalter mit Einem Worte bezeichnen will, so wird sie dieses Wort*) nennen.

Als die Theile des großen französischen Bundesstaates wurden schon damals, außer Frankreich: Italien, Neapel, Spanien, Holland, Baiern, Würtemberg, Baden und Berg, mit einer Masse von 66 Millionen Einwohner genannt.

Zu dem Glanze und der Befestigung einer neuen Krone gehörte auch ein Reichsadel, der, mit ihr emporgestiegen, auch mit ihr fallen müsse. Napoleon schuf ihn dadurch, daß er zuerst in Italien und nachher in allen Ländern, die seine Waffen erreichten, eine Anzahl von größeren und kleineren Reichslehen mit bedeutenden Einkünften für solche errichtete, die sich in der Treue und im Diensteifer für ihn besonders auszeichnen würden. Sie sollten nach der Erstgeburt forterben, nach Erlöschung des Mannesstammes aber an die Krone zurückfallen. Dadurch sollten Alle, die vorzügliche Thatkraft auszeichnete, mit dem Kaiser gleichen Antrieb zur Behauptung der eroberten Länder fühlen.

In der Mitte dieses veränderungsreichen Jahres traf der letzte entscheidende Schlag auch die Verfassung des deutschen Reiches. Ihre Auflösung, die der That nach schon da war, wurde nun auch durch das Wort ausgesprochen. Am 12. Juli wurde zu Paris ein Rheinbund abgeschlossen, durch welchen die Könige von Baiern und Würtemberg, der Chur-Erzkanzler, der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Berg, die letzteren viere als Großherzoge, dann die nassauischen und hohenzollerschen Fürsten, nebst noch einigen kleineren Fürsten und Grafen, sich von dem deutschen Reichsbande trennten, und den Kaiser von Frankreich als den Protektor, (Beschützer) ihres Bundes anerkannten. Er sollte das Recht haben, den Fürsten-Primas des Bundes, welcher in den Versammlungen den Vorsitz führen solle, zu ernennen; Krieg und Frieden und die Contingente an Truppen zu bestimmen; so daß also jeder Krieg Frankreichs auch der des Rheinbundes seyn mußte, sollte er auch gegen die bisherigen Brüder des deutschen Reiches geführt werden. Für solche Opfer sollten die Fürsten die unumschränkten Herren ihrer Unterthanen seyn, ohne durch ein Bundesgericht, bei welchem die Unterthanen in Nothfällen Klage führen könnten, oder durch eine mildernde Verfassung, irgend gebunden zu seyn. In diesem Allen war der Bund klar und bestimmt, in allem Uebrigen dunkel und schwankend, damit des Protektors Wille Gesetz seyn könne. Es war kein Bund deutscher Stämme mit einander, sondern mit Frankreich, und nicht ein solcher, der gegenseitige Rechte und Pflichten gab, sondern die Pflicht war auf Seiten der Fürsten, die Rechte auf

*) Aus dem Munde eines Advokaten-Sohnes aus Korsika.

der des Beschützers. — Auch darin schnitt dieser Bund die Fäden, welche die Vorzeit noch mit der Gegenwart verbanden, durch, daß freie Stände des Reiches, die den Gliedern des Rheinischen Bundes zugetheilt waren, mediatisirt, das heißt, ihrer landesherrlichen Rechte entkleidet und solchen, mit welchem sie früher gleich waren, untergeordnet wurden. Die freie Stadt Frankfurt, welche der künftige Sitz der Bundesversammlung seyn sollte, ward dem Fürsten Primas zugetheilt, und verlor gleichfalls ihre Selbstständigkeit.

Es bedarf des richtenden Wortes über diesen Bund nicht; das Schicksal hat ihn bald gerichtet, und die Nachwelt wird sein Andenken vielleicht aus unsrer Geschichte zu verwischen suchen.

Der deutsche Kaiser, die entwürdigte Krone des alten Reiches von seinem Haupte ablegend, in dem 1006ten Jahre, nachdem Karl der Große sie auf das seinige gesetzt hatte, erklärte sich zum erblichen Kaiser der östreichischen Monarchie, den 6. August 1806.

Welchen Schutz aber das deutsche Land, in Vergleich mit dem des östreichischen Hauses, von dem neuen Beschützer zu erwarten habe, davon zeugte die frische That. Zu eben der Zeit, als der französische Gesandte Bacher zu Regensburg noch einmal erklärte, daß Frankreich niemals seine Gränzen über den Rhein ausdehnen werde, wurde die Festung Wesel eigenmächtig von Frankreich in Besitz genommen und zu der 25sten Militairdivision geschlagen.

144. Preußens und Rußlands Krieg von 1806 und 1807.

Die Errichtung des rheinischen Bundes war sowohl feindlich gegen Preußen als gegen Oestreich gemeint; frühere Bundesgenossen, so lange die Reichsverfassung gestanden, sahen beide nun in Solche verwandelt, welche bei jedem Zwiste mit Frankreich ihre Feinde seyn mußten. Napoleon hatte den König Friedrich Wilhelm früher mit der Aussicht hingehalten, es könne sich unter seinem Schutze ein nordischer Bund, nach dem Muster des rheinischen, bilden, der das nördliche Deutschland umfassen solle; jetzt wurde ein solcher Bund verworfen. Hannover sogar wurde jetzt England wieder angeboten. Ueberhaupt geschah alles, was Preußen kränken und ihm zeigen mußte, daß der französische Kaiser ein selbstständiges Volk nicht mehr neben sich dulden wolle. — Da glaubte endlich der entrüstete König, die Ehre seines Volkes nicht länger von den übermüthigen Fremden verhöhnen lassen zu dürfen, und Volk und Heer stimmten laut dem Könige bei. Er forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Deutschland ziehen, die Bildung eines nordischen Bundes nicht hindern, und Wesel nicht als französische Festung behalten sollte. Als diese Punkte verweigert wurden, erklärte Preußen den Krieg. Es war das Gebot der Ehre, welches so raschen Entschluß for-

derte, damit die Welt erkenne, daß kein anderer Antrieb, als ihre Stimme, hier obwalte. Denn in so ungünstigen Kampf begiebt sich keiner, der ihn irgend mit Ehren vermeiden kann. Preußen hatte keinen Bundesgenossen auf dem Kampfplatze, als das nur halbwillige Sachsen; mit England und Schweden war der Friede noch nicht völlig hergestellt, und die russischen Krieger, die wirklich Hülfe leisten sollten, waren erst an den Grenzen.

Napoleon sprach bei dem Ausbruche des Krieges: „Sein Herz traure bei dem beständigen Uebergewichte, welches der Geist des Bösen erhalte, der unablässig geschäftig sey, seine Entwürfe für die Ruhe Europa's und das Glück der Zeitgenossen zu stören!" Dann zog er seine Heere zusammen, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, und rückte gegen die Pässe des Thüringer Waldes. An der Nordseite desselben stand das große preußische Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, eines 72jährigen Greises, und mit Anführern, welche zum Theil uneinig unter sich waren. Die Theilnahme am Revolutionskriege hatte nur einen geringen Theil des preußischen Heeres mit der Sturmesschnelligkeit der neueren französischen Kriegsweise bekannt gemacht; der größere Theil war im 43jährigen Frieden erschlafft, und, weil das Gerüst von Friedrichs des Großen Einrichtungen noch stand, mit desto gefährlicherm Selbstvertrauen erfüllt. Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit in der Brust vieler Einzelnen, war kein einiger und starker Geist, der das Ganze verband. Da mußte geschehen, was auch der Furchtsamste nicht für möglich gehalten hatte, daß, wie in den Kriegen der alten Welt, Ein unglücklicher Tag über das Schicksal eines ganzen Reiches entschied.

Am 10. Oktober wurde der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen durch seine Kampfbegierde in ein ungleiches Gefecht bei Saalfeld verwickelt, und fiel selbst auf dem Schlachtfelde. Das unglückliche Treffen öffnete den Franzosen die Pässe der Saale, und mit starker Macht hindurchbrechend, umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres und schnitten es von Sachsen ab; Davoust hielt schon am 13. Oktober Naumburg besetzt. Die Vorräthe der Preußen gingen verloren, es entstand auf der Stelle der bitterste Mangel, und dadurch unvermeidliche Unordnung und Niedergeschlagenheit. So sollte das Heer streiten, in seinem Angesichte die Saal und Elbe, die es hätte im Rücken haben sollen. Es war vor der Schlacht schon besiegt.

Die Schlachten bei Jena und Auerstädt, den 14. Oktober 1806. — Ein Theil des preußischen Heeres unter dem Herzog von Braunschweig stand bei Auerstädt, ein anderer unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Jena und Vierzehnheiligen, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demselben Tage angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt focht der Marschall Davoust, bei Jena Napoleon selbst.

Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödtlich getroffen; durch seinen Fall war der Plan des Gefechtes zerrüttet und verworren; die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zusammenwirkens im Großen, und der Zuversicht in der Menge nicht ersetzen. Von mehreren Seiten umgangen wich die Schlachtordnung zurück; sie wollte sich nach Weimar ziehen, um an dem Hohenloheschen Heereshaufen eine Stütze zu finden; noch wußte man nicht, daß dieser zu derselben Zeit das gleiche Unglück erfahren. Bald aber wurde es nur zu klar, denn so groß war die Verwirrung auf allen Seiten, daß in der Nacht, während der Heerestheil von Auerstädt gegen Weimar floh, ein Theil des Hohenloheschen Heeres von Weimar gegen Auerstädt sich retten wollte.

Zehn Tage nach der Schlacht von Jena rückte Napoleon schon in Berlin ein; vierzig Tage nach Ausbruch des Krieges stand er an der Weichsel, und eine Strecke Landes mit 9 Millionen Menschen und vielen festen Städten war durch die Eine Schlacht gewonnen, ein Heer aber, das früher als ein Muster gegolten, war vernichtet. Das war ein Zeugniß, daß viele der besten Stützen des Staates morsch geworden waren, weil der Glaube, das Unverbesserliche zu besitzen, die Wachsamkeit geschwächt hatte. Dieser Glaube sollte durch das entsetzliche Unglück vernichtet, der Geist geweckt, die Kräfte erfrischt werden.

Es hieße alte Wunden zwecklos aufreißen, wenn im Einzelnen erzählt würde, wie groß die Niederlage gewesen, wie und wo die einzelnen Ueberbleibsel des Heeres noch vollends vernichtet, wie schnell und durch wen die vielen festen Orte Preußens gefallen, zum Theil auf schmähliche Weise übergeben sind. Die Söhne jener Väter, manche der Väter selbst, haben doppelt und dreifach gutgemacht, was dort gefehlt war, und das Schicksal hat sich als versöhnt bewiesen. Eben so wenig darf die Geschichte wiederholen, wie unwürdig und schmachvoll der französische Kaiser, in der Trunkenheit seines Sieges, von seinen Gegnern, wie unerhört sittenlos er von dem preußischen Königshause, und besonders von der allverehrten, angebeteten Königin redete. Aber die Beweisstücke sind nicht verloren, und werden ewig ein Zeugniß ablegen, wie unedel, wie durchaus unritterlich und aus dem gemeinsten Stoffe gebildet, das Herz dieses Mannes war.

Die wider Erwarten schnelle Auflösung des preußischen Staates hatte ihm jede Spur der Mäßigung genommen und gränzenlose Hoffnungen erweckt. In Berlin erklärte er, daß er aus dieser Stadt und aus Warschau nicht eher weichen werde, bis der allgemeine Friede erobert sey; und von Berlin aus erließ er am 21. November 1806 das berüchtigte Dekret gegen England, die Grundlage des sogenannten Continentalsystems, worin er alle großbrittannischen Staaten für blokirt erklärte,

allen Handel und sogar Briefwechsel mit England untersagte, und alles englische Eigenthum auf dem festen Lande, sogar jedes Schiff, welches nur in England einmal gewesen, wegzunehmen befahl. Durch so harte Maßregeln sollte Englands Handel zu Grunde gerichtet werden; aber der Schaden richtete sich gegen das feste Land selbst. England, dem die ganze Welt offen stand, öffnete sich andere Handelswege, eroberte alle Colonien der Europäer, bebauete den eigenen Boden nun sorgfältiger, und nahm die Bedürfnisse seines Schiffbaues, statt aus den nordischen Reichen, aus Kanada und Irland. Europa dagegen mußte seinen Handel stocken und versiegen sehen, und wenn es auch manche Dinge selbst zu arbeiten lernte, die es sonst von England bezog, so gab dieses doch keinen Ersatz für den Verlust des Handels auf den Meeren.

Die Schlachten bei Eylau und Friedland 8. Febr. und 14. Juni 1807. — Die Ueberbleibsel des preußischen Heeres unter Kalkreuth und Lestocq, geläutert durch die harten Erfahrungen der letzten Monate, gesäubert von den Feigen und Schwachen, die dadurch geschieden waren, ein kleiner aber kernhafter Heldenhaufe, vereinigte sich mit den Russen, die jetzt auf den Kampfplatz traten. Nach einigen, wenig entscheidenden, obgleich blutigen Gefechten in Polen, zog sich der Krieg nach dem Königreiche Preußen, und hier kämpften die Heere bei Eylau, in nicht großer Entfernung von Königsberg, am 7. und 8. Februar in bitterer Kälte, unter Schnee und Wintersturm, eine der blutigsten Schlachten. Zweimal hundert tausend Mann wetteiferten in heißer Anstrengung aller Kräfte gegen einander, während der Zorn der Natur die Zerstörung noch furchtbarer machte. Der Kern der französischen Garden wurde hier aufgeopfert, und der Sieg dennoch nicht errungen. Mit unerschütterlicher Tapferkeit fochten die Russen; und die Preußen unter Lestocq, zur rechten Zeit auf dem heftig bedrohten linken Flügel eintreffend, warfen mit dem rühmlichsten Heldenmuthe die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere blieben auf dem Schlachtfelde, beide schrieben sich den Sieg zu; in der That aber war der Vortheil mehr auf Seiten der Verbündeten, und ein neuer Angriff am dritten Tage, so glaubte man allgemein, würde die Franzosen zum Rückzuge gezwungen haben. Aber der russische Heerführer, General Benningsen, glaubte seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengung nicht zumuthen zu dürfen, und zog sich nach Königsberg zurück. Auch die Franzosen wichen in ihre alte Stellung an der Passarge zurück, und es erfolgte nun eine Ruhe von beinahe vier Monaten, während welcher beide Heere sich verstärkten. Das arme preußische Land litt fürchterlich unter der Last von so viel hunderttausend Kriegern.

Napoleon betrieb in dieser Zeit sehr eifrig die Belagerung der starken Festung Danzig in seinem Rücken, dem Schlüssel der Ostsee. In derselben befehligte der General Kalkreuth, und

vertheidigte sie bis in den Mai; als aber jede Verbindung mit der See abgeschnitten und kein Entsatz zu hoffen war, übergab er sie am 24. Mai unter ehrenvollen Bedingungen.

Nun erst, da der entscheidende Augenblick schon versäumt war, griffen die Russen und Preußen die Verschanzungen des französischen Heeres an der Passarge an. Sie fochten mit bewundernswerther Tapferkeit; allein durch die 30,000 Mann, die Danzig belagert hatten, verstärkt, und durch ihre starken Schanzen beschützt, hielten die Franzosen die Angriffe aus, und griffen darauf selbst an. In unaufhörlichen, blutigen Gefechten wurde am 5. bis 12. Juni gekämpft, und an diesem Tage erfolgte die entscheidende Schlacht bei Friedland. Von früh Morgens bis um Mitternacht dauerte der grimmige Kampf. Bis nach Mittag war der Sieg auf Seiten der Russen; sie freuten sich seiner und vergaßen die Wachsamkeit, die auch dem Sieger nöthig ist. Da langten am Nachmittage die Heerhaufen von Ney und Viktor und Napoleons Garden auf dem Schlachtfelde an und entschieden den blutigen Tag; die Russen wurden auf allen Seiten über den Allefluß zurückgeworfen, und wendeten sich nun gegen den Grenzfluß ihres Reiches, den Niemen. Am 19. Juni zog Napoleon in die Grenzstadt Tilsit ein, nachdem sein Heer schon am 16. Königsberg besetzt hatte.

Der Friede zu Tilsit, den 7. und 9. Juli 1807. — Eine Zusammenkunft der beiden Kaiser aus Osten und aus Westen auf dem großen Niemenflusse führte zu einem schnellen Frieden, entschied über die Zerreißung des preußischen Staates, und bestimmte den Gang der europäischen Geschichte noch auf mehrere Jahre hinaus. Napoleon, ein Meister im schlauen Mißbrauche des Wortes, wußte den Kaiser Alexander zu überreden, daß sein einziger Zweck der Friede des festen Landes sey, und daß er sich auf demselben nur ausdehne, um die Küsten gegen den Uebermuth der Engländer zu beschützen, damit endlich die Freiheit der Meere errungen werde. Auch nahm er den Schein an, daß er mit Rußland eine feste Freundschaft wünsche, damit beide vereint das Glück der Völker von Europa feststellen könnten, indem ohne sie oder wider ihren Willen kein Streit sich erheben dürfe.

Also wurde in diesem Frieden von Rußland Cataro, Ragusa und die sieben Inseln an Frankreich abgetreten, und zum Ersatz 400,000 Seelen vom preußischen Polen angenommen. Friedrich Wilhelm aber, der von seinem Königreiche fast nichts mehr sein nennen konnte, mußte die härtesten Bedingungen eingehen. Er trat die Hälfte seines Reiches, mit 5 Millionen Menschen ab. Zuerst seine polnischen Länder mit der Stadt Danzig; diese wurde für eine freie Stadt erklärt, das polnische Land aber zu einem Großherzogthum Warschau erhoben. Zum Großherzog erhielten die Polen den Herrscher Sachsens; das sächsische Haus hatte Polen schon früher beherrscht. Friedrich

August, der sich drei Tage nach der Jenaer Schlacht für neutral erklärt und bald mit Frankreich ein Bündniß geschlossen hatte, war indeß König geworden und dem rheinischen Bunde beigetreten.

Ferner verlor Preußen alle Länder zwischen der Elbe und dem Rheine. Aus dem größten Theile derselben bildete Napoleon das neue Königreich Westphalen für seinen jüngsten Bruder Hieronymus. Er nahm dazu auch einen Theil des hannöverschen Landes, das Herzogthum Braunschweig, weil dessen Herzog die preußischen Heere geführt hatte, und das Churfürstenthum Hessen. Gegen das hessische Fürstenhaus erging gleichfalls sein Bann, daß es aufhören solle zu regieren, weil es sich immer feindlich gegen Frankreich bewiesen und bei dem preußischen Kriege gleichfalls zweideutig dagestanden habe. Und doch hatte Hessen nur mit Bewilligung Frankreichs Neutralität gehalten. Dennoch wurde das Land plötzlich überfallen und der Churfürst wie ein Flüchtling aus seinem Wohnsitze gejagt. In denselben zog der neue König, ein ausländischer, über deutsche Völker vom alten Urstamme der Sachsen und der Katten, mit einer Schaar französischer Beamten, zum Hohne für ganz Deutschland, triumphirend ein.

Der König Friedrich Wilhelm hatte nur ein kleines, aber treues und tüchtiges Volk übrig behalten. Auch die Freude wurde ihm zu Theil, daß drei seiner Festungen, Kolberg, Graudenz und Pillau, sich in keinen Vertrag mit dem Feinde eingelassen, und mehrere der schlesischen auf ehrenvolle Weise sich vertheidigt hatten; zwei von ihnen, Kosel und Glaz, waren gleichfalls noch nicht in Feindes Hand. In Graudenz befehligte der Greis Courbiere, der, als die Franzosen ihn zur Uebergabe aufforderten und ihm meldeten, der König sey über den Riemen zurück und habe sein Königreich verloren, erwiederte: „So wolle er König in Graudenz seyn.“ Nach Kolberg aber hatte der König den Obersten Gneisenau gesendet, schon damals erkennend, daß er der Stadt in ihm einen starken Pfeiler sende, welcher nicht wanken werde. Und dazu hatte sich in dieser Gegend eine Freischaar tapferer Männer eingefunden, durch den Lieutenant Schill und Andere gesammelt, und wurde ein Schrecken der Feinde weit umher. Diese Männer bewiesen, im kleinen Vorspiele des künftigen Größeren, was der deutsche Mann einst vermögen werde, wenn ihn der freie Geist mit voller Kraft treibe.

Nachdem die französischen Heere das übrige preußische Land geräumt hatten, behielten sie doch noch einen Theil der Festungen besetzt. Es sollte Preußen fortan keinen freien Entschluß mehr fassen können. Ueberdieß erlag das Land unter den unermeßlichen Brandschatzungen, die es den Franzosen noch bezahlen mußte, und an denen kein Nachlaß zu hoffen war. In so bedrängter Lage entwickelte das preußische Volk, an dem Beispiele seines Königs und seiner Königin sich spiegelnd, die im Unglück die

rechte Stärke und Innigkeit ihres deutschen Gemüthes bewährten, eine so würdige Gesinnung, solche Ruhe und Besonnenheit, so erfreuliche Rückkehr zu einer frommen Sinnesweise, und überall solche Erkenntniß des Nächsten und Nöthigen, daß in dem Anblicke dieser Umwandlungen das Unglück von Jena von Vielen ein Segen für Preußen genannt ist. An die Stelle der nach Außen gehenden Richtung, welche dem preußischen Staate früherhin den Vorwurf eines eigensüchtigen Strebens zugezogen hatte, trat nun die Einkehr in das Innere, welche immer und zwar unverlierbaren Gewinn bringt; von nun an sollten Eroberungen auf dem Gebiete des Geistes gemacht werden, und mit Freigiebigkeit sorgte der Staat, obwohl er nun arm war, für Alles, was die Bildung förderte. In die Verwaltung des Staates wie in die Einrichtung des Kriegswesens wurde mehr Einheit gebracht, und Alles naturgemäßer geordnet. Die Städte erhielten eine selbstständigere Verfassung, damit die Theilnahme der Bürger an ihren Angelegenheiten und die Freudigkeit des alten städtischen Lebens wieder geweckt werde. Ein reges Leben und Treiben der Geister entfaltete sich und wurde durch die Regierung gern befördert; viele der edelsten Männer verbanden sich, gemeinschaftlich zu wachen und zu arbeiten, daß sich ein treuer, deutscher, dem fremden Verderben widerstrebender Sinn erhalte, damit, wenn einst die Stunde der Erhebung, durch besondere Gunst des Schicksals, schlagen sollte, das Volk bereit und kräftig erfunden würde.

145. Der Spanier Beispiel.

Napoleon indessen, nach Paris zurückkehrend, brachte als Zeichen seines Triumphes den Siegeswagen von einem der Thore Berlins und den Degen Friedrichs des Großen mit sich, und zu einer Brücke von Austerlitz kam nun auch noch eine Brücke von Jena in seiner Hauptstadt. Zu solchem Glanze und zu solcher Festigkeit schien seine Herrschaft durch diesen neuen Frieden erhoben, daß sie in den Augen der Menschen wie unerschütterlich dastand, und daß, wer verkündigt hätte, es würden in nicht gar vielen Jahren die zertretenen Preußen mit gewaffneter Hand ihren Siegeswagen aus Paris selbst zurückholen, wie ein wahnwitziger Thor verlacht seyn würde.

Wer Napoleons Sinnes- und Handlungsweise nur irgend kannte, wußte im Voraus, daß er jetzt nicht etwa ruhen, sondern gerade im Frieden auf neue Eroberungen sinnen werde; und da er eben in zwei schnellen Kriegen die Mächte in Osten besiegt und auf längere Zeit geschwächt hatte, so mogte man daraus den Schluß ziehen, daß er sich nun gegen den Westen wenden werde, aber so verrätherisch, so ehr- und schaamlos hatte ihn bisher noch niemand gehalten, wie er sich nun gegen Spanien bewies. Das spanische Königshaus war lange Frank-

reichs treuer Bundesgenosse gewesen, und hatte darüber in dem Kriege gegen England seine Inseln und seine Seemacht verloren; zum Lohn für solche Treue sollte es nun dazu den Thron verlieren. Schlau und hinterlistig wußte Napoleon Streitigkeiten, die sich in der königlichen Familie zwischen Vater und Sohn erhoben hatten, für sich zu benutzen, und brachte den alten schwachen König Karl IV. dahin, daß er im Anfang des Jahres 1808 seine Krone niederlegte und ihm selbst übergab; den Sohn Ferdinand aber lockte er durch List über die Grenze nach Bajonne, und zwang ihn gleichfalls zur Entsagung des Thrones. Es wurde ihm nur die Wahl zwischen Abdankung oder Tod gelassen, und der Jüngling wählte das Leben als Gefangener in Frankreich. Sein Volk aber war nicht so geduldig. Als Napoleon in der Freude über das gelungene Werk sogleich seinen Bruder Joseph zum Könige in Spanien ernannte, (das Königreich Neapel erhielt darauf der Großherzog von Berg, und dieses Großherzogthum später der Kronprinz von Holland), da ergriffen die Spanier im gerechten Zorne die Waffen gegen den aufgedrungenen König. Von Anfang ihrer Geschichte an sind sie immer ein freiheitsliebendes, Ehre und Schande sehr wohl unterscheidendes, für König, Vaterland und Religion schwärmerisch entbranntes, Volk gewesen, und so haben sie sich auch in unsern Tagen bewiesen. Seit langer Zeit ungeübt in den Künsten der neueren Kriegsweise, sind sie zwar vielseitig von den französischen Heeren in offenen Schlachten zersprengt worden, aber besiegt haben sie sich dennoch nicht gegeben. Die Vortheile ihres Landes, Gebirge und wüste Gegenden, Städte und Mauern wohl benutzend, haben sie in einzelnen Gefechten eine unermeßliche Menge von Feinden von ihrem Boden vertilgt; der spanische Krieg hat Hunderttausenden von Franzosen das Leben gekostet, und viele Deutsche, die Napoleon dahingetrieben, fanden dort gleichfalls ihr Grab. Die Spanier aber erhielten durch England eine sehr treffliche Unterstützung an Waffen und Kriegern, und eine noch wichtigere durch den großen Feldherrn Wellington. Er hat durch seine ruhige, besonnene Kunst mit geringen Mitteln die pyrenäische Halbinsel lange vertheidigt, dann Schritt vor Schritt wieder erobert, bis die großen Entscheidungen in Rußland und Deutschland ihn über die Gebirge von Frankreich selbst riefen.

146. Der Krieg Oestreichs von 1809.

Wie Preußen im Jahre 1806 der Stimme der Ehre und dem alles Andere überwiegenden Gefühle gefolgt war, daß gegen die Schmach des französischen Uebermuths keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu schwer, kein Unglück zu schmerzlich sey, so erhob sich auch Oestreich durch den gleichen Antrieb im Jahr 1809 zum neuen Kriege gegen Frankreich. Es war ihm selbst unmittelbar

keine Kränkung widersetzen; aber nun wurde geschehen das Schändliche und das Verderbliche. Das alte Reich der Deutschen war verschwunden; im Herzen Deutschlands ein neuer Thron für einen Fremdling errichtet; das übrige Deutschland immer enger mit dem Erbfeinde verbunden; endlich gar das alte spanische Königshaus, wie wenn von nun an kein Recht mehr zwischen den Völkern herrschen sollte, ohne allen Grund vom Throne gestoßen. Was konnte jetzt noch als sicher und durch Alter und Geschichte begründet angesehen werden? Dazu hatte Napoleon im Sommer 1808, ehe er selbst nach Spanien ging, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Erfurt gehalten, und sein Bündniß mit diesem noch fester geknüpft. Es schien, als wollten Frankreich und Rußland sich schon einig als die Schiedsrichter Europa's ansehen, und Oestreich, welches Jahrhunderte lang Europa's Mittelpunkt gewesen war, für nichts achten. Das konnte nicht ruhig geduldet werden; über ein gewisses Maaß hinaus ist die Geduld eine Schande. Oestreichs Entschluß zum Kriege war ein sehr ehrenwerther, ein durchaus reiner und uneigennütziger; denn es trat allein, nur den eigenen Kräften vertrauend, auf den Kampfplatz.

Uebrigens fühlte Oestreich schon diesesmal sehr wohl, daß nicht mehr das stehende Heer Rettung bringen könne; es wollte einen Krieg im größern Sinne, einen Volkskrieg; es rief Landwehre auf, errichtete Landwehren, redete sehr herzliche begeisternde Worte zu seinem Volke und zu allen Deutschen; es stellte die edlen Prinzen seines Hauses selbst an die Spitze der Heere, und strengte alle Kräfte seiner reichen und schönen Länder in solchem Maaße an, wie seine Geschichte noch niemals ein Beispiel gegeben hatte. Wenn Rettung und Befreiung durch ein einzelnes Volk kommen konnte, so mußte sie jetzt kommen.

Aber wie 1805, so war auch 1809 Europa für die Befreiung noch nicht reif. Das Feuer der Läuterung sollte erst noch tiefer und schmerzlich durchdringen; die gemeinsame Noth sollte noch unendlich größer werden, damit sie alle der Eigensucht entsagten, und damit die Weltgeschichte das große, seltene Schauspiel eines heiligen Krieges darstelle, wo alle Völker aus Ost und West und Nord und Süd, für Freiheit, Ehre und Tugend vereinigt, wie ein einziger Mann, sich erhoben.

Kein deutsches Gemüth, dem das Vaterland über Alles theuer ist, wird je vergessen können, wie es bei diesem Kriege von 1809 gehofft, gerungen, gezittert und endlich unmuthig gezürnt hat, als der verhaßte Feind mit einem Heere dahinzog, in welchem die Krieger des rheinischen Bundes den Kern bildeten; wie er mit den tapfern Armen dieser Deutschen das östreichische Heer, welches bis in Baiern vorgedrungen war, durch gehäufte, blutige Treffen zum Rückzuge zwang, nachdem er seinem Glücke vertraute, daß er, ehe ein Monat verging, in Wien einrückte. Das waren sehr traurige Tage, die Pfalz...

Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, vom 19. bis zum 23. April, wurde damals gestritten, tapfer und rühmlich, aber unglücklich für Oestreich, weil das Heer eine viel zu ausgedehnte Stellung genommen hatte, und Napoleon, wie immer, die ganze furchtbare Kraft seines Stoßes nur auf Einen Punkt richtete. Da konnte er dann mit dem Kern seiner Krieger, vorzüglich mit den Reutern, von denen er die besten bei sich hatte, bald hier bald dort erscheinen, plötzlich einen neuen Anfall machen, und mit demselben Haufen den einen Theil der östreichischen Ordnung nach dem andern niederwerfen. In der That bewies er sich hier in allem Glanze seiner Feldherrngröße. Wo nur die Gefahr groß war, da sah man ihn, und seine Gegenwart entschied; weder der Tag noch die Nacht sahen ihn ruhen, und wohl selten in allen Jahrhunderten mag von einem einzelnen Menschen ein solches Maaß der Anstrengung und der That in den Raum weniger Tage und Nächte zusammengedrängt seyn. — Für die östreichische Landwehr, die den Krieg noch nicht kannte, waren die Schaaren der gepanzerten Reuter die furchtbarsten Gegner. Wie ein Sturmwind, der die Erde erbeben macht, brausten die schrecklichen Reihen, dichtgeschlossen, mit Erz umhüllt, gegen Kugeln und Stiche geschützt, — so erschien es den noch unkundigen Kriegern, — gegen sie daher, und die, alle Sinne betäubende, Auge und Ohr schon vor dem Zusammentreffen besiegende, Gewalt warf ihre Reihen zu Boden und zersprengte Haufen von Tausenden bei dem ersten Angriffe. Aber bald zeigten die kräftigen Männer, daß nur die Neuheit dieser Dinge sie im ersten Augenblicke überwältigt habe.

Die Schlacht bei Groß-Aspern und Eßling, den 21. und 22. Mai. — Der Erzherzog Karl zog mit seinem noch immer starken Heere, nach den blutigen Tagen des April, an dem linken Ufer der Donau nach Böhmen hinab, Napoleon aber an der rechten Seite gegen Wien. Einige Tage vertheidigte es der Erzherzog Maximilian, und Napoleon belegte dafür ihn und das ganze Kaiserhaus, wie früher das preußische, mit den schimpflichsten, Schmähungen; aber eine so große, fast unbefestigte Stadt konnte einer Belagerung nicht ausgesetzt werden. Am 12. Mai zog der Feind ein. Darauf ging das französische Heer über die Donau gegen den Erzherzog Karl, um dem östreichischen Staate den letzten Stoß zu versetzen. Am 21. und 22. Mai wurde in den weiten Ebenen von Groß-Aspern und Eßlingen, nahe an der Stelle, wo einst Rudolf von Habsburg den böhmischen König Ottokar besiegte, in blutiger Schlacht gekämpft. Napoleon rechnete wiederum auf den Schrecken seiner eisernen Reuterschaaren und ließ durch sie an mehreren Stellen die heftigsten Stürme wagen, um die östreichische Schlachtreihe zu trennen, einen Flügel von dem andern abzureißen, die einzelnen Haufen zu überwältigen. Aber er traf seine Gegner anders, als bei Regensburg, und mußte erkennen, daß ein neuer,

schneller und schaffender Geist in dem östreichischen Heere walte. Der Held Karl hatte in dem kurzen Zwischenraume, nach den Erfahrungen des April seine Krieger vor allen Dingen in dem Schließen fester Vierecke sich üben lassen, an welchen, wie an einer Mauer, die Anfälle der Reuter zurückprallen mußten; und weil das Gemüth und der freie Sinn der Einzelnen den Führern willig entgegen kam, so war das Kunststück trefflich gelungen. Die Reuter griffen manche der Vierecke von allen Seiten im Sturme an; aber mit ruhiger Fassung ließ das Fußvolk sie bis dicht an seine geschlossenen Reihen herankommen, und empfing sie alsdann mit so wirksamen Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederstürzten und auch die Unverwundeten, im Stoße des Sturmes, über die Gefallenen hinstürzten. Dann konnten die eigenen Reuter, welche zur Hülfe herbeikamen, und das Fußvolk selbst, die Ueberbleibsel der feindlichen Geschwader leicht überwältigen oder zur eiligen Flucht zwingen.

Durch diese Standhaftigkeit des östreichischen Fußvolks und die eben so rühmliche Tapferkeit der Reuterschaaren unter Johann von Lichtenstein, und endlich durch die treffliche Anführung des Heerführers Karl, der allenthalben voraneilte, wohin die Gefahr ihn rief, wurden am 21. Mai alle Versuche der Franzosen, irgendwo durchzubrechen, vereitelt. Das Dorf Aspern, welches sie zu einem Mittelpunkte ihrer Schlachtordnung gemacht hatten, wurde ihnen sogar entrissen. Und dazu ließ der Erzherzog, jeden Vortheil klug benutzend, um die Kraft des reißenden, eben sehr angeschwollenen Donaustromes als einen Mitkämpfer gegen die Fremdlinge zu gebrauchen, Schiffe und andere schwere Lasten den Strom hinab gegen die Schiffbrücke Napoleons treiben. Und siehe, es gelang; die Brücke riß von einander und der Angreifer stand nun am linken Ufer, von Wien und seinen übrigen Haufen getrennt, und mußte die neue Schlacht am folgenden Tage den 22. annehmen. Alle Anstrengung, alle seine Kunst war diesmal vergebens; seine Reuter, sein Fußvolk und sein Geschütz konnten gegen die östreichische Tapferkeit nicht bestehen; die Schlacht ging unglücklich, und wäre es nicht dem Marschall Massena gelungen, das Städchen Eßling, dessen Mauern ihm als eine Festung dienten, zu behaupten und dadurch den Rückzug zu decken, so wäre wohl das ganze französische Heer verloren gewesen. Ja, es war dennoch verloren, — so haben nachher Viele behauptet, — wenn die Sieger sogleich auf frischer That ihren Sieg verfolgten und die Insel Lobau angriffen, auf welche Napoleon sich gerettet hatte und in großer Verlegenheit wartete, bis die Brücke über den andern Donau-Arm wieder hergestellt sey. — Man ließ ihm die Zeit dazu, und er zog nach Wien zurück. Aber das Schlachtfeld war mit seinen Todten bedeckt, und allein 3000 Kürassier-Panzer lasen die Oestreicher von demselben auf.

Neue Hoffnungen waren durch diese Schlacht in Vieler Her-

zen aufgegangen. Einzelne Zeichen des erwachenden Zornes in dem gesammten deutschen Volke hatten sich auch an andern Orten gezeigt. In Norddeutschland erhob sich wieder der kühne Schill, und fing mit seinen Husaren und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, den Krieg gegen die Feinde des deutschen Namens auf seine eigene Hand an. Und Dörnberg, mit mehreren andern Männern in Hessen, faßte den Plan, den eingedrungenen König in Kassel von seinem angemaßten Throne zu vertreiben und das Werk der Befreiung zu beginnen. Wie Ernst von Mannsfeld, Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar, und andere Führer im dreißigjährigen Kriege, nach alter deutscher Weise ein Gefolge um sich sammelnd, den Kampf für diejenige Parthei führten, welcher sie selbst zugethan waren, so lebte auch in obigen Männern das Gefühl einer ähnlichen Kraft, und dazu ein glühender Eifer für das Vaterland. Und auch ihre Zeit war, wie die des dreißigjährigen Krieges, eine außerordentliche, das Ungewöhnlichste hervorbringende. Dennoch zeigte sich der große Unterschied zwischen dieser und der früheren, noch nahe an die Tage des Faustrechts gränzenden Zeit, daß die jetzige durch die Jahrhunderte, da der Landfrieden und die Gesetze ruhig geherrscht, solcher Selbsthülfe ungünstig geworden war. Der Gehorsam gegen das Gesetz und die bestehende bürgerliche Ordnung überwog jede andere Regung in der Menge, und das Unternehmen jener Männer mußte scheitern. Schill, der seine Zeit mit einem planlosen Umherziehen im nördlichen Deutschland verloren hatte, warf sich endlich in die Stadt Stralsund. Von hier möchte er sich vielleicht nach England gerettet haben, um später durch bessere Dienste für das Vaterland die unbedachte That wieder gut zu machen, in welche er sich und so viele tapfere Männer gestürzt hatte; allein ein unberufenes dänisches Korps vereinigte sich mit den ihn verfolgenden Franzosen und Holländern. Stralsund wurde am 31. Mai erstürmt und der unglückliche Schill fiel unter den Streichen dänischer Reuter. Auch Dörnbergs Aufstand mißlang, und er mit seinen Freunden mußte über das Meer nach Englands Küsten hinüberfliehen. An den gefangenen Gefährten Schills nahm die französische Wuth eine bittere Rache; viele wurden hingerichtet, andere wie Verbrecher auf die Galeeren geschleppt. Furcht und Todesangst sollten von jeder freien Regung in einer deutschen Brust zurückschrecken; und damit auch das Wort verstummte, hatte Napoleon im Anfange des Krieges einen unschuldigen deutschen Mann, den Buchhändler Palm von Erlangen, weil er eine Schrift von der Erniedrigung Deutschlands verbreitet hatte und den Verfasser nicht nennen wollte, erschießen lassen. Diese That hat die Gemüther in Deutschland fast mehr empört als alles andere, was früher und später Arges durch ihn geschah, und das Schreien des unschuldig vergossenen Blutes ist nicht ohne Vergeltung geblieben.

Wichtiger als die obigen Vorfälle im nördlichen Deutschland war der Aufstand der treuen Tyroler unter Andreas Hofer, Straub und Speckbacher. Diese kernhaften Männer des Gebirges hatten die Franzosen nun schon zweimal mit großem Verluste aus ihrem Lande herausgeschlagen, durch dieselbe Kriegskunst starker und kühner Gebirgsvölker, wodurch einst die Schweizer das stolze Ritterheer der Herren von Oestreich gedemüthigt hatten. Ganz Deutschland sah mit Erhebung zu jenen Bergen hinauf, sich freuend, daß die Freiheit noch Eine Heimath unter deutschredenden Männern gefunden habe, und hoffend, der Sieg werde durch solche Standhaftigkeit doch endlich errungen werden. Noch von einer andern Seite eröffnete sich eine Hoffnung. Die Engländer landeten mit einer starken Flotte an den Küsten der Niederlande und nahmen die Insel Walchern ein. Es schien als wenn Frankreich hier eine sehr schmerzliche Wunde empfangen würde. — Aber noch einmal sollten alle diese Hoffnungen getäuscht werden.

Die Schlacht bei Wagram den 5. und 6. Juli, und Friede zu Wien den 14. Oktober.— Napoleon hatte sich nach der Schlacht von Aspern durch Baiern, Würtemberger, Sachsen, Italiener und Illyrier wieder so ansehnlich verstärkt, daß er von Neuem über die Donau gehen und den Erzherzog Karl mit Uebermacht angreifen konnte. Er setzte in einer schwarzen Gewitternacht, unter dem Krachen des Donners, über den Strom, und lieferte am 5. und 6. Juli die große entscheidende Schlacht bei Wagram. Von den Thürmen Wiens konnte man einen Theil des großen Schlachtfeldes, da wo der rechte östreichische Flügel focht übersehen; und mit unendlichem Jubel sahen die Zuschauenden, wie dieser Flügel tapfer vordrang, alles über den Haufen warf, und viel Raum den Feinden abgewann. Er hatte sogar mehrere Fahnen und Kanonen erobert. Dennoch wurde ihre herrliche Hoffnung betrogen, der linke Flügel des östreichischen Heeres war umgangen, die Hülfe von Ungarn her nicht zu rechter Zeit eingetroffen, und so viel war auf jener Seite verloren worden, daß der Feldherr sich zum Rückzuge entschließen mußte. Schon 6 Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenstillstand geschlossen und von nun an am Frieden unterhandelt.

Das war eine harte Bothschaft für die Tyroler. Noch einmal strengten sie in ihrer Verzweiflung alle Kräfte an, und schlugen im August den französischen Marschall Lefebre aus ihren Bergen, ob vielleicht Oestreich, durch solche Ausdauer ermuntert, den Krieg wieder erneuerte. Allein die Unfälle des eigenen Landes schienen dem Kaiser Franz zu hart und verderblich; dazu war auch die Unternehmung der Engländer gegen Holland gänzlich mißlungen; es blieb bei den Unterhandlungen, und der Friede wurde geschlossen. Während dieser Zeit konnten die Franzosen alle Kräfte gegen das kleine Tyroler Land wenden, und dasselbe

gleich einer Festung von allen Seiten einschließen und bestürmen. Ein Paß und ein Berg nach den andern wurden eingenommen, die Männer getödtet oder entwaffnet, der treue und fromme Hofer am Ende gefangen, über die Alpen nach Italien geschleppt, und in der Festung Mantua als ein Missethäter erschossen. Mit unverbundenem Gesichte, die Augen der aufgehenden Sonne zugewendet, und das Kreuz des Erlösers an die Lippen drückend, fiel er von den Kugeln der französischen Soldaten.

Doch einer der Freiheitshelden, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, aus dem alten Geschlecht der Welfen, rettete sich durch einen ritterlich kühnen Zug aus den Ländern weg, wo die verhaßten Feinde die Oberhand hatten. Von den Grenzen Böhmens aus wagte er es nur mit 1200 kühnen Männern, seiner schwarzen Schaar, einen Weg von 70 Meilen, mitten durch feindliche Haufen hindurch, über Leipzig, Halle, Halberstadt, sein eigenes Erbe Braunschweig, aus welchem ihn der Räuber vertrieben, über Hannover, bis an den Ausfluß der Weser nach Elsfleht sich durchzuschlagen, und glücklich nach England hinüberzuschiffen. Da empfing man den welfischen Helden mit freudigem Erstaunen.

Oestreich aber verlor durch den Wiener Frieden Salzburg und mehrere benachbarte Striche Landes an Baiern: den größten Theil seiner polnischen Besitzungen an das Großherzogthum Warschau und an Rußland, und dann die Ueberbleibsel seiner italienischen Länder, nebst Illyrien, so daß es nun gar nicht mehr an das Meer stieß, und auf der andern Seite alle Vormauern mit seinen Bergen dahin geben mußte. Dieses war noch schlimmer, als daß es wiederum 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menschen verlor.

147. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht 1810—1812, und im Sturze 1813—1815.

Durch den Wiener Frieden war der Kaiser Napoleon so hoch gestiegen, daß nun alle Hoffnung verloren schien, seine Macht könne je wieder gebrochen werden. Sie noch mehr zu befestigen, und in den Augen der Welt auch durch die Verbindung mit einem ehrwürdigen Fürstenhause gleichsam zu adeln, warb er um die Kaisertochter in Wien, die Erzherzogin Marie Louise; seine bisherige Gemahlin Josephine mußte in eine Trennung willigen. Der Kaiser Franz brachte das unermeßliche Opfer, und gab ihm die Tochter. „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge," — so heißt es in einer spätern Erklärung Oestreichs, — „gaben Se. Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin, und knüpften ein Band, welches den schwächern und leidenden Theil, nach den Drangsalen eines ungleichen Kampfes, durch das Ge-

fühl einiger Sicherheit aufrichten, den stärkeren und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen, und so ein Gleichgewicht herstellen sollte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elendes seyn kann. Der Kaiser Napoleon hatte zu dieser Zeit den Punkt in seiner Laufbahn erreicht, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswerther wird, als rastloses Bestreben nach neuem Besitz. Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit, in den Augen der französischen Nation und der Welt, einen solchen Zuwachs an Festigkeit, daß unruhige Vergrößerungsplane es forthin nur entkräften und erschüttern konnten. Nach vieljähriger, vergeblicher Anstrengung und unermeßlichen Aufopferungen, gab es Beweggründe genug zu dem Versuche, durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten."

Wie sah sich jedoch der edelgesinnte Kaiser Franz in diesem schönen, menschlichen Vertrauen betrogen! Noch in demselben Jahre, da die neue Verbindung gestiftet war, — (am 2. April 1810 war die Trauung mit der Erzherzogin Marie Louise,) wurde der Vizekönig von Italien zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas, nun Großherzogs von Frankfurt, ernannt; wurde **Holland**, nachdem der König Ludwig die Krone niedergelegt hatte, weil er nicht das Werkzeug in seines Bruders Hand zum Verderben seines Volkes seyn wollte, ganz mit Frankreich vereinigt, — „weil Holland nichts sey, als eine Anschwemmung des Rheines, der Maaß und der Schelde, der großen Pulsadern des französischen Reiches." Und endlich zum Beweise, daß er nun Alles könne, wonach ihm gelüste, und daß er gar keine Rücksicht mehr nehme, beschloß Napoleon plötzlich, das ganze nord-westliche Deutschland, was am Ausflusse der Weser, der Ems und der Elbe liegt, mit den alten freien Handelsstädten, **Bremen**, **Hamburg** und **Lübeck**, auch mit Frankreich zu vereinigen. „Der Schleichhandel, der an diesen Küsten und von diesen Städten mit England getrieben werde," mußte der Vorwand dazu seyn. So war Deutschland seiner Küsten und seines Seehandels beraubt, und der Strom, der noch immer das eigentliche französische Reich von Deutschland gesondert hatte, war durch eine so willkührliche, bloß von der Laune gezeichnete Länder und Flüsse quer durchschneidende Linie überschritten, daß man offenbar sah, es sey dieses nur die Einleitung zu noch größeren Gewaltschritten, und ein Stück Deutschlands nach dem andern werde in den Abgrund hinabgezogen werden.

Was jedoch der neu errichteten, längst alle Schranken der Mäßigung überschreitenden, Macht einzig auch über das Leben des Stifters hinaus eine feste Dauer hätte gewähren können, die Befestigung derselben im Glauben und im innigsten Gemüthe der Völker, das hatte Napoleon nie verstanden; jetzt that er, was

elchem Eindruck am schroffsten entgegen war. Schon von Wien us im Jahre 1809 hatte er den Papst, den allgemeinen Vater er katholischen Welt, der in dem Glauben der Völker als unerletzlich dastand, seiner alten Hauptstadt beraubt, ihn selbst leich einem Verbrecher gefangen wegschleppen lassen; und nun ereinigte er auch Rom mit seinem großen Reiche, und verordete, daß sein und aller künftigen Kaiser erstgeborner Sohn den Namen eines Königs von Rom führen solle. Für solche Thaten wurde ihm in den Herzen von Millionen geflucht; aber en eisernen Mann kümmerte weder der Fluch noch der Segen. Sein Reich schien ihm durch 500,000 ergebene Krieger und ein Heer heimlich laurender Horcher fest genug begründet, und so irtheilte mit ihm die Welt, welche das Aeußere ansieht.

Dennoch dauerte es nicht zwei Jahre, und der Koloß jener großen Macht war umgestürzt, und ihrem Stifter, welchen die Sieger großmüthig behandelten, wurde durch den ersten Pariser Frieden 1814 die Insel Elba an der Küste Italiens zum Sitze angewiesen, wo er, wenn der Sinn der Ruhe und Mäßigung rgend Raum in ihm hätte gewinnen können, ein unverdient ehrenvolles Leben führen konnte. Allein sein ungestümer Ehrgeiz trieb ihn im nächsten Jahre noch einmal von dort weg zur Anmaßung seiner eben verlornen Kaiserkrone, bis durch den letzten entscheidenden Schlag bei Belle Alliance oder Waterloo sein wieder aufgerichteter Thron auf immer zertrümmert und er selbst auf die einsame Insel St. Helena im großen Weltmeere verbannt wurde, wo er nach 6 Jahren qualvoller Unthätigkeit am 5. Mai 1821 sein Grab gefunden hat.

Doch die ewig denkwürdige Geschichte des großen Völkerkampfes, durch welchen alles dieses vollbracht wurde, verdient in größerer Ausführlichkeit behandelt zu werden, und ist daher der Gegenstand einer dritten besondern Abtheilung dieses Werkes, welche beim Unterrichte an dieser Stelle einzuschieben ist.

Hier verfolgen wir noch die Entwickelungen der neuesten Zeit nach dem zweiten Pariser Frieden und den Anordnungen der europäischen Verhältnisse, welche auf dem Kongresse zu Wien festgestellt wurden.

148. Die neue deutsche Bundesakte.

Durch die Beschlüsse des ersten Pariser Friedens vom 20. Mai 1814 und des zweiten vom 20. Novbr. 1815 wurden an Deutschland alle die Provinzen zurückgegeben, welche vor der französischen Revolution dazu gehört hatten und durch die nachfolgenden Kriege davon abgerissen waren. Auf dem großen Kongresse aller europäischen Mächte zu Wien, welcher den 1. Nov. 1814 eröffnet ward, wurden sie so unter die Glieder des neuen deutschen Bundes vertheilt, daß die meisten

wiederbekamen, was sie ursprünglich besaßen, oder was ihnen der Lüneviller Frieden und die Zeiten des Rheinbundes gegeben hatten.

Der Bundesglieder waren anfänglich 38:

1) Oestreich. 2) Preußen. 3) Baiern. 4) Sachsen. 5) Hannover. 6) Würtemberg. 7) Baden. 8) Churhessen. 9) Großherzogthum Hessen. 10) Der König von Dänemark, als Herzog von Holstein. 11) Der König der Niederlande, als Herzog von Luxemburg. 12) Braunschweig. 13) Mecklenburg-Schwerin. 14) Nassau. 15) Sachsen-Weimar. 16) Sachsen-Gotha. 17) Sachsen-Koburg. 18) Sachsen-Meiningen. 19) Sachsen-Hildburghausen. 20) Mecklenburg-Strelitz. 21) Oldenburg. 22) Anhalt-Dessau. 23) Anhalt-Bernburg. 24) Anhalt-Köthen. 25) Schwarzburg-Sondershausen. 26) Schwarzburg-Rudolstadt. 27) Hohenzollern-Hechingen. 28) Lichtenstein. 29) Hohenzollern-Sigmaringen. 30) Waldeck. 31) Reuß, ältere Linie. 32) Reuß, jüngere Linie. 33) Schaumburg-Lippe. 34) Lippe. 35) Freie Stadt Lübeck. 36) Frankfurt. 37) Bremen. 38) Hamburg. Später ist noch 39) Hessen-Homburg hinzugekommen.

Oestreich hat sein treues Tyrol, hat Salzburg und das Inn-Viertel wieder genommen, Baiern ist mächtig in seinem Kreise und über Franken, auch hat es in der Pfalz am Rheine Entschädigungen erhalten und zählt über drei Millionen Unterthanen. Würtemberg herrscht in Schwaben über fast anderthalb Millionen treuer und kräftiger Menschen, und wird durch den Schwarzwald von Baden geschieden, welches von Basel an längst dem Rheine bis über Mannheim hinaus als ein schönes, fruchtbares Land da liegt. Auch Hessen-Darmstadt hat gegen seinen früheren Umfang in der Zeit der Umwälzungen sehr gewonnen und zählt unter seine Städte die wichtigste Festung des Bundes, das oft heimgesuchte Mainz. Am meisten Unterthanen von deutscher Zunge zählt jetzt der König von Preußen; es sind gegen elf Millionen, so viele, als noch nie unter Einem Scepter vereinigt waren. Sie sind ihm durch den Beschluß des großen europäischen Gerichtes zuerkannt, weil er den größten Theil seiner polnischen Länder dem russischen Reiche abtrat; und Preußen ist nun, zu seines und des Vaterlandes Heil, ein ächt und fast einzig deutscher Staat. Seine Länder reichen von der östlichen Gränze bis zur westlichen, und liegen in solcher Ausdehnung als stete Mahnung da, sich für des gemeinschaftlichen Vaterlandes Schutz und Ehre wach und gerüstet zu halten.

Was die Verfassung Deutschlands betrifft, so wurde sie als ein freier Bund selbstständiger und unabhängiger Staaten aufgerichtet, dessen Hauptbestimmungen folgende sind:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten."

„Alle Bundesglieder haben, als solche, gleiche Rechte."

„Die gemeinsamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat, und bei welcher Oestreich den Vorsitz führt. Der Bundestag ist beständig, und kann sich höchstens auf vier Monate vertagen, wenn die Geschäfte es erlauben."

„Sein erstes Hauptgeschäft soll die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und seine organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, kriegerischen und innern Verhältnisse seyn."

„Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Sie behalten sich zwar das Recht der Bündnisse aller Art vor, verpflichten sich aber kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen. Diese soll entweder vermitteln oder richten, und die streitenden Theile ihrem Ausspruche gehorchen."

„In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden."

„Die Verschiedenheit der christlichen Religionspartheien kann in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. — Wie eine bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens zu bewirken sey, wird die Bundesversammlung in Berathung nehmen."

„Die Unterthanen der deutschen Fürsten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzuziehen und dort bürgerliche oder Kriegsdienste anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienst gegen das bisherige Vaterland im Wege steht."

„Die Bundesversammlung wird sich mit Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck so wie auch:"

„Ueber den Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten beschäftigen."

149. Deutschland in den Jahren 1816—1833.

Die deutsche Bundesversammlung, welche seit dem 5. November 1816 in Frankfurt ihre Sitzungen gehalten, hat darin gleich Anfangs das Vaterland geehrt, daß sie den deutschen Bund als Gesammtheit zu einer selbstständigen europäischen Macht, mit dem Rechte, Krieg, Frieden und Bündnisse zu beschließen, erklärt und zugleich die hundertjährige Verachtung der Muttersprache durch ein Gesetz getilgt hat, nach welchem in

schriftlicher und mündlicher Verhandlung nur sie gebraucht werden soll. Ferner ist die allgemeine Wehrordnung — wie groß nemlich das Bundesheer im Kriege und im Frieden seyn, aus welchen Theilen es bestehen, wie viel ein jedes Bundesglied dazu stellen, wie und bei wem die Anführung, wie viele und welche Festungen der Bund haben solle, — festgestellt worden. Das Bundesheer wird aus 300,000 Mann bestehen, wozu Oestreich 94,000 Mann giebt, Preußen 79,000, Baiern 35,000, Würtemberg 13,600, Hannover 13,000, Königr. Sachsen 12,000, Baden 10,000, Großherzogthum Hessen 6000, Kurhessen 5400, und so nach Verhältniß die übrigen. Es wird unter einem Oberfeldherrn stehen, welcher von der Bundesversammlung erwählt und in Eid und Pflicht genommen wird, von ihr seine Vollmachten und Befehle erhält und an sie seine Berichte erstattet. Zu seiner Vertretung oder Nachfolge im Oberbefehl wählt die Bundesversammlung auch sogleich einen General-Lieutenant. Die Anführer der zehn Armeekorps, in welche das Bundesheer getheilt werden soll, stehen einzig unter des Oberfeldherrn Befehle. Von diesen zehn Korps bildet Oestreich 3, Preußen 3, Baiern 1; die drei übrigen sind aus den andern deutschen Kriegshaufen zusammengesetzt. — Bundesfestungen sind Mainz, Luxemburg und Landau.

Wie für den Krieg die Wehrordnung, so war für den Frieden die allgemeine Rechtsordnung des Bundes von der größten Wichtigkeit. Es mußte fest bestimmt werden, wie den Beschlüssen des Bundes Gehorsam verschafft, und bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander Gewaltthat vermieden, das Recht gehandhabt und dessen Ausspruch zur Vollführung gebracht würde. Der Weg zum Rechte wurde bald gefunden. Statt eines allgemeinen Bundesgerichts, welches an die Stelle des ehemaligen Reichskammergerichts treten möchte, wie einige Stimmen wünschten, wurde der Bundesversammlung selbst das Geschäft der Schlichtung jedes Streites übertragen, und wenn der strenge Weg des Rechtes verfolgt werden sollte, den höhern Gerichtshöfen der einzelnen Staaten als Austregalgerichten die Entscheidung vorbehalten. Wie aber der Widerspenstige, der sich dem Richterspruch nicht gutwillig fügen wollte, mit Gewalt dazu angehalten werden könnte, das blieb noch lange eine unentschiedene Frage, bis endlich die dringenden Umstände der Zeit auch einen vorläufigen Beschluß des Bundes über eine Executions-Ordnung unter dem 20. Sept. 1819 hervorbrachten. Die Bundesversammlung darf zur Vollziehung ihrer Beschlüsse die bewaffnete Macht des ganzen Bundes zu Hülfe nehmen; sie hat sowohl die Zahl der zu stellenden Truppen, als die zu deren Stellung verpflichteten Bundesstaaten zu bestimmen; und der Rückmarsch der Truppen geschieht erst nach erfolgter und gehörig versicherter Vollziehung der Bundesbeschlüsse.

Was die übrigen Hauptzwecke der Bundesakte betrifft, so

hat die allmälige Entwicklung der Verhältnisse manches in den einzelnen Staaten in's Leben gerufen, was gleich Anfangs von der raschen Wirksamkeit der Bundesversammlung erwartet wurde. Sehr vieles und Wichtiges dagegen ist leider durch die Verwirrung der nachfolgenden Zeiten, durch Mißtrauen und Mißververstand, durch Zögern auf der einen, und stürmische Ungeduld auf der andern Seite, durch den verderblichen Einfluß fremdes Beispieles und fremder Einwirkung, ja, mit tiefer Trauer sey es gesagt, durch Ausartung der deutschen Gesinnung bis zum Verbrechen, vereitelt worden. Wir ziehen hier den Schleier über das Einzelne, was zu entwickeln weder an sich frommt, noch in den Unterricht der Jugend gehört. Möchte sie es nie erfahren, wie weit der Partheihaß führen konnte, und möchte die Geschichte überhaupt es vergessen können, indem es als einzelnstehende kranke Erscheinung, ohne bleibende Folgen, vorüberginge!

Hier wollen wir nur dasjenige aufnehmen, was wirklich als Entwicklung und Fortschritt dasteht und hoffentlich dauernde Folgen haben wird.

1) Zunächst brachte der 13te Artikel, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden solle, eine große Bewegung in den Gemüthern hervor. Viele erwarteten von seiner raschen Ausführung eine ganz neue Ordnung der Dinge und ein plötzliches Abschaffen aller bisherigen Mängel und Gebrechen; sie bedachten nicht, daß die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten erst durch Erfahrung gebildet, durch Uebung in das rechte Geleise gebracht werden müsse, ehe die Frucht sichtbar werden könne; und ferner nicht, welch ein Unterschied sey zwischen großen und reichen Staaten, wie England und Frankreich, mit Hauptstädten, die allein einen kleinen Staat bilden, und zwischen kleineren bürgerlichen Gemeinschaften von ein paar Millionen, oder gar nur Tausenden. — Gleichwohl haben fast alle deutsche Regierungen früher oder später das Wort der Bundesakte gelöst, und ihre Länder fingen an, die beruhigenden Folgen davon zu erndten, bis der neue Sturm, der im J. 1830 von Frankreich aus über Europa losbrach, auch diese wichtige Angelegenheit in unserm Vaterlande in Verwirrung zu bringen drohete und noch drohet.

Der König von Preußen gab zuerst unter den deutschen Fürsten, im Mai 1815, noch ehe die Bundesakte die Verbindlichkeit ausgesprochen hatte, seinem Volke die Zusage einer ständischen Verfassung. Die Ausführung indeß war in dem, aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzten, Staate sehr schwierig, und die nöthigen Vorarbeiten nahmen die Zeit bis zum Jahre 1823 weg. Der König hatte durch eine besondere Kommission, unter dem Vorsitze des Kronprinzen, und nach Anhörung kundiger Männer aus allen Provinzen des Staates, die Verfassung der Provinzialstände ausarbeiten lassen, und

gab derselben am 5. Juni 1823 Gesetzes Kraft. Wann eine Zusammenkunft der allgemeinen Reichsstände erforderlich seyn werde, und wie sie aus den Provinzialständen gebildet werden solle, darüber behielt sich der König die spätere Entscheidung vor. Diese Provinzialstände sind nun in allen Theilen der Monarchie in Thätigkeit getreten. Sie berathen alle wichtigen Angelegenheiten ihrer Provinz und legen dem Könige ihre Ansichten und Wünsche zur weiteren Prüfung und Beschlußnahme vor. An ihre Anordnung schließt sich die der kleineren Theile jeder Provinz, der Kreise, der Städte und Gemeinden, und wenn so in allen Theilen des Reiches der feste Grund der Einrichtungen in den kleinsten und von da in immer größeren und weiteren Kreisen gelegt seyn wird, so hat eine vertretende Verfassung den Boden gewonnen, auf welchem sie sich naturgemäß im Laufe der Zeiten immer vollkommener entwickeln kann.

Leichter war die Arbeit in den kleineren und einfacher zusammengesetzten deutschen Staaten, welche zum Theil sehr bald den 13ten Artikel der Bundesakte zur Ausführung brachten.

Der erste war der Großherzog von Sachsen-Weimar, der schon im J. 1816 seinem Lande eine ständische Verfassung gab, welche im Jahr 1817 die Gewährleistung des gesammten deutschen Bundes erhielt.

Am 27sten Mai 1828, an seinem 62sten Geburtstage, beschenkte der König Maximilian Joseph von Baiern sein Volk mit einer Verfassungs-Urkunde, welche die wesentlichen Grundlagen einer zeitgemäßen Staatseinrichtung enthält. Die Reichsstände bestehen aus zwei Kammern, der Kammer der Reichsräthe und der gewählten Volksvertreter, deren Zahl sich auf 108 beläuft.

Auf Würtemberg, das Land, wo sich am frühesten ein gutes Verhältniß der Volksvertretung gebildet und am längsten erhalten hatte, richteten sich seit 1816 die Augen der Vaterlandsfreunde. Dort, bei diesem kernigten, durch Gottesfurcht und gründliche Unterrichtsanstalten wahrhaft gebildeten, deutschen Volke, hofften sie eine tüchtige Verfassung in's Leben treten zu sehen. Und diese Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Trotz des heftigen, oft beinahe unauflöslich scheinenden, Streites der Meinungen, hat das, immer mit neuer Liebe und Wärme aufgenommene, Werk endlich doch seine Vollendung gefunden. Und es hat sich an dem ganzen Streite recht erfreulich gezeigt, wie wir auch in den schlimmsten Fällen an der deutschen Sinnesart nicht verzweifeln dürfen, die endlich gewiß die rechte Mitte findet, wenn sie nur, ungestört durch fremden Einfluß, ihre Bahn verfolgen darf. — Nach mehreren mißglückten Versuchen unter dem Könige Friedrich und seinem Nachfolger Wilhelm I., berief dieser endlich, im günstigen Augenblicke, im J. 1819 eine neue Ständeversammlung, welche sich ausschließlich nur mit der Verfassungsurkunde beschäftigen, sie Punkt für Punkt mit seinen

Bevollmächtigten durchgehen und ihm dann zur letzten Entschließung vorlegen sollte. Nach zwei Monaten lag das vollendete Werk dem Könige vor. Er unterzeichnete die Urkunde, überreichte sie am 25. Septbr. den Bevollmächtigten der Ständeversammlung und empfing dagegen das zweite, von allen Mitgliedern der Stände im Namen des Landes unterzeichnete Exemplar derselben. Wie in alter Zeit, so kam auf solche Weise auch jetzt in Würtemberg die Verfassung durch einen Vertrag zwischen Fürsten und Volk glücklich zu Stande.

Auch das Großherzogthum Baden erhielt am 22. August 1818; das Großherzogthum Hessen den 17. Dezbr. 1820, eine neue ständische Verfassung. Eben so die Herzogthümer Nassau, Sachsen-Koburg-, Hildburghausen und-Meinungen, die Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold und-Schaumburg, Lichtenstein und Waldeck.

In den östreichschen Staaten, im Königreich Sachsen, in Mecklenburg und einigen kleineren Ländern waren die Landstände in ihrer alten, in Hannover und Braunschweig in etwas veränderter Gestalt, in Thätigkeit.

Die außerordentliche Bewegung, welche das Jahr 1830 in die öffentlichen Verhältnisse, wie in die herrschenden Bestrebungen der Zeit, gebracht hat, ist auch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Verfassungs-Angelegenheiten der deutschen Staaten geblieben. In einigen derselben sind wesentliche Veränderungen in der Landesvertretung, ja ganz neue Staatsgrundgesetze, zu Stande gekommen, und in die Verhandlungen derjenigen Ständeversammlungen, welche schon längere Zeit in Thätigkeit waren, ist erhöhtes Leben, leider aber auch, — das ist der Unsegen der Zeit, — fast überall eine Leidenschaftlichkeit gebracht worden, welche der ruhigen Ermittlung des Rechten und Wahren hinderlich in den Weg tritt. Möge die Stimme aller Freunde der wahren, durch Gesetz und Ordnung gesicherten, Freiheit nicht verstummen, möge ihre Hingebung für das Wohl des Vaterlandes nicht ermüden, um trotz des stürmischen Gewirres der widerstrebendsten Ansichten und des feindseligsten Wollens doch endlich der Vernunft und Mäßigung den Sieg zu verschaffen!

Ein ehrenwerthes Beispiel haben die Regierung und die Stände des Königreichs Hannover gegeben. Auch dieses Land war in eine nicht geringe Aufregung gerathen, und wenn nicht die Bande der Ordnung gelöst, oder Gewalt zur Richterin schwieriger Fragen gemacht werden sollte, so mußte die Regierung mit den Vertretern des Landes, in aufrichtiger Vereinigung für die Sache und in gegenseitigem Vertrauen, eine neue feste Gestalt der Verhältnisse zu stiften unternehmen. Der edle König Wilhelm IV., treu dem Charakter seines ganzen Lebens, bot jeder wahren Verbesserung, welche das Wohl seines Volkes zu befördern verhieß, willig die Hand; seine Räthe handelten in seinem Sinne; und die zu den wichtigen Berathungen zusam-

menberufenen Stände arbeiteten mit deutscher Ausdauer und Gründlichkeit in den Jahren 1831, 32 und 33, bis alle Schwierigkeiten überwunden, und ein neues umfassendes Staatsgrundgesetz, und mehrere Entwürfe zu wichtigen organischen Gesetzen, in Einstimmigkeit beider Kammern, zu Stande gebracht waren, welche jetzt, im Frühjahre 1833, der königlichen Bestätigung vorliegen. Zum größten Ruhme gereicht es diesen Ständen, daß, obgleich die entgegengesetztesten Ansichten und Systeme auch hier zum Vorscheine kamen und mit aller Lebhaftigkeit geltend gemacht wurden, doch keine in allen Punkten durchgeführte Opposition gegen die Regierung, blos als Regierung, zu Stande kommen konnte; sondern bei Weitem die Mehrzahl der Deputirten hielt jedesmal die Sache im Auge, prüfte ihre Bedeutung und sprach die gewonnene Ueberzeugung frei aus, mochte sie für oder gegen den Regierungs-Vorschlag seyn. Dieses ist der rechte Weg für eine deutsche Ständeversammlung, welche nicht ein Parthei-System, mit verschlossenen Augen gegen Alles, was nicht in dasselbe paßt, durchführen, sondern die Sache ergründen und etwas stiften will, was seine Wurzeln wirklich im Leben hat. Und so konnte jeder der Theilnehmer an dieser Versammlung, wenn auch in vielen Punkten sein Bild der besten Staatsverfassung nicht erreicht war, mit ruhiger Ueberzeugung für die Annahme des Ganzen stimmen, eingedenk des weisen Spruches, daß das Beste oft der Feind des Guten sey, das heißt, daß ein erreichbares Gutes nicht dem Kampfe um ein unerreichbares Bestes geopfert werden dürfe.

Auch in dem benachbarten Herzogthum Braunschweig sind seit dem J. 1830 bedeutende Veränderungen vorgegangen. Ein Ausbruch des öffentlichen Unwillens gegen die zum Verderben des Landes führende Regierungsweise des Herzogs Karl hatte dessen Entfernung und die Berufung seines Bruders Wilhelm zur Regierung zur Folge. In der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer solchen Veränderung bestätigte der König von England, als Haupt des welfischen Fürstenhauses, den Wechsel der Regierung, welcher dann auch vom deutschen Bunde anerkannt wurde. Der neue Herzog aber betrachtete es als eine seiner nächsten und wichtigsten Regierungspflichten, mit den Vertretern des Landes eine neue Verfassung festzustellen, welche auch nach ruhiger und gründlicher Erwägung vor Kurzem zu Stande gekommen ist.

Im Churfürstenthum Hessen, wo die landständische Vertretung nach manchen Versuchen nicht hatte zur Wirklichkeit gelangen können, gab ebenfalls die allgemeine Aufregung im J. 1830 einen neuen gebieterischen Anstoß zur Ausbildung der Verfassungs-Formen; der Churfürst Wilhelm gewährte seinem Lande ein neues Staatsgrundgesetz, nach den Forderungen der neueren Zeit, zugleich aber trat er, durch mehrfache Gründe bewogen, im J. 1831 von der Führung der Geschäfte zurück und

übergab dieselbe seinem Sohne, dem Churprinzen, als Mitregenten.

Eine ähnliche Veränderung war schon im J. 1830 im Königreiche Sachsen vorgegangen, wo der König Anton, Nachfolger des 1827 nach 59jähriger Regierung gestorbenen ehrwürdigen Königs Friedrich August, seinen Neffen, den Kronprinzen Friedrich, zum Mitregenten ernannte, um die jugendliche Kraft zur Lösung schwieriger Aufgaben, zu Hülfe zu nehmen, und wo dann ebenfalls das Gebäude einer neuen Staatsverfassung und erhöhter ständischer Wirksamkeit mit Ernst begonnen und glücklich vollendet wurde.

Einige kleinere deutsche Staaten folgten diesen Beispielen, und so stehen allerdings in den verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes die Gerüste da, in welchem sich der Geist, wenn er treu, wahrhaft und frei von Selbstsucht ist, eine gute Werkstatt der Thätigkeit bereiten kann. Die Geschichte der nächsten Menschenalter wird darüber richten, ob er ein guter Geist des Schaffens und des Friedens gewesen!

2) Die Gleichheit der christlichen Religionsbekenntnisse in bürgerlicher und politischer Rücksicht, welche die Bundes-Akte als Grundsatz aufstellt, besteht wirklich in den Staaten des deutschen Bundes. Alle christlichen Unterthanen haben, außer der freien Religionsübung, welche schon lange nicht mehr angefochten wurde, nun auch völlige Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten, und den Zugang zu allen Aemtern im Staate. Dazu haben die katholischen Landesherren obere kirchliche Behörden für ihre evangelischen Unterthanen eingerichtet, wo sie noch nicht bestanden, und die evangelischen Landesherren haben den in der traurigen Zwischenzeit ganz zerrütteten Zustand der katholischen Kirche in ihren Staaten wieder geordnet, die bischöflichen Stühle hergestellt oder neue gestiftet und mit den erforderlichen Einkünften versehen; und mit dem Papste sind über dieses Alles Verträge geschlossen, worin Preußen schon im Jahr 1823 auf eine rühmliche und sehr liberale Weise mit seinem Beispiele voranging.

Die Angelegenheiten der evangelischen Kirche in sich selbst sind auch nicht unbeachtet geblieben. Nach dem Beispiele des Königs von Preußen, welcher in dem Jahre der dreihundertjährigen Reformationsfeier 1817 eine Aufforderung an die beiden evangelischen Confessionen zur Vereinigung zu Einer einigen evangelischen Kirche erließ, ist Aehnliches auch in andern deutschen Staaten geschehen; an sehr vielen Orten ist diese Vereinigung durch freie Zustimmung der Geistlichen und der Gemeinden zu Stande gekommen, und der Geist der Trennung, der in der evangelischen Kirche nur zu lange bestanden, wird sicher nach und nach überall dem der brüderlichen Einheit weichen.

3) Die gleichförmigen allgemeinen Gesetze über die Preßfreiheit, welche die Bundesakte verhieß, sind durch die heftigen

Bewegungen des Partheigeistes, der, nachdem der Krieg auf den Schlachtfeldern ausgetobt hatte, in dem Gebiete der Meinungen seinen Sitz nahm, so wie durch andere unglückliche Umstände und Verirrungen, bis jetzt verhindert worden. Es sind vielmehr durch einen Bundesbeschluß vom 20. Septbr. 1819 alle Zeitschriften und alle Schriften unter 20 Bogen der Censur unterworfen worden; und auch der Druck der größeren Schriften ist in den meisten Bundesstaaten unter die Aufsicht der Regierungen gestellt. Allein wer den Gang der deutschen Litteratur im Allgemeinen in den letzten 20 Jahren aufmerksam verfolgt hat, wird eingestehen müssen, daß in derselben eine Freiheit und Mannigfaltigkeit der Meinungen herrscht, wie sie nur vernünftiger Weise für die freie Geistesentwicklung gewünscht werden mag. Und sicher wird ein befestigter und dauernder Friede auch in dieser Hinsicht noch freiere gesetzliche Bestimmungen herbeiführen, wie sie allerdings die Entwicklung der Zeit fordert, und wie sie auch nicht nur unschädlich, sondern höchst wohlthätig seyn können, sobald nicht mehr eine ruhige Erörterung der Wahrheit durch blinde Leidenschaft verhindert und die Stimme der Gemäßigten nicht mehr durch das Geschrei der Partheien oder gar der Unvernunft übertäubt wird.

Und blicken wir von dem Felde der politischen Reibungen auf das stillere und selbstständigere des Glaubens, der Kunst und der Wissenschaft, wer kann da zweifeln, daß nicht in den 18 Jahren des Friedens in Deutschland recht viel Rühmliches geschehen und noch mehr vorbereitet sey? Wer erkennt nicht das lebendige Treiben des Geistes nach allen Richtungen? Freilich ist die Zeit des Kampfes und der Gegensätze auch hier noch nicht beendigt; der Streit hat selbst das Gebiet des stillen Glaubens, wo Friede und Eintracht seyn sollte, noch nicht verlassen, ja, er hat sich von Zeit zu Zeit wieder recht heftig gezeigt. Allein wem wäre nicht doch die Reibung noch lieber, als die todte Gleichgültigkeit? Und wer erkennte nicht, trotz der anscheinend größeren Spaltung, in allen Partheien eine Rückkehr zu größerer Innigkeit, zur Ehrfurcht vor dem Heiligen, und selbst zur Achtung des Gegners, wenn er es redlich mit der Wahrheit meint? Diese Humanität, diese Anerkennung des Menschlichen, wo es sich achtungswerth zeigt, und diese Freiheit des Geistes, welche das Menschliche in mehr als Einer Gestalt zu erkennen weiß, sie, die aus der Vielseitigkeit ächter Bildung entspringt, sie muß wachsen und zunehmen unter uns, so lange die Regierungen es als eine ihrer würdigsten Aufgaben erkennen, die Bildungsanstalten aller Art, von der untersten Volksschule bis zu der großartigsten akademischen Anstalt, mit Liebe zu fördern. Und dieser Geist hat sich in unserm Vaterlande fortwährend thätig gezeigt. Er hat in Preußen die Stiftung der rheinischen Universität am 18. Oktober 1818, die großen Kunstanlagen in der Hauptstadt, die Stiftung und Verbesserung so vieler hundert Anstalten im

ganzen Reiche, und die organischen Gesetze über das Unterrichtswesen in allen seinen Theilen, hervorgebracht; aus ihm sind in Baiern die Gründung der Universität und der herrlichen Kunstsammlungen in München, so wie die Verordnungen über das höhere Unterrichtswesen hervorgegangen. Er hat seine Wirkungen auch in den übrigen größeren und kleineren Staaten des Bundes, hier weniger, dort mehr, hier stiller, dort lauter, in keinem aber ohne eine wohlthätige Folge, offenbart; und hundert einzelne Städte, ja Flecken und Dörfer, in Deutschland haben sich von seinem Antriebe zur Pflege und zu recht bedeutenden Opfern für die Bildung der heranwachsenden Geschlechter anfeuern lassen.

4) Die Rechte der Schriftsteller und Verleger, und somit die Sicherheit des Buchhandels, sind, in Ausführung des 18ten Artikels der Bundesakte, durch einen Bundestags-Beschluß vom 6. Septbr. 1832 in der Art festgestellt, „daß die Herausgeber, Verleger und Schriftsteller eines Bundesstaates sich in jedem andern Bundesstaate des dort bestehenden Schutzes gegen den Nachdruck zu erfreuen haben sollen.“ — Somit ist doch nun dem widerrechtlichen Gewerbe des Nachdrucks, welches dem fleißigen Bearbeiter einer Wissenschaft oder dem begabten Dichter einen Theil seines verdienten Lohnes entziehen und den rechtlichen Buchhändler um sein Eigenthumsrecht bringen konnte, ein Ende gemacht.

5) Möchte doch, neben dem lebendigen geistigen Regen und Treiben, welches alle Theile Deutschlands mit einander verbindet, auch die wichtige Angelegenheit des freien Handels und Verkehrs bald eine glückliche Erledigung finden! Von einer Seite ist schon vieles geschehen, indem sich die größere Zahl der deutschen Staaten in einen Zoll- und Handels-Verein mit der Krone Preußen begeben hat oder zu begeben im Begriff ist; allein noch fehlen Oestreich und die Staaten des nördlichen Deutschlands, welche die Küsten der Nordsee und zum Theil der Ostsee inne haben, und welche das Werk der Vereinigung nicht durch Verträge einzelner Staaten unter einander, sondern durch Verabredung Aller auf dem Bundestage, als allgemeine Bundes-Angelegenheit, vollbracht zu sehen wünschen. — Welcher Weg aber auch genommen werde, möchte er nur bald zum Ziele führen, damit wir, die wir durch Stamm und Sprache und Bund Ein Volk bilden, auch durch den freien Lebensverkehr im Innern, durch Gleichheit von Maaß, Gewicht und Münzfuß, uns als Ein Volk fühlen und bewegen können, und damit nicht auf den innern Gränzen deutscher Länder gegen einander ein unseliger Krieg des Eigennutzes und Betruges gegen das Gesetz die Sittlichkeit des Volkes noch mehr untergrabe!

Es thut wahrlich Noth, daß die Gewerbsthätigkeit des deutschen Volkes, welche früher denen anderer Völker in manchen Zweigen nachstand, nicht blos in einzelnen, sondern in allen deutschen Ländern gehoben werde. In einzelnen hat sie sich frei-

lich bedeutend gehoben, und aus den Entdeckungen der Naturwissenschaften, die mit Vorliebe getrieben werden, immer reicheres Leben gezogen. Wenn auch Deutschland nicht zu den am meisten von der Natur begünstigten Ländern gehört, sondern nur der redliche und ausdauernde Fleiß seiner Bewohner die Güter des Lebens herbeischaffen, und Genügsamkeit und Sparsamkeit sie erhalten kann, so liegt doch eben darin eine Wohlthat, welche die Kraft durch stete Uebung frisch erhält. Der deutsche Arbeiter ist mit mäßigem Lohne zufrieden; darum können unsere Gewerbe mit denen anderer Länder vollkommen Schritt halten, wenn sie nur freien Absatz nach Außen finden. Da aber die fremden Staaten, zum Vortheile ihrer Unterthanen, drückende Abgaben auf die Einfuhr der Erzeugnisse unseres Fleißes legen, so folgt daraus die Nothwendigkeit gleicher Maaßregeln von unserer Seite, und Deutschland, als ein geschlossenes Ganze, würde Kraft genug besitzen, seine Gewerbe gegen das Ausland zu schützen.

6) Neben dieser Sorge muß aber stets unser Hauptaugenmerk auf den Ackerbau und die Lage des Landmannes, auf welchem zuletzt die gesunde Kraft unseres Vaterlandes beruhet, gerichtet seyn. Auch hierfür ist in neueren Zeiten manches geschehen. Man hat sie durch zweckmäßige Vertheilung des Grundeigenthums, Ablösung hemmender Dienste, Urbarmachung unbenutzter Landstriche, zu verbessern angefangen, und sicher werden die guten Folgen nicht ausbleiben. Allein bis jetzt bietet der Zustand des Landbauers noch kein so erfreuliches Bild dar, als der Freund des Vaterlandes es wünschen möchte. An Fleiß und Ausdauer fehlt es nicht, aber es fehlt der Absatz des Gewonnenen, und die Preise sind meistens so unerhört niedrig gewesen, daß die Arbeit des Ackermannes, des Spinners, des Webers, nicht bezahlt werden. Dazu steigt die Bevölkerung in Städten und Dörfern auf eine wahrhaft sorgenerregende Weise. Die arbeitsfähigen Hände können nicht einmal überall Arbeit finden. Die Noth hat schon Tausende von Menschen aus den bevölkertsten Gegenden Deutschlands in die Fremde getrieben, um in fernen Welttheilen eine neue Heimath zu suchen. Viele von ihnen sind dem Elende erlegen, ehe sie nur die Häfen des Meeres zur Einschiffung erreichten; Andere hat die lange Ueberfahrt hinweggerafft; Andere, die von allen Mitteln entblößt in der neuen Welt ankamen, sind dort der Willkühr gewinnsüchtiger Menschen und noch größerem Elende, als in ihrem Vaterlande, anheimgefallen; nur der kleinere Theil hat für sich und seine Nachkommen einen neuen Boden des Daseyns und Wirkens begründet. Und immer kann, selbst wenn dieser Weg der Entladung der überflüssigen Menschenmenge viel leichter wäre, die Wirkung nur unbedeutend seyn, so lange er an Privatunternehmungen geknüpft bleibt. Nur wenn die Regierungen der europäischen Staaten das Ausführen ganzer Kolo-

nien nach andern Welttheilen im Großen, unter öffentlichem Schutze und mit öffentlichen Mitteln, ähnlich den Staaten des Alterthums, zu bewerkstelligen vermöchten, würde für die Mutterstaaten und die Kolonien ein wahrer Gewinn zu hoffen seyn. Aber welche außerordentliche Mittel und welch ein schwer zu erwartendes Zusammenwirken der europäischen Mächte würden dazu erforderlich seyn!

Wenden wir denn unsern Blick von dem Fernen und Außerordentlichen, welches nicht in unserer Gewalt steht, auf das Nahe und Mögliche, wohin eines jeden Wille reicht, und wirken, ein jeder in seinem Kreise dahin, daß die Noth gemindert, und Muth und Hoffnung belebt werden. Das Nächste, wozu ein jeder ohne Ausnahme wirken kann, ist das Aufgeben selbstgeschaffner Bedürfnisse, Beschränkung auf dasjenige, was die Natur fordert, ist Mäßigkeit, Genügsamkeit und Bekämpfung des unseligen Strebens nach immer höheren und seltneren Genüssen, wodurch Geist und Körper zerrüttet werden, und die Unzufriedenheit zur Krankheit eines ganzen Zeitalters wird. Wie viel kann ein jeder unter uns noch entbehren, um damit der wahren Noth Abhülfe zu bringen!

Es ist oft als ein Grundzug des deutschen Charakters bemerkt worden, daß er in allem Uebel doch noch das Gute herauszufinden bemüht sey. Halten wir denn auch an dieser Eigenschaft, so viel davon noch bei uns übrig geblieben, mit aller Kraft fest! Sie spricht die religiöse Stimmung des Gemüthes aus, welche den Glauben aufrecht hält, daß das Gute endlich sicher den Sieg davon tragen werde, wenn auch Hemmung, und selbst scheinbarer Rückschritt, eintreten sollte. Wir werden, wenn wir es redlich wollen, in aller Verwirrung, und trotz aller Klagen, noch immer des Guten bei Weitem überwiegend in unserm Vaterlande finden und nicht loslassen von der Liebe für dasselbe, welche das gutgeartete Gemüth schon an der Mutterbrust eingesogen hat. Und um uns noch mehr darin zu stärken, blicken wir nur um uns her in die übrigen Länder Europa's. Eine Uebersicht der Hauptbegebenheiten derselben in den letzten 18 Jahren wird unsern Blick mit Zufriedenheit in das Vaterland zurückkehren lassen.

150. Militair-Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Turin, 1820 und 21, und ihre Folgen.

Fünf Jahre äußerer Ruhe waren verflossen, der erste Zeitraum solcher Art seit der französischen Revolution; da entzündete sich im Jahre 1820 der Brennstoff neuer, gewaltsamer Umwälzungen. Am Neujahrstage dieses Jahres gab ein Theil der spanischen Armee, die in Kadix zum Einschiffen nach Amerika versammelt war, das Signal zu einer gänzlichen Staatsveränderung in Spanien. Bald folgte das Nachbarland Por-

41*

tugal, und auch hier ging der Anstoß der Bewegung von dem Heere aus.

Noch ehe dieses geschehen war, hatte die neapolitanische Armee den König genöthigt, am 7. Juli seinen Staaten ebenfalls eine freie Verfassung zuzusagen. Von Neapel aus wurde auf die übrigen italienischen Völkerschaften gewirkt und das Verlangen nach der Vereinigung von ganz Italien und Befreiung von aller fremden Herrschaft immer heftiger angefacht. Dieses weckte in dem östreichschen Kaiser Besorgniß für seine italienischen Länder und überhaupt in den Regenten die Sorge, daß die Lust an Revolutionen von Neuem um sich greifen und ganz Europa wieder in den Abgrund der Verwirrung stürzen werde.

Deshalb kamen die drei Stifter des heiligen Bundes im Oktober 1820 in Troppau zusammen, um über die Lage Europa's zu rathschlagen, und da die neapolitanischen Angelegenheiten ihnen zunächst die wichtigsten waren, so verlegten sie im Anfange des nächsten Jahres ihren Congreß nach Laybach, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu seyn. Auch der alte König von Neapel fand sich dort ein. Allein eine friedliche Ausgleichung war nicht mehr möglich, und im März rückte ein östreichsches Heer Italien hinunter, gegen Neapel. Aller Blicke waren auf den Ausgang dieser Begebenheiten gespannt, als eine neue Militair-Revolution, die vierte in weniger als zwei Jahren, in Turin ausbrach und für Oestreich gefährlicher zu werden drohte, als alle bisherigen. Die theuer erkaufte Ruhe Europa's schien auf einmal wieder verloren zu seyn. Doch bald legte sich der Sturm von dieser Seite; die Kraftlosigkeit der revolutionären Unternehmungen zeigte sich sogleich, als die östreichschen Heere sich nur näherten, und Neapel wurde eben so leicht und schnell, als Piemont, in die alte Ordnung zurück gebracht.

In Spanien dauerte die Herrschaft der neuen Verfassung auch nur wenige Jahre. Die Masse des Volks war nicht reif für den Gebrauch einer verfassungsmäßigen Freiheit, und dazu die Verfassung selbst auf falschen Grundlagen errichtet; der königlichen Gewalt war viel zu wenig Selbstständigkeit gelassen. Im Sommer 1822 entspann sich ein Bürgerkrieg in dem durch Partheiungen zerrissenen Lande. Im Oktober dieses Jahres versammelten sich die Monarchen von Oestreich, Preußen und Rußland wieder zu einem Congresse in Verona und willigten ein, daß Frankreich die Rolle übernehme, in jenem zerrütteten Lande, nöthigenfalls mit den Waffen, die königliche Gewalt herzustellen. Am 7. Mai 1823 gingen die französischen Heere über die Bidassoa, am 23. schon rückten sie in die Hauptstadt Madrid ein, verbreiteten sich im raschen Gelingen über ganz Spanien, verfolgten die constitutionelle Parthei, welche den König Ferdinand nach Kadix geführt hatte, bis auf die äußerste Landzunge Europa's und zwangen die Stadt am Ende des Septembers zur Uebergabe. Der König war wieder frei und setzte sich in die

unumschränkte Ausübung seiner königlichen Gewalt dadurch wieder ein, daß er alle seine Dekrete aus der constitutionnellen Zeit, vom Anfange des Jahres 1820 an, für null und nichtig erklärte."

Das unglückliche Land bot noch mehrere Jahre hindurch den Anblick des Partheihasses und der innern Zerrüttung dar, obgleich bis zum Jahre 1827 eine französische Armee zur Unterstützung der Regierung im Lande blieb und Cadix nebst andern Festungen besetzt hielt. Erst in den letzten Jahren ist nach und nach einige Beruhigung zurückgekehrt, und zuletzt eine frohere Aussicht in die Zukunft eröffnet, nachdem der König Ferdinand, nach unerwarteter Genesung aus schwerer Krankheit, im Winter von 1832 auf 33 zuerst seiner Gemahlin die Regentschaft übertragen und nachher in dem von ihm angefangenen Systeme der Mäßigung und Vermittlung der bisherigen schroffen Gegensätze zu regieren fortgefahren hat. Der Kampf gegen die wirklichen Fortschritte des Zeitalters scheint aufhören und einem vernünftigen Vorschreiten Platz machen zu wollen. Wenn auch der mönchische Eifer der alten Parthei noch einige Zeit widerstreben mag, so wird er doch, falls nur die Regierung sich treu bleibt, dem gesunden Sinne des Volkes weichen müssen, sobald das wirkliche Wohl desselben, verbunden mit ruhiger Entwickkung des Geistes und der Einsicht, fortschreitet. Indeß hat diese Regierung so oft geschwankt und ihr System geändert, daß mit Gewißheit auch nicht auf die Dauer der gegenwärtigen Richtung gerechnet werden kann.

Das Nachbarland Portugal ist leider so weit noch nicht einmal gekommen. So lange der König Johann VI., der im Jahr 1822 aus Brasilien zurückgekehrt war, lebte, befand sich Portugal in einem erträglichen Zustande, weil der wohlwollende König die Liebe des Volkes besaß und den Haß der Partheien im Zaume hielt. Als er aber den 10. März 1826 starb, und sein Sohn Don Pedro, Kaiser von Brasilien, nicht nach Europa zurückkehrte, sondern seine noch minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Erbin Portugals, seinen Bruder Don Miguel aber zum Regenten während ihrer Minderjährigkeit, einsetzte, benutzte dieser die Stimmung der Geistlichkeit und des Adels gegen die von seinem Bruder gegebene freie Verfassung und ließ sich selbst von den alten Cortes von Lamego zum unumschränkten Könige erklären. Die junge Königin, die schon in Europa angekommen war, durfte es nicht wagen, ihr Erbtheil zu betreten, sondern mußte in England Schutz und Gastfreundschaft suchen. Mit Unwillen sah ganz Europa auf den Usurpator hin, der alle Freunde seines Bruders und der von demselben gegebenen Verfassung mit Kerker und Hinrichtung verfolgte; allein da das portugiesische Volk sich die neue Herrschaft gefallen ließ, so konnte sich keine fremde Macht in die innern Angelegenheiten dieses Landes mischen.

Nun aber wurde der Kaiser Don Pedro durch eine Revocion in Brasilien im Jahr 1831 genöthigt, jenes Land zu verlassen und selbst nach Europa zurückzukehren. Sein Stammland Portugal war ihm durch den eigenen Bruder verschlossen. Da hat er nun die mitgebrachten Schätze dazu verwendet, sich eine Flotte und ein kleines Heer zu verschaffen, ist in Portugal gelandet und hat die Festung Oporto am atlantischen Meere in Besitz genommen. Das weitere Vordringen in das Land ist aber nicht gelungen, sondern seit mehreren Monaten wird er von dem Heere Don Miguels in Oporto belagert, ohne daß eine Parthei entschieden die Oberhand hätte gewinnen können, und das unglückliche Land seufzt unter den Greueln des Bruderkrieges.

151. Der Aufstand der Griechen, und die Türkei.

Die vielen Umwälzungen in Europa hatten nach und nach auch die Freiheitsliebe eines altberühmten christlichen Volkes am südöstlichen Ende Europa's, welches seit beinahe 400 Jahren das Joch der Türken tragen mußte, angefacht. Im März 1821 rief der Fürst Alexander Ypsilanti alle Griechen in der Moldau und Wallachei zur Abschüttlung der türkischen Herrschaft auf. Sein Unternehmen wurde zwar hier durch die türkische Uebermacht, trotz des anfänglichen Gelingens, bald unterdrückt und er selbst mußte nach Oestreich fliehen, wo er in der Festung Munkatsch als Gefangener festgehalten wurde. Allein glücklicher ging das Werk im eigentlichen Griechenland, besonders in Morea und auf den Inseln, unter denen sich Hydra, Ipsara und Spezzia besonders auszeichneten. Auf den höchsten Punkt der Erbitterung stieg der Zorn des griechischen Volkes, als der greise Patriarch von Konstantinopel, Gregorius, am Osterfeste 1821, nachdem er das Hochamt gehalten hatte, am Eingange der Kirche aufgehenkt wurde, und noch drei andere Erzbischöfe dasselbe Schicksal erlitten. Der Kampf beider, von religiösem Fanatismus getriebenen, Völker wurde mit furchtbarer Grausamkeit geführt; es galt die Vernichtung des Gegners. Wider alle Erwartung behaupteten sich die kleinen, einzeln kämpfenden, Haufen der Griechen gegen die Angriffe der weit größeren türkischen Heere, dann schritten sie vor, befreiten den eigentlichen Boden des alten Griechenlands, den Peloponnes und einen Theil des mittleren Griechenlands, von den Türken, und bewährten vor Allem zur See den alten Ruhm der Kühnheit und Geschicklichkeit, so daß, wo sie mit ihren Brandern erschienen, ein panischer Schrecken die Feinde ergriff. Im Jahr 1823 thaten sie den entscheidenden Schritt, sich für einen selbstständigen Bundesstaat zu erklären und sich eine Verfassung zu geben, welche Einheit in das zerstückelte Ganze bringen sollte.

Es zeigte sich jedoch bald auf eine niederschlagende Weise, daß in dem durch fast vierhundertjährige Unterdrückung entwürdigten Volke der Geist der Tugend, der Einigkeit und Selbstentsagung, welcher einzig der Freiheit würdig machen kann, nicht sobald einkehren werde. Innere Partheikämpfe zerrissen das halb befreite Volk, sobald die Gefahr von Außen nur um ein weniges nachließ. Und als nun im Februar 1825 ein ägyptisches Heer unter Ibrahim Pascha, dem Sohne des Vizekönigs, bei Modon auf Morea landete, Navarino belagerte und einnahm, im Peloponnes vorrückte und immer mehr Land gewann; als er, in Vereinigung mit Reschid Pascha die tapfer vertheidigte Festung Missolunghi eroberte und bald nachher auch Athen verloren ging; als die Hülfe, welche die christlichen Völker den Griechen an Geld und freiwilligen Kämpfern schickten, doch nicht hinzureichen schien, das unglückliche Volk vom Untergange zu retten; — da sank fast alle Hoffnung für dasselbe zu Boden.

In dieser Noth verbanden sich die drei großen Mächte, Rußland, England und Frankreich, durch den Londoner Traktat vom 6. Juli 1827, zur Beendigung des blutigen Streites im Orient und verlangten vom Sultan die Anerkennung Griechenlands als eines selbstständigen Staates, der nur ein bestimmtes Schutzgeld zu zahlen habe. Zunächst forderten sie die Einstellung des Blutvergießens. Aber die stolzen Türken verweigerten jedes Nachgeben. Ibrahim Pascha fuhr fort in der Verheerung des Peloponneses, trotz eines Waffenstillstandes, den er mit den Admirälen der drei verbündeten Flotten geschlossen hatte. Da glaubten diese, ihn mit Gewalt an seinem Vernichtungsplane hindern zu müssen. Am 20. Oktober 1827 segelten sie mit der gesammten Kriegsflotte in den Hafen von Navarino, (dem alten Pylos, bekannt aus dem peloponnesischen Kriege,) ein; es waren 26 Kriegsschiffe mit 1324 Kanonen, unter dem Befehle des englischen Admirals Codrington, des französischen de Rigny, und des russischen, Grafen Heyden. Im Hafen lag die große türkisch-ägyptische Flotte von 22 großen und 57 kleineren Kriegsschiffen, die zusammen 2240 Kanonen führten, ungerechnet die Kanonen der Landbatterien von Navarino und der Insel Sphakteria. Die Türken, in ihrem Grimme gegen die ganze christliche Welt, schossen zuerst, ungeachtet der englische Admiral einen Parlementair zum Unterhandeln zu ihrem Admiralschiffe schickte, und tödteten mehrere Menschen auf der verbündeten Flotte. Da gab Codrington das Signal zur allgemeinen Schlacht, und trotz der Ueberlegenheit der Feinde an Geschütz und Mannschaft war nach wenigen Stunden die ganze türkische Flotte bis auf 20 Korvetten und Brigs in den Grund gebohrt, verbrannt, in die Luft gesprengt, oder ganz zertrümmert.

Es war ein allgemeiner Jubel in Europa, daß endlich die

Barbaren die strafende Hand der Gerechtigkeit für so viel verübte Gräuel erfahren hatten. Man verglich diese denkwürdige Schlacht mit der großen Seeschlacht von Lepanto im Jahr 1571 unter Juan d'Austria, wo der türkische Uebermuth ebenfalls für viele Frevel gestraft worden war. Allein bald trat in vielen, besonders den englischen Staatsmännern, eine kühlere Berechnung der wichtigen Folgen jener Begebenheit ein. Denn, daß die Türken zu sehr geschwächt, daß sie vielleicht aus der Reihe der europäischen Mächte ganz verdrängt würden, und daß Rußland seine ungeheure Macht auch nach dieser Seite hin bedeutend vermehre, das schien ihnen gefährlich für den Zustand Europa's; denn so viel ist noch immer von dem Glauben an das System des europäischen Gleichgewichts übrig und ist auch wirklich in der Natur der Sache gegründet, daß die übermäßige Vergrößerung Einer Macht, welche zu dem ganzen Vereine gehört, Gefahr drohet für die Unabhängigkeit der übrigen. Und wirklich erklärte der russische Kaiser Nikolaus am 26. April 1828 für sich allein den Krieg gegen die Türkei, drang in die Moldau und Wallachei ein, eroberte die Festungen Braila, Isaktscha und mehrere andere, zog gegen das Balkan Gebirge und die starke Festung Schumla, und es schien, als wenn sein Heer diese Gränzscheide gegen die Hauptprovinzen des türkischen Reiches, die noch kein russisches Heer überschritten hatte, rasch überwinden und gegen die Hauptstadt Konstantinopel vordringen werde. Diese Erwartung war jedoch zu voreilig gewesen, die Türken setzten den Russen einen sehr hartnäckigen Widerstand entgegen; die Natur war mit ihnen verbündet, und Mangel, Entkräftung und Krankheiten rafften Tausende von Menschen und Thieren im russischen Heere hin. Mit der höchsten Anstrengung konnte sie nur die Eroberung der Festung Varna am schwarzen Meere erzwingen und mußten von Schumla und Silistria zurückweichen. Sehr erwünscht war es für sie, daß der Winter die Waffenruhe auch für die Türken nöthig machte, damit sie aus ihrem unermeßlichen Reiche neue Heere heranziehen konnten.

Unterdeß war in diesem Jahre 1828 eine zweite glückliche Veränderung in Griechenland eingetreten. Das Land hatte durch die Wahl des russischen Staatsraths Grafen Capo d'Istrias zum Präsidenten des neuen Bundesstaates einen Vorsteher gewonnen, der die innern Zwistigkeiten zu besiegen und zu beherrschen verstand, unterstützt von den verbündeten Mächten Ordnung und Ruhe herstellte, und den Grund zu einer kräftigen Gesetzgebung für den jungen Freistaat legte. Und, was die Hauptsache war, der menschenfreundliche König Karl X. von Frankreich schickte ein Landheer unter dem Befehle des Generals Maison nach Morea ab, um diesen Mittelpunkt des griechischen Staates endlich von seinem Bedränger Ibrahim ganz zu befreien. Einem solchen Heere zu widerstehen wagte

der starrköpfige Mann doch nicht und nahm lieber den Vertrag an, den ihm die Engländer anboten, nemlich ihn mit seinem ganzen Heere zu Schiffe wieder nach Aegypten zu bringen. So wurde das Land von ihm befreit und auch die wenigen noch von den Türken besetzten Festungen Morea's bald übergeben.

Die Griechen hatten in dieser Halbinsel nun Ruhe vor ihren Feinden, ja sie faßten auch wieder in einigen Gegenden des mittleren Griechenlands festen Fuß, und der Präsident Graf Capo d'Istrias konnte das Werk der innern Anordnung des zerrütteten Landes beginnen.

Der russisch-türkische Krieg nahm in dem Jahre 1829 eine außerordentlich glückliche Wendung für die Russen. Der General Diebitsch drang, nachdem er den Großvezier bei Schumla geschlagen hatte, und nachdem die wichtige Festung Silistria gefallen war, kühn über den Kamtschick und den Balkan, den noch kein russisches Heer betreten hatte, vor. Er stand nun in den fruchtbaren, offenen Ebenen Rumeliens und die zweite Hauptstadt des Reiches, Adrianopel, öffnete ihm am 20. August ohne Schwerdtstreich ihre Thore. In Asien aber hatte schon der zweite ausgezeichnete Feldherr, Graf Paskewitsch, mit nicht gar großer Macht Alles, was ihm entgegenstand, niedergeworfen und die wichtigste türkische Stadt in Asien, Erzerum, mit mehr als 100,000 Einwohnern, am 9. Juli eingenommen. Jetzt lag das Schicksal des türkischen Reiches in der Hand des Kaisers Nikolaus und ganz Europa blickte mit gespannter Erwartung, halb hoffend halb zitternd, auf seinen Entschluß hin. Denn wenn es auch an sich für die Fortschritte der europäischen Menschheit ein Gewinn schien, wenn der klassische Boden, der einst zum großen Theile der Sitz der höchsten Bildung des Alterthums gewesen war, von den Fesseln einer rohen Herrschaft ganz befreit würde, so war doch auf der andern Seite vorauszusehen, daß eine große Verwirrung und ein schwerer Kampf der Hauptmächte Europa's daraus hervorgehen würde. Die übrigen Mächte konnten eine so außerordentliche Vermehrung der russischen Macht, welche dieses Reich zur Herrschaft des Mittelmeeres führen mußte, nicht gleichgültig ansehen.

Der Kaiser Nikolaus jedoch bewährte den Geist der Mäßigung und Friedensliebe, welche er bei dem Beginnen des Kampfes ausgesprochen hatte; er schloß den 14. September 1829 zu Adrianopel einen wahrhaft großmüthigen Frieden, nach welchem die Türken sich zur Erfüllung früherer Verträge wegen der Moldau und Wallachei verpflichten, die Kriegskosten erstatten, einige Gränzfestungen in Asien abtreten, und, was das Wichtigste war, die Schiffahrt durch die Dardanellen frei geben mußten.

Aber das alternde türkische Reich, so eben aus dieser Gefahr errettet und von seinem alten Erbfeinde verschont, sollte sehr bald durch neue Gefahren in seinem eignen Innern zerrüttet werden. Gefährliche Aufstände brachen in mehreren Provinzen aus, und kaum waren diese mit äußerster Anstrengung gedämpft, als der mächtigste seiner Vasallen, der Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten, 1832 seinen Sohn Ibrahim mit dem im griechischen Kriege wohlgeübten Heere zur Eroberung Syriens ausschickte. Ibrahim eroberte nach hartnäckigem Widerstande die Gränzfestung Acre, an welcher Buonaparte gescheitert war, schlug die türkischen Heere, drang bis in Kleinasien vor, und nahm zuletzt bei Konieh, (dem alten Iconium,) den gegen ihn gesandten Großvezier selbst gefangen. Die Hauptstadt Konstantinopel zitterte. Da traten wiederum die christlichen Mächte, besonders Rußland und Frankreich, vermittelnd dazwischen und verhinderten zum zweiten Male den Untergang der Pforte, die einmal ein unentbehrliches Glied in der europäischen Staatenkette geworden zu seyn schien. Der Friede mit Mehemed wird unterhandelt und wird ohne Zweifel zu Stande kommen, wenn die christlichen Mächte ihn ernstlich wollen.

Das Schicksal Griechenlands schwankte nach der Trennung vom türkischen Reiche noch einige Jahre in Ungewißheit. Die eifrigen Bemühungen des Präsidenten Capo d'Istrias, Ruhe im Innern, Gesetzlichkeit aller Verhältnisse und Richtung auf die Künste des Friedens hervorzubringen, wurden von den unruhigen Partheihäuptern, die in der Unordnung ihren Vortheil sahen, verkannt. Dazu wies der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg die ihm dargebotene und schon angenommene Krone Griechenlands wieder von sich. Endlich, nach dreijähriger vergeblicher Anstrengung, wurde Capo d'Istrias am 9. Oktober 1831, als er eben zur Morgenandacht in die Kirche treten wollte, von zwei Meuchelmördern aus angesehenen Geschlechtern niedergemacht. Unordnung und Verwilderung nahmen wieder Ueberhand, bis die verbündeten Mächte den zweiten Sohn des Königs von Baiern, Otto, zum Könige des zerrütteten, aber mit so herrlichen Keimen neuer Blüte ausgestatteten, Landes ausersahen und die Einwilligung des Vaters erhielten. Der junge 16jährige König, umgeben von einem Regentschaftsrathe erfahrner Männer, gestützt auf ein bairisches Truppencorps, begleitet von den Segenswünschen seiner Eltern, seines Geburtslandes und aller Freunde des griechischen Volkes, ist zu den Küsten der neuen Heimath hinübergesegelt und hat am 6. Februar 1833 seinen Einzug in der vorläufig zur Residenz gewählten Stadt Nauplia gehalten. Der Jubel seiner neuen Unterthanen hat ihn empfangen, und die Häupter der Partheien haben sich vor ihm gebeugt. Möge mit der Regierung Otto's I. ein neuer Tag für einen Fleck

Europa's aufgehen, der einst die hellste Sonne gesehen hat, aber dann lange in Nacht verhüllt gewesen ist!

152. Die Juli-Revolution in Frankreich, 1830, und ihre Folgen.

Die Familie der Bourbons hatte es nicht verstanden, ungeachtet vieler ehrenwerther Züge in ihrem Charakter, die allgemeine Achtung des französischen Volkes zu gewinnen und den noch immer fortdauernden Kampf der Leidenschaften zu beschwichtigen. Welche außerordentliche Kraft hätte dazu gehört, nach einer vierzigjährigen, fast unaufhörlichen Aufregung, zuerst durch die Wechsel der Revolution, dann durch die unerhörten Unternehmungen eines gewaltigen Geistes, das reizbarste Volk Europa's zur ruhigen Verfolgung friedlicher Bestrebungen, zur Mäßigung, Selbstentsagung und religiösen Beruhigung zurückzuführen! Diese Kraft war in dem alternden Herrscher-Geschlechte nicht mehr; es unternahm, wenn auch in guter Absicht, den immer vergeblichen Kampf für ein abgestorbenes Altes, gegen eine neue Welt von Ideen und gegen heftige Begehrungen, welche, jedem offnen Widerstande unbezwinglich, nur durch eine sehr überlegene geistige Kraft zum Guten geleitet werden konnten.

Die Minister Karls X. veranlaßten im Juli 1830, um ihren Willen gegen den der Kammern durchzusetzen, mehrere Ordonnanzen des Königs, wodurch Artikel der Charte verletzt wurden. Dies gab das Signal zum offnen Widerstande; das Volk der Hauptstadt, welches immer für ganz Frankreich die Stimme zu geben gewohnt war, erhob sich zum Aufstande in den Tagen des 26., 27. und 29. Juli, bekämpfte die nicht zahlreichen Truppen und zwang sie zur Räumung der Stadt. Und als nun von allen Seiten der Zuruf des Beifalls aus dem übrigen Frankreich erscholl, und die geringere Zahl der Anhänger des herrschenden Hauses verzagte, da mußte der König mit seinem ganzen Hause Frankreich verlassen und zunächst in England eine Zuflucht suchen; das französische Volk aber setzte einen andern Zweig des königlichen Geschlechtes, das Haus Orleans, in der Person des Königs Ludwig Philipp, auf den Thron. Die Einstimmigkeit, womit dies geschah, und das verständige Benehmen des neuen Königs bewog die übrigen Mächte Europa's, ihn anzuerkennen. Seine Herrschaft besteht nun bis in's dritte Jahr; aber sie hat schon schwere Kämpfe mit dem neuaufgeregten Partheigeiste dieses leidenschaftlichen Volkes zu bestehen gehabt, angefeindet auf der einen Seite von den Anhängern der alten Regierung, die nach der ersten Betäubung ihr Haupt wieder erhoben, und auf der andern, fast noch heftiger, durch die Parthei der Republikaner, welche den alten Traum einer eigentlichen Republik um

so fanatischer verfolgen, je widersinniger er ist. Eine Republik von 30 Millionen Menschen in einem Zeitalter und einem Volke, welches die einfachen Bürger-Tugenden, mit denen ein Freistaat allein bestehen kann, kaum dem Namen nach kennt! — Wie dieser Kampf in welchem Eigensucht und Leidenschaft die Fahne schwingen, noch endigen werde, vermag kein menschlicher Verstand zu ergründen. Bis jetzt hat der König und sein Ministerium das Steuer des Schiffes in schweren Stürmen noch glücklich gelenkt, und mit Mäßigung die schlimmen Verwickelungen im Innern, wie nach Außen, zu lösen gewußt. Denn auch im übrigen Europa trat ein schwieriger Fall nach dem andern hervor.

Zuerst erhob sich schon im Sept. desselben Jahres ein Aufruhr in Brüssel, und nach und nach im ganzen belgischen Volke, gegen die Herrschaft des Oranischen Hauses und die Verbindung mit Holland. Nach blutigen Gefechten mußten die holländischen Truppen zuerst Brüssel, dann das übrige Land, bis auf wenige Plätze, räumen. Der schroffe Gegensatz zwischen den beiden, erst durch den Wiener Kongreß vereinigten, Theilen des Königreichs der Niederlande zeigte sich so stark, daß selbst der König Wilhelm und die altholländischen Provinzen eine so widerwärtige Vereinigung nicht ferner wünschen konnten, und daß auch die übrigen Mächte ihre Zustimmung zu der Bildung eines eigenen Königreichs Belgien gaben.

Aber damit war diese schwierige Frage noch nicht gelöst. Der neue Staat, aus reichen und kraftvollen Provinzen bestehend, kann seine Kräfte nicht entwickeln, wenn er nicht ungehinderte Verbindung mit dem Meere durch die Schelde hat, deren Mündungen von Holland beherrscht werden. Holland aber will den Vortheil dieser Stellung nicht aus den Händen geben, damit nicht Antwerpen, wie es schon früher gethan, den großen Handelsplätzen Hollands zu sehr Abbruch thue. Auch wegen des Besitzes von Luxemburg und einiger anderer Landstriche erhob sich Streit, so wie wegen Theilung der National-Schuld. Die fünf großen Mächte Europa's setzten eine Conferenz in London nieder, um diese Streitfragen zu entscheiden; und um sogleich dem belgischen Staate ein Oberhaupt zu geben, leiteten sie es so ein, daß die belgischen Reichsstände den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zum Könige wählten. Er, der die Krone Griechenlands ausgeschlagen hatte, nahm die belgische im Juli 1831 an und vermählte sich später mit einer Tochter Ludwig Philipps, wodurch das Geschick seines Thrones noch enger an Frankreich's Beistand geknüpft wurde. Dieser hatte sich schon gleich nach seiner Thronbesteigung thätig gezeigt, als der König Wilhelm von Holland den noch dauernden Zwistigkeiten durch die Gewalt der Waffen ein Ende machen wollte, und siegreich in Belgien einfiel. Allein rasch ging ein französisches Heer zum Schutze Belgiens

über die Gränze, vor dessen Uebermacht die Holländer zurückwichen.

Eine zweite thätige Hülfe erfuhr Belgien gegen das Ende des Jahres 1832 durch Frankreich, indem ein französisches Heer die Citadelle von Antwerpen, welche eine holländische Besatzung unter dem General Chassée noch immer besetzt hielt, nach sehr tapferem Widerstande des letzteren, und schwieriger Belagerung einnahm, und der belgischen Regierung übergab. Zugleich hielt eine englisch-französische Flotte die Küsten Hollands bloquirt, und führte die holländischen Kauffahrthei-Schiffe, die auf dem Meere gefunden wurden, nach englischen und französischen Häfen. Oestreich, Preußen und Rußland billigten zwar diese Zwangsmaßregeln gegen Holland nicht und wollten selbst nicht Theil daran nehmen; allein die Sorge vieler, daß aus dieser Meinungs-Verschiedenheit der großen Mächte ein europäischer Krieg entstehen könne, wurde durch die Mäßigung der Herrscher gehoben. Als das französische Heer, der Zusage des Königs gemäß, gleich nach der Eroberung der Antwerpener Citadelle, nach Frankreich zurückzog, löste auch der König von Preußen das Beobachtungsheer, welches er an der Maaß zusammengezogen hatte, auf.

Gleichwohl ist die schwierige Frage zwischen Holland und Belgien noch immer nicht schließlich entschieden; die Blokade der holländischen Küste dauert fort; die beiden, so eben getrennten, Staaten stehen noch immer drohend einander gegenüber, und nur die allwaltende Weisheit, welche die Herzen der Könige, wie der Völker nach den Gesetzen einer ewigen Ordnung lenkt, kann uns vor dem Ausbruche eines großen Feuers, von dem noch glimmenden Funken ausgehend, bewahren.

Einen andern Brand, der als Folge der Juli-Revolution sich entzündete und mit großer Heftigkeit eine Zeitlang fortdauerte, hat die Vorsehung ebenfalls ohne allgemeine Folgen für Europa vorüberziehen lassen, nämlich die Revolution in Polen gegen die russische Herrschaft, welche im November 1830 in Warschau ausbrach, schnell um sich griff, und an einem kriegserfahrenen Heere eine kräftige Stütze fand. Der Adel des Landes, die Städte, die Landleute, Alles vereinigte sich, um eine National-Unabhängigkeit wieder zu erringen, welche ihnen durch die Theilung Polens im 18ten Jahrhundert genommen, durch Napoleon als Aufregungsmittel gegen Rußland wieder vorgehalten aber nicht gewährt war, und jetzt noch einmal das ganze Volk zu einem Kampfe auf Leben und Tod anfeuerte. Dieser Kampf war sehr heftig und dauernd. Der Kern der russischen Macht mußte nach und nach herbeigezogen, und die besten Anführer an seine Spitze gestellt werden. Der eine derselben, der Besieger der Türken, Graf Diebitsch, erlag den Beschwerden und den Gemüthsanstrengungen dieses Kampfes nach mehreren sehr blutigen und zweifelhaften Schlachten;

erst sein Nachfolger, Graf Paskewitsch unterwarf das Land durch Umgehung und Trennung der Heere und blutigen Sturm auf die Hauptstadt, am 8. September 1831. Theile des polnischen Heeres waren über die östreichische und preußische Gränze gegangen und wurden entwaffnet; ihre Offiziere wanderten zum großen Theile durch Deutschland nach Frankreich. Im Februar 1832 wurde Polen als integrirender Theil mit dem russischen Reiche vereinigt.

Einen leichteren und schnelleren Ausgang nahm der Aufstand der päpstlichen Legationen und einiger benachbarten kleineren Fürstenthümer Italiens. Durch das Einrücken östreichischer Truppen wurde schnell die Ruhe hergestellt. Als aber, nach deren baldigen Entfernung, neue Gährung entstand, rückten die Oestreicher neuerdings ein und besetzten Bologne, wodurch Frankreich bewogen wurde, um auch seinen Einfluß in Italien geltend zu machen, eine Flotte nach Ancona zu senden und diese Stadt zu besetzen. Beide Mächte stehen noch dort, als Wächter der Ruhe, aber auch voll gegenseitiger Eifersucht einander gegenüber.

Damit fast kein Land Europa's von Erschütterungen, oder doch Sorgen, frei bliebe, — nur Dänemark und Schweden blieben ziemlich unberührt, — spalteten sich auch in der Schweiz die Partheien für das Alte und Neue, riß sich ein Theil des Kantons Basel als Basel-Landschaft von der Stadt ab, mußte Neufchatel erst durch Waffengewalt wieder zur Ruhe gebracht werden, und stehen auch jetzt die Urkantone in Ansicht und Streben getrennt von den Uebrigen da, so daß selbst in diesem kleinem, früher so friedlichen, Lande die Nachwehen der französischen Revolution noch längst nicht überwunden zu seyn scheinen.

In England endlich hat sich der Gährungsstoff, der vorzüglich aus dem Uebermaße von Armuth und Reichthum seine Nahrung erhält, allmählig zu einer Höhe gesteigert, welche die Zukunft dieses Reiches sehr trübe zu machen drohet, und in einem großen Theile von Irland ist die Herrschaft der Gesetze so sehr gesunken, daß Leben und Eigenthum der friedlichen Einwohner in steter Gefahr schwebt und nur ein kräftiges Einschreiten der Gewalt von einer, und Verbesserung der bürgerlichen Einrichtungen von der andern Seite, die gänzliche Auflösung aller Ordnung noch einmal abwenden zu können scheint.

153. Schluss.

So bietet der Rückblick auf die drei letzten sorgenvollen Jahre das traurige Bild allgemeiner Gährung dar, in welcher nur durch die höchste Anstrengung derer, welche den Frieden

unter jeder Bedingung aufrecht zu halten für ihre Pflicht hielten, der Ausbruch des furchtbarsten Gewitters, welches menschlichen Ansichten nach jemals Europa bedrohet hat, zurückgehalten wurde. Die große Gefahr liegt nicht etwa in der Kriegslust einzelner Machthaber, oder in dem Hasse von Herrschern und Völkern gegen einander, — solche Ursachen äußerer Erschütterungen sind von Zeit zu Zeit in der Geschichte mit großer Gewalt aufgetreten, aber sie haben, so verderblich sie für den Augenblick waren, den innern Kern menschlicher Zustände unbeschädigt gelassen, und aus Trümmern hat sich ein neues Daseyn erhoben; — sondern es ist ein fressendes Gift im Innern der bürgerlichen Gesellschaften ausgestreuet, welches die Keime ihres Lebens zu zerstören drohet und bei einem äußern Anlasse zugleich von Innen heraus auflösend, zerrüttend, zermalmend wirken würde. Die Angelpunkte des menschlichen Daseyns, Religion, Sitte, Ehrfurcht vor dem Gesetze, Scheu vor der Lüge und dem Truge, Liebe zum Vaterlande, Ergebung in das Nothwendige, wo es als höhere Schickung erscheint, Glaube an den Sieg des Guten und kräftiger Muth zum Wirken in diesem Glauben, — wo stehen sie noch fest in der ihnen gebührenden Kraft und Allgemeinheit? — Darum ist auch nicht mit äußern Mitteln gründlich zu helfen, nicht mit Gewalt, nicht mit der Klugheit des berechnenden Verstandes, nicht mit neuen Formen des Staatslebens; — sondern die Heilung kann nur von Innen heraus kommen, wenn jeder Vater in seinem Hause, jeder Lehrer unter seinen Schülern, jeder Freund unter seinen Freunden, seine ganze Lebenskraft daransetzt, der Entartung des Sinnes entgegen zu arbeiten, welche uns zum Abgrunde fortzureißen drohet.

Halten wir denn fest an dem Glauben, daß es noch viele tüchtige Gemüther, zunächst in unserm deutschen Vaterlande, gebe, welche in solchem Geiste zu wirken nicht müde werden! Der Beistand von Oben wird ihnen nicht fehlen, wie er denn selbst in den unglücklichen Jahren, die wir so eben geschildert haben, nicht gefehlt hat. Oder, wer hat in der Zeit der Gefahr doch noch das Aeußerste verhütet, so oft auch Leidenschaft oder Verblendung den Umsturz aller Ordnung versucht haben? Wer hat das Feld gesegnet und die Erndten gedeihen lassen, damit nicht Hunger und Elend die brodlose Masse des Volkes zum Aufstande brächten, den sinnlose Menschen für ihre verbrecherischen Absichten benutzen konnten? Wer hat die furchtbare Seuche, die in ihren grausenvollen Erscheinungen Sinn und Verstand zu verwirren geeignet war, noch so gnädig an dem größeren Theile Europa's vorübergeführt, daß sie nur als ein großes Warnungszeichen wirken durfte? Und wer endlich hat in dem verworrenen Treiben menschlicher Leidenschaften einzelne Saamenkörner künftiger großer Pflanzungen aufgehen lassen, die das Auge des Menschenfreundes, wenn es aus dem

Jammer, der in seiner Nähe vorgeht, den Blick in die Ferne erhebt, zu trösten im Stande sind.

Das ist die Frucht des ernsten Erforschens der Geschichte, daß wir die Wege der Vorsehung im Großen zu erkennen uns bemühen, um in keiner Noth der Gegenwart gänzlich zu verzweifeln. Und es sind in der That in unserm Zeitalter einige Keime neuer Zustände gepflanzt worden, welche unsern Blick zum Schlusse dieser ernsten Betrachtungen wieder erheben können.

In Griechenland ist ein europäischer Volksstamm, der zu den ältesten und edelsten gehört, aus der Knechtschaft von Barbaren erlöst worden und hat es in seiner Hand, ein neues jugendliches Daseyn zu beginnen.

An den Küsten des nördlichen Afrika ist durch Algiers Eroberung der Grund zu einer christlichen Niederlassung gelegt, welche, wenn sie nach großartigen Ideen geleitet wird, nach und nach diese ganze, im Alterthum so wichtige, Küste einnehmen, dem Ueberflusse an Menschen in Europa eine Zuflucht gewähren und die Reihe größerer Entwicklungen für jenen ganzen Welttheil anknüpfen kann.

In Mittel- und Südmerika hat sich eine Reihe von Staaten von der Herrschaft Spaniens und Portugals frei gemacht, die ebenfalls ein großes Feld freier und rascher Entwicklung vor sich haben, und, wenn in ihnen ein gesundes Lebensprincip vorwaltet, eine neue wichtige Aufgabe für das Fortschreiten des Menschengeschlechts im Großen zu lösen bestimmt sind, nemlich verschiedene Menschen-Racen nach und nach zu Einem organischen Ganzen zu verschmelzen.

Auch der fünfte Welttheil gewinnt durch Ansiedlung von Europäern und Ausbreitung des Christenthums immer mehr an Wichtigkeit, und auch seine Zeit wird kommen, da er mit Selbstständigkeit seine Rolle in der Geschichte der Menschheit übernehmen wird.

Von Europa aus ist das höhere Leben der übrigen Welttheile gegründet worden. Sollte die Mutter so vieler aufblühenden Töchter ihre ganze Lebenskraft erschöpft haben? Viele Zeichen freilich deuten auf unheilbare Altersschwäche hin. Allein auch das Alter kann in seinen Gränzen und nach seinen Gesetzen ein gesundes und blühendes seyn, (ein viridis senectus.) Die Gesundheit muß nur im Innern der geistigen Natur ihre Wurzel haben. Ob wir die Kraft und den ernsten Willen besitzen, diese Wurzel unseres Lebens von dem um sie gehäuften Schutte zu befreien, damit sie neue Sprossen treibe, das wird die Geschichte der nächsten Zeitalter zu unserer Ehre oder zu unserer Schande offenbaren.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Gedächtniß-Uebers.

Uebersicht der deutschen Geschichte für Gedächtnißübungen.

I Zeitraum bis nach 486 nach Chr. Geb.

Erste Abtheilung.

			Pag.
Cimbern und Teutonen . . .	113 —	101 vor Chr. G.	66
Cäsar und Ariovist		58 — — —	72
Drusus in Deutschland . . .	12 —	9 — — —	78
Hermann und Varus		9 nach Chr. G.	83
Hermann und Germanikus . .	14 —	16 — — —	87
Hermanns Tod		21 — — —	95
Markomannenkrieg.	167 —	180 — — —	96
Deutsche Völkervereine zwischen .	200 und	300 — — —	98
Völkerwanderung		375 — — —	104
Alarich erobert Rom		410 — — —	109
Attila, Schlacht bei Chalons		451 — — —	111
Odoaker und Romul. August.		476 — — —	115

II. Zeitraum von 486—768.

			Pag.
Klodwig	482—511	500 — — —	118
Theodorich	488—526	500 — — —	120
Justinian zerstört das Ostgoth. Reich . .		553 — — —	122
Longobarden in Italien		568 — — —	123
Winfried oder Bonifacius		718 — — —	130
Karl Martel		732 — — —	133

1. Die Karolinger. 752—911.

		Pag.
Pipin der Kleine	752 — — —	134

III. Zeitraum 768—919.

		Erste Abtheilung. Pag.
Karl der Große	768—814	— — — 136
Karls Kaiserkrönung	800	— — — 148
Ludwig der Fromme	814—840	— — — 159
Vertrag zu Verdün	843	— — — 161
Ludwig der deutsche, Karl der Dicke, Arnulf und Ludwig das Kind	843—911	— — — 163
Konrad I.	911—918	— — — 170

IV. Zeitraum 919—1273.

2. Sächsische Kaiser. 919—1024.

Heinrich I.	919—936	— — — 173
Schlacht bei Merseburg	933	— — — 176
Otto I.	936—973	— — — 179
Schlacht auf dem Lechfelde . . .	955	— — — 183
Erneuerung der röm. Kaiserwürde .	962	— — — 184
Otto II., Otto III., Heinrich II. .	973—1024	— — — 189

3. Salische Kaiser. 1024—1125.

Konrad II.	1024—1039	— — — 193
Heinrich III.	1039—1056	— — — 196
Heinrich IV.	1056—1106	— — — 199
Heinrich und Gregor VII. zu Canossa	1077	— — — 211
Jerusalem erobert durch Gottf. v. Bouillon	1099	— — — 222
Heinrich V.	1106—1125	— — — 216
(Lothar von Sachsen)	1125—1137	— — — 223

4. Hohenstaufische Kaiser. 1137—1254.

Konrad III.	1137—1152	— — — 224
Friedrich I. Barbarossa . . .	1153—1190	— — — 227
Zerstörung Mailands	1162	— — — 231
Schlacht bei Lignano	1176	— — — 235
Heinrich der Löwe geächtet . . .	1180	— — — 239
Heinrich VI.	1190—1197	— — — 242
Philipp von Schwaben u. Otto IV.	1197—1215	— — — 244

		Erste Abtheilung.			Pag.
Friedrich II.	1215 — 1250	—	—	—	245
Friedrichs II Kreuzzug	1228	—	—	—	246
Konrad IV. u. Wilh. v. Holland	1250 — 1256	—	—	—	254
Interregnum	1256 — 1273	—	—	—	286

V. Zeitraum 1273 — 1520.

5. Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1273 — 1437.

Rudolph von Habsburg . . .	1273 — 1291	—	—	—	290
Adolf von Nassau	1292 — 1298	—	—	—	295
Albrecht von Oestreich	1298 — 1308	—	—	—	297
Befreiung der Schweiz	1308	—	—	—	297
Heinrich VII. von Luxemburg .	1308 — 1313	—	—	—	300
Ludwig von Baiern u. Friedrich von Oestreich	1314 — 1347	—	—	—	301
Karl IV.	1347 — 1378	—	—	—	306
Goldene Bulle	1356	—	—	—	308
Wenzel	1378 — 1400	—	—	—	310
Schlacht bei Sempach	1386	—	—	—	311
Ruprecht von der Pfalz . . .	1400 — 1410	—	—	—	315
Sigismund	1410 — 1437	—	—	—	316
Consilium zu Costnitz . .	1414 . . .	—	—	—	316
Huß verbrannt	1415 . . .	—	—	—	321

6. Oestreichische Kaiser. 1437 — 1806.

Albrecht II.	1437 — 1439	—	—	—	324
Friedrich III.	1440 — 1493	—	—	—	325
Karl der Kühne stirbt	1977	—	—	—	332
Maximilian I.	1493 — 1519	—	—	—	334
Ewiger Landfriede	1495	—	—	—	341

VI. Zeitraum 1520 — 1648.

		Zweite Abtheilung.			Pag.
Karl V. . . . . . . 1520 — 1556 oder	58	—	—	—	354
Anfang der Reformation . .	1517	—	—	—	361
Reichstag zu Worms	1521	—	—	—	368
Schlacht bei Pavia	1525	—	—	—	375
Augsburgische Confession	1530	—	—	—	380

Zweite Abtheilung. Pag.
Zug nach Tunis . . . . 1535 — — — 386
Friede mit Frankreich zu Crespy . 1544 — — — 390
Luthers Tod . . . . 1546 — — — 395
Schmalkaldischer Krieg . . . . . 1546 — — — 400
Schlacht bei Mühlberg . . . . . 1547 — — — 406
Das Interim . . . . 1548 — — — 412
Moritz gegen Karl . . . . 1552 — — — 415
Religionsfriede zu Augsburg. . . 1555 — — — 420
Karl legt die Regierung nieder . 1556 — — — 421
Ferdinand I. . . . . 1556—1564 — — — 423
Maximilian II. . . . . 1564—1576 — — — 427
Rudolf II. . . . . 1576—1612 — — — 429
Mathias . . . . 1612—1619 — — — 436
Anfang des 30jährigen Krieges . . 1618 — — — 439
Ferdinand II. . . . . 1619—1637 — — — 443
Schlacht auf dem weißen Berge . 1624 — — — 446
Krieg mit Dänemark . . 1624—1629 — — — 448
Wallenstein . . . . 1626 — — — 449
Gustav Adolf in Deutschland 1630—1632 — — — 455
Zerstörung von Magdeburg und
Schlacht bei Leipzig . . . . . 1631 — — — 461
und 462
Schlacht bei Lützen . . . . 1632 — — — 468
Wallensteins Tod und Schlacht
bei Nördlingen . . . . 1634 — — — 472
Ferdinand III. . . . . 1637—1657 — — — 475
Westphälischer Friede . . . . . 1648 — — — 478

VII. Zeitraum 1648—1833.

Leopold I. . . . . 1658—1705 — — — 491
Schlacht bei Fehrbellin . . . . . 1675 — — — 494
Nimweger Friede . . . . 1678 und 79 — — — 495
Die Türken vor Wien . . . . . 1683 — — — 498
Friede zu Ryßwik . . . . 1697 — — — 503
Friedrich I. König von Preußen . 1701 — — — 505
Spanischer Erbfolgekrieg . 1701—1714 — — — 506
Schlacht bei Hochstädt . . . . . 1704 — — — 511
Joseph I. . . . . 1705—1711 — — — 512
Karl VI. . . . . 1711—1740 — — — 518
Frieden zu Utrecht, Rastadt
und Baden . . . . . . 1713 und 14 — — — 518
Maria Theresia . . . . . 1740—1780 — — — 522
Friedrich II. von Preußen . 1740—1786 — — — 522
Erster schlesischer Krieg . . 1740—1742 — — — 525

		Zweite Abtheilung. Pag.
Karl VII. aus dem Baierschen Hause	1742—1745	— — — 528
Zweiter schlesischer Krieg	1744—1745	— — — 530
Franz I.	1745—1765	— — — 531
Siebenjähriger Krieg	1756—1763	— — — 535
Joseph II.	1765—1790	— — — 574
Erste Theilung Polens	1773	— — — 574
Baierscher Erbfolgestreit	1778	— — — 575
Französische Revolution	1789	— — — 580
Leopold II.	1790—1792	— — — 579
Erster Revolutionskrieg	1792—1797	— — — 583
Franz II.	1792—1806	— — — 583
Waffenglück der Franzosen	1794 und 95	— — — 589
Friede zu Basel	1795	— — — 590
Bonaparte in Italien	1796 und 97	— — — 592
Erzherzog Karl gegen Jourdan	1796	— — — 593
Friede zu Campo Formio	1797	— — — 594
Friedenskongreß zu Rastadt	1798	— — — 595
Expedition nach Egypten	1798	— — — 596
Zweiter Krieg mit Frankreich, Suwarow	1799—1801	— — — 597
Bonaparte erster Consul	1799	— — — 599
Schlacht bei Marenge 14. Juni	1800	— — — 600
Friede zu Lüneville	1801	— — — 602
Besetzung Hannovers	1803	— — — 605
Napoleon Kaiser	1804	— — — 606
Krieg Oestreichs von	1805	— — — 610
Schlacht bei Austerlitz 2. Dezbr.		— — — 611
Preßburger Friede 25. Dezbr.		— — — 612
Der Rheinbund 12. Juli	1806	— — — 615
Franz II. legt die deutsche Kaiserkrone nieder	1806	— — — 616
Preußens Krieg von	1806 und 1807	— — — 616
Schlacht bei Jena 14. Okt.	1806	— — — 617
Schlachten bei Eilau und Friedland	1807	— — — 619
Friede zu Tilsit 7. und 9. Juli	1807	— — — 620
Joseph Napoleon, König von Spanien	1808	— — — 623
Oestreichischer Krieg von	1809	— — — 623
Schlacht bei Aspern 21. und 22. Mai		— — — 625
Schlacht bei Wagram 5. und 6. Juli		— — — 628
Friede zu Wien 14. Okt.		— — — 629
Marie Louise von Oestreich, franz. Kaiserin	1810	— — — 630
Vereinigung von Bremen, Hamburg und Lübeck mit Frankreich 13. Dez.	1810	— — — 630

Das Jahr 1813.

Dritte Abtheilung *) Pag.

Friedrich Wilhelm fordert zum freiwilligen Dienst auf, 3. Febr. 1813 10
Kriegserklärung Preußens, 17. März 12
Schlacht bei Lützen, 2. Mai 20
Schlacht bei Bautzen, 20. und 21. Mai 24
Waffenstillstand, 10. Juni bis 17. August 27
Kriegserklärung Oestreichs, 10. August 31
Treffen bei Groß-Beeren, 23. August 34
Schlacht an der Katzbach, 26. August 35
Schlacht bei Dresden, 26. und 27. August 37
Schlacht bei Kulm, 30. August 40
Schlacht bei Dennewitz, 6. September 42
Treffen bei der Göhrde, 16. September 67
Treffen bei Wartenburg, 3. Oktober 45
Baierns Bündniß mit Oestreich, 8. Oktober.
Schlacht bei Leipzig, 16., 18. und 19. Oktober 50
Schlacht bei Hanau, 30. und 31. Oktober 65
Uebergabe von Dresden, 11. November. 66
Uebergabe von Danzig, 26. November 66

Das Jahr 1814.

Blücher geht über den Rhein, 1. Januar 68
Friede zu Kiel zwischen Schweden und Dänemark, 4. Januar.
Schlacht bei Brienne oder la Rothiere, 1. und 2. Februar . 70
Treffen bei Champaubert und Montmirail, 10. und 11. Februar 75
Treffen bei Montereau, 18. Februar 77
Schlacht bei Laon, 9. März 80
Gefechte bei Arcis sur Aube, 20. und 21. März 82
Treffen bei Lafere Champenoise, 25. März 85
Schlacht bei Montmartre, 30. März 86

Einzug in Paris, 31. März 88

Napoleon abgesetzt, 2. April 88
Friede zu Paris, 30. Mai 90
Einzug der Verbündeten in Hamburg, 31. Mai.
Eröffnung des Wiener Congresses, 3. November.

*) Auch unter dem Titel: Die deutschen Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815. Preis ¼ Thlr.

Das Jahr 1815.

Dritte Abtheilung. Pag.

Napoleon landet mit 900 Mann in Frankreich, 1. März . 91
Europäische Achtserklärung gegen Napoleon, 13. März . 93
Napoleon in Paris, 20. März. 92
Krieg Oestreichs gegen den König Joachim von Neapel, 10. April 95
Einzug der Oestreicher in Neapel, 22. Mai.
Schlacht bei Ligny, 16. Juni 97
Schlacht bei Belle-Alliance und Waterloo, 18. Juni 100
Napoleon entsagt der Krone zu Gunsten seines Sohnes, 22. Juni 108
Gefecht bei Issy, 2. und 3 Juli 108
Einzug in Paris, 7. Juli 108
Napoleon Gefangener der Engländer, 13. Juli 108
Seine Ankunft auf St. Helena, 18. Oktober.
Zweiter Friede zu Paris, 20. November.

Zweite Abtheilung. Pag.

Neue deutsche Bundesakte, 8 Juni 1815 . . . 631
Schluß des Wiener Kongresses, 9. Juni
Militär-Revolution in Spanien, Portugal und Neapel, 1820 643
Aufstand der Griechen, 1821 646
Schlacht bei Navarino, 20. Oktober 1827 647
Juli-Revolution in Frankreich, Aufstand in Belgien und Polen, 1830 651
Leopold I. König von Belgien, 1831 652
Otto I. König von Griechenland, 1832 650

Aus diesem Verlage sind ferner in allen Buchhandlungen zu hab

Kurze Darstellung der deutschen Geschichte für Volksschulen. (Auszug diesem größeren Werke). Von Fr. Kohlrausch. gr. 8. Dritte verbeſſ und vermehrte Auflage. ½ T

Die deutschen Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815. Für die jährl Schulfeier der Feste vom 18. Oktober, 31. März und 18. Juni. Fr. Kohlrausch. gr. 8. Sechste verbess. und verm. Auflage. ⅓ T

Chronologischer Abriß der Weltgeschichte zunächst für den Jugend-Unterri Von Fr. Kohlrausch. gr. 4. Neunte verbesserte und mit einer synch nistischen Tabelle der alten, so wie der neueren Staatengeschichte verb serte und stark vermehrte Auflage. 10 Sgr. oder 12½ S

Kleiner historischer Atlas zur allgemeinen Weltgeschichte für den Schulgebrau Von A. W. Möller. Zu Kohlrausch's Abriß der Weltg schichte, nach dessen Angaben entworfen. 10 Karten. Folio. Neugezei nete Auflage. 1 Th

Kirche, Schule und Haus, dargestellt von Dr. Pustkuchen-Glanzo Gr. 8. 1 Thl

Leitfaden für den Unterricht in der Formen-, Größen und räumlichen Ve bindungslehre. Für Schüler, welche an mathemathischen Gegenständ denken lernen wollen. Von Dr. F. A. W. Diesterweg, Direkt Zweite umgearbeitete Auflage mit einer Steintafel. ½ Thl

Anweisung zum Gebrauche des Leitfadens. Für den Unterricht in der For men-, Größen- und räumlichen Verbindungslehre. Mit 5 Steintafel gr. 8. 1 Thl

Methodisches Handbuch für den Gesammt-Unterricht im Rechnen. Zu jede Exempelbuch brauchbar. Von Dr. F. A. Diesterweg und P. Heuser gr. 8. Zwei Theile. 2 Thlr. 20 Ggr. oder 2 Thlr. 25 Sgr.

Geometrische Aufgaben, nach der Methode der Griechen bearbeitet, von W. A. Diesterweg. Anderer Theil mit 5 Tafeln. gr. 8. 1⅓ Thlr.

Praktisches Rechenbuch für Elementar- und höhere Bürgerschulen. Von Dr. F. A. W. Diesterweg und P. Heuser. Erstes Uebungsbuch. 7. Aufl. 5⅔ Ggr. oder 7 Sgr. Zweites Uebungsbuch. 3. Aufl. 5⅔ Ggr. oder 7 Sgr. Drittes Uebungsbuch. 6⅔ Gr. oder 8 Sgr.

Auflösungen der Aufgaben zum praktischen Rechenbuche für Elementar- und höhere Bürgerschulen. Von Dr. F. A. W. Diesterweg und P. Heuser. 10 Ggr. oder 12½ Sgr.

Der Jugendfreund, ein Lehr- und Lesebuch für Stadt- und Landschulen. Von P. Heuser, Lehrer in Elberfeld. 6¼ Sgr.

Französische Grammatik für Gymnasien. Von Gustav Simon, ord. Lehrer am Gymnasium zu Elberfeld. ⅔ Thlr.

Der Charakter und die Bestimmung des Mannes. Von Dr. Fr. Ehrenberg. 2te Auflage. 1 Thlr. 20 Ggr. oder 1 Thlr. 25 Sgr.

Neues Handbuch für Reisende am Rheine, enthaltend die Nachweisung alles Sehenswerthen im Gebiete dieses Stromes von der Quelle bis zur Mündung. 260 enggedruckte Seiten. Mit einer neuen Karte. 1 Thlr.

Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen. Von Fr. Strauß. in 3 Theilen. Velinpap. 6. Aufl. 2⅔ Thlr.

Helons Wallfahrt nach Jerusalem, 109 Jahr vor der Geburt unsers Herrn. Von Fr. Strauß. 4 Bände. 8. 3⅔ Thlr.

Die Seefahrer. Romantische Darstellung von dem Verfasser von „Wahl und Führung" (Wilhelmi). 3 Theile, 8. 6 Thlr.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google